This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

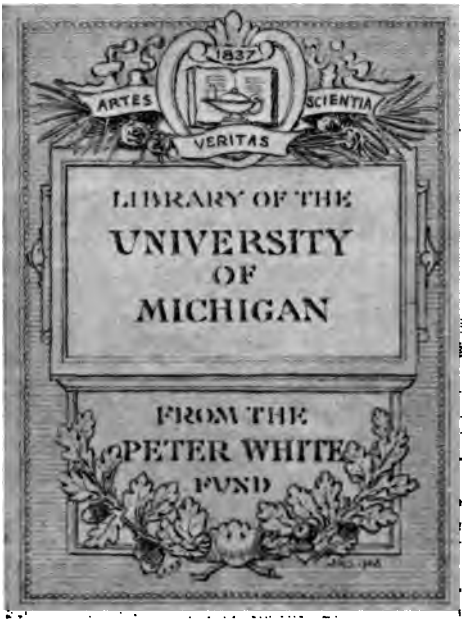
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

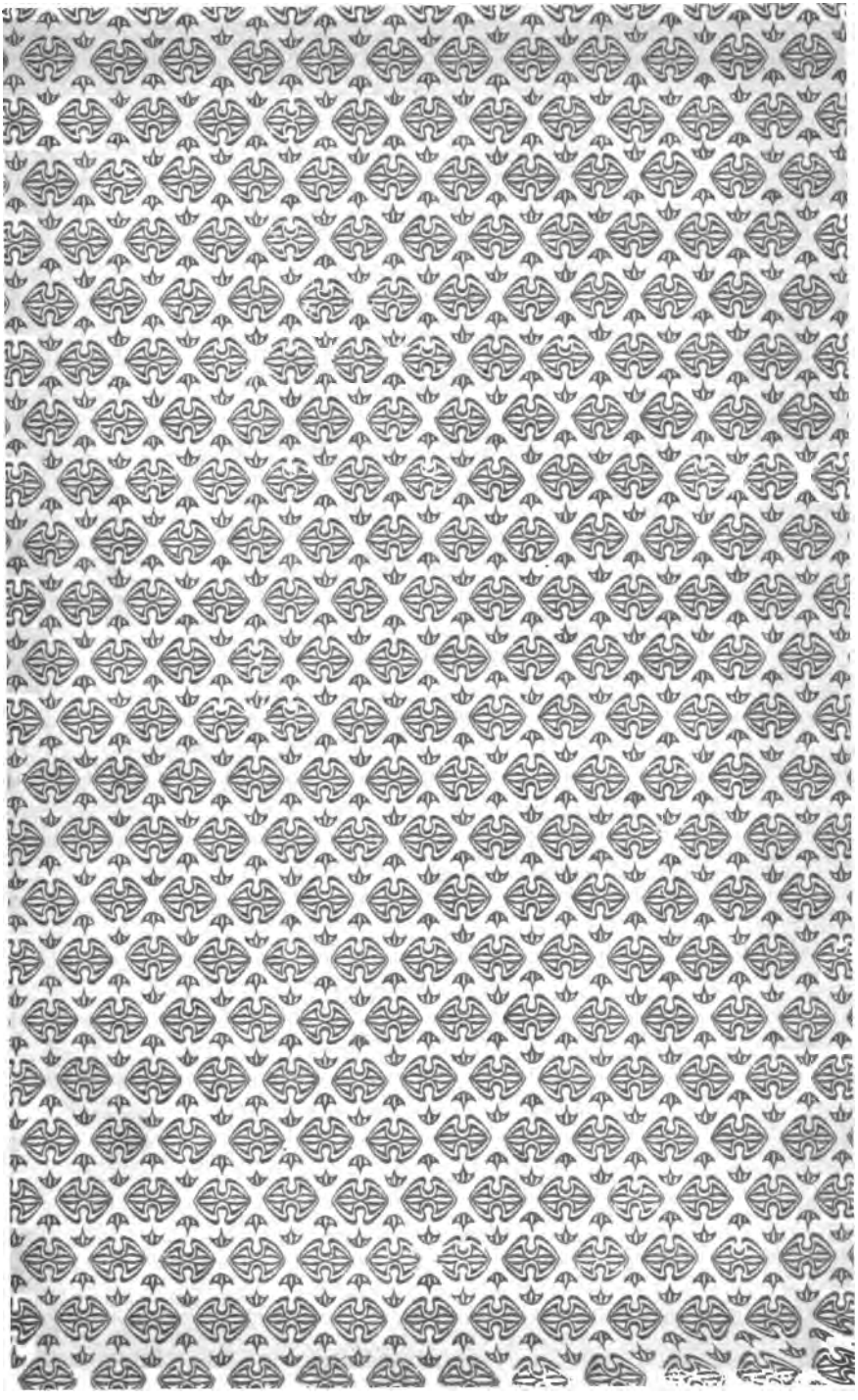
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 412964


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY
OF
MICHIGAN
FROM THE
PETER WHITE
FUND



610.5
D493
A671
G4

DEUTSCHES ARCHIV

FÜR

GESCHICHTE DER MEDICIN

UND

MEDICINISCHE GEOGRAPHIE.

HERAUSGEGEBEN

VON

HEINRICH ROHLFS.

SECHSTER JAHRGANG.

LEIPZIG
VERLAG VON C. L. HIRSCHFELD.
1883.

Inhalt des sechsten Bandes.

Seite

I. Müller, Des Berner Stadtarztes Wilhelm Fabricius Hildanus Leben und Wirken 1

II. Hofmann, Die Getränke der Griechen und Römer vom hygienischen Standpunkte 26

III. Jenks-Kleinwächter, Die Gynäkologie des Alterthums . . 41

IV. Purjesz, Nicolaus Massa als Syphilidolog 56

V. Wertner, Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten 71

VI. August Gottlieb Richter, der Neffe (Schluss) 81

VII. Kritiken 164

VIII. Miscellen.

a) Dritter Brief des Culturhistorikers Dr. August von Eye an den Herausgeber 172

b) Dammert, Die Kleiderordnung der Stadt Freiburg i. B. vom Jahre 1667 175

IX. Bernhard Nathanael Gottlob Schreger 177

X. Jenks-Kleinwächter, Die Gynäkologie des Alterthums (Schluss) 251

XI. Hofmann, Die Getränke der Griechen und Römer vom hygienischen Standpunkte (Schluss) 269

XII. Kritiken.

1. Kleinwächter, Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disciplinen. Rede 289

2. Schmidt-Rimpler, Universität und Specialistenthum. Rede 290

3. Schreiber, Das medicinische Paris 290

4. Jörg, Die Naturwissenschaft des Paracelsus. (Sudhoff) 291

5. Bouillet, Précis d'histoire de la Médecine 292

XIII. Miscellen.

a) Barbarismen in der medicinischen Sprache und Rudolf Virchow 293

b) Eine wahrscheinlich sehr seltene Ausgabe des Galen . 295

Seite

XIV. Kihn, Die klimatischen Verhältnisse des Freigerichts 297
XV. Carl Ferdinand von Gräfe, der Vater 305
XVI. Wertner, Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten (Fortsetzung) 382
XVII. Kritiken 390
XVIII. Miscellen.
a) Der Fürst Bismarck und Professor Lebert 399
b) Ueber das Alter der Syphilis in Japan 400

XIX. Faye, Resumé der historischen Abhandlung „Spitäler und milde Stiftungen in Norwegen im Mittelalter“ 401
XX. Wertner, Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten (Schluss) . 409
XXI. Johann Friedrich Dieffenbach 452
XXII. Kritiken.
1. Müller, Willibald, Gerhard van Swieten (Kleinwächter) 490
2. Rohlfs, H., Geschichte der deutschen Medicin . . . 491
3. Deutsche Medicinalzeitung 491

Fr. Bruckmann, München repr.

Wilhelm Fabricius Hildanus.

Geb. zu Hilden am 25. Juni 1560.

Gest. zu Bern am 14. Februar 1634.

I.

Des Berner Stadtarztes Wilhelm Fabricius Hildanus Leben und Wirken.

Rede zur Feier des 48. Stiftungsfestes der Universität zu Bern
am 18. November 1882

gehalten von

dem derzeitigen Rector Prof. Dr. **P. Müller.**

Hochansehnliche Versammlung!

Am 15. dieses Monats waren es 48 Jahre, dass unsere Hochschule in feierlicher Weise eröffnet wurde. Ihre Gründung fiel in eine politisch bedeutsame Zeit.

Die zündenden Ideen von Freiheit und Volksrechte, welche das philosophische Jahrhundert schuf, suchte mit rauher und blutiger Hand die erste französische Revolution in die Wirklichkeit zu übertragen; ihrem gewaltigen Ansturm konnte der morsch gewordene Staatsbau der aristokratischen Republik ebenso wenig wie der der absoluten Monarchie widerstehen. Zwar gelang es, dem durch die Eroberungszüge und die Gewaltherrschaft des ersten Napoleon erschöpften Europa nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs das alte Regime wieder aufzuzwingen; aber die Restauration, blind gegen den Geist, die Bedürfnisse und die Forderungen der Zeit, konnte zwar die alten Formen wieder aufrichten, vermochte aber nicht, ihnen jene Festigkeit zu geben, welche sie befähigt hätte, das erneute Aufbäumen des Volksbewusstseins, welches in der Julirevolution seinen Ausdruck fand, zu überdauern. Durch Letztere wurde auch hier das alte Regiment zu Grabe getragen, um einer neuen volksthümlichen Regierung Platz zu machen.

Unter den Reformen, welche die damalige Bewegung hervorrief, nahm die Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens nicht

die letzte Stelle ein. Die Fassung und Durchführung des Gedankens, die alte mangelhafte Akademie zu erweitern und zum Range einer wirklichen Hochschule zu erheben, zeugt von der tiefen Einsicht, dem edlen Streben und der grossen Opferwilligkeit der leitenden Männer der damaligen Zeit. Mit der Gründung unserer Universität hat die Letztere sich auch für die spätesten Geschlechter ein würdiges Denkmal gesetzt!

Erhebend muss die Feier gewesen sein, mit welcher am 15. Nov. 1834 in der Heiliggeistkirche vor einer illustren Versammlung unsere Hochschule eröffnet wurde. Die Ansprache des um die Eidgenossenschaft wie den Kanton Bern hochverdienten Schultheissen Neuhaus, die Worte des ersten Rectors Wilhelm Snell, sowie die Festrede des Hochschullehrers Troxler zeugen von der grossen Begeisterung, mit der man ans Werk ging, aber auch von dem Alle erfüllenden Bewusstsein der ebenso hohen als schwierigen Aufgabe, welche man der neuen Schöpfung stellte.

Seitdem ist beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen; gute und missliche Zeiten hat unsere Hochschule erlebt; die Gunst des Volkes und seiner Regenten hat sich zeitweise in höherem, zeitweise in geringerem Grade ihr zugewendet; ein zahlreicher, von allen Richtungen der Windrose sich ergänzender, oft rasch in den Personen wechselnder Lehrkörper hat im Verlaufe dieser Zeit an unserer Hochschule gewirkt. Wohl dürfte es jetzt am Platze sein, dass von dieser Stelle aus die Frage beantwortet würde: Hat unsere Universität auch den Anforderungen entsprochen, welche man bei ihrer Gründung an sie gestellt? Hat sie die Hoffnungen erfüllt, welche man auf sie gesetzt?

So verlockend es nun auch wäre, auf diese Fragen einzugehen, so will ich es mir doch versagen, dieses Thema weiter zu besprechen, denn nur noch eine kurze Zeit trennt uns ja von dem Momente, wo wir das 50jährige Stiftungsfest unserer Alma mater begehen; da wird wohl einem Berufeneren, einem mit der Geschichte der Zeit, des Landes und unserer Hochschule Vertrauteren die Aufgabe zufallen, diese Fragen in ebenso gründlicher als aufrichtiger Weise zu beantworten.

Für heute will ich Sie von der Gegenwart hinweg auf einige Augenblicke zurückführen in die Zeit des alten Bern, wo die Republik im Zenith ihrer Macht und ihres Ruhmes stand: in das

Ende des 16. und den Anfang des 17. Jahrhunderts. In dieser Zeit lebte im Gebiete des Berner Freistaates und zuletzt in den Mauern unserer Stadt ein Mann, dessen Namen Sie vergeblich in den politischen Annalen des Landes suchen, der aber als ein Stern erster Grösse um so hellstrahlender in der Geschichte der medicinischen Wissenschaft und des ärztlichen Standes erscheint, es ist dies der Berner Stadtarzt Wilhem Fabricius Hildanus. Dem Andenken dieses als Mensch, als Arzt und als Gelehrter gleich ausgezeichneten Mannes seien diese Worte geweiht!

Seine Wiege stand nicht am Fusse der Alpen, sondern an den Ufern des Rheins. Er ward geboren im ehemaligen Herzogthum Berg in dem Orte Hilden bei Düsseldorf am 25. Juni 1560. Sein Familiennamen war eigentlich Fabry, jedoch nach der damaligen Sitte der Gelehrten, welche gerne ihren Namen in eine alte Sprache übertrugen oder doch demselben einen lateinischen Anstrich gaben und zur näheren Bezeichnung ihren Heimathsort zusetzten, wandelte er in seinen Schriften seinen Namen in Fabricius Hildanus um. Er stammte aus einer guten, aber wie es scheint, nicht sehr bemittelten Familie; sein Vater war Gerichtsschreiber in Hilden. Derselbe war für die Erziehung seines Sohnes, der schon als Knabe Proben von Intelligenz und Energie ablegte, sehr bedacht, er schickte ihn schon frühe in die höhere Schule nach Köln. Der frühzeitige Tod des Vaters — der Sohn war erst 10 Jahre alt — brachte keine Unterbrechung des Unterrichts, zur Vollendung seiner Studien brachte er es jedoch nicht. Der Bürgerkrieg, der damals in den Niederlanden wüthete und dessen verderbliche Wirkung am ganzen Niederrhein verspürt wurde, sowie das Ableben seines Stiefvaters — seine Mutter hatte sich unterdessen mit einem Peter Kranz wieder verheirathet — nöthigte ihn schon mit seinem 13. Lebensjahre die Schule zu Köln wieder zu verlassen (1573). Wo und wie Fabricius die folgenden Lebensjahre, die gerade so einflussreich auf die geistige Entwicklung des Menschen sind, zubrachte, ist nicht bekannt; nach einer eigenen knappen Angabe war er so ziemlich sich selbst überlassen. Der Umstand aber, dass Fabricius die alten Sprachen beherrschte, überhaupt der nicht gewöhnliche Grad von classischer Bildung, der uns in seinen Werken entgegentritt, spricht entschieden dafür, dass der strebsame Jüngling diese Zeit nicht ganz unbenutzt vor-

über gehen liess. Indess nahm ein Freund seiner Familie, der niederländische Dichter Carl Utenhov sich des jungen Fabricius an; und unter dessen Einfluss und Beihülfe wendete er sich in seinem 16. Lebensjahre dem ärztlichen Berufe zu.

Der ärztliche Stand war in damaliger Zeit — besonders in den deutschen Ländern — ganz anders gestaltet als jetzt. Wir kennen jetzt nur Eine Klasse von Aerzten, welche auf gelehrten Schulen vorgebildet, auf Universitäten theoretisch und praktisch dem Studium der Medicin und zwar in ihrem ganzen Umfange obliegen und dann nach einer staatlich geforderten und geregelten Prüfung die Heilkunde in allen ihren Zweigen betreiben. Anders zu damaliger Zeit. Es gab — abgesehen von der zahllosen Schaar von Quacksalbern aller Art — zwei Klassen von Aerzten: die erste bildeten die eigentlichen gelehrten Aerzte (früher physici, später medici); sie betrieben das Studium der Medicin auf Universitäten — freilich auf eine etwas andere Weise als jetzt, rein theoretisch; einen praktisch-klinischen Unterricht kannte man noch nicht — sie gingen dann mit dem Doctorhut geschmückt in die Praxis. Sie bildeten eine höchst angesehene Zunft, betrieben jedoch meist nur innere Medicin; chirurgische Fälle wiesen sie in der Regel den gleich zu besprechenden Chirurgen zu oder liessen doch von denselben die wundärztliche Hülfeleistung unter ihrer Aufsicht ausführen. Die zweite Klasse bildeten die eben erwähnten Chirurgen; ihr Bildungsgang war ein ganz anderer, ebenso auch ihre sociale Stellung. Sie waren von Haus aus Barbiere oder Inhaber der damals noch so sehr frequentirten Badestuben (daher der Name Bader). Dabei betrieben sie jedoch noch die Wundarzneikunst, und zwar nicht, wie es jetzt noch geschieht, die niedern chirurgischen Hülfeleistungen, sondern auch die grössesten und schwersten Operationen wurden von denselben ausgeübt. Wer sich diesem Stande widmete, ging gewöhnlich ohne alle sonstige Vorbereitung zu einem Meister des Fachs in die Lehre; er lernte in einer mehrjährigen Dienstzeit — also rein empirisch — dieses Gewerbe, um es dann selbstständig weiter zu betreiben. Dass diese Chirurgen den eigentlichen gelehrten Aerzten gegenüber nicht eine hervorragende Stellung einnahmen, ist selbstverständlich.

Der Stand der Chirurgen hob sich jedoch, als auch intelligente Köpfe mit besserer Schulbildung sich demselben zuwandten,

als die Lehrlinge auf Reisen gingen, um sich bei tüchtigen und bekannten Meistern auszubilden, als Letztere durch Selbststudium — die Universitäten waren ihnen meist verschlossen — auch sonstige medicinische Kenntnisse sich aneigneten und besonders auch dem damals in Aufschwung gekommenen Studium der Anatomie oblagen. Und so sehen wir, dass schon ziemlich frühe Wundärzte in Feldzügen und an den Höfen der Fürsten — ich erinnere nur an Ambroise Paré, den berühmten Oberfeldarzt des Königs Franz I. von Frankreich — eine hervorragende Stellung einnahmen oder sich schriftstellerisch auszeichneten. In den grösseren Städten schlossen sich die Besseren des Standes zusammen, bildeten Zünfte, die bald mit den Corporationen der gelehrten Aerzte in Conflict geriethen, wozu der bekannte lang dauernde Streit der Pariser medicinischen Facultät mit dem Collège de St. Côme eine nicht uninteressante Illustration liefert.

Als aber später auf den Universitäten — am frühesten auf den italienischen — ebenfalls Chirurgie — anfänglich im Anschluss an die Anatomie — gelehrt wurde, und als auch die gelehrten Aerzte immer mehr und mehr die Wundarzneikunst selbst ausübten, so traten die einseitig gebildeten Chirurgen immer mehr in den Hintergrund. Nur dem Umstande, dass bei dem Mangel an eigentlichen Aerzten auf dem platten Lande und in den kleineren Städten als Ersatz der Letzteren die Chirurgen nothwendig waren, ferner die stehenden Heere und die vielen Kriege ein zahlreiches wundärztliches Personal erforderten, so dass man in späterer Zeit sogar zur Errichtung eigener land- und wundärztlicher Schulen schreiten musste; nur diesem Umstande, sage ich, ist es zuzuschreiben, dass dieser Stand unter mannigfachen Abstufungen und Benennungen sich so lange aufrecht erhielt und erst in unserem Jahrhundert durch die starke Vermehrung der wissenschaftlich gebildeten Aerzte zu dem Berufe eines untergeordneten Hülfspersonal zurückging.

Kehren wir nun zu unserm Fabricius zurück!

Derselbe wandte sich nicht der eigentlichen Medicin, sondern der Wundarzneikunst zu: ob aus Neigung oder aus Mangel an Mitteln zum Besuche einer Universität ist nicht zu entscheiden. Mit 16 Jahren ging er zu dem Wundarzte Dumgens in Neuss in die Lehre, wo er 4 Jahre (also bis 1580) verblieb. Von grossem

Glück war Fabricius begünstigt, dass ihn nun sein Geschick zu zwei Männern führte, die selbst äusserst tüchtige Wundärzte waren und durch welche er auch mit einer Reihe von trefflichen gelehrten Aerzten bekannt wurde, was auf seinen Entwickelungsgang den günstigsten Einfluss ausübte; es waren dies Cosmus Slot (gewöhnlich Slotanus genannt) in Düsseldorf, ein Schüler Vesal's, Leibwundarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, bei dem er 5 Jahre (bis 1585) verblieb und dann Jean Griffon in Genf, zu dem er sich nach einem kurzen Aufenthalte in Metz begab, um diesem vielbeschäftigten und von Fabricius selbst für einen der besten Wundärzte erklärten Chirurgen als Gehülfe zu dienen. Während seines 3jährigen Aufenthaltes in Genf (von 1585—1588) lernte er eine Genferin, Marie Colinetia, kennen, mit der er im Jahre 1587 in den Stand der Ehe trat.

Mit der Theorie und Praxis der Wundarzneikunst wohl ausgerüstet und durch den Umgang mit vielen der bedeutendsten Aerzte und durch Selbststudium auch mit den übrigen Zweigen der Medicin wohl vertraut, verliess der 28jährige Mann die Schweiz, machte zunächst eine Reise durch Frankreich, um sich dann in seinem Heimathsorte Hilden der ärztlichen Thätigkeit zu widmen. Hier blieb er jedoch nur drei Jahre (1591), um dann nach Köln überzusiedeln. Die Möglichkeit, sich an der dortigen Universität weiter ausbilden zu können, scheint ihn zu diesem Wechsel bestimmt zu haben. In der That sehen wir ihn dort auf dem anatomischen Theater viel beschäftigt und die Vorlesungen des berühmten Professors Manlius mit grossem Eifer verfolgend. Hier erschien seine Erstlingsschrift (De gangraena et sphacelo d. i. vom heissen und kalten Brande), die seinen Namen rasch bekannt machte und so günstig aufgenommen wurde, dass dieselbe nicht weniger als 11 Auflagen erlebte. Trotzdem sich ihm in Köln die günstigsten Aussichten eröffneten, so verliess er nach 5jährigem Aufenthalte (1596) diese Stadt wieder, um nach einem kurzen Besuche seines Lehrers und Freundes Griffon in Genf, sich in Lausanne niederzulassen, wo ihn die dortigen Aerzte mit offenen Armen aufnahmen und von wo aus er die freundschaftlichen Beziehungen mit seinen Genfer Collegen von Neuem anknüpfte und noch inniger gestaltete. Obgleich hier seine ärztliche Thätigkeit, seinem bereits ausgedehnten Rufe entsprechend, mit dem besten

Erfolge gekrönt war, so hielt er es doch nur 2 Jahre in Lausanne aus; nachdem er ein günstiges Anerbieten zur Uebersiedelung nach Polen ausgeschlagen, wendete er sich wieder dem Norden zu (1598). Was ihn von Lausanne wegtrieb, ist unbekannt; jene Unstetigkeit lässt sich aus seinem Charakter durchaus nicht erklären, wohl aber entspricht sie der Gepflogenheit der berühmten Aerzte und Lehrer der Hochschulen der damaligen Zeit, welche viel häufiger als dies jetzt der Fall ist, ihren Aufenthaltsort wechselten. Nur 2 Jahre prakticirte er wieder in Köln, dann kehrte er wieder im Jahre 1600 nach Lausanne zurück. Sein Aufenthalt währte hier nur sehr kurze Zeit, kaum 2 Jahre; dann siedelte er 1602 nach Payerne über, wohin ihn der Rath dieser Stadt zum Stadtarzt berief. Sein Ruf, durch treffliche ärztliche Leistungen und durch neue schriftstellerische Publicationen wesentlich erhöht, war bereits so bedeutend, dass er nach allen Richtungen hin zu Consultationen und Operationen zugezogen fast stets auf ärztlichen Wanderungen begriffen war, so dass er von den 9 Jahren, in denen er in Payerne wohnte, nur den geringeren Theil der Zeit dort zubrachte. Mit dieser unstäten Thätigkeit war das Amt eines Stadtarztes nicht vereinbar, und so siedelte er 1611 zum dritten Male nach Lausanne über; allein auch diese Stadt sah ihn wenig in ihren Mauern; dagegen treffen wir ihn wieder auf weiteren ärztlichen Reisen; wir begegnen ihm hierbei in den Palästen der Grossen, in der Gesellschaft berühmter Aerzte und im trauten Verkehr mit hervorragenden Gelehrten.

Endlich fand er eine dauernde Heimstätte; im Jahre 1614 wurde er vom Rath der Berner Republik als Stadtarzt nach Bern berufen. Er nahm den Ruf an und wurde im folgenden Jahre zum „Burger und Stadtsessen“ (wie das Rathsmanual sagt) aufgenommen und ihm aus besonderem Vertrauen der gnädigen Herrn und der Burgerschaft, das Burger- und Inzugsgeld verehrt. Am 6. April 1617 wurde Fabricius als „Meister“ bei der Schmiedenzunft aufgenommen. Die Stellung eines Stadtarztes, dessen Functionen im Wesentlichen mit dem eines jetzigen staatlichen Medicinalbeamten zusammenfielen, war eine angesehene; es war eine Einrichtung, die wir bereits im Mittelalter in den Städten deutscher Zunge vorfinden; sie wurde ursprünglich nur von gelehrten Aerzten, die man sehr häufig von Auswärts berief, bekleidet; doch

finden wir dort, wo mehrere Aerzte angestellt waren, schon frühzeitig einen Stadtwundarzt unter denselben. Hier in Bern war ein Dr. Lentulus, der Sohn eines berühmten Theologen, der College von Fabricius. War vielleicht die Aufgabe eines hiesigen Stadtarztes von vornherein keine sehr umfangreiche, oder war man hier schon zufrieden, einen so berühmten Arzt in seiner Mitte zu wissen, kurz, seine hiesige amtliche Stellung hielt ihn nicht ab, das frühere Wanderleben auch von hier aus fortzusetzen. Erst höheres Alter und Krankheit setzten demselben Schranken. Zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode (1634), bekleidete Fabricius diese Stelle.

Wenn wir uns in die damalige Zeit zurückversetzen und deren Culturzustand uns vergegenwärtigen, und dann sein Lebensbild an uns vorüberziehen lassen, so tritt uns Fabricius Hildanus gegenüber seinen ärztlichen Zeitgenossen als eine äusserst imponirende Persönlichkeit entgegen. Man darf wohl sagen, ohne befürchten zu müssen auf Widerspruch zu stossen: er war einer der grössesten Aerzte des 17. Jahrhunderts. Der Ruf dieses Mannes war ein ganz ungewöhnlicher, und diesem Rufe entsprechend war seine ärztliche Laufbahn eine äusserst glänzende und der Schauplatz seiner ärztlichen Thätigkeit ein weit ausgedehnter. Freilich hat aber auch Fabricius, wie kein Anderer, durch seine trefflichen Eigenschaften das Vertrauen, das man ihm überall entgegenbrachte, im hohen Grade verdient. Sein stark ausgeprägter collegialer Sinn, seine allgemeine medicinische Bildung, seine kritische Beurtheilung der Krankheitsfälle, sein grosses Geschick in allen chirurgischen Hülfeleistungen nahmen die Aerzte für ihn ein, seine Gewissenhaftigkeit, sein liebenswürdiges Wesen und sein humaner Sinn gewannen ihm die Kranken in hohem Grade. So konnte es nicht fehlen, dass er schnell, obgleich er Jedermann für ärztliche Rathschläge zugängig war und blieb, der Arzt der höheren Stände wurde. So finden wir beispielsweise in seinen zahlreichen Krankengeschichten überwiegend adelige Namen; hier in Bern sind die alten Patriciergeschlechter, die ausgestorbenen, wie die noch existirenden, zahlreich vertreten. Viele Kranke, oft aus weiter Ferne, liessen sich an seinem Wohnorte von ihm behandeln; allein seine Hauptthätigkeit bestand — wenigstens in seinen jungen Jahren — in seinen Consultationsreisen, die von den savoyischen Alpen bis

zur Nordsee, bis nach Mitteldeutschland und tief nach Burgund hinein sich erstreckten. Diese Reisen waren damals viel anstrengender — grosse Strecken konnten ja nur zu Pferde zurückgelegt werden — und viel zeitraubender als jetzt. Fabricius musste oft die Behandlung der Kranken, zu denen er herbeigerufen wurde, selbst leiten, zahlreiche Patienten stellten sich an solchen Orten ein, um die Rathschläge des berühmten und weit hergeholten Arztes zu vernehmen; gewöhnlich wurde er dann noch zu neuen Consultationen aufgefordert, so dass oft Monate vergingen, bis Fabricius wieder in seinem Wohnorte eintraf. Wegen der Schwierigkeiten des Verkehrs, die sich durch die Kriegswirren wesentlich steigerten, war damals eine Art von ärztlicher Berathung im Schwunge, die wir jetzt wenig mehr kennen, nämlich die schriftliche. Auf ausführliche Schilderung der Krankheitserscheinungen gaben die berühmten Aerzte brieflich ihr Urtheil über die Natur der Erkrankung ab und ertheilten ihre Weisungen in Bezug auf die Behandlung auf gleichem Wege. Bei dem grossen Rufe, den Fabricius genoss, ist es selbstverständlich, dass von vielen Aerzten und hochgestellten Persönlichkeiten aus weiter Ferne oft seine Meinung und sein Rath eingeholt wurde. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit entledigte er sich auch dieser Verpflichtungen: derartigen Consultationen verdanken wir auch einen nicht geringen Theil seiner so interessanten casuistischen Publicationen.

Allein Fabricius war mit seinen eigenen glänzenden ärztlichen Leistungen keineswegs zufrieden; nicht zufrieden mit der hervorragenden Stellung, die er unter seinen Fachgenossen einnahm; den Segen, welcher die wahre Heilkunst in sich birgt, auch der grossen Masse des Volkes zugängig zu machen, das war sein innigster Wunsch. Er sah ein, dass dies nur durch ein besser unterrichtetes ärztliches Personal zu erreichen sei; sein verdienstvolles Streben ging dahin, den heilenden Stand zu heben, denselben von den vielen schlimmen Auswüchsen zu befreien und das Sanitätswesen überhaupt zu verbessern.

Es war ja überhaupt zu damaliger Zeit traurig genug hiermit bestellt! Hatte schon die einseitige mehr theoretische Ausbildung der gelehrten Aerzte auf Universitäten etwas sehr Bedenkliches — Fabricius selbst spricht zwar immer mit grosser Hochachtung

von ihnen — so kamen sie wegen ihrer geringen Anzahl für den grösseren Theil der Bevölkerung kaum in Betracht; da sie fast gar keine chirurgische Praxis, zu der damals noch die Geburtshülfe gehörte, ausübten, so war der bei weitem grösseste Theil des Landes und Volkes auf die Hülfeleistungen des wundärztlichen Personals und der zahlreichen Quacksalber angewiesen. In seinen Schriften schildert uns nun Fabricius den hierdurch hervorgerufenen trostlosen Zustand mit so grellen Farben, dass ein Zweifel erlaubt wäre, wenn nicht die Berichte anderer gleichzeitiger Schriftsteller seine Angaben als wahrheitsgetreu erweisen würden! Unwissende Menschen ohne alle Vorbildung, ohne alle Kenntniss der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, die nur einige Zeit in den Buden der Meister zugebracht, führten die schwersten chirurgischen Operationen aus. Mit welcher Gewissenlosigkeit hierbei vorgegangen wurde, ist geradezu staunenswerth! In Fällen, in denen selbst Fabricius von jedem Eingriffe abrieth, wurde von dem nächsten besten Wagehals die nutzlose todtbringende Operation ausgeführt! Misserfolge schreckten diese Leute nicht ab: „Es muss erfahren und erlernt sein und sollte es hundert Bauern kosten!“ sagte ein solcher Heilkünstler, ein auch für die gute alte Zeit, in der man dem Menschenleben nicht einen so hohen Werth beimass, etwas starker Ausspruch!

Noch toller als die sesshaften trieben es die fahrenden Schnittärzte! Kreuz und quer durchzogen sie das Land, um hauptsächlich auf Jahrmärkten ihre Kunst anzupreisen und unter grossem Aufwand von Marktschreierkünsten auszuüben! Viele führten nur einzelne bestimmte Operationen aus: Es gab Bruchärzte, Steinschneider, Staarstecher, die sich freilich nach vielem Unheil, eine gewisse Routine erwarben. Wenn nun diese Wundärzte noch aus der überstandenen Lehrzeit eine scheinbare Berechtigung für ihr Treiben herleiten konnten, so war dies bei einer grossen Anzahl Anderer, die sich mit dem Heilgewerbe befassten — die sogenannten Empiriker — durchaus nicht der Fall. Auch die unberufensten, ja zweifelhaftesten Existenzen suchten und fanden das Vertrauen der leidenden Menschheit. So berichtet uns Fabricius, dass, wenn er von Lausanne abwesend war, ein Bauer aus der Nachbarschaft in letzterer Stadt auch zu den schwersten chirurgischen Erkrankungen herbeigeholt wurde. Die Quacksalber befassten sich jedoch

meistens mit der Behandlung innerer Krankheiten; ohne alle Scheu curirten sie die ihnen gänzlich unbekannten Leiden mit den eingreifendsten Mitteln! Brachen Seuchen ans, so wimmelte es im Lande von solchen Scheinärzten, die als zweite Landplage verheerend unter dem schwergeprüften Volke wütheten! und dieses geschah alles unter den Augen, — ja mit Billigung der obrigkeitlichen Behörden. Als im Jahre 1628 hier in Bern die Pest hauste, übte, trotz des Widerspruchs der Stadtärzte, mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sogar der Scharfrichter ärztliche Praxis aus.

Nicht besser war es mit der Geburtshülfe bestellt. Unwissende Frauen ohne alle Schulung lagen dem Berufe als Hebammen ob; schwere Geburten zogen sich tagelang hin, ohne dass ärztliche Hülfe beigezogen wurde; erst wenn längst das Kind abgestorben und die Mutter an den Rand des Grabes gebracht war, wurde (zur Extraction der abgestorbenen Frucht) der Wundarzt, sehr häufig auch nur ein „Empiriker", herbeigezogen. Mit welchem Erfolge, das lehren uns die zahlreichen traurigen Beispiele, die wir in Fabricius' Schriften aufgezeichnet finden.

Solche Zustände mussten einen so hochgebildeten, erfahrenen, gewissenhaften und feinfühlenden Arzt im hohen Grade anwidern! Er benutzt deshalb auch jede Gelegenheit, die er sehr häufig geradezu vom Zaune bricht, um seinen Abscheu kund zu geben und sich in den bittersten Ausdrücken zu ergehen. Mit Entrüstung erfüllte es ihn, wenn er sehen musste, wie hier in Bern diesem Treiben gerade von den besseren Ständen auf alle mögliche Weise Vorschub geleistet wurde. Tief kränkte es ihn besonders, dass der Stand der Chirurgie in den deutschen Ländern ein viel niedrigerer war als in Frankreich und sogar als in Italien. Mit Bitterkeit zeigte er von diesem ungeordneten Zustande hinweg auf Frankreich hin, wo schon unter König Heinrich IV. eine gute Medicinalordnung erlassen worden war. Mit dem philosophischen Arzte Johannes Lang beklagt er sich über die Blindheit der Deutschen, welche durch das Gewährenlassen der Pfuscher so viel an Geld und Leuten bereits verloren hätten als nöthig wären, um dadurch die Türken mit Erfolg zu bekriegen. „Ist zu beklagen," so fährt er mit Lang fort: „dass zu dieser Zeit, da alle, sowohl freye als mechanische Künste in Teutschland so hoch sind kommen, als an keinem andern Ort in der ganzen Welt, da es auch bei den

Teutschen solch statliche Medicos hat, als man bei den andern Ländern mögte finden können, dass man dennoch solche Leuth und Landesverderber lässt ihres gefallens machen . . .“

Bei den Klagen blieb es jedoch nicht; unermüdlich mahnt Fabricius die Chirurgen für ihre Ausbildung zu sorgen; immer und immer wird ihnen die Anatomie als Fundament ihres Studiums empfohlen. Er giebt ihnen Anweisungen zur Behandlung der Kranken, so trefflich, dass man sie noch jetzt jedem angehenden Arzte in die Praxis mitgeben könnte.

War er auch noch weit davon entfernt, die Heranbildung von in allen Zweigen der Medicin gleichmässig bewanderten Aerzten anzustreben, obgleich ja seine eigene Persönlichkeit ein Muster hierfür abgab, so suchte er doch durch höhere Anforderung, welche er an das Wissen und den Charakter der angehenden Chirurgen stellte, den Stand, dem er selbst angehörte, zu heben. Sein Eifer ging noch weiter. Er wusste den Markgrafen Georg Friedrich von Baden für seine reformatorischen Ideen zu gewinnen, der selbst wieder bei andern deutschen Fürsten Schritte zur methodischen und rationellen Erziehung von Wundärzten that und zwar, wie es scheint, mit einigem Erfolge. Aber der 30jährige Krieg, der nun hereinbrach, liess diese guten Absichten nicht zur Ausführung kommen. Ebenso wenig directen Erfolg hatten seine Bemühungen in der Schweiz, die doch von dem Krieg verschont blieb. Noch ein ganzes Jahrhundert musste vergehen, bis in den deutschen Ländern allmählich eine nachhaltige Besserung in den geschilderten Zuständen eintrat.

Sein Ruf als Arzt erhallte, wie wir gesehen, weit über die Grenzen der Schweiz hinaus. Seine ärztliche Laufbahn war, wie gesagt, eine glänzende; allein wie ein Meteor wäre er wieder verschwunden und sein Name der Vergessenheit anheimgefallen, wenn er sich nicht durch seine wissenschaftlich-literarischen Leistungen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Medicin für alle Zeiten gesichert hätte. Die anstrengende und zeitraubende ärztliche Thätigkeit liess dem emsigen, geistig so regsamen Manne immer noch Zeit, die Früchte seines Studiums und seiner Erfahrung schriftstellerisch zu verarbeiten. Es geschah dies auf Kosten seiner Gesundheit, die sehr der Schonung bedurft hätte; ja, mit der zunehmenden Schwäche des Körpers erhöhte sich die Thätigkeit des

Geistes. Die Zahl seiner Veröffentlichungen ist eine ungewöhnliche, der Werth der überwiegenden Mehrzahl derselben bedeutend. Es war aber auch bei ihm die geistige Disposition zu wissenschaftlicher Production so günstig, wie bei wenig Gelehrten aus dem ärztlichen Stande der damaligen Zeit.

Wir haben bereits gehört, dass sich Fabricius trotz Unterbrechung seiner Studien klassische Bildung angeeignet hatte, was damals bei vielen auch der höher stehenden Chirurgen keineswegs der Fall war. Er war aber auch nicht einzig und allein Arzt, er hatte auch noch Sinn für andere Wissenschaften, die er auch etwas mehr als dilettantenhaft betrieb. So vertiefte er sich in das Studium der Theologie, wie sein brieflicher Verkehr mit Theologen und seine medicinisch-exegetischen Versuche beweisen. Er beschäftigte sich gerne mit Archäologie. So liess er im Waadtland wiederholt Ausgrabungen vornehmen und römische Gräber öffnen. Er besass eine werthvolle archäologische Sammlung, die er durch Kauf und Austausch zu vergrössern suchte. Auf der paläontologischen Abtheilung des hiesigen naturhistorischen Museums befindet sich noch eine schöne Abbildung eines bei Oppenheim im Rhein damals aufgefundenen Mammuthfemur, die Fabricius für die hiesige Stadtbibliothek anfertigen liess. In seinen Mussestunden trieb er gerne Botanik, welche von jeher bis in die neueste Zeit ein Lieblingsfach der Aerzte war. Zu der Vielseitigkeit seines Wissens trug nicht wenig der lebhafte Verkehr mit Gelehrten in allen Zweigen der Wissenschaft bei. Seine Reisen galten nicht nur immer den Kranken, sondern wurden oft nur zum Besuche gelehrter Männer unternommen; oft wieder wurden beide Zwecke mit einander verbunden. Aeusserst lebhaft, ja fast staunenswerth war sein Briefwechsel. Er stand in Verbindung mit vielen seiner zahlreichen Schüler, die für ihn eine unbegrenzte Verehrung an den Tag legten; ferner mit vielen Aerzten, die als gereifte Männer durch längere oder kürzere Zeit in seiner, des Meisters, Nähe weilten; ferner mit einer grossen Anzahl ihm persönlich ganz unbekannter Männer — Wundärzte, Doctoren der Medicin aus aller Herren Länder, die alle in gleicher Weise zu ihm, dem hervorragenden Collegen, hinaufblickten. Professoren der Hochschule, Leibärzte der Fürsten, aber auch andere Gelehrte von berühmten Namen standen im Gedankenaustausch mit dem Stadtarzte von Bern.

Wie ausgedehnt diese Correspondenz war, kann man daraus ermessen, dass er, bereits von schwerer Krankheit niedergebeugt, in einem Monate nicht weniger als 62 Briefe — und zwar Briefe von ziemlicher Länge — an seine Freunde schrieb. Die hiesige Stadtbibliothek besitzt von dieser Correspondenz her noch drei sehr dicke Bände, meist unedirte Briefe, die Albrecht von Haller durchlas und für seine Bibliotheca chirurgica excerpirte.

Ausser der Mannigfaltigkeit des Wissens im Allgemeinen fällt uns bei Fabricius die Harmonie in seiner medicinischen Ausbildung auf. Zu einer Zeit, wo, wie bereits erwähnt, die gelehrten Aerzte die Chirurgie nur oberflächlich kannten, dem Wundarzte aber das Gebiet der inneren Medicin ganz fremd war, erblicken wir in Fabricius einen Mann, der alle Zweige der Heilkunde fast gleichmässig beherrschte, obwohl ihm die Chirurgie sein Haupt- und Lieblingsfach blieb. Dies ist wesentlich seiner klassischen Bildung zu verdanken, die ihn, der er in seiner Jugendzeit keine regelrechten Studien auf einer Hochschule gemacht, der niemals in seinem Leben sich den Doctorgrad erworben, doch befähigte, mehr autodidaktisch in das Studium der gelehrten Medicin einzudringen. Dies that nun Fabricius mit dem ihm eigenen Eifer; so sehen wir ihn, den 30jährigen Mann, nach seiner Niederlassung in Köln als einen der eifrigsten Zuhörer des Professor Manlius in dessen Vorlesungen über Hippokrates. Die alte medicinische Literatur war, mehr als bei vielen gelehrten Aerzten, sein Eigenthum geworden; in seinen Werken wird stets auf die alten Schriftsteller Bezug genommen; er stellte dieselben viel höher, als man für diese Epoche, wo doch die Autorität derselben schon bedeutend in's Wanken gekommen war, erwarten sollte; er kann es sich nicht versagen, sich tadelnd über den grossen Anatomen Vesal auszusprechen, weil dieser sich etwas geringschätzend über dieselben geäussert hatte.

So konnte es auch nicht fehlen, dass er in der internen Medicin grosse Kenntnisse und Erfahrung besass und dass wir in seinen Werken Abhandlungen und interessanten Mittheilungen auch aus diesem Zweige der Heilkunde begegnen. Wir erhalten durch ihn Kunde von einer etwas räthselhaften, gefährlichen Epidemie, welche im Jahre 1617 von schweizerischen Truppen aus Savoyen eingeschleppt wurde und zahlreiche Opfer in der Stadt und der

Landschaft Bern forderte. Ferner schildert er uns ausführlich eine Blatternepidemie in Basel, der im Jahre 1618 allein 500 Kinder erlagen und die durch bösartige Folgen bei den Ueberlebenden sich auszeichnete; er berichtet uns von der Pest, die damals die Welt in Schrecken setzte und beschreibt uns zwei Ausbrüche derselben, die erste vom Jahre 1613, welche die Gestade des Genfer Sees verödete und der auch eine Tochter von Fabricius erlag; die zweite vom Jahre 1628, die hier in Bern wüthete und in kurzer Zeit von der damals noch nicht sehr zahlreichen Bevölkerung 4000 Menschen dahinraffte. Als Monographie erschien seine Abhandlung über die Ruhr (De dysenteria etc.), die er in epidemischer Ausbreitung zu beobachten Gelegenheit hatte; seine scharfe Beobachtungsgabe, sein selbstständiges Urtheil wiegen vollständig jene Leichtgläubigkeit auf, welche Fabricius mit seinen Zeitgenossen in Bezug auf die Wirkung von Heilmitteln an den Tag legte und die noch Jahrhunderte lang in der ärztlichen Behandlung sich geltend machte. Dazu kommen noch eine Reihe von Mittheilungen, die er in den gleich zu erwähnenden Observationes niedergelegt hat. Von geringerem Werthe sind einige kleinere hierher gehörige Schriften. Eine Abhandlung über die Erhaltung der Gesundheit, sowie über die Bäder von Leuk und Griesbach, welche er auf Aufforderung des Schultheissen Anton von Graffenried schrieb, sowie die Schrift über Bad Pfeffers, welche er auf Veranlassung vom Dr. Croquerus, Leibarzt des polnischen Herzogs von Zbaras, verfasste.

Von weit grösserem Werthe sind selbstverständlich seine Abhandlungen aus dem Gebiete der Chirurgie. Diese sind von Fabricius in zwei Formen herausgegeben worden: entweder als monographische Bearbeitungen bestimmter Abschnitte der Chirurgie oder in Sammlung interessanter Einzelfälle, seine sogenannten Observationes oder Beobachtungen.

Die hierher gehörigen Monographien sind folgende:

1) De Gangraena et sphacelo oder über den heissen und kalten Brand — seine Erstlingsschrift, die, wie bereits bemerkt, ungewöhnliches Aufsehen erregte. Die Amputationen der Extremitäten werden ausführlich besprochen; diese Operationen im vollen Gegensatze zur bisherigen Uebung zuerst innerhalb des Gesunden ausgeführt zu haben, ist ein Hauptverdienst von Fabricius.

2) De ichore et meliceria acri Celsi sive hydrartho aut hydrope articulorum, eine Abhandlung, welche sich nicht blos, wie der Titel sagt, auf die Gliedwassersucht beschränkt, sondern die Besprechung aller Gelenkkrankheiten und -Verletzungen in sich schliesst.

3) De combustionibus, über die Verbrennungen, worin bereits die verschiedenen Grade scharf auseinander gehalten und besonders auch die Folgezustände, Narben und Contracturen berücksichtigt werden.

4) De vulnere quodam gravissimo ictu sclopeti inflicto und

5) Tractatus sclopetariae curationis, in welchen beiden Abhandlungen er im Anschluss an eine schwere Schussverletzung die Behandlung der Schusswunden bespricht.

6) Epistola de nova rara et admiranda Herniae Uterinae Historia von M. Döring und deren Beantwortung, in welcher der erste in Wittenberg 1610 ausgeführte Kaiserschnitt besprochen wird.

7) De Lithotomia vesicae, über den Steinschnitt, eine seiner letzten Schriften, in der er seine 40jährige Erfahrung in dieser Operation niederlegte.

8) Cista militaris, in welcher er im Hinblick auf die äusserst mangelhafte Verpflegung der Verwundeten und Kranken im Kriege auf eine bessere Ausrüstung der Truppen mit Lazarethgegenständen dringt und die nöthigen Weisungen hierzu ertheilt.

Von noch grösserer Bedeutung als diese Einzelschriften sind seine casuistischen Veröffentlichungen, meistens in Form von Briefen an befreundete oder ihn consultirende Aerzte. Fabricius fasste immer hundert derartige Beobachtungen zusammen, und so entstanden seine bekannten Observationum et curationum chirurgicarum centuriae sex. Das erste Hundert dieser Sammlung erschien 1606. Der lebhafte Beifall und das sich steigernde Interesse veranlassten ihn, demselben weitere 4 Centurien folgen zu lassen; das letzte 6. Hundert erschien erst in der Gesammtausgabe nach seinem Tode. Eine Sammlung von hundert Briefen (Epistolarum ad amicos eorundemque ad Authorem Centuria una) gleichen Inhalts wurde gleichzeitig mit der 4. Centurie ausgegeben.

Der Erfolg dieser literarischen Thätigkeit war ein ganz bedeutender. Wenn auch Fabricius sicher durch Wort und That auf seine mit ihm lebenden Fachgenossen einen grossen Einfluss

ausübte, wenn auch gewiss seine Lehren durch seine zahlreichen Schüler weithin verbreitet wurden, so waren es doch seine literarischen Werke, durch welche der Chirurgie in deutschen Landen eine neue Bahn gebrochen wurde. Wie gross die Wirkung seiner Schriften auf seine Zeitgenossen war, kann man aus den zahlreichen Ausgaben und Uebersetzungen derselben ersehen; wie sehr aber seine Autorität auch in der späteren Zeit noch fortwirkte, kann man aus dem Schicksal der Gesammtausgabe seiner Veröffentlichungen entnehmen. Obgleich dieselbe wegen der Kriegswirren erst 12 Jahre nach seinem Tode und dazu noch unvollständig und mangelhaft erschien, so erlebte dieselbe doch noch mehrere Auflagen; ja, eine deutsche Uebersetzung seiner Beobachtungen ward noch im vorigen Jahrhundert, 146 Jahre nach seinem Tode, ausgegeben. In der That begegnen wir während des ganzen 17. Jahrhunderts, ja noch im ersten Drittel des 18. noch nicht einem einzigen deutschen Chirurgen, den man ihm an die Seite stellen könnte. Mag es auch etwas zu weit gehen, ihn den Ambroise Paré der Deutschen zu nennen, so viel ist aber sicher, dass er nicht blos die Chirurgie in Deutschland zu Ehren gebracht, sondern auch als einer der unermüdlichsten Förderer ihrer Entwickelung angesehen werden muss. Worin liegt aber das Verdienst, das sich Fabricius um die Chirurgie erworben?

Mit Recht weist man darauf hin, dass er auf eine unbefangene genaue Beobachtung des Einzelfalles drang; mit Recht rühmt man ihm nach, dass er die operative Technik durch neue Verfahren, Instrumente und Apparate bereicherte, aber sein Hauptverdienst liegt doch ganz wo anders. Fabricius sah mit seinem scharfen Blicke, dass der Chirurgie, ja der gesammten Medicin die nöthige, solide wissenschaftliche Grundlage mangle; er sah ein, dass diese Grundlage in der Anatomie zu suchen sei; sein Bestreben ging nun auch dahin, durch Aufbau auf dieser Basis die Chirurgie aus dem wundärztlichen Gewerbe zu einem wissenschaftlichen Berufe umzugestalten.

Freilich in unsern Tagen ist es selbstverständlich, dass alles ärztliche Wissen und Können nur auf anatomisch-physiologischer Basis beruhe. Anders aber zu damaliger Zeit, wo die gelehrten Aerzte meist nur theoretische Kenntnisse von der Anatomie besassen und die Chirurgen nur äusserst mangelhaft die praktische

Zergliederungskunst betrieben. Dagegen war auch schon die Zeit vorüber, wo noch die Anatomie nach den Schriftstellern des Alterthums vorgetragen und die Obductionen nur an Thierleichen vorgenommen wurden. Bereits hatte sich schon durch Männer, wie Vesal, im 16. Jahrhundert auf diesem Gebiete jener Umschwung vollzogen, in dem der alte Autoritätsglaube durch die freie Forschung verdrängt und dadurch eine neue Aera in der Geschichte der Medicin eröffnet wurde. Fabricius war ein eifriger, unermüdlicher Förderer dieser Bestrebungen. Mit scharfem Blicke erkannte er den Werth der Anatomie für die praktische Medicin und mit den ihm eigenen Eifer und Ausdauer suchte er ihr die gebührende Geltung zu verschaffen. Er beklagte es tief, dass besonders in deutschen Ländern nur die Leichen Hingerichteter zur Obduction erhältlich wären, während doch die Hospitäler genug Forschungsmaterial liefern könnten. Ueberall, wo er sich aufhielt, betrieb er die Anatomie praktisch; noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde auf der hiesigen Stadtbibliothek ein von ihm hergestelltes Skelett und eine ganze Reihe von anatomischen Präparaten gezeigt, die von seiner Hand herrührten.

Ebenso gross wie sein Eifer im Selbststudium war auch seine Rührigkeit in der Verbreitung und Verallgemeinerung anatomischer Kenntnisse. In Genf sammelte er die Aerzte zu anatomischen Demonstrationen um sich; wo nur irgend die Gelegenheit sich bot, führte er in Gegenwart wissbegieriger Fachgenossen Sectionen aus, wie er ja auch den Werth der pathologischen Anatomie gebührend zu würdigen wusste. Keine Arbeit von ihm ging in die Oeffentlichkeit hinaus, in der er nicht — oft für uns bis zum Ueberdruss — auf den Werth der Anatomie aufmerksam machte.

Nicht genug damit: liess er im Jahre 1624 in deutscher Sprache eine Abhandlung erscheinen mit dem Titel: Anatomiae praestantia et utilitas, das ist: „Kurze Beschreibung der fürtrefflichkeit nutz- und nothwendigkeit der Anatomy oder kunstreicher Zerschneidung und zergliederung menschliches Leibs".

Abgesehen von jener Ueberschwenglichkeit, mit der er, frommen Sinnes, in dem Bau und in den Vorrichtungen des menschlichen Körpers nur den Ausdruck der göttlichen Weisheit erblickt, enthält das Buch viel Treffliches und Bemerkenswerthes. Eindringlich wendet er sich noch einmal mit seinen Ermahnungen

an die Chirurgen, aber auch den eigentlichen Aerzten wird das eingehende Studium der Anatomie sehr ans Herz gelegt. Ja, er findet für jede wissenschaftliche Berufsart anatomische Kenntniss von Nutzen: für den Theologen sei sie ebenso gut wie für den Staatsmann oder den Richter.

Selbstverständlich erregten die damals rasch auf einander folgenden Entdeckungen auf diesem Gebiete sein Interesse in hohem Grade. So sehen wir ihn beispielsweise damit beschäftigt, einem Kreise von Aerzten die von Bauhin entdeckte oder wenigstens nach ihm benannte Klappe demonstriren; so erblicken wir ihn, wie er, im hohen Alter stehend, eine Vivisection ausführte, um einem jungen dänischen Anatomen die eben von Aselli entdeckten Chylusgefässe zu zeigen. Leider war es ihm höchst wahrscheinlich nicht vergönnt, von der grössten physiologischen Errungenschaft, nämlich der Entdeckung des Blutkreislaufes, mit welcher Harvey 1628, also noch zu Lebzeiten des Fabricius, an die Oeffentlichkeit trat, Kunde zu erhalten. Obgleich der grosse Britte sein berühmtes kleines Werk nicht in England, sondern in Frankfurt, dem damaligen Centrum des Buchhandels, mit dem die Gelehrten in steter Verbindung standen, erscheinen liess, erhielt Fabricius keine Kenntniss von demselben; denn noch in dem auf der hiesigen Stadtbibliothek aufbewahrten, für eine zweite Auflage bestimmten druckfertigen Manuscript der erwähnten Schrift über den Nutzen der Anatomie, welches noch Zusätze aus dem Jahre 1632 enthält, circuliren noch in den Arterien statt des Blutes die alten Geister, welche Letztere freilich erst allmählich aus dem Kreislauf verschwanden.

Das Lebensbild des grossen Arztes und Gelehrten würde nicht in solcher Vollendung sich zeigen, wenn nicht Fabricius auch als Mensch in seltener Vollkommenheit uns entgegen treten würde. Er war ein edler hochachtbarer Charakter. Seine ärztlichen Fachgenossen heben sein bescheidenes von aller Ueberhebung freies Wesen hervor. Seine zahlreichen Freunde rühmen seine grosse Liebenswürdigkeit; Alle, die mit ihm verkehrt, sind einig in dem Lobe seiner milden, friedfertigen Sinnesart. Diese Schilderung findet ihre Bestätigung in seinen Werken und Briefen: Ueberall weht uns ein edler, echt humaner Geist entgegen. Wenn es galt, zeigte er jedoch männliche Entschiedenheit, und er, der im Um-

gang mit Hohen weltmännisches Wesen zeigte und im Kleinen den Umständen sich zu fügen wusste, legte eine Offenheit und eine mit der ganzen Derbheit seiner Zeit gepaarte Geradheit an den Tag, wenn es sich um wichtige Dinge handelte oder seine sittliche Entrüstung herausgefordert wurde. Eitelkeit, jene Klippe, an der oft der Charakter grosser Männer Noth leidet, kannte er nicht: obwohl die Versuchung hierzu oft genug an ihn heran getreten. Denn an schmeichelhafter Anerkennung seiner Verdienste, an Auszeichnung aller Art hat es ihm nicht gefehlt. Beispielsweise will ich nur einer Consultationsreise nach Oberhessen Erwähnung thun. Als man in Giessen erfuhr, dass er auf dem Schlosse Friedberg in der Wetterau eingetroffen sei, lud ihn Professor Horst ein, nach Giessen zu kommen, da die Studenten den berühmten Mann zu sehen wünschten, und als Fabricius die Einladung ausschlug, wollte Horst mit seinen Zuhörern ihn auf Schloss Friedberg aufsuchen. Die Rückreise war für ihn ein wahrer Triumphzug; in Darmstadt musste er als Gast des Fürsten einige Tage am Hofe verweilen. Und als ihn eine Consultationsreise nach Schwaben führte, wurde er in Augsburg von dem Rathe dieser Stadt, ebenso auch in Ulm, mit grosser Ehrerbietung aufgenommen und bewirthet. Der Markgraf von Baden-Hochberg ernannte ihn zum Leibarzte mit ansehnlichem Gehalte, obgleich Fabricius durch seine Stellung in Bern gebunden, dem Fürsten nur consultativ zu Diensten sein konnte. Aber auch Auszeichnungen von anderen Fürsten blieben nicht aus; zahlreiche Ehrengeschenke gingen ihm zu. So verfügt er in seinem Testamente (von dem noch eine Abschrift in dem hiesigen Staatsarchiv vorhanden ist) über werthvolle Geschenke des Markgrafen von Brandenburg, des Herzogs von Ratzewil, des Churfürsten von der Pfalz und des unglücklichen Winterkönigs Friedrich von Böhmen. Alle diese Ehren, mit denen er überhäuft wurde, all' die vielen Lobsprüche, die man ihm spendete, machten ihn nicht eitel; ein Feind aller Kriechereien, wies er Schmeicheleien mit aller Entschiedenheit zurück.

Sein ganzes Wesen war durchdrungen von tiefer Religiosität. Mit jener kindlichen Gottergebung, welche die damalige Zeit auszeichnete, nahm er alles Gute dankbar, als ein Geschenk des Himmels an; herbe Schicksalsschläge waren nur Läuterungen und Prüfungen der unerforschlichen Vorsehung. Seiner religiösen Stim-

mung gab er Ausdruck in einer grossen Reihe von Gedichten, die er später unter dem Titel „Spiegel des menschlichen Lebens", „Geistliche Lieder und Gesänge", „Christlicher Schlaftrunk" herausgab: Gedichte ohne grossen poetischen Werth, aber insofern interessant, als er in denselben den Wortreichthum der deutschen Sprache preisend gegen die hereinbrechende Verwelschung derselben ausdrücklich ankämpfte. Dagegen kannte er jedoch jene Unduldsamkeit nicht, mit der sich damals auch die einander nahestehenden Glaubensbekenntnisse bekämpften, was ausdrücklich hervorgehoben wird. Sein religiöser Sinn gab sich aber nicht blos in Worten kund, er war auch im hohen Grade werkthätig. Seine Unterstützung liess er besonders den vielen Flüchtlingen zukommen, die in dieser Zeit der Glaubensverfolgung in Bern Schutz und Hülfe suchten, und zwar geschah dieses in dem Maasse, dass sein Tod von ihnen als Vorbote grosser Uebel angesehen wurde. Er war ein grosser Freund der Armen; als Arzt war er auch dem Dürftigsten zugängig; und aus seinem, wie es scheint, nicht unbeträchtlichen, durch seine ärztliche Thätigkeit erworbenen Vermögen flossen den Armen reiche Spenden zu.

Aber auch noch in anderer Weise zeigte sich sein humaner Sinn. Wir sind nur zu sehr gewöhnt, alle humanitären Bestrebungen, welche die Reste der Barbarei des Mittelalters, welche auch die Reformation nicht beseitigen konnte, ja nicht wollte, zu tilgen suchten, in das vorige Jahrhundert, in das der Aufklärung zu verlegen. Und doch trifft man bereits in einer viel früheren Zeit erleuchtete Männer, die als Vorkämpfer des Lichts und der Humanität angesehen werden müssen. Wie ein Arzt an dem Hofe des Herzogs von Jülich, Johann Wier, mit dem Fabricius bekannt und befreundet war, schon damals den Hexenglauben bekämpfte und — es ist geradezu staunenswerth — die angeblich Besessenen als Geisteskranke, ja geradezu als Melancholiker erklärte, und dies zu einer Zeit, wo die Hexenverbrennungen noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hatten, so eiferte auch Fabricius gegen die Schädlichkeit der Tortur. Mag auch Männern einer späteren Zeit, wie Ch. Thomasius, Voltaire u. A. das Hauptverdienst um die Abschaffung der Folter zukommen, hier soll bezeugt werden, dass Fabricius bereits in klarer Weise (sowohl in seinem Buche über den Nutzen der Anatomie. als auch in der Vorrede zu der Gesammt-

ausgabe seiner Werke) die Nutzlosigkeit, Schädlichkeit und Schändlichkeit der Tortur auseinander gesetzt und in eindringlicher Weise die damaligen Staatsleiter um Milderung des grausamen Verfahrens ersucht hat. Aber wie die Stimme des Rufenden in der Wüste, so verhallte auch die seinige! Wurde doch erst vor 100 Jahren — freilich weit früher als in manch' andern Staaten — hier in Bern die Folter factisch abgeschafft.

Einen schönen Zug seines gemüthvollen Charakters bildete auch seine Anhänglichkeit an die alte Heimath. Obgleich er doch in seinen jungen Jahren in die Schweiz kam und hier schon durch Jahrzehnte seinen Aufenthalt genommen hatte, ferner durch Familienbeziehungen und Stellung an dieses Land gebunden war, vergass er sein Vaterland nicht; die Lage desselben in dieser Zeit konnte in ihm keine freudigen Gefühle erwecken, sondern nur das tiefste Mitleid. Die unglückselige Glaubensspaltung, die Wirren, welche dem 30jährigen Kriege voran gingen, und welche der Letztere selbst anrichtete, der Rückgang der hohen Schulen, sowie der Kultur überhaupt, pressten ihm in manchem Briefe an Freunde in der Heimath lebhafte Klagen aus! Und doch erlebte er nur die erste Hälfte des verderblichen Krieges; sein Todestag fällt in das Jahr der verhängnissvollen Schlacht von Nördlingen (1634), nach der bekanntlich noch 14 Jahre lang fremde und einheimische Söldner das unglückliche Land verheerten und demselben Wunden schlugen, die jetzt noch nicht ganz vernarbt sind.

In seinem Familienleben waren Glück und Unglück gleichmässig vertheilt. Seinen Vater verlor er, wie bereits bemerkt, frühzeitig; seine Mutter, die er noch in ihren letzten Lebenstagen besuchte, starb 1611. Bei seinem Tode war von seinen Geschwistern, die in Hilden wohnten, nur noch eine Schwester und ein Stiefbruder am Leben, die er in seinem Testamente nicht vergass. Seine Gattin, an der er mit grosser Verehrung hing und die ihm eine treue Gefährtin bis an sein Lebensende blieb, muss eine ebenso intelligente als energische Frau gewesen sein; sie unterstützte ihn in seinen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders aber in seiner ärztlichen Thätigkeit; sie hatte sich Kenntnisse und Geschick in der Chirurgie angeeignet, so dass sie in Abwesenheit ihres Mannes oft selbst ärztlich eingriff. So berichtet Fabricius selbst, dass dieselbe mit ihrem Sohne einen complicirten Beinbruch

in Lausanne zu seiner grössten Zufriedenheit und mit dem besten Erfolge behandelt habe. Mehr noch als ihr Mann war sie als Geburtshelferin gesucht; sie hatte hier in Bern in den obstetricischen Hülfeleistungen sogar mehr Ruf als Fabricius selbst. Von seinen 7 Kindern verlor er mehrere frühzeitig; an den Kindern einer frühe verstorbenen Tochter scheint er wenig Freude erlebt zu haben, wie aus mehreren Clauseln seines Testaments hervorgeht. Tief erschütterte den beinahe 70jährigen Greis die Nachricht von dem Tode seines jüngeren Sohnes Peter, der sich ebenfalls dem Studium der Medicin gewidmet hatte und auf einer wissenschaftlichen Reise in Holland starb. Von seinen Kindern überlebte ihn überhaupt nur sein älterer Sohn Johannes; aber der Trost ward unserem Fabricius versagt, diesen Sohn noch einmal an seinem Sterbebette zu sehen. Derselbe, in weiter Ferne (wo? ist ungewiss) als Arzt thätig, eilte auf die Nachricht von dem herannahenden Ende seines Vaters mitten durch das Kriegsgetümmel und unter den grössesten Gefahren nach Bern; er traf jedoch den Vater nicht mehr am Leben. Er blieb hier in Bern. Ueber sein weiteres Schicksal wissen wir nichts; mit ihm schon scheint das Geschlecht der Fabry in unserer Stadt erloschen zu sein.

Leider war unserm Fabricius ein heiterer Lebensabend nicht beschieden. Wiederholte Erkrankungen, sowie die Strapazen der vielen langen Reisen, hatten bereits seine Constitution geschwächt, als er in seinem 57. Lebensjahre von der Berner Regierung zu dem im Bade Leuk schwer erkrankten Stadtschreiber, Jacob Bucher, geschickt wurde. Die gefahr- und mühevolle Reise über die Gemmi wurde von ihm zu Fuss zurückgelegt; denn noch nicht existirte der jetzige bequeme Walliser Abstieg, der bekanntlich erst im vorigen Jahrhundert (1736—1741) angelegt wurde. Er zog sich hierbei ein gichtisches Leiden zu, das sich bald durch seine unruhige Lebensweise sehr verschlimmerte. Trotzdem gab er seine Reisen nicht auf; allmählich nahmen jedoch die Beschwerden zu, so dass die Letzteren seltner wurden und sich nur noch auf die westliche Schweiz beschränkten, und schliesslich er seine ärztliche Thätigkeit nur noch in den Mauern unserer Stadt ausüben konnte. — Die schweren körperlichen Leiden, zu denen sich die herben Schicksalsschläge in seiner Familie hinzugesellten, beugten ihn jedoch nicht, mit Mannesmuth und mit christlicher Ergebung trug er sein

Loos; mit Humor suchte er sich über die Qualen seines Leidens, das er scherzweise seine domina et regina Zipperlina nannte, hinwegzusetzen.

Der Körper war zwar gebrochen, der Geist jedoch nicht; mit demselben Eifer, mit dem er bisher vorzugsweise der praktischen Thätigkeit oblag, wandte er sich nun der schriftstellerischen zu; eine Reihe seiner Schriften stammen aus dieser Zeit. Vorzugsweise war er mit der Umarbeitung seiner sämmtlichen Werke beschäftigt; sie sollten in einer Gesammtausgabe erscheinen. In der That hatte er dieselbe in den letzten Jahren fertig gestellt und die Manuscripte bereits einige Monate vor seinem Tode an den Druck- und Verlagsort Frankfurt abgesandt. Er erlebte jedoch das Erscheinen derselben nicht, der Krieg trat hindernd dazwischen; erst 12 Jahre nach seinem Tode (1646) erschien dieselbe, leider unvollständig, besonders in den Abbildungen, auf deren künstlerische Herstellung er mit dem Berner Maler Plep so viel Sorgfalt verwendet hatte. Zu der gichtischen Erkrankung trat ein katarrhalisches Brustleiden mit asthmatischen Beschwerden hinzu. Den Tod lange voraussehend, verschied er hier in Bern am 14. Febr. 1634, Vormittags 11 Uhr in seinem 74. Lebensjahre.

Gross war die Trauer um den Dahingeschiedenen: Von allen Seiten kamen der Wittwe Beileidsbezeugungen und zwar nach der Sitte der damaligen Zeit, meist in poetischer Form zu, die sein pietätvoller Sohn Johannes sammelte und unter dem Titel „Lacrumae aeternae in obitum Guilhelmi Fabricii Hildani effusae“ herausgab. Noch mehr ehrte den edlen Todten die Stadt Bern. Zwischen diesem unserm Universitätsgebäude und der benachbarten städtischen Bibliothek befindet sich bekanntlich der alte botanische Garten. Einst hatte dieser Platz eine ganz andere Bestimmung: es war eine Begräbnissstätte, jedoch nur für Rathsherrn und um das Vaterland hochverdiente Männer; es war der Campo santo des alten Berns! Hier wurde Fabricius zur Erde bestattet. Und wenn Sie dieses Haus verlassen und auf jenen Platz übertreten, so ruft Ihnen gleich zur Linken das Grabdenkmal unseres Fabricius sein ernstes Siste Viator! zu. Der Denkstein — fast der einzige, der noch erhalten ist — ist jetzt in die nördliche Mauer dieses unseres Hochschulgebäudes eingelassen. Nicht lange wird es hoffentlich mehr dauern, so wird dieser düstere Klosterbau, dessen Grundstein

SISTE VIATOR.

D. O. M. S.

VIRO,
AMPLISSIMO, DOCTISSIMO, AC MVLTARVM
RERUM EXPERIENTIÂ PRAESTANTISSIMO,
TVM OB PIETATEM ERGA DEVM ET HOMINES,
TUM OB BENEFICENTIAM ERGA PAUPERES ET EXULES,
NEMINI SECUNDO, LITERATORUMQUE PATRONO,
DN.

GUILIELMO FABRICIO HILDANO

ILLVSTRIS. MARCHIONIS BADENSIS ET
HOCHBERGENSIS &C.
NEC NON
INCLYTÆ REIPVBLICÆ BERNENSIS HELVET.
MEDICO - CHIRURGO ORDIN.
DVM
INDEFESSO STVDIO,
AC
VITÆ HVIVS CADVCÆ SATVR
HVMANISQVE MISERIIS EXVTVS, ACADEMIAM
COELESTEM PIE REPETIT.
SICQVE
EXTREMÆ PIETATIS ARGVMENTVM RELIQVIT
NVNC
CUM CHRISTO SPIRITUS
NOMEN IMMORTALIBVS SCRIPTIS IN TERRIS
VIVIT:
FATO CONCESSIT BERNÆ
D. XIIII. FEBRVARII ANNO M. D. C. XXXIV.
HORA XI. ANTE MERID.
MAGNO TOTIVS CIVITATIS, MVLTORVMQVE
PER EUROPAM PRINCIP. ALIORUMQUE VIROR. CELEBERR.
[QUIBUS SUMMÂ AMICITIÂ JUNCTUS, ET ERGA
QUOSVIS SEMPER HUMANISSIMUS]
LUCTU:
CVM VIXISSET
AN. LXXIIII. MENS. V. DIES VIII.
VXOR CHARISSIMA ET MOESTISS. (VIRTVTVM ET
PIETATIS VERUM EXEMPLAR)
VNA CVM
FILIO VNICO AC LONGE CHARISS.

IOHANNE FABRICIO,

IN SPEM BEATÆ RESVRRECT. EXTREMVMQVE
PERSOLVENS DEBITUM
CVM MOERORE ET LACHRYMIS.
Æ. H. M. P.

Inschrift auf dem Grabsteine des Wilhelm Fabricius Hildanus im alten Botanischen Garten zu Bern.

vor gerade 200 Jahren gelegt und der unserer Hochschule durch fast ein halbes Jahrhundert als nicht sehr würdige Heimstätte gedient, unbeweint dahinfallen! Mit ihm wird aber auch die letzte irdische Erinnerung an den vortrefflichen und ehrwürdigen Wilhelm Fabricius Hildanus dahinsinken! Ich habe es für eine Ehrenpflicht erachtet, noch zuvor diesen bescheidenen Lorbeerkranz an dem Denkmal dieser Zierde des ärztlichen Standes niederzulegen!

II.

Die Getränke der Griechen und Römer vom hygienischen Standpunkte.

Von

K. B. Hofmann,

Professor der medicinischen Chemie in Graz.

Unter den Gegenständen, welche in den letzten Jahrzehnten bei den Ausgrabungen von Pompeji zu Tage gefördert worden sind, fanden sich auch mehrere Gefässe aus Blei, welche wirthschaftlichen Zwecken gedient haben. In dem anziehenden, mit trefflichen Abbildungen ausgestatteten Werke *„Pompeji"* des für die Wissenschaft zu früh hingeschiedenen E. Presuhn sind diese Gegenstände beschrieben. Es sind zwei grosse flache Schüsseln, von denen Presuhn nach der Oertlichkeit [1]), wo sie gefunden worden sind, annahm, dass sie zur Bereitung von Brodteig gedient haben.

Ausser diesen beansprucht aber besondere Aufmerksamkeit ein Kessel [2]), dessen Bestimmung Licht auf die seltsam unklaren Vorstellungen wirft, welche die Römer über die Verwendbarkeit des Bleis in hygienischer Beziehung hegten.

Während das Material, aus welchem die Teigschüsseln bestehen, sich durch seine Eigenschaften dem ersten Blick als Blei

1) An der Nordseite der Regio VI, insula XIV, welche letztere im Westen der Stabianer Strasse liegt und im Jahre 1876 aufgedeckt ward, befinden sich die Schüsseln in steinerne Unterpfeiler eingemauert in einem Hause, das sich durch Mühlen und einen Backofen als Bäckerei verräth. (Presuhn, Abtheilung V, S. 3.)

2) Er ward in dem kleinen Nachbarhause, das die Ecke der Nord- und Westfront dieser Insel bildet, gefunden. Das Haus war eine Kneipe, das beweisen zwei eingemauerte Amphoren und Bilder von Kneipenscenen an den Wänden: eine Frau, von einem Manne geküsst, zeigt sich weitern Zumuthungen

ankündigt, konnte man bei dem letzterwähnten Kessel ohne chemische Analyse darüber in Zweifel bleiben, woraus derselbe hergestellt ist. Presuhn erkannte, dass er weder reines Blei noch Zinn sei. Da er in dem früher genannten Werke das Object als „Zinkkessel" bezeichnet hatte, hegte ich, an der Richtigkeit dieser Annahme zweifelnd, den lebhaften Wunsch, eine analytische Untersuchung desselben vornehmen zu können.[1]) E. Presuhn, dem ich brieflich meine Zweifel mittheilte, hat — damals noch in Pompeji weilend — mir mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit Proben des Kessels und einer der Teigschüsseln zukommen lassen.

Eine qualitative Vorprüfung hat gelehrt, dass die beiden mir zugesendeten Probestücke neben Blei und Zinn keine andere wesentliche Beimischung, namentlich auch kein Zink, enthalten. Die Legirung wurde in Salpetersäure gelöst; das Zinn blieb in Gestalt eines schneeweissen Pulvers (Metazinnsäure) zurück und ist geglüht, als entwässertes Zinnoxyd gewogen. Das Blei ist in bekannter Weise als Bleisulfat ausgewerthet worden.

---

ungeneigt; zwei Damen, denen eine Kellnerin Wein aufwartet, dürften nach diesem Aufenthaltsort und dem griechischen Namen (Okeane) der einen zu schliessen, der Halbwelt angehören; zwei Männer, die im Würfelspiel an einander gerathen, werden im Schlusstableau vom Wirthe mit den Worten „itis foras rixatis", „fort mit Euch, wenn Ihr Euch streiten wollt", hinausgeworfen. (Abbildungen Abtheilung V, Tafel VI u. VII.)

1) Für die Geschichte der Metalle wäre es von grösster Bedeutung, wenn ein antiker Zinkgegenstand aufgefunden würde. So lange dies nicht geschieht, muss man annehmen, dass metallisches Zink den antiken Völkern unbekannt war, wenn sie auch von Galmei einen ausgedehnten Gebrauch machten. Höfer (Hist. de la Chimie I, 133) glaubt, die Stelle bei Dioskorides V, 84 berechtige zu der Vermuthung, es sei von Reduction des Galmeis die Rede. Ja, er meint sogar, manche Zweideutigkeit würde schwinden, wenn man zugeben will, dass die Griechen und Römer Zink gekannt und auch *κασσίτερος*, plumbum album genannt hätten (l. c. I, 137). Andere (Rossignol, Les méteaux dans l'antiquité p. 251; Frantz, Berg- u. Hüttenm. Zeitung 1881. Nr. 25 ff.) halten das von Strabo genannte *ψευδάργυρος* (XIII, 610) für Zink. Ich habe (Berg- u. Hüttenm. Zeitung 1882) die Gründe entwickelt, warum die angeführten Stellen nicht ausreichen, eine solche Annahme zu rechtfertigen. Vor allem spricht aber dagegen der Umstand, dass man bisher keinen einzigen unter den Tausenden antiker Gegenstände gefunden hat, der aus Zink bestehen würde; und die Schwierigkeit und Eigenartigkeit der Gewinnung und Bearbeitung des Metalls lässt nicht erwarten, dass man einen antiken Zinkgegenstand je finden werde.

Das Bruchstück der Teigschüssel hatte eine Wandstärke von 1½ Millimeter, war mit einer sehr dünnen weisslichen Schicht überzogen und so zähe, dass es nur schwer gelang, die Lamelle zu zerbrechen. Die Probe löste sich, bis auf einen geringen Rest von Metazinnsäure, in Salpetersäure auf. Die Lösung enthielt sonst kein anderes Metall.

Die Analyse ergab:

SO_4Pb = 2,437 Gr.	entsprechend:	1,665 Gr.	Pb
SnO_2 = 0,013 „	„	0,0102 Gr.	Sn
		1,6752	

In Arbeit genommen waren 1,6821 Gr. der Probe; die Differenz erklärt sich (abgerechnet den Verlust) aus einem geringen Gehalt von Sauerstoff und CO_2. Es ist sonach dem Blei ungefähr 0,6 % Zinn beigemischt. Dem entsprechend hatte auch die Masse bei 19° das spec. Gew. 10,93 d. h. sehr nahe dem des reinen Bleies (11,37 bei 14°).

Das Bruchstück jenes Kessels, der in der Kneipe ausgegraben worden ist, besitzt eine ziemlich bedeutende Härte und, obwohl nur 3 Millimeter dick, ist es nicht biegsam. Es bricht ziemlich leicht, ist nicht zähe und zeigt auf dem Bruche ein körnig-krystallinisches Aussehen. Die frische Bruchfläche ist zum Theil graubraun mit einem röthlichen Schein, stellenweise natürlichem krystallinischen Zinnober nicht unähnlich.[1]) Zwei Proben wurden mit dem Pyknometer auf ihr spec. Gewicht untersucht; die eine zeigte nach zwei pyknometrischen Bestimmungen bei 19° Temperatur die Dichte 10,27 und 10,28; die andere bei 20° ein spec. Gewicht von 9,83. Die Kesselplatte kann demnach nicht in allen ihren Theilen von gleicher Zusammensetzung sein.

Es wurden zwei Analysen gemacht. Die eine gab:

SnO_2 = 0,0349	entsprechend	0,0274 Gr.	Sn und
SO_4Pb = 2,88	„	1,9675 Gr.	Pb
		1,9949	

Da 2,0944 Gr. in Arbeit genommen worden waren, so ergiebt sich ein Abgang von 0,0995 Gr., was dem stark oxydirten Zu-

1) Das gleiche Verhalten habe ich seither an verschiedenen anderen Bleiobjekten aus Pompeji, deren Zusendung ich der Güte des gegenwärtigen Directors der Ausgrabungen, Herrn Ruggiero verdanke, beobachtet.

stand des Stückes gut entspricht. — Die Legirung enthält demnach

1,37 % Zinn
98,63 „ Blei.

Eine Legirung von 1 Atom Sn und 3 Atom Pb enthält in 739 Gew. Theilen 118 Gew. Theile Zinn und 621 Gew. Theile Blei, d. h. es verhält sich in ihr das Zinn zum Blei wie 1,32 % zu 98,68 %. Der Unterschied dieser von der obigen Legirung ist so gering, dass man letztere als $SnPb_3$ bezeichnen kann.

Die zweite Analyse ergab:

0,04855 Gr.	SnO_2	entsprechend	0,0382 Zinn
3,923 „	SO_4Pb	„	2,6800 Blei
			2,7182

In Arbeit waren 2,8282 Gr. genommen; es ist sonach ein Abgang von 0,11 Gr. auf Sauerstoff, Kohlensäure und auf Arbeitsfehler zu beziehen. Die Legirung besteht daher aus:

1,41 % Zinn
98,59 „ Blei.

Dieses Procentverhältniss entfernt sich von dem aus der ersten Analyse berechneten sehr wenig. — Diesem Mischungsverhältniss entspricht auch das spec. Gewicht der Legirung (9,83 bis 10,28) recht gut, wenn man letzteres mit den Zahlen vergleicht, welche von verschiedenen Forschern für die Legirung $SnPb_3$ angegeben werden: 10,387 nach Kupfer (Karstens Arch. 8, 331)
10,3311 „ Bolley (Dingler P. J. 162, 217)
10,491 „ Riche (Compt. rend. 55, 143).

Der kleine Zinngehalt der Legirung ist gewiss auffallend. Da in den hüttenmännisch verarbeiteten Bleierzen nie Zinn vorkommt, so muss dasselbe hier dem Blei zugesetzt worden sein. Welchen Zweck ein so geringer Zusatz haben sollte, ist schwer einzusehen. Herr Dr. Eduard Reyer, Professor der Geologie an der Wiener Universität, der sich mit der Geschichte der Nutzmetalle, besonders des Zinns, eingehend beschäftigt hat, äusserte gegen mich die Vermuthung, dass stark bleihaltige, schlechte Zinnabfälle beim Umschmelzen zum Blei geworfen wurden, so dass das Verhältniss Sn : 3 Pb nur ein ganz zufälliges wäre. Und diese Erklärung dürfte die zutreffendste sein.

Wir haben also hier zwei Gefässe, eines aus nahezu reinem Blei, ein zweites aus einer Bleizinnlegirung, welche beide zur Be-

reitung von Nahrungs- und Genussmitteln gedient haben, und zwar in einer Weise, von der wir nach unserer heutigen Kenntnis einen Schaden für die Gesundheit annehmen müssen. Während in dem einen Falle in der mechanischen Abnutzung der Schüssel und Beimengung von metallischem Blei zum Teige die Gefahr lag, war in dem andern Falle — bei dem Kessel — der Nachtheil durch Bildung von Bleisalzen noch bedenklicher. Dieser Bleikessel, in einem Heerde eingemauert, versehen mit einem ins Gassenlocal geführten Ablaufrohre ist nämlich in einer Taverne ausgegraben und diente, wie sich Presuhn scherzweise ausdrückte, zur Bereitung von „Punsch", d. h. zur Herstellung eines der mancherlei warmen Getränke, die bei den Römern beliebt waren. Doch berechtigt der Fundort auch zur Annahme, dass der Kessel zu verschiedenen Manipulationen mit Wein[1]) diente, welcher ja überdies auch bei Herstellung von warmen Getränken eine wichtige Rolle spielte.

Jemand, dem nur unsere strengen hygienischen Vorsichtsmaassregeln, betreffend die Verwendung schädlicher Metalle, vor Augen stehen, könnte wohl Zweifel hegen, ob die Verwendung jener Gefässe auch richtig gedeutet werde. In der That aber bestätigt namentlich der Fund in der alten Caupona zu Pompeji nur die eigenen Angaben der Alten. Unser Befremden über diese Sorglosigkeit steigt, wenn wir erfahren, dass ihnen die Gefährlichkeit des Bleies keineswegs unbekannt geblieben war und wir dazu ihre häufigen Klagen über die Fälschung und Schädlichkeit des Weines hören. Indem wir die einschlägigen Belegstellen überblicken, erhalten wir ein Bild der Getränkshygiene bei den classischen Völkern, das in einer Zeit, da die Fälschung des Weines einen lebhaft discutirten Gegenstand bildet, für Fachmänner von einigem Interesse sein dürfte.

Zwei Thatsachen mögen einer eingehenderen Betrachtung unterzogen sein:

---

1) Vasa defrutaria oder andere zu Manipulationen mit Most und Wein dienende Gefässe in Pompeji zu finden, wird uns nicht in Erstaunen setzen. Rühmten sich doch die Pompejaner einer besonderen Traubensorte (Plin. XIV, 4. § 12 u. 14: Municipii uvam Pompeji nomine appellant; s. auch Columella III, 2) und Plinius weiss uns zu erzählen, dass die pompejanischen Weine im 10. Jahre ihre höchste Güte erreichen, aber Kopfschmerzen bereiten (Plin. XIV, 8. § 9)

1) Die unbeabsichtigte Verunreinigung des Weines mit Blei;
2) die absichtlichen Zusätze zum Wein und die Fälschung desselben.

Wir werden dadurch veranlasst, auf einzelne Theile der antiken „Kellerwirthschaft" genauer einzugehen.

Die Weinkultur verbreitete sich von Hellas aus nach Italien und fand daselbst — obgleich noch lange Zeit die griechischen Weine dem Falerner vorgezogen wurden[1]) — bald eine so eifrige Pflege, dass Plinius in Bezug auf die Weinrebe einen „principatus peculiaris Italiae" rühmen durfte. Mit spöttischer Abfertigung Demokrit's bemerkt er, „alle anderen (ausser Demokrit) hätten erklärt, die Menge der Rebensorten sei unzählbar und unübersehbar". Die Aufzählung nur der durch besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichneten Sorten füllt bei ihm ein langes Capitel (XIV, 4). Von den etwa 80 Arten (XIV, 13) bekannter Weine rechnet er — mit trübem Rückblick auf einfachere Zeiten — 2/3 auf Italien. Vor allem aber war es das glückliche Campanien, auf dessen Fluren die edelsten Weine gediehen, obenan jener Falerner, von dem Plinius erzählt, „er allein von allen Weinen lasse sich anzünden (solo vinorum flammâ accenditur. XIV, 8. § 3).[2])

I. Aus dem frischen Moste — *mustum*[3]), γλεῦκος, τρύξ — bereitete man durch Einkochen die *sapa* (ἕψημα) und das *defrutum*.[4]) Beide unterscheiden sich nur durch den Grad der Eindickung, über den aber die Angaben auseinander gehen. Varro[5]) und Columella[6]), die Fachschriftsteller, also wohl die zuverlässigeren Gewährsmänner, nennen Sapa den auf die Hälfte ein-

1) Plin. H. N. XIV, 16.

2) Betreffs der Citate habe ich den Grundsatz befolgt, den Blümner in der Einleitung seiner meisterhaften „Technologie der Gewerbe und Künste bei Griechen und Römern" ausspricht: „Man muss in unserer schnell arbeitenden Zeit jedem Leser die Mühe ersparen, solche Belegstellen sich erst selbst aufschlagen zu müssen".

3) mustus bedeutet jung; τρύξ ist mehrdeutig und wird unter andern auch für Hefe gebraucht.

4) defrutum a defervendo = mustum defervitum.

5) *Sapam* appellabant, quod de musto ad mediam partem decoxerant; *defrutum*, si ex duabus partibus ad tertiam redegerunt defervefaciendo (Varro de vita pop. Rom. lib. I).

6) Mustum quam dulcissimi saporis decoquatur ad tertias, et decoctum, sicut supra dixi, *defrutum* vocatur. (Columella, de re. rustica XII, 21.)

gedickten Most. Mit ihnen stimmt auch Nonius[1]) überein. Dicker war das Defrutum, durch Einengen des Mostes auf ein Drittel des ursprünglichen Volums erzeugt. — Plinius[2]), in so manchen Angaben unverlässlich, kehrt das Verhältniss um, worin mit ihm allerdings der sehr späte, landwirthschaftliche Schriftsteller Palladius (4. Jahrh.) übereinstimmt. — Es waren übrigens noch andere Concentrationsgrade zu verschiedenen Zeiten üblich. Columella[3]) giebt an, einige Weinbauer verdampften ein Viertel des Mostes, andere ein Drittel. Im letztern Falle gebrauchte man nach Palladius[4]) den Ausdruck *carenum* (*χάροινον*). — Cato[5]) führt an, dass das Defrutum aus dem freiwillig abtropfenden Moste zu kochen sei.

Der stark eingekochte Most, besonders das Defrutum diente wohl weniger zum ungemischten Getränke, als vielmehr, um mindere Weine damit aufzubessern[6]), ihnen Bouquet zu ertheilen, sie

---

1) Sapa, quod nunc mellacium dicimus, mustum ad mediam partem decoctum (Nonius 17, 14).

2) Vino cognata res sapa est, musto decocto, donec tertia pars supersit (H. N. XXIII, 30), und *Siraeum*, quod alii *hepsema* (vergl. Suidas: *σίραιον· τὸ γλυκὺ ἕψημα*) nostri *sapam* appellant, ingenii, non naturae opus est, musto usque ad tertiam partem mensurae decocto: quod ubi factum ad dimidiam est, defrutum vocatur (XIV, 11). *Ἕψημα* das „eingekochte“ definirt Dioskorides (V, 9): *ὁ οἶνος καθεψομένου τοῦ γλεύκους σείριος ἢ ἕψημα καλούμενος.* Nonius commentirt das Wort: verum atticisantes ipsum [hepsema] Siraeum vocant, quemadmodum alii caricarum decoctum Siraeum appellandum censent. Auch nach Palladius hat man unter Defrutum einen stark eingedickten Most zu verstehen: nam defrutum a defervendo dictum, ubi ad spissitudinem *fortiter* despumaverit, effectum est. Betreffs der Sapa stimmt er mit Plinius: „Sapa, ubi ad tertias redacta descenderit“ (XI, 18).

3) Columella, de re rustica XII, 19.

4) Bei Plinius findet sich das Wort nicht. — Palladius XI, 18: Caroenum, cum tertia deperdita, duae partes manserint. In der späteren Compilation des Cassianus Bassus (Geoponica ed. Needham 1704. VII, 13) wird das obige gewöhnliche Concentrationsverhältniss angeführt: *τινὲς δὲ γλεῦκος ἑψοῦντες καὶ ἀποτριτοῦντες* (auf $^1/_3$ einengen) *μιγνύουσι τῷ οἴνῳ.*

5) Cato 23: de musto lixivo coctum.

6) Cato wendet zu diesem Zwecke das defrutum an (de re rustica c. 24), nach Plinius XIV, 24 benutzte man die Sapa, um durch ihren Zusatz den Geschmack herber Weine zu mildern (infusisque his [sapis] ferociam frangunt), wobei man sich zu erinnern hat, dass er eigentlich das Defrutum im Sinne hat. Die Sapa dürfte wohl vor allem als Getränk gedient haben. Cassianus Bassus (l. c. VIII, 32) giebt als Excerpt aus Leontinus (wahrscheinlich einem

stärker[1]), wohl auch haltbarer zu machen.[2]) Columella[3]) verräth uns, dass man den Most einkoche, „damit er wenigstens bis zum Verkaufe sich halte"; die Sapa könne man an Stelle des Defrutum, das sonst zu diesem Zwecke diente, auch dem Moste aus alten Weingärten beimischen. Plinius[4]) endlich sagt, wo er von der Sapa und dem Defrutum spricht, „dies alles sei zur Fälschung des Honigs erdacht", womit er wohl sagen will, dass man diese eingekochten Moste zu Getränken, in welche Honig zu mischen war, und zu Speisen verwendete oder dem Honig selbst zusetzte. Um der Sapa noch mehr Bouquet zu geben kochte man, wenigstens in späterer Zeit, mit derselben wohlriechende Stoffe: Quitten, Iriswurzel, Schoenum, Foenum graecum u. s. w. ein.[5])

In der Bereitungsart nun dieser Mittel der „conditura, ἄρτυσις" lag die Gefahr für die Gesundheit derjenigen, welche einen mit Defrutum gewürzten Wein oder gar die Sapa selbst genossen.

Das Einkochen des Mostes wurde nämlich in Kesseln vorgenommen, welche in der ältesten Zeit bei den Griechen und Römern aus Bronze oder Blei hergestellt waren. So wendete Cato noch beiderlei an. Er sagt in der Anweisung an seinen Sohn, die uns unter dem Titel „de re rustica" erhalten ist[6]): „giesse den Most in ein Bronze- oder Bleigefäss, unterlege Feuer" u. s. w. (Mustum in aheneum aut plumbeum infundito: ignem subdito etc.). Die Nachtheile, welche sich für den Wohlgeschmack des Weines und die Gesundheit des Trinkers ergaben, wenn man Bronzekessel wählte, lernte man bald einsehen. Und so geben alle späteren Schriftsteller an, man solle sich derselben nicht bedienen. Colu-

Zeitgenossen des Justinian) die Vorschrift zu besonders gutem Defrutum: 8 sextare (4,377 Liter) besten Mostes, 100 sextare (54,7 Liter) besten Weins auf ⅓ einzukochen.

1) Dioscorides V, 9 spricht von solchen Weinen ἔχοντες ἕψημα μεμιγμένον.

2) Cass. Bass. l. c. VII, 13.

3) Columella XII, 19: cura quoque adhibenda est, ut expressum mustum perenne sit, *aut certe usque ad venditionem durabile.* Durch Einkochen auf die Hälfte habe man eine sapa, adeo quidem ut etiam, vice defruti, sapâ, mustum quod est ex veteribus vineis, condire possit.

4) omnia in adulterium mellis excogitata (XIV, 11).

5) Palladius XI, 18: quam [sapam] tamen meliorem facient cydonia simul cocta....

6) Cap. 105 (ed. Gessneriana). Auch c. 122: „in vase aheneo vel in plumbeo defervefacito".

mella sagt: „die Gefässe selbst, in denen Sapa oder Defrutum gekocht wird, sollen lieber aus Blei als aus Bronze sein. Denn in der kochenden Flüssigkeit lassen die ehernen Grünspan zurück und verderben den Geschmack des Zusatzmittels.“ (Ipsa autem vasa, quibus sapa aut defrutum coquitur, plumbea potius quam aenea esse debent. nam in coctura aeruginem remittunt aenea, et medicaminis saporem vitiant. XII, 20.) Noch entschiedener drückt sich Plinius[1]) aus: coqui iubent plumbeis vasis, *non* aereis.

An die Gefahr, welche durch Benutzung von Bleigefässen der Gesundheit erwuchs, dachte man, wie aus diesen Stellen hervorgeht, gar nicht; vermuthlich, weil dadurch der „sapor medicaminis“ nicht alterirt ward.

In lebendiger Weise schildert uns Columella[2]) den Vorgang des Mostkochens. Die Kessel — sie hiessen vasa defrutaria — wurden vor dem Gebrauche innen mit Oel bestrichen, damit der Most nicht anbrenne (oleo bono plumbea ipsa intrinsecus imbui et bene fricari). „Dann beobachten wir,“ fährt er fort, „den abnehmenden Mond, wenn er noch unterm Horizont ist, und lesen an einem heitern und trockenen Tage die reifsten Trauben. Der Most, welcher bei ihrem Keltern abfliesst, bevor noch die Presse den Fuss abgelöst hat (ante quam prelo pes eximatur), lassen wir in hinreichender Menge aus der Kufe in die Kessel abfliessen und heizen anfänglich mit gelindem Feuer und dünnem Holze, das die Landleute „cremia“ (Reisig) nennen, den Ofen, damit der Most ganz allmählich sich erwärme (ut ex commodo mustum ferveat).“ Derjenige nun, der dieses Einsiedegeschäft besorgt, muss aus Binsen und Pfriemgras (spartum) angefertigte Seiher bereit haben, ausserdem an Stöcken befestigte Fenchelbüschel, mit denen er bis an den Boden der Gefässe reichen kann, um, was sich daselbst absetzt, aufzurühren und an die Oberfläche zu bringen. Dann hat er mit den Seihern allen Unrath, der obenauf schwimmt, abzu-

1) Plin. XIV, 27, 3. — Indess giebt doch noch später das Kochbuch, das des Apicius Namen führt, in der Vorschrift für das „Conditum paradoxum“ an, man solle Honig mit Wein in einem aeneum vas kochen (I. § 1. edit. Schuch. 1874). Auch Ulpian (ermordet 228 n. Chr.) führt noch das vas aeneum zum Kochen der Sapa und des Defrutum an: „vas aeneum, in quo sapa coqueretur et defrutum fiat“. (L. 12. § 10. D. de instr. 33, 7.)

2) Columella XII, 19.

seihen. Davon darf er nicht früher abstehen, bis der Most ganz geklärt und von Unreinlichkeit frei erscheint. Dann fügt er Quitten (welche, sobald sie ausgekocht sind, beseitigt werden) oder andere passende Gerüche (odores) zu, fährt aber mit dem Rühren zeitweilig fort, damit sich nichts absetze, das den Bleikessel leck machen könnte (ne quid subsederit, quod possit plumbeum perforare). „Wenn hernach das Gefäss ein schärferes Feuer auszuhalten vermag, d. h. wenn der Most, bereits zum Theil eingedampft, ins Wallen geräth, dann unterlegt man Blöcke und grössere Holzscheite, doch so, dass sie den Boden des Kessels nicht berühren. Vermeidet man dies nicht, dann — was wohl manchmal passirt — bekommt das Gefäss ein Loch, oder wenn das nicht geschieht, brennt der Most an und wird wegen der angenommenen Bittere zum Würzen unbrauchbar.“ [1]) Die ländliche Scene, die uns hier vorgeführt wird, gab auch den Gegenstand für ein Genrebildchen ab. Ich erinnere an eine jener reizenden Erotengruppen, die man im September 1748 bei der Ausgrabung zu Resina aufgefunden hat und die durch ihre unübertreffliche Naivetät und heitere Behaglichkeit nie aufhören werden den Beschauer zu erfreuen. Man sieht zwei von den geflügelten Knaben mit ihren Hämmern zu einem wuchtigen Schlage gewaltig ausholen, um die Keile der Weinpresse gegen einander zu treiben. Bei Seite steht ein Dritter, der mit dem oben erwähnten Fenchelbüschel die wallende Sapa eifrig rührt. Der Kessel sitzt über einem Ofen, der unsern, früher in Laboratorien häufiger gebrauchten Muffelöfen ähnlich sieht. [2]) Wort und Bild werden durch den in Pompeji gemachten Fund ergänzt, wenn auch der Kessel auf dem Bilde beweglich erscheint, der gefundene eingemauert ist.

---

1) Von vornherein scheint ein Kessel von Blei bei dem niedrigen Schmelzpunkte des Metalles zum Kochgefässe nicht sehr geeignet. So wundert sich auch Plinius, dass ein Bleigefäss, wenn es mit Wasser gefüllt ist, am Feuer nicht schmilzt und bemerkt weiter, dass es ein Loch bekommt, wenn man in das Wasser ein Steinchen oder eine Münze wirft: et mirum, aqua addita non liquescere vasa e plumbo constat: eadem in aqua calculus aereusve quadrans si addatur, vas peruri (XXXIV, 49).

2) Abgebildet findet man das Wandbild unter andern in Tomaso Piroli, Le antichità di Ercolano. I. Tav. XXXV. Fig. 1. Es mag auch Schillern vorgeschwebt haben bei dem Pentameter seines herrlichen „Pompeji und Herkulanum“: Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.

Jene Sorglosigkeit in der Verwendung von Bleigefässen steht in merkwürdigem Gegensatze zu Kenntnissen der Alten von der Schädlichkeit des Bleies. Es war ihnen nicht bloss die Giftigkeit des Bleiweisses[1]) bekannt, sie warnen nicht allein vor dem Einathmen schädlicher, bei gewissen Manipulationen sich entwickelnder Bleidämpfe[2]), sie erkannten vielmehr auch recht gut die Gefährlichkeit des metallischen Bleies. In dem Werke Vitruvs, eines Zeitgenossen Cäsars, findet sich die in jedem Betracht merkwürdige Stelle, die darum in ihrer ganzen Ausdehnung im Wortlaut des Originals[3]) hier aufgenommen wird: multo salubrior est ex *tubulis* aqua, quam per *fistulas*; quod per plumbum videtur esse ideo vitiosa, quod ex eo cerussa nascitur, haec autem dicitur esse nocens corporibus humanis, „viel gesünder ist das Wasser aus irdenen (tubuli) als aus bleiernen Röhren (fistulae); denn wegen des Bleies scheint es so ungesund zu sein, da aus diesem Bleiweiss entsteht; das aber soll den menschlichen Körpern schädlich sein.“[4]) Und weiter: Ita si quod ex eo (sc. plumbo) procreatur id est vitiosum; non est dubium, quin ipsum quoque non sit salubre. Exemplar autem ab artificibus plumbariis possumus accipere, quod palloribus occupatos habent corporis colores: namque cum fundendo plumbum flatur, vapor ex eo insidens corporis artus, et in dies exurens, eripit ex membris eorum sanguinis virtutes. Itaque minime

---

1) Die Kenntniss von der Schädlichkeit des Bleiweisses (*ψιμύθιον*) scheint frühzeitig ganz allgemein gewesen zu sein. Nikandros, Arzt aus Kolophon, spricht davon mit Emphase in seinem langweilig nüchternen Lehrgedicht „Alexipharmaka“ v. 74—76: *Δευτέρα δ'αἰγλήεντος ἐπιφράζευ πόσιν ἐχθρὴν Κιρναμένην ὁλοοῦ ψιμυθίου, ἤτε γάλακτι Πάντοθεν ἀφρίζοντι νέην εἰδήνατο χροιήν* ... „Zum andern merke den feindlichen Trank versetzt mit glänzendem, tödtlichem Bleiweiss, der schäumender Milch an blühender Farbe gleich sieht“.... Dioskorides V, 103: *ἔστι δὲ καὶ τῶν ἀναιρετικῶν* „es gehört auch zu den tödtlichen Stoffen“. Aehnlich Galen u. A.

2) Bei der Bereitung des *μύλυβδος κεκαυμένος* räth Dioskorides (V, 96) die Nase zuzuhalten, „denn die Ausdünstung ist schädlich“ (*βλαβερὰ γὰρ ἡ ἀποφορά*).

3) Vitruvius VIII, c. 7.

4) Fast in denselben Ausdrücken spricht sich der 4 Jahrhunderte später lebende Palladius gegen die bleiernen Wasserleitungsröhren aus: Ultima ratio est, plumbeis fistulis [aquam] ducere, quae aquas noxias reddunt. Nam cerussa plumbo creatur attrito, quae corporibus nocet humanis. (De re rust. Augustus cap. 11 ed. Gessneriana.)

fistulis plumbeis aqua duci videtur, si volumus eam habere salubrem. Saporem quoque meliorem ex tubulis esse quotidianus potest indicare victus etc. „So wenn etwas aus Blei erzeugt wird, so ist es schädlich; es ist also kein Zweifel, dass das Blei selbst auch nicht gesund ist. Wir können uns in der That ein Beispiel an den Bleiarbeitern nehmen, da der Teint ihrer Körper von Blässe überzogen ist. Denn wenn beim Schmelzen das Blei dem Gebläse ausgesetzt wird, so setzt sich sein Dampf in den Gliedern des Körpers fest, und täglich ausdörrend entreisst es den Gliedmassen die Kräfte des Blutes. Und so soll am wenigsten das Wasser in Bleiröhren geleitet werden, wenn wir es der Gesundheit zuträglich haben wollen. Dass auch der Geschmack bei Holzröhren angenehmer ist, kann sich Jedermann durch täglichen Gebrauch überzeugen u. s. w.“

Die Schilderung der „Gewerbekrankheit“ der Bleigiesser ist überraschend richtig. Wie man aber bei so richtiger Vorstellung über die Gefährlichkeit des Bleies dieses Metall doch zur Herstellung von Teigschüsseln, ja sogar von Kochgefässen verwenden mochte, ist schwer begreiflich.

Wenn auch das weinsaure Blei schwer löslich ist, daher beim Kochen des Mostes in bleiernen Gefässen die Menge des in Lösung gelangenden Metalls nicht jene Höhe erreicht, wie etwa bei Einwirkung von Essig, so ist die Quantität doch immerhin bedeutend genug, um auf die Gesundheit nachtheilig zu wirken. Um eine annähernde Vorstellung von der Menge des gelösten Bleies zu erhalten, machte ich mit steierischem Most einen Versuch. Eine Bleiplatte war in 600 Ccm. eines aus wohlausgereiften weissen Trauben gepressten Saftes, der 176,2 Gr. Traubenzuckers und 5,9 Gr. Säure enthielt, getaucht. Sie bot der Flüssigkeit 348 Qcm. Fläche zum Angriff. Der Saft wurde auf dem Wasserbade bei mässiger Temperatur (entsprechend den Angaben der Schriftsteller über das langsame Einkochen des Mostes) auf die Hälfte eingedampft. Er löste 0,142 Gr. Blei auf. Bei entsprechend grosser Kesselfläche kann also ein Liter Most etwa 237 Milligramm Blei aufnehmen. Ich wählte den Saft der weissen Trauben, da man diesem zum Bereiten des Defrutum den Vorzug gab.[1] Die Nachtheile, welche

1) ex albo [vino] hoc melius. Plin. XXIII, 30. — In einem zweiten Versuch, bei dem ich kürzer gekocht und den Saft nicht umgerührt habe, sind 32 Milligr. Blei im Liter gelöst worden.

aus einer solchen Beimischung von gelöstem Bleisalz der Gesundheit erwachsen mussten, waren allerdings in dem Falle, dass die Sapa nicht als solche genossen, sondern zum Würzen verwendet ward, bedeutend vermindert, da, wie wir noch ausführen werden, von der Würze nicht allzu reichlich zugesetzt werden durfte, damit dieses „künstliche Bouquet" den Käufer nicht abschrecke.[1]) — Andererseits wurde aber auch solchen Weinen, die man nicht condirt hatte, auf andere Art etwas Blei leicht beigemengt. Damit der Wein nicht verderbe, bestrich man nämlich die Deckel und Mündungen der irdenen Fässer mit einem Syrup, der nach Cato's Vorschrift gleichfalls in bronzenen oder bleiernen Gefässen zu bereiten war. Man kochte 6 Congien (19,7 Liter) Sapa — also des bereits auf die Hälfte eingedampften Mostes — mit Irispulver noch einmal auf die Hälfte ein.[2]) Da die Mündungen solcher Fässer weit waren, musste man ziemlich viel dieser bleihaltigen Schmieren anwenden, und es war kaum zu vermeiden, dass beim Umleeren des Weines demselben etwas davon beigemischt wurde.

Ein weiterer, sehr häufiger Anlass zu Bleiintoxicationen war in der mannigfachen Verwendung der bleihaltigen Sapa, des Defrutum und Caroenum in der Küche und bei Herstellung von Heilmitteln gegeben.

Die beiden ersten dienten als Conservirungsmittel für Oliven[3]), Pflaumen[4]), Schlehen, Cornelkirschen[5]), Quitten[6]), Birnen[7]), Aepfel[8]),

1) Columella XII, 20: cavendumque est, ne conditus sapor intelligatur; nam ea res emtorem fugat.

2) Sapae congios sex quam optime infundito in *aheneum aut in plumbeum*; et iris aridae contusae heminam ... et una cum sapa coquas sarmentis et levi flamma, commoveto, videto ne aduras: usque coquito, dum dimidium excoquas (Cato, cap. 107).

3) Columella XII, 11 (defrutum), 47 (sapa), 48 (sapa vel defrutum); Palladius XII, 22 (sapa et defrutum); Plinius XV, 4, 4; Cato 7 (defrutum); Cass. Bassus IX, 28 (ἕψημα). Die Olivenkultur mag gerade in Pompeji ein wichtiger Zweig der Landwirthschaft gewesen sein, denn Cato (cap. 22) nennt seinem Sohne diese Stadt als Bezugsort für eine Oelpresse (trapetus).

4) Columella XII, 10 (defrutum).

5) Columella XII, 10 (sapa vel defrutum).

6) Pallad. III, 25 (defrutum).

7) Columella XII, 10 (defrutum); Varro (in sapa) I, 59; Cato (in sapa) 7; Pallad. III, 25 (sapa); Cass. Bass. X, 25 (ἕψημα).

8) Columella XII, 10.

Speierlinge (sorbum)[1]), Mispeln[2]), Pfirsiche, Weintrauben[3]), Zwiebeln[4]), Alantwurzel u. s. w. Die letztere wurde überdies vorher mit Essig in einem Bronzekessel (!) — zwar „modice", um die Sprossen nicht zu zerkochen — gekocht, ehe sie in Defrutum gelegt[5]) ward. — Diese condirten Früchte spielten die gleiche Rolle, wie bei uns in Zucker eingemachtes oder im Dunst gekochtes Obst.

In dem ausgiebigsten Maasse fand eingekochter Most in der Kochkunst Anwendung, wie selbst die flüchtigste Lectüre des Apicius lehrt.[6]) — Endlich diente er zu mancherlei arzeneilichen Zwecken,

---

1) Columella XII, 16 (defrutum); Pallad. II, 15 (sapa); Cato cap. 7 (sapa).

2) Pallad. IV, 10 (sapa).

3) Cato cap. 7 (sapa); auch Cassianus Bassus IV, cap. 15: *τινὲς δὲ εἰς σίραιον, τοντέστιν εἰς ἕψημα πρὸς ὀλίγον κατατίθενται τοὺς βότρυας.* „Einige legen die Trauben auf kurze Zeit in Sapa" (Auszug aus Didymos).

4) Apicius n. 310.

5) Columella XII, 46. — Plinius XIX, 29.

6) *Caroenum* wendete man bei Bereitung von Malven (n. 80), Erbsen und Bohnen (n. 198), von Brei aus grünen Bohnen (fabaciae virides n. 210) und grünen Phasolen (faseoli virides n. 211) an; man legte in eine Sauce von Caroenum, Essig, Oel und Pfeffer gewisse unter Buchen wachsende Pilze (fungi farnei n. 314) ein. Zur Herstellung der Patina cottidiana (n. 121) und eines kräftigen Hachés (insicia plena n. 44), sowie bei verschiedenen Bereitungsarten von Hasen (n. 396. 397. 405. 407) fand das Caroenum Anwendung, endlich bei der Marinade einer Art Sepien (lolligo n. 417), Tunfischen (sarda n. 431) und gesalzenen Seeigeln (echinus n. 428).

Noch häufigere Verwendung findet das Defrutum vor allem zu pikanten Saucen z. B. jus in copadiis (n. 285), assatura (Bratenbrühe n. 275), zur Dillensauce (n. 287), zu einer sehr complicirten und gewürzten Hasensauce (n. 400) und andern Brühen, mit denen man Flamingos (fenicopterus n. 234 und 235), Enten (n. 216 und 219), stark wildelnde Vögel (aves virosae n. 232), das famose Huhn à la Fronto (Feinschmecker zur Zeit des Severus) n. 250 und das nach demselben Gourmand benannte Spanferkel (porcellus Frontonianus n. 380), aber auch Kalbfleisch (n. 355) und Fleisch säugender Lämmer (n. 364) bereitete. — Weiters verwendete man (was unserm Gaumen wenig behagen möchte) das Defrutum zum Minutal (n. 175), einem Gericht aus zahlreichen, kleingehackten Ingredienzen, darunter auch matianische Aepfel (minutal Matianum), ferner zu dem etwas schwer verständlichen Lieblingsgericht des berühmten Dichters Lucretius (patella Lucretiana n. 145), zu einem Haché von Stachelmuscheln (lenticula ex sfondilis n. 190), gelegentlich auch zum Anmachen von Kohl. Eine wichtige Rolle spielt das Defrutum in einer Art antiker „Majonnaise", mit der man Hummern (n. 409), Meerale (gongrus n. 453), junge Tunfische (pelamys n. 457), Murenen (n. 460 und 463), Aale (n. 477),

z. B. empfiehlt Nikandros [1]) die Sapa als Gegenmittel bei Cantharidenvergiftung. Dioskorides, Celsus, Galen erwähnen des eingekochten Mostes wiederholt bei Darstellung verschiedener Heilmittel.

Es wird sich wohl Jedermann die Frage aufdrängen, ob denn Diejenigen, welche solche Weine, solche Speisen genossen, die nachtheiligen Folgen für ihre Gesundheit nicht wahrgenommen haben. Ohne Zweifel! Aber sie beschuldigten — so weit es den Wein betrifft — ganz andere, nach unserer jetzigen Kenntniss meist harmlose Dinge z. B. Marmor, Pech, Salz, die dem Weine zugesetzt waren. Dies bestimmt uns, ihre ganze „Weinbehandlung" und „Weinfälschung", sowie ihre hygienischen Ansichten, die sie darüber hegten, etwas näher zu betrachten.

Hechte (n. 458) und andere gebratene Fische (n. 450 und 468) servirte. — Mag diese etwas ermüdende culinarische Aufzählung damit entschuldigt sein, dass man nur so eine deutliche Vorstellung von der Häufigkeit der Fälle erhält, in denen wenigstens die wohlhabenden Römer der Kaiserzeit kleinere oder grössere Mengen Bleies in den Nahrungs- und Genussmitteln zu sich nahmen.

1) Alexipharmaka v. 153.

(Schluss folgt.)

III.

Die Gynäkologie des Alterthums.

Von Edward W. Jenks aus Chicago in Illinois.

Nach dem Englischen bearbeitet

von

Professor Dr. **Ludwig Kleinwächter.**

Im Jahre 1876 trat die Elite der Amerikanischen Gynäkologen zusammen und beschloss eine gynäkologische Gesellschaft zu gründen, deren Wirksamkeit sich über das ganze grosse Gebiet der Union zu erstrecken habe. Wie in Nordamerika beinahe stets dem Entschlusse die rasche Ausführung folgt, so war es auch hier der Fall. Die Gesellschaft constituirte sich und fasste den Beschluss, ihre Versammlung alljährlich in einer der grossen Städte abzuhalten und die gehaltenen Vorträge in der Form eines Jahrbuches als *„Transactions of the American Gynecological Society"* zu veröffentlichen. Bis jetzt sind 6 Bände dieser Transactions erschienen, die eine Zierde unserer fachwissenschaftlichen Bibliotheken bilden und eine Fülle höchst interessanter, werthvoller Arbeiten enthalten, wie dies nicht anders zu erwarten steht, denn zu den Mitarbeitern zählen Männer, wie Washington Lemuel Attlee, Fordyce Barker, Nathan Bozemann, William Byford, James Chadwick, der weltberühmte Thomas Addis Emmet, George Engelmann, William Goodell, Charles Caroll Lee, William Lusk, Paul Munde, Emil Nöggerath, Theophilus Parvin, Randolph Peaslee, der allgemein rühmlichst bekannte J. Marion Sims, T. Gaillard Thomas u. A., deren wissenschaftlicher Name ein überall anerkannter ist. Abgesehen von der Art und Weise der wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes (die bei jeder Nation eine andere ist), die sich von der bei

uns üblichen scharf unterscheidet, besteht ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen den Transactions und ähnlichen unserer literarischer Producte darin, dass bisher jeder Band der ersteren eine medicinisch-historische oder -geographische Arbeit enthält, während man in unseren Journalen etwas Derartiges vollkommen vermisst. Die früheren Bände bringen ausführliche Biographien von Simon (aus Heidelberg), Charles Buckingham, Randolph Peaslee, Marmaduke B. Wright u. A. Der V. Band enthält eine grosse mit vielen Abbildungen gezierte Arbeit Engelmann's über die Hülfeleistung während der Geburt bei den verschiedenen Völkern unseres Erdballes und der vorliegende VI. eine sehr beachtenswerthe Arbeit uus der Feder Edward W. Jenks' aus Chicago (Illinois), betitelt: *„The practice of gynecology in ancient times"*. Wie in so vieler anderer Beziehung werden wir auch in dieser von den als hyperrealistisch ausgeschrieenen Nordamerikanern beschämt. Bei uns verhält sich die periodisch erscheinende medicinische Literatur, das einzige Virchow'sche Archiv ausgenommen, der Geschichte der Medicin sowie der medicinischen Geographie gegenüber „kühl bis an das Herz hinan", ja nicht selten direct feindlich. Erst dem verdienstvollen Redacteur dieses Journals haben wir es zu danken, dass uns nun von den anderen Nationen nicht mehr der Vorwurf gemacht werden kann, wir vernachlässigten die Geschichte der Medicin zur Gänze. Wenn die Engländer und Franzosen die Geschichte der Medicin cultiviren, so wird uns dies weniger Wunder nehmen, denn diese beiden Nationen besitzen eine mehr als 1000jährige ruhmreiche Geschichte und eine solche befördert ohne Zweifel die Geschichtsforschung. Den Nordamerikanern mangelt aber eine nationale alte Cultur und damit auch eine alte Geschichte und dennoch sehen wir sie die Geschichte der Medicin pflegen. Ich halte dafür, dass dies ein bemerkenswerthes Zeichen ist. Es bricht sich selbst bei diesem Volke der Gegenwart κατ' ἐξοχήν das Bedürfniss Bahn, zu erfahren, was denn die Alten wussten und thaten, um nicht allzu einseitig zu werden, d. h. mit anderen Worten den Geist der Medicin vollständiger zu erfassen, als dies auf dem modernen Wege der s. g. exacten Forschung möglich wird.

Edward Jenks hebt in der Einleitung vollkommen richtig hervor, dass die allgemein verbreitete Ansicht, als ob die Gynäkologie erst ein Kind des XIX. Jahrhunderts sei, eine ganz unrichtige

ist, denn nicht Recamier, seine Zeitgenossen und Nachfolger waren es, welche die Gynäkologie schufen. Die Gynäkologie ist viel älteren Datums, denn Jeder, der sich in der Geschichte der Medicin umsieht, wird finden, dass gar Vieles, was man heute weiss, schon früher bekannt war und wieder vergessen wurde, eine Erscheinung, die sich gar häufig wiederholt. Die griechischen Aerzte fussten mit ihrem Wissen auf den Aegyptern. Diese hatten ein wohl ausgebildetes medicinisches System und ihre Specialisten, wie namentlich Oculisten und Gynäkologen. Zu bedauern ist es, dass die berühmte Alexandrinische Bibliothek mit ihren 700,000 Bänden vernichtet wurde, da uns diese ohne Zweifel über die altägyptische Medicin in manchem belehrt hätte. Von den in der neuesten Zeit wieder aufgefundenen und entzifferten Papyrusrollen, die einige Streiflichter auf die altägyptische Medicin werfen, macht J. keine Erwähnung.

Die ältesten griechischen Schriften gynäkologischen Inhalts, die wir kennen, rühren von Hippokrates her und sind über 23 Jahrhunderte alt. Es lässt sich aus ihnen entnehmen, dass die Behandlung der Frauenkrankheiten und die Hülfeleistung während der Geburt um diese Zeit in den Händen von Aerzten ruhte, während sie späterhin in jene der Weiber überging.

Der älteste römische Arzt und gleichzeitig geburtshülflich-gynäkologischer Schriftsteller, welcher uns bekannt, ist Celsus, der im I. Jahrhunderte v. Chr. in Rom lebte. Dass er in der griechischen Medicin bewandert war, entnehmen wir daraus, dass er sich über die griechische Gynäkologie manche sarkastische Bemerkung erlaubt.

Weitere hervorragende römische Gynäkologen waren Galenus und Aretäus. Sie lebten wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts und waren ohne Zweifel Zeitgenossen, da keiner von dem anderen eine Erwähnung macht. Beide studirten in Alexandrien und practicirten in Rom. Galenus ist der Erste, der das Vaginalspeculum erwähnt. Aber auch Aretäus muss es bereits gekannt haben, denn er beschreibt die Ulcerationen des Uterus und deren Behandlung.

Aëtius studirte gleichfalls in Alexandrien und verfasste daselbst ein compilatorisches Werk, das bis zu seiner Zeit reicht. Die berühmte Bibliothek dieser Stadt besass dieses grosse Werk.

Eigenthümlich ist es, dass dieses werthvolle Werk so wenig gekannt war und von den Späteren gar nicht erwähnt wurde. Trotzdem er im 16. Buche hauptsächlich die Krankheiten des Weibes behandelt, nennen Wolphius und Spachius, die im 16. Jahrhunderte alles Wichtige, das auf die Gynäkologie Bezug hatte, compilirten, weder seinen Namen, noch machen sie von seinen Schriften eine Erwähnung. 47 Capitel des genannten Buches behandeln die Schwangerschaft, die Geburt und das Sauggeschäft, 6 die verschiedenen Arten der Exulcerationen des Uterus, 3 die Uterusabscesse, 2 die Lageveränderungen der Gebärmutter, 2 die Verengerungen und die Imperforation des Anus, 7 die Gewächse der Vagina sowie des Uterus und 18 schliesslich die Menstruation und deren Störungen. Er bespricht in eigenen Capiteln die Hysterie, die fibrösen Tumoren, die Beckenabscesse, das Haematom, die Lageveränderungen u. dgl. m. Ebenso eingehend befasst er sich mit den Entzündungen der einzelnen Partien des Uterus und der einschlägigen Therapie. Aëtius kannte das Speculum und benutzte es oft. Das Speculum und ausser ihm eine Reihe gynäkologischer Instrumente, von denen man in der Regel meint, sie seien erst vor kurzem erfunden worden, waren lange vor Aëtius schon bekannt, wie dies die Ausgrabungen in Pompeji und Herculanum erweisen, an welchen Orten man 2- und 3blättrige Spiegel sowie eine ganze Menge verschiedenster gynäkologischer Instrumente und sogar geburtshülfliche Zangen vorfand. Herculanum und Pompeji wurden im Jahre 79 v. Ch. verschüttet und Aëtius lebte etwa 450 Jahre nach diesem Ereignisse. In Aëtius' Werken stossen wir auf medicamentöse Pessarien oder Suppositorien, für deren Bereitung er eine Menge von Recepten anführt, weiter auf Pressschwämme und die Belehrung, wie diese einzulegen sind, auf Injectionen, Sitz-, Voll- und medicamentöse Bäder. Ebenso bespricht er die Manualrepositionen des verlagerten Uterus per rectum und die Behandlung der Ulcerationen der Vaginalportion mittels Grünspan.

Ein berühmter Arzt der spät-griechischen Zeit war Oribasius. Er verfasste Werke gynäkologischen Inhalts. Sein Leben fiel in das IV. Säculum.

100 Jahre etwa nach Aëtius lebte Paulus Aegineta, der gleichfalls als gynäkologischer Autor auftritt. Von seinen Werken besitzen wir eine englische Uebersetzung, die Adams für die alte

Sydenham'sche Gesellschaft besorgte. Er ist seinen Vorgängern gegenüber ziemlich kritisch. Er erwähnt und beschreibt die Dioptra (Specula) und ist sein Spiegel wahrscheinlich der gleiche, den Abulcasis im XI. Jahrhundert benutzte und Scultetus abbildet. Paulus kennt auch schon die Fissuren und Lacerationen des Muttermundes als Folgen von Entbindungen und bespricht deren Therapie. Von den Condylomen und Hämorrhoiden des Cervicaltheiles, die er ebenfalls kennt, sagt er, man fände sie mittels des Spiegels und habe sie mit der Scheere zu erfassen und abzutragen. Zuweilen könne man sie auf unblutigem Wege entfernen und zwar mittels getrockneter Granatapfelrinde und Galläpfeln oder ähnlichen Mitteln. Die Intemperamente, namentlich in Beziehung auf die Behandlung der Sterilität, spielen bei ihm, ebenso wie bei Aëtius, eine grosse Rolle.

Aehnliche Ansichten treffen wir bei Serapion, einem Araber des XI. Jahrhunderts und bei anderen seiner Landsleute, wie z. B. bei Avicenna, Rhazes und Avenzoar, Schriftstellern des XI. und XII. Säculums.

Vom Vaginalspeculum in seiner Beziehung zur Diagnose und Therapie gynäkologischer Leiden besitzen wir eine gute Geschichte. Es war bereits vor Aëtius, der es beschrieb, bekannt. Nach zu Grunde gehen der alexandrinischen Schule gerieth die Gynäkologie theilweise in Verfall, denn die Araber konnten sich nur referirend verhalten, war ihnen doch nach den Glaubenslehren des Koran verboten, dem gebärenden oder geschlechtskranken Weibe Hülfe zu leisten. Sie fiel nun in die Hände unwissender Weiber. Wenn Abulcasis einer der letzten medicinischen Schriftsteller der arabischen Schule sich ausführlicher über gynäkologische Processe auslässt und sogar auch Neues, wie z. B. die Beschreibung des Herpes uteri und den Gebrauch eines Luftpessars der Vagina bringt, so rührt dies davon her, dass er wahrscheinlich ein Jude war. Nicht viel anders war es im Westen, denn auch da finden wir nur Weiber, welche die geburtshülflich-gynäkologische Praxis ausüben und die Männer müssen sich damit begnügen, den Weibern die Anleitung zur Praxis zu geben. Eine Hebamme aus dem XIII. Jahrhundert, Namens Trotula, schrieb eine Abhandlung über Frauenkrankheiten und erwähnt in dieser ausdrücklich, dass viele saracenische Weiber in Salerno practicirten. Aus der gleichen

Zeit, wie Trotula's Werk, datirt ein unter dem Autor-Namen Cleopatra, Königin von Aegypten cursirendes Werk. Beide diese Schriften werden von Wolphius und Spachius citirt. In seinem, im Jahre 1587 erschienenen Werke „De Conceptu et Generatione Hominis etc." bildet Jakob Rueff einen dreiblättrigen Spiegel ab, den er „Speculum matricis" nennt und den er zur Dilatation des Muttermundes bei der Geburt benutzt. Zu ähnlichem Zwecke hat er ein Apertorium. Ausserdem bringt er als Erster die Abbildung einer Geburtszange mit glatten Löffeln, im Gegensatze zu den gezähnten Zangen Abulcasis' und Avicenna's. Ebenso benutzte Ambrosius Paré sowie sein Schüler und Nachfolger Guillemeau den Spiegel, den Scultetus in seinem „Armamentarium chirurgicum" abbildet. Dieses Werk enthält auch die Abbildung des Scalpellus deceptorius, eines dem Simpson'schen Hysterotome ähnlichen Messers. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die so gewaltige Umwälzungen in der damaligen gebildeten Welt nach sich zog, wirkte auch auf die Wissenschaften und speciell auf die Medicin zurück. In diese Zeitperiode fallen die beiden schon erwähnten grossen Werke von Wolphius und Spachius, das erstere, 3bändig, im Jahre 1586 in Basel, das letztere, in Folioformat, 1595 in Strassburg erschienen. Eigenthümlicher Weise sehen wir, dass nicht viel später ein Rückschritt in der Gynäkologie eintritt. Der Spiegel ist bei den meisten Aerzten vergessen, bis ihn nach langer langer Zeit erst wieder Recamier einführt. An dem Rückschritte trugen die Astrologie und Alchymie, die zur Herrschaft gelangt waren, Schuld.

Die Clitoridectomie führten Paulus und Abulcasis aus. Avicenna entfernte die vergrösserten Nymphen mit dem Messer oder mit Aetzmitteln. Rhazes sagt, dass Andere den Uteruspolypen abschneiden, er aber vorziehe, ihn abzubinden. Paré wieder behandelte eine Reihe von Uterinalkrankheiten mittels Räucherungen. Hierzu wurde ein Kessel mit einem umgekehrt darauf gesetzten Trichter benutzt. In die Scheide kam ein kuhhornförmiges Speculum, welches an seiner Spitze durchlöchert war. Durch Erhitzen des Kessels gelangten die heissen medicamentösen Dämpfe in die Vagina und zum Muttermunde. Zu Paré's Zeiten wurde das Cauterium actuale in der gynäkologischen Praxis häufig in Gebrauch gezogen, ebenso nahm man chirurgisch-gynäkologische

Operationen vor. Häufig wurde die erkrankte Mamma amputirt und zwar auf folgende Weise. Durch zwei unter einem rechten Winkel sich kreuzende Ligaturen wurde die Brust an ihrer Basis mit zwei Stricken gefasst, vom Thorax abgezogen und abgeschnitten. Die blutende Wundfläche wurde hierauf mit dem Glüheisen gebrannt.

Die Perineorraphie nahm Paré gleichfalls vor, doch sagt er nicht, in welcher Weise er dies that. Der Erste, der eine genaue Beschreibung dieser Operation liefert, ist Guillemeau. Er wartet mit dem operativen Eingriff, bis 6 Wochen post partum verflossen sind. Hierauf frischt er mit einem gekrümmten Bistouri die Wundfläche der einen und dann der anderen Seite an, wobei er das Narbengewebe und die Haut entfernt. Die beiden wundgemachten Flächen des Septum recto-vaginale werden dann mit langen Nadeln durchstochen und durch in Achtertouren geschlungene Faden einander adaptirt, ebenso wie bei der Hasenscharte-Operation. Zum Schluss legt er noch oberflächliche Suturen an. Vor kurzem erst wurde diese Operationsmethode von einem Fachmann wieder als neue erfunden.

Schenkius widmet in seinen „Observationes medicae rariores" der Gynäkologie einige Capitel. Eine grössere Erfahrung besitzt Mauriceau, doch ist der Stoff in seinem grossen Werke nicht gehörig geordnet. In dem berühmten pathologisch-anatomischen Werke Morgagni's „De sedibus et causis morborum" findet sich eine Fülle werthvoller die Gynäkologie betreffender Notizen. Ein sehr werthvolles, bisher aber von noch Niemandem gewürdigtes gynäkologisches Werk ist jenes von Vigorous, welches 1801 (in 2 Bänden) erschien und den Titel „Maladies des femmes" führt. Vigorous war, wie sich aus seinem Werke entnehmen lässt, seinen Zeitgenossen weit voraus. Er erwähnt u. A. die therapeutische Anwendung der Electricität und namentlich bei der Sterilität. Das Speculum kennt er genau und gebraucht es sehr häufig. Von Dyonis ist es, nach einem im Jahre 1718 erschienenen geburtshülflichen Werke „Traité des accouchements" zu schliessen, erwiesen, dass er das Speculum kannte und benutzte. Ueberhaupt war um diese Zeit herum der Gebrauch des Spiegels in Frankreich nicht vereinzelt, während er in England vollkommen vergessen gewesen zu sein scheint.

Im weiteren Verlauf seiner Arbeit gibt Edward W. Jenks

einen kurzen Abriss der Geschichte der wichtigsten damaligen gynäkologischen therapeutischen Mittel und der einzelnen Krankheitsprocesse.

I. Therapeutische Mittel.

1. Pessarien oder Suppositorien waren in früheren Zeiten sehr wichtige therapeutische Agentien. Die Pessarien bestanden aus einem Wolletampon, eingetaucht oder bestrichen mit den heilbringenden Salben oder Fetten. Sehr beliebt war das Hirsch-, Rinds- oder Gänsefett, versetzt mit den verschiedensten Medicamenten, woraus Suppositorien geformt wurden. Medicamentöse Pessarien wurden häufig gebraucht und zwar meist bei Menstruationsstörungen. Ebenso oft wurden sie behufs Einleitung des Abortus eingelegt, ein, wie wir wissen, zu Juvenal's Zeit ungescheut vorgenommener Eingriff. Noch Avicenna gab solche Pessarien, welche scharfe Mittel, wie Canthariden, Elaterium, Coloquinthen u. dgl. m., enthielten. Pessarien zu emenagogischen Zwecken enthielten die gleichen oder ähnliche Mittel. Bei Hippokrates sind die medicamentösen Pessarien sehr beliebt. Er gibt sie bei Menstruationsstörungen und da adstringirende, ebenso wenn die Sterilität durch eine Lageveränderung des Uterus bedingt wird, um das Organ zu contrahiren und in die normale Stellung zu bringen. Ebenso sind sie angezeigt bei Decomposition des Sperma im Uterus und bei Erschlaffung des letztgenannten Organes. Bei Sterilität, hervorgerufen durch eine Suppressio mensium, gibt er zuerst ein Pessarium, bestehend aus Alaunpulver, gemischt mit Balsam und später eines aus Ochsengalle und Oel. Er lässt Pessarien bei Fieber nach Entbindungen einlegen, um den verschlagenen Lochialfluss wieder in Gang zu bringen, fernerhin um die Placenta bei Prolapsus uteri zum Abgange zu bringen, weiters bei Carcinom oder Hydrops uteri u. dgl. m. Sehr warme Freunde der Pessarien sind auch Celsus, Oribasius, Aëtius, Actuarius sowie Myrepsus. Antyllus gibt emollirende Pessarien bei entzündlichen Affectionen des Uterus und eröffnende bei Occlusion oder Contraction des Organes. Auch die Araber waren, den Griechen folgend, Freunde der Pessarien. In neuester Zeit will sie wieder Simpson in Edinburg in die Praxis einführen.

2. Vaginal- und Uterinal-Injectionen wurden von Antyllus empfohlen, sie sollten die Gewebe erweichen, contrahiren,

kühlen oder erwärmen, Gase austreiben und Schmerzen mildern. Die Alten kannten die Spritze nicht, sie benutzten zur Erzeugung des aufsteigenden Wasserstrahles ein unserem Irrigator sehr ähnliches Geräthe, wie dies Celsus beschreibt.

3. Fumigationen spielten bei den Alten eine grosse Rolle. Hippokrates empfiehlt die aromatischen Räucherungen, ausser bei zarten Frauenzimmern, bei denen sie Schwere des Kopfes erzeugen. Er benutzt sie, um zu erfahren, ob ein Weib fruchtbar ist oder nicht. Zu dem Zwecke wird das Weib in Decken eingehüllt und von unten ausgeräuchert. Fühlt sie, dass ihr die Fumigation durch den Körper dringt und zum Munde sowie zu den Nasenlöchern heraustritt, so ist sie nicht steril. Nach Galenus empfiehlt Plato diese Behandlung in seinem „Theaetetus". Diese Behandlungsweise mittels Räucherungen hielt sich mehrere Jahrhunderte lang. Hippokrates wandte sie bei den verschiedensten Leiden an, so bei Sterilität bedingt durch Verschleimung in Folge menstrualer Störungen, bei Obstructionen des Uterus, beim Prolaps der Gebärmutter, bei schweren Geburten, bei der Leukorrhoe und bei Hydrops uteri. Gemacht wurden sie ferner, um den Lochialfluss wieder in Gang zu bringen, um den Abgang der Placenta zu befördern, um krankhafte Ausflüsse des Uterus zum Schwinden zu bringen u. dgl. m. E. W. Jenks meint, dass sie in entsprechender Weise vielleicht heute noch angewendet werden könnten.

4. Die Revulsiva. Dürfen wir Oribasius glauben, so waren die Alten mit der Anwendung der revulsiven Methode gut bekannt. Auf die Weise könne man, meint er, den plötzlichen Afflux des Humor zu bestimmten Körpertheilen verhindern. Durch Binden des Gliedes könne man einem plötzlichen Zuflusse zu der Brust oder dem Bauche vorbeugen. Bei einem solchen zur Unterbauchgegend gebe man Emetica. Sei die Secretion des Schweisses oder Harnes zu abundant, gebe man Purgantien. Schröpfköpfe sind ausgezeichnete Revulsiva bei Krankheiten der Mamma. Schröpfköpfe auf das Hypochondrium sind sehr wirksam bei Blutungen aus dem Uterus oder der Nase. Die Blutentziehungen sind an der der Blutung entgegengesetzten Körperstelle vorzunehmen, um dem zur Blutungsstelle hinziehenden Blutstrome eine andere Direction zu geben.

II. Krankheitsprocesse.

1. Die Hysterie. Plato sieht den Uterus als ein nach Befruchtung begehrliches Thier an, welches, wenn seine Begierde nicht befriedigt wird, sich ungehalten zeigt und im Körper herum zu wandern beginnt, wodurch er die Wege der Lebensgeister und der Respiration verlegt. Die Folgen davon sind schweres Angstgefühl und zahlreiche Krankheiten. Die gleichen Ansichten herrschten zu Aristoteles' und Actuarius' Zeiten sowie lange später noch. Im Zusammenhange mit dieser Auffassung war die Meinung verbreitet, der Uterus reagire auf Geruch verbreitende sowie andere Mittel. Aretaeus z. B. sagt: „In der Mitte zwischen beiden Flanken liegt beim Weibe der Uterus, ein weibliches Eingeweide, welches vollständig einem Thiere gleicht, denn es bewegt sich in den Flanken hin und her, nach aufwärts bis zu den Knorpeln des Brustkorbes, seitlich nach rechts und links hin zur Leber und Milz, es tritt nach abwärts bis vor die Geschlechtstheile, kurz, es wandert im ganzen Körper hin und her. Die Gebärmutter ergötzt sich an angenehmen Gerüchen und nähert sich denselben, während sie vor üblen zurückweicht. Sie gleicht daher einem Thiere und ist auch ein solches". Dieser Auffassung zufolge bestand die Behandlung der Hysterie namentlich darin, die Gebärmutter durch angenehm riechende Mittel heran zu locken oder durch üble Gerüche zu verscheuchen.

Nach Hippokrates wird die Hysterie durch Folgendes bedingt. Steigt die Gebärmutter gegen den Kopf empor, so treten die üblen Folgen davon in letztgenanntem Organe auf. Es stellt sich eine Schwere im Kopfe ein, mit Schmerzen unter den Augen und in der Nase, während gleichzeitig der Speichel abundant und schaumig wird. Die Behandlung besteht in Waschungen des Kopfes mit heissem und kaltem Wasser, Räucherungen des Uterus und Inhalationen übler Gerüche. Wandert die Gebärmutter gegen das Hypochondrium, so stellt sich Erbrechen scharfer, brennender Stoffe ein, welches zuweilen Besserung schafft. Gleichzeitig bestehen Kopf- und Nackenschmerzen. Unter solchen Umständen muss man Räucherungen vornehmen. Steigt der Uterus nach abwärts, so räuchere man von der Vagina aus mit übelriechenden Stoffen, um ihn nach seinem ursprünglichen Orte zu vertreiben. Nach Aufhören der

Schmerzen gebe man Purgantien, ausser wenn die Milz gestört und die Kranke anämisch ist. Emetica sind unnöthig und bringen Störungen des Gesichts sowie der Stimme hervor. Bewegt sich der Uterus gegen die Leber, so verliert die Frau sofort das Vermögen zu sprechen, die Kinnbacken nähern sich einander krampfhaft und die Haut wird livid. Von diesem Leiden werden alte Jungfrauen und Weiber, die schon lange verwittwet sind, ergriffen, ebenso sterile Weiber und solche, die nach vorausgegangenen Geburten steril geworden sind, weil sie keinen Lochialfluss haben. Um das Leiden zu beseitigen, muss die Gebärmutter vorsichtig mit der Hand von der Leber weg gedrängt und hierauf in ihrer Lage durch eine Binde um den Leib fixirt werden. Bei eröffnetem Uterus mache man eine Injection mit aromatischem Weine, lassen üble Dämpfe einathmen und räuchere den Uterus mit wohlriechenden Stoffen. Ist das Weib verwittwet, so trachte es, schwanger zu werden; ist es ledig, so heirathe es. Wandert der Uterus nach abwärts, so drückt er auf die Blase und den Beckenboden und erzeugt dadurch hitzigen Harn sowie Tenesmus. Unter solchen Umständen wird die Menstruation mehr oder weniger frequenter als gewöhnlich. Bei seitlichen Wanderungen der Gebärmutter stellt sich Husten mit Seitenschmerzen ein. Man fühlt die Gebärmutter als harten Körper und ist sie gegen Druck ungemein schmerzhaft. Unter diesen Umständen wird das Weib nie schwanger. Begibt sich der Uterus in die Lendengegend, so wird die Respiration erschwert und folgt Erstickung. Kehrt er wieder gegen die Mitte des Körpers zurück, so treten Krämpfe der Beine ein, das Weib leidet sehr starke Schmerzen, es besteht Verstopfung und aus der Blase entleeren sich Harn und Winde. In dem Falle muss man warmes Oel durch ein Rohr in die Gebärmutter treiben.

Paulus gibt eine eingehende Beschreibung der Hysterie oder Uterinalsuffocation und zahlreiche Mittel zur Bekämpfung derselben an. Die Krankheit entsteht nach ihm in Folge eines Emporsteigens des Uterus, wodurch eine Reihe von wichtigen Organen in Mitleidenschaft gezogen wird, so die Carotiden, das Herz und die Membranen des Gehirnes. Die Symptome sind Geistesschwäche, Furcht, Muskelschwäche, Blässe des Gesichts, und wenn Suffocation erfolgt, tiefer Schlaf, Verwirrung des Geistes, Verlust des Bewusstseins und der Sprache mit Contraction der Glieder. Die Wangen

röthen sich und das Gesicht wird turgescirend. Sobald der Anfall verschwindet, relaxirt sich der Uterus und die Kranke kommt wieder zu sich. Die Krankheit stellt sich periodisch ein wie die Epilepsie und wird durch eine zu starke Blutüberfüllung des Uterus erzeugt. Meist geht der Anfall vorüber und die Kranke erholt sich rasch, doch kann sie auch plötzlich sterben während des Anfalles. Der Puls wird schwach und unregelmässig und es erfolgt der Tod durch Asphyxie. Während des Anfalles sollen um die Extremitäten Ligaturen angelegt werden und hat der ganze Körper mit den Händen gehörig frottirt zu werden. Ausserdem setze man Schröpfköpfe, gebe Carminativa, wende Niessmittel an, reiche Emetica und Purgantien und gebe ein Klysma, um die Därme zu entleeren und dem Uterus Platz zu machen, damit er wieder seine normale Stellung einnehmen könne. Die Allgemeinbehandlung besteht in Venaesectionen. Eine besondere Sorgfalt erheischen Körperbewegungen, Abreibungen und Bäder.

Galenus glaubt nicht an die Wanderung des Uterus, wie sie Hippokrates, Aretaeus, Paulus u. A. annehmen, behält aber, ebenso wie Alexander Aphrodisiensis, die hippokratische Behandlung bei, während Soranus sowohl die hippokratische Theorie als Therapie verwirft.

Alexander Aphrodisiensis meint, dass die wohlriechenden Dämpfe einen zertheilenden Einfluss auf die Säfte ausüben und dadurch wohlthätig wirken, während die übelriechenden die Wege verstopfen und auf die Weise ein Aufsteigen der Gebärmutter verhindern.

Celsus unterscheidet zwischen epileptischen und hysterischen Convulsionen. Die Hysterie benimmt zuweilen das Bewusstsein ebenso wie die Epilepsie, unterscheidet sich aber von letzterer dadurch, dass hierbei kein Rollen der Augen, kein Schäumen des Mundes eintritt und keine Convulsionen da sind, sondern blos eine tiefe Somnolenz besteht. Bei manchen Weibern wiederholen sich die hysterischen Anfälle häufig, bei anderen währen sie das ganze Leben hindurch an. Bei einer kräftigen Kranken zapfe man Blut ab, bei einer schwächlichen schröpfe man nur. Ist die Kranke lange Zeit bewusstlos, so halte man übelriechende Mittel unter die Nase, um das Bewusstsein wieder zurück zu rufen. Ebenso wirksam ist die kalte Douche und das Räuchern des Uterus mit Schwefel.

Ist die Menstruation zu profus, so mindere man sie mittels Scarificationen und Schröpfen der Schamgegend.

Aretaeus übertrifft alle die Alten mit seiner Beschreibung der Hysterie, doch weicht seine Therapie nicht von jener des Hippokrates, Galenus und Celsus ab. Er erwähnt eine Krankheit, die mit Hysterie verbunden ist und bei Männern auftritt. Vielleicht meint er damit die Epilepsie.

Aëtius gibt auch eine genaue Beschreibung der Hysterie, doch eine andere ätiologische Erklärung. Er führt sie auf Flatulenz und Erkältung zurück und nicht auf Entzündung, sowie Soranus.

Moschion verwirft die hippokratische Therapie, das Riechenlassen stinkender Mittel, die Ligaturen der Extremitäten und die wohlriechenden Pessarien.

Leo bemerkt, dass auch Männer häufig von hysterischen Convulsionen befallen werden.

Oribasius, Nonnus, Octavius, Actuarius, Eros sowie die hervorragendsten Araber behandeln das Leiden alle in hippokratischer Manier. Rhazes ist der Einzige, der nicht an das Emporsteigen des Uterus glaubt. Serapion glaubt wohl noch an das Wandern, doch nicht mehr daran, dass der Uterus ein Thier sei. Er meint, das Wandern sei eine Eigenschaft des Organs.

Interessant sind die Ansichten Ambrosius Paré's über das genannte Leiden. Die Suffocation des Uterus ist eine Unterbrechung des Athmens und wird durch eine Anschwellung oder durch eine Bewegung des Uterus in Folge convulsivischer Momente erzeugt. Sie ist auf eine Ausdehnung der Uterusgefässe zurück zu führen. Die Anschwellung kann durch eine Zersetzung des Sperma oder eines anderen Stoffes im Uterus oder durch eine zurückgehaltene Menstruation erzeugt werden. Erkannt wird dieses Leiden an folgendem: am Schwindel, am Schmerz in den Ovarien, an Ueblichkeiten, Rülpsen, Gurren in den Därmen u. dgl. m. Wird der weibliche Same in den Blutgefässen zurückgehalten, so bilden sich üble Gase, welche zur Leber, zum Herzen oder zum Gehirn gelangen und schwere Störungen hervorrufen. Zuweilen gleichen diese Symptome jenen, wie man sie nach Bissen toller Hunde oder nach solchen giftiger Thiere beobachtet. Die Erscheinungen sind viel bedenklicher, wenn sie durch ein zersetztes Sperma, als

wenn sie durch eine Suppressio mensium bedingt sind, denn das Sperma ist viel flüssiger und wird, wenn es eine putride Beschaffenheit angenommen hat, viel bösartiger, weil es nun subtiler ist und leichter durchdringt. Je besser der Wein, desto schärfer wird der Essig. Verheirathete erkranken seltener, häufiger junge Wittwen phlegmatischer Natur. Durch die zurückgehaltenen Säfte verkürzen sich die Blutgefässe und verändern consecutiv die Lage des Uterus und zwar nach der Richtung hin, von welcher aus sie ihren Ursprung nehmen, d. i. nach der Vena cava und der Aorta hin. Verkürzen sich gleichmässig alle Gefässe, so steigt der Uterus gegen den Magen und das Diaphragma. Geschieht dies ungleichmässig, so wird der Uterus nach der einen Seite, nach vorne oder rückwärts gezerrt. Bei diesen Locomotionen wird die Blase, werden die Därme gedrückt, schmerzen uud schwellen an. Die suffocatorischen Zufälle werden nicht so sehr durch den Druck des Uterus gegen seine Nachbarschaft hervorgerufen, sondern vielmehr durch die Gase, welche aus den Blutgefässen emporsteigen. Es gibt aber auch noch andere Leiden, die durch die Retention des Sperma oder der Menses hervorgerufen werden, sie sind aber verschieden, je nach der Quantität oder Qualität der zurückgehaltenen Substanz. Ist die veranlassende Ursache kalter Natur, so wird der Körper derartig von Frösten gepackt, dass der Puls und die Respiration kaum zu bemerken sind, ist sie schwerer Natur, so stellen sich Convulsionen ein, ist sie dagegen melancholischer Natur, so veranlasst sie Traurigkeit. Es wird daher zuerst der Uterus ergriffen, dann der Magen und zuletzt das Herz, die Leber und das Gehirn. Manche Kranke fallen in einen tiefen Schlaf, den die Griechen „Caros“ nennen. Sie hören nicht, sind stumm und antworten nur bei lautem Anrufen. Andere Male hören sie wieder ganz gut, sind aber unvermögend zu antworten. Häufig folgt solchen Leiden Epilepsie, Catalepsie, Lethargie, Apoplexie oder selbst gar der Tod. Mit einem Worte, der Uterus hat seine eigene Sensibilität, die unabhängig vom Willen ist, so dass man sagen kann, er ist ein Thier. Je nach den Umständen vergrössert oder verkleinert er sich, er bewegt sich und bringt dadurch bedeutende Störungen im Befinden des Weibes hervor. Kommt der hysterische Anfall, so kann das Weib nicht aufrecht stehen, es muss sich hinlegen. Um die Schmerzen zu mindern und gleichzeitig um das

Emporsteigen des Uterus zu verhindern, wird die Hand gegen die Brust gedrückt. In anderen Fällen wieder fällt das Weib bewusstlos zusammen und gibt kein Lebenszeichen. Der Puls wird klein, schwach und die Respiration kaum bemerkbar. Wird das Herz ergriffen, so tritt Syncope ein, wird das Gehirn afficirt, so kommt es zu Delirien oder Stupor. Manchmal wird der Anfall durch einen Lachkrampf eingeleitet, manchmal durch einen ekstatischen Zustand, während welcher die Seele vom Körper ganz getrennt zu sein scheint. Paré bespricht fernerhin eingehend, in welcher Weise man sicher zu stellen habe, ob die Kranke im Anfalle gestorben sei oder nicht und führt einen Fall an, in dem Vesalius bereits die Section begonnen hatte, als nach gemachtem ersten Schnitte zum grössten Entsetzen Vesal's und des behandelnden Arztes die scheinbare Leiche sich zu rühren begann. Der Arzt, der früher behandelt hatte, begab sich auf diesen Schrecken hin in's freiwillige Exil und starb bald darauf. Manche Kranke schreien, lachen oder reden fortwährend während des Anfalles, bis sie endlich nach und nach zu sich kommen. Hier findet meist ein Ausfluss aus dem Uterus statt. In anderen Fällen wieder wallt der ganze Organismus auf, worauf endlich der Uterus erschlafft und die Kranke allmählich das Bewusstsein wieder gewinnt. Die Kranke soll im Anfalle in eine entsprechende Lage gebracht werden, damit das Athmen nicht behindert sei. Der Leib soll mit rauhen Tüchern abgerieben werden. Unter die Nase halte man übelriechende Stoffe und lege wohlriechende Pessarien ein.

(Schluss folgt.)

IV.

Nicolaus Massa als Syphilidolog.

Beitrag zur Geschichte der Syphilis

von

Dr. **Sigmund Purjesz** sen., Docent in Budapest.

Einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit, ein sowohl in wissenschaftlicher Beziehung als auch in Anbetracht seiner reichen Erfahrung gleich ausgezeichnetes Mitglied der ärztlichen Gesellschaft war Nicolaus Massa, der seine ärztlichen Kenntnisse nicht nur auf dem Gebiete der alltäglichen Praxis mit glänzendem Erfolg zur Geltung brachte, sondern in einzelnen Zweigen unserer Wissenschaft auch als selbstständiger Forscher wirkte, und in dieser Thätigkeit durch Entdeckung und Feststellung mancher Verhältnisse, sowie durch literarische Verwerthung der von ihm gewonnenen Forschungsresultate dauernde Verdienste erwarb.

Nicolaus Massa wurde im Anfange des 16. Jahrhunderts zu Venedig geboren. Nachdem er die zu jener Zeit nothwendigen Vorstudien beendet, betrat er die wissenschaftliche Laufbahn und bezog die Universität Padua, wo er nach Beendigung der medicinischen Studien auch promovirt wurde. Unmittelbar hierauf wendete er sich in seiner Vaterstadt Venedig der praktischen Thätigkeit zu, und seine eminente Befähigung gelangte auf diesem Gebiete dermassen zur Geltung, dass er in kürzester Zeit nicht nur als einer der vorzüglichsten Aerzte Venedigs, sondern im Allgemeinen als medicinische Grösse seines Zeitalters angesehen wurde („*vir summae auctoritatis, doctrinae ac experientiae*"), dessen Ruf weit über die Grenzen seines Vaterlandes reichte, so dass Kranke aus allen Ländern Europas schaarenweise zu Massa nach Venedig

pilgerten.[1]) Nicht nur auf dem Gebiete der praktischen Thätigkeit allein errang Massa derart glänzende Erfolge, welche die Wirksamkeit seiner vorzüglichsten Zeitgenossen in den Hintergrund drängten, sondern seine besondere Begabung regte auch den Drang zur Forschung an, und so geschah es, dass er seine Mussestunden dem Studium der Anatomie weihte, und auf letzterem Gebiete — obgleich nicht mit der hervorragenden Bedeutsamkeit, wie einige seiner Biographen behaupten — in die Reihe der Forscher und Entdecker gestellt werden muss. Von den in diesem Zeitraum in der Anatomie des Menschen gemachten Entdeckungen wurde die Erörterung und Feststellung mancher anatomischen Verhältnisse Massa zugeschrieben, ohne dass er an derselben irgend welchen Antheil gehabt hätte; gleichwie jedoch einerseits seine, in der angegebenen Richtung entwickelte Thätigkeit auf das richtige Maass reducirt werden muss, so werden andererseits seine, auf die Fortentwickelung der Anatomie bezüglichen Verdienste durch die unzweifelhafte und unangefochtene Thatsache charakterisirt, dass er die anatomischen Verhältnisse der Harnblase mit grosser Objectivität richtig stellte, und bezüglich dieses Gegenstandes seine Vorgänger weit übertraf; erwähnenswerth ist ferner der Umstand, dass Massa der Erste war, der — auf Grund seiner am Secirtisch gesammelten Erfahrungen[2]) — die anatomischen Verhältnisse der einzelnen Theile des Hodensackes, ferner die Bauchmuskeln, die Substanz der Lunge und das erste Nervenpaar mit genügender Präcision beschrieb. Auch die ziemlich richtige Beschreibung des Kaiserschnittes (gastroraphia) verdanken wir diesem vielseitig gebildeten Arzte.

Ueberdies war Massa fast auf sämmtlichen Gebieten der ärztlichen Wissenschaft heimisch, und als Beweise seiner diesbezüglichen Tüchtigkeit sowie seines Fleisses dienen die Werke, mit denen er die ärztliche Literatur seines Zeitalters bereicherte. Sein

1) Aloysii Luisini epistol. ad Nicolaum Massa, Praef. in Aphrodisiac. Lugduni Batavor. 1728. Tom. I. „Neque ego crede mihi ita dicenti velim, sed nobilibus hujus urbis, totiusque Europae viris quam plurimis magni nominis, qui nomine tuo audito partim per literas *te consuluerunt tanquam alterum Aesculapium,* partim ipsi ad te undecunque pervenere, et ad pristinam sanitatem..... te duce revocati laeti in suas quisque regiones rediere."

2) „Sane constat, illum syphiliticorum cadavera dissecuisse jam anno 1524.... Johannes Artruc, De morbis venereis libri IX. Lutet. Parisior. 1740. Tom. II. p. 648.

anatomisches Hauptwerk erschien zuerst unter dem Titel: *„Anatomiae liber introductorius, seu dissectionis corporis humani“* zu Venedig 1536. Diesem folgte eine pathologische Arbeit unter folgendem Titel: *„De febre pestilentia, petechiis, morbillis, variolis et apostematibus pestilentialibus“. Venetiis* 1540. Ferner: *„Examen de venaesectione et sanguinis missione in febribus ex humorum putredine ortis. Venetiis* 1560“ und *„Epistolae medicinales, Venetiis* 1542 — 1550“. Die Resultate seiner pharmakologischen Studien finden sich in dem *„De potestate ligni Indici; de cognitione Salsae-parillae; de radicibus Chinae“* betitelten, 1563 zu Venedig erschienenen Werke, und dass Massa auch die Kenntniss der Geschichte der Medicin für wichtig erachtete, bewies er durch das Studium alter Autoren (*Vita Avicennae*, Venetiis 1559), welcher Umstand desto beachtenswerther ist, als er die Autorität derselben für die ärztliche Richtung seiner Zeit nicht anerkannte.

Es ist nicht zu verwundern, dass die Aufmerksamkeit eines derart begabten und überaus thätigen Arztes, wie es Massa war, in ganz besonderem Maasse auf jene Krankheitsform gelenkt wurde, welche in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts sowohl durch ihre grosse Verbreitung als auch in Folge der mit derselben einhergehenden schweren Erscheinungen nicht nur die Aerzte, sondern die gesammte Gesellschaft jener Zeit lebhaft beschäftigte. Und in der That sehen wir Massa seine volle Aufmerksamkeit der Syphilis zuwenden, bei deren Behandlung er mit vielem Geschick als einer der glücklichsten Aerzte fungirt.[1]) Das Resultat seiner literarischen Thätigkeit auf diesem Gebiete bildet sein *„Liber de Morbo gallico“* betiteltes, und dem Erzbischof von Mailand, Carl Borromaeo gewidmetes Werk, welches zuerst 1532 zu Venedig erschien und im Verlauf einiger Jahrzehnte zahlreiche Auflagen erlebte.

Jedoch nicht nur in dem letztgenannten Werke, sondern auch in den früher erwähnten ärztlichen Briefen beschäftigt sich Massa wiederholt und eingehend mit der Syphilis, und es ist nicht ungerechtfertigt, wenn wir behaupten, dass Massa in das Wesen und in die Einzelheiten der syphilitischen Erkrankungen mit grosser Gründlichkeit eindrang[2]), ja sogar seine Aufmerksamkeit den bei

1) Nicolai Massae, Veneti, Liber de morbo Gallico. Tertia editio. Venetiis 1563. Cap. IX. p. 39 sq.

2) Ch. Girtanner, Abhandlung über die venerische Krankheit. Göttingen

längerer Persistenz der syphilitischen Erkrankung zuweilen auftretenden Complicationen zuwendete, indem er zugleich mit bedeutender Sachkenntniss und von reichlicher Erfahrung zeugender Tüchtigkeit die auf Syphilis bezüglichen therapeutischen Verhältnisse erörterte. Als Kriterium der tüchtigen, gründlichen Beobachtung sowie der auf dem Gebiete der Syphilidologie gemachten reichlichen Erfahrungen diene der Umstand, dass Massa inmitten der zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Bezug auf die Syphilis aufgestellten zahlreichen, einander widersprechenden Theorien das Princip der Contagiosität — wenigstens in den Grundzügen — sehr rasch erfasste, und wenngleich seine diesbezüglichen Aeusserungen nicht vollkommen bestimmt lauten, so treten doch aus seinen, die Syphilis behandelnden Schriften die Grundzüge der Theorie der Contagiosität der Syphilis mit genügender Deutlichkeit hervor.

Massa nimmt als Zeitpunkt des ersten Auftretens der Syphilis, in Uebereinstimmung mit vielen seiner Zeitgenossen, das Jahr 1494 an, und erklärt die zu jener Zeit allgemein gebrauchte Benennung „französische Krankheit“ (morbus gallicus), welche — wie er besonders hervorhebt — hauptsächlich bei dem Volke gangbar war, aus dem genügend bekannten Umstande: dass die französischen Soldaten, die Neapel belagerten, zuerst an Syphilis erkrankten.

In die Behandlung der von zahlreichen ärztlichen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts aufgeworfenen Frage: ob die Syphilis vor dem erwähnten Jahre sich gezeigt habe, lässt sich Massa in directer Weise nicht ein; doch geht aus seinen Erörterungen zweifellos hervor, dass er zur Ansicht derjenigen Autoren hinneigt, welche das Vorkommen der in Rede stehenden Krankheitsform in die ältesten Zeiten setzen, und wenn Massa die Syphilis dennoch eine neue Krankheitsform nennt, so findet dieser Umstand seine Erklärung darin, dass er besagte Krankheit für eine derartige hält, welche in früheren Zeiten geherrscht, später jedoch wieder verschwunden ist, sonach für Massa und seine Zeitgenossen eine neue Krankheit repräsentirte.[1]) Die Richtigkeit dieser Erklärung

1788—89. Bd. II. S. 84 „An Gründlichkeit und Beobachtungsgeist übertrifft Massa Alle, welche vor ihm die Lustseuche beschrieben haben“.

1) „Morbus gallicus est aegritudo *nobis* nova“ N. Massae, Veneti, Liber de morbo Gallico. Tertia edit. Venet. 1563. Tract. I, Cap. I, p. 1 a.

ergiebt sich auch aus einer bei Behandlung der Therapie der Syphilis von Massa ausgedrückten Andeutung.[1])

Was die Krankheitsbestimmung betrifft, so vermissen wir jene Präcision, welche wir bei anderen Syphiliographen, z. B. bei Fernel, bewundern, und finden bei Massa anstatt der genau umschriebenen Definition eine Reihe der auffälligsten Symptome der Krankheit erwähnt, deren Summe nach der Ansicht Massa's die Krankheitsbestimmung liefert.[2]) Es scheint jedoch, dass Massa selbst die Mangelhaftigkeit seiner Diagnostik fühlte, denn nach Aufzählung der erwähnten Symptome gesteht er einerseits, dass Syphilis bestehen kann, ohne dass irgend welches Symptom sich zeigen würde (*latente* Syphilis), andererseits aber, dass nicht nothwendig alle Erscheinungen gleichzeitig auftreten müssen.

Ganz eigenthümlich ist der Standpunkt, den Massa in der die Weiterverbreitung der Syphilis betreffenden Frage einnimmt, und wenn er auf die zu seiner Zeit allgemein herrschenden, auch von ihm selbst angenommenen humoralpathologischen Principien gestützt, in Irrthümer verfällt, so zeigt er andererseits eine bewundernswerthe Unbefangenheit, indem er bezüglich des angeregten Gegenstandes von seinen eigenen Erfahrungen abstrahirte und den Thatsachen vollkommen entsprechende, richtige Sätze aufstellt. Massa giebt der Ansicht Ausdruck, dass als Ursache der Verbreitung der Syphilis die durch Coitus entstehende Infection nicht ausschliesslich angenommen werden kann, sondern dass auf Grund alltäglich wiederkehrender Wahrnehmungen nothwendigerweise auch eine andere Verbreitungsart dieser Erkrankung gefolgert werden müsse. Auf diesem Ideengang gelangt Massa zu dem Satze, dass die Syphilis auf zweierlei Art entstehen könne, und zwar sowohl durch Infection, als auch durch Veränderungen im Gesammtorganismus, welche Letztere er ohne jede weitere Erklärung im Sinne der humoralpathologischen Anschauungen den auf die Lebensfunctionen maassgebenden „Säften" zuschreibt. Doch kann sich Massa dem Zwange der durch tägliche Erfahrungen gegebenen

1) „Ex quibus elici potest, quod aegritudo non est nova simpliciter, sed *nobis tantum*" Ibid. Tract. III, Cap. II, p. 20 b.

2) „Morbus gallicus est aegritudo nobis nova, in qua saepissime apparent pustulae diversae et aliae infectiones cutaneae et dolores membrorum et apostemata dura et ulcera maligna ....." Ibid. Tract. I, p. 1 a.

Thatsachen nicht entziehen, indem er parallel mit der letzteren falschen Theorie das Princip der Contagiosität der Syphilis anerkennt[1]), und dasselbe — wenn auch vom Standpunkte abweichender, ja sogar widersprechender Umstände — auf breiterer Basis aufbaut.

Indem Massa sich zu dem Satze der Contagiosität bekennt, erklärt er zugleich, dass — obgleich die Ansteckung oft auf dem Wege des Beischlafes zu Stande komme — der Letztere nicht als alleinige Verbreitungsart angesehen werden dürfe. Es erscheint ihm nämlich der Umstand auffällig, dass er an Individuen beiderlei Geschlechts syphilitische Erkrankung wahrnimmt, ohne dass an den Geschlechtstheilen derselben — welche nach Massa's Ansicht unter solchen Umständen unbedingt Krankheitserscheinungen zeigen müssten — irgend welches Symptom einer Erkrankung nachgewiesen werden könnte, und derart gelangt Massa zu der Folgerung, dass die Syphilis auch auf anderem Wege als durch den Coitus sich fortpflanze, dass demnach nicht jeder mit Syphilis Behaftete nothwendig durch den Coitus die Krankheit acquirirt.[2]) Es ist evident, dass die Richtigkeit dieses Satzes jeden Zweifel ausschliesst, da die Infection thatsächlich auch auf andern Körperstellen erfolgen kann. Wenn aber Massa später die Behauptung aufstellt, dass er auch solche Individuen an Syphilis erkranken gesehen hätte, die überhaupt nicht inficirt werden konnten, so können wir dies nur einem Mangel in der Beobachtung der betreffenden Fälle zuschreiben.

Die Wahrnehmung, dass ohne nachweisbare Erkrankung der Genitalien im Gesammtorganismus Zeichen der Syphilis auftraten, zwang Massa zu der allgemeinen Annahme, dass die syphilitische Infection auch durch anderweitigen Contact („per .... *aliquos alios contactus* ..") zu Stande kommen könne, und durch Aufstellung dieses Satzes schuf er die erwähnte breite Basis für die Theorie der Infection durch das Contagium. Es kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, dass er die Daten, welche zum Beweise dieses Satzes als die geeignetsten erscheinen, gerade zum Nachweis ent-

1) ..... bene tamen conceditur, quod aegritudo est contagiosa, ... Ibid. Tract. I, Cap. II, p. 1 b.

2) „.... non tamen est dicendum, quod omnes qui sunt infecti, per pudendas partes ..... infecti sint" Ibid. Cap. II, p. 1 b.

gegengesetzter oder falscher Theorien benutzt. So sucht er unter Anderem die Ursache der nach gewissem innigem Contact auftretenden Syphilis wohl in der stattgefundenen Ansteckung, nimmt aber als Träger des syphilitischen Contagiums die durch das kranke Individuum ausgeathmete Luft an. Gleichwie diese letztere Behauptung, ebenso grundlos und den Thatsachen widersprechend war sein schon früher erwähnter Satz, demzufolge die Syphilis auch ohne Ansteckung blos durch „Veränderung der Säfte" spontan entstehen könne. Massa wurde diesbezüglich auf Irrwege geleitet, weil ihm der Umstand unbekannt war, dass die Syphilis auch durch Zeugung übertragen werden kann, und so konnte es geschehen, dass er Fälle von congenitaler Syphilis als Beweise seiner falschen humoralpathologischen Theorie benutzte, indem er angab, dass die von ihm beobachteten (3, 6 und 11 Jahre alten) syphilitischen Kinder, die also — da sie keine Säuglinge waren — von der Amme nicht inficirt werden konnten, natürlich auch keinen Beischlaf pflogen, nur durch „spontane Alteration der Säfte" Syphilis acquiriren konnten.

Neben dieser fehlerhaften Anschauung hält Massa doch fest an der Theorie der Contagiosität, und unterlässt es nicht zu bemerken, dass die Syphilis auch durch das Contagium weiter verbreitet werde, und zwar derart, dass die letztere Verbreitungsweise die häufigste ist.[1]) Dass Massa trotz der oben erwähnten falschen Ansicht das Wesen der syphilitischen Erkrankung hauptsächlich vom Standpunkte der Theorie der Contagiosität beurtheilte und bei seiner praktischen Thätigkeit von letzterer ausging, geht unter Anderem auch aus dem Umstand hervor, dass er die Ansteckung nicht nur durch directen Contact (Coitus), sondern auch durch anderweitige Berührung, namentlich durch Vermittelung von Essgeräthen und Trinkgefässen, besonders aber von Kleidungsstücken für möglich hält[2]); mit dieser Aeusserung anerkennt Massa die Theorie der mittelbaren Ansteckung, deren Bedeutsamkeit für das praktische Leben gerade Massa bei seiner ausgebreiteten ärztlichen Thätigkeit zu beobachten und entsprechend zu würdigen

1) .... quod fit ista aegritudo ..... *et saepissime ab extrinseca contagione.* Ib. Tract. I. Cap. II, p. 2a.

2) ... et etiam per ... aliquos alios contactus aut cibi et potus aut vestimentorum. Ib.

reichliche Gelegenheit hatte, wie er dies auch durch Anführen einiger hierher gehöriger Fälle aus seiner Praxis beweist.[1])

Welche Wichtigkeit Massa der Lehre der Contagiosität beilegte, und wie sehr die letztere seinen oben erwähnten, auf das spontane Entstehen der Syphilis bezüglichen Satz in den Hintergrund drängte, beweist am besten Massa's Thätigkeit im praktischen Leben. Massa war einer jener wenigen Aerzte, die von der Thatsache der Uebertragbarkeit der Syphilis überzeugt, ihre Aufmerksamkeit schon damals der Aufgabe znwendeten, dass Maassregeln geschaffen werden sollen, mit deren Hülfe die Weiterverbreitung der Syphilis möglichst hintangehalten werde. Aus diesen, von Massa geforderten prophylaktischen Maassregeln ist es besonders ersichtlich, dass seine bessere Ueberzeugung zur Contagiositätstheorie hinneigte; und obgleich er der Strömung seiner Zeit durch gleichzeitige Annahme falscher Sätze Concessionen machte, so wurde sein ärztliches Denken ebenso wie seine praktische Thätigkeit — wie eben die Idee der prophylaktischen Maassregeln beweist — dennoch fast ausschliesslich von der Theorie der Contagiosität der Syphilis nicht nur beeinflusst, sondern auch vollständig bestimmt.

Nur so können seine prophylaktischen Maassregeln gedeutet werden, welche zugleich ein ziemlich vollständiges Bild seiner Ideen über die verschiedenen Arten der Ansteckung bieten. So verbietet er im Sinne der Contagiositätslehre die Berührung mit syphilitisch erkrankten Individuen, insbesondere aber mit deren Pusteln oder Geschwüren. Ebenso ist das Waschwasser, welches Syphilitische benutzen, ferner das Gewebe, welches dieselben zum Abtrocknen angewendet, wegen der durch Beides bedingten grossen Ansteckungsgefahr, auf das Sorgfältigste zu meiden.[2]) Indem sich Massa dergestalt mit den Beziehungen der mittelbaren Infection beschäftigt, verbreitet er sich über die verschiedenen, durch den Verkehr der Menschen bedingten Berührungsarten, und mit Ueberraschung bemerken wir, dass manche diesbezügliche Verhältnisse, welche erst

---

1) ... et curavi inter alios amicum meum, *qui per contactum linteaminum, in quibus dormierat quidam, qui habebat ulcus Gallicum in crure*, et dormivit in illis per noctem unam, *captus fuit.* Ibid.

2) .... et (fugiant) lotionem in aquis, ubi isti lavantur, vel abstersionem cum eodem sudario ... Ib. Tract. II, Cap. II, p. 9 a.

durch neuere Beobachtungen gewürdigt wurden, schon Massa als verdächtig bekannt waren.

In letzterer Beziehung muss insbesondere die Möglichkeit der Infection mittelst der Lippen und der Mundschleimhaut erwähnt werden, und verbietet Massa mit Entschiedenheit das Küssen syphilitischer Individuen (*„fugiant deosculationes"*). Die Ansteckungsgefahr ermöglicht ferner, und zu meiden ist demnach die Benutzung gemeinsamer Schlafstellen, durch welche seiner Ueberzeugung gemäss sehr oft Ansteckung erfolge; ja Massa geht diesbezüglich so weit, dass er das gemeinsame Speisen mit Syphilitischen für unstatthaft erklärt, was wohl nur auf die Möglichkeit der Ansteckung vermittelst der gemeinsam benutzten Essgeräthe zu beziehen sein dürfte.

Nicht uninteressant sind die (selbstverständlich keine Immunität sichernden) Verfahrungsweisen, welche Massa zur Vermeidung der Ansteckung bei dem Coitus mit syphilitischen oder unreinen Individuen — zu welch' letzteren er den Ansichten seines Zeitalters entsprechend auch menstruirende Frauen zählt — anräth. Es sind dies Waschungen der Genitalien mit verschiedenen warmen und kalten Flüssigkeiten, welche sowohl vor als auch unmittelbar nach dem Coitus anzuwenden wären; ferner eine möglichst kurze Dauer des Beischlafes, Behelfe, die — wie hinlänglich bekannt — die Ansteckung kaum zu verhindern vermögen.

Massa war auch die Thatsache bekannt, dass Säuglinge in Folge der Nahrung[1]) syphilitisch erkranken können, wenn ihre Mütter oder die Amme, von welcher dieselben genährt werden, an Syphilis leiden. Seine diesbezügliche Erklärung lässt wohl den Schluss zu, dass er hierbei nicht seine, aus eigener Erfahrung geschöpfte Ueberzeugung ausdrückt, doch nimmt er diese von Anderen bekräftigte Thatsache rückhaltslos und ohne Bemerkung als der Wirklichkeit entsprechend an.

Der im Allgemeinen correcten Richtung, welche Massa repräsentirt, direct entgegengesetzt sind die Ansichten desselben in Bezug auf die ätiologischen Momente der Syphilis, und wir sehen den in vielen Beziehungen von Vorurtheilen freien, vom Autoritätsglauben unabhängigen und grösstentheils unbefangenen Beob-

1) ... quod ut dicunt, fit ex sanguine infecto, a matrice ad mamillas a natura transmisso. Ib. Tract. I, Cap. II, p. 2 a.

achter auf diesem Gebiete in dem Banne der hundertjährigen dogmatischen Sätze seines Zeitalters. So kam es, dass Massa den humoralpathologischen Ansichten entsprechend den Sitz der Ursache der syphilitischen Erkrankung in der Leber, „dem Säfte bereitenden Organ“ („membrum generativum massae humoralis“) sucht, welch Letzteres seiner Ansicht nach unter solchen Umständen den Sitz der Entwickelung des syphilitischen Giftes repräsentirt. Doch konnte seiner Aufmerksamkeit der Widerspruch nicht entgehen, welcher zwischen der von ihm als richtig anerkannten und verkündeten Contagiosität slehre und der letzteren humoral pathologischen Anschauung besteht, und es ist jedenfalls höchst eigenthümlich und für das betreffende Zeitalter bezeichnend, dass aus diesem Bewusstsein nicht etwa die ausschliessliche Annahme des einen oder anderen Satzes, sondern das resultirte, dass Massa die unversöhnlichen Gegensätze nicht nur auszugleichen, sondern in gewisse nähere Beziehung zu bringen versuchte. Indem er nämlich den Glauben aufrecht erhielt, dass in Folge von Veränderung der Säfte (also aus inneren Gründen) Syphilis, und zwar mit anfänglicher diesbezüglicher Erkrankung der Leber entstehe, wirft er zugleich die Frage auf, auf welche Weise die Lebererkrankung bei solcher Syphilis zu Stande komme, welche auf dem Wege der Contagiosität entstanden ist. Die Lösung dieser Frage erscheint Massa sehr leicht, indem er erklärt, dass bei contagiöser Syphilis die Krankheit von einem Körpertheil auf den andern übergreift, also auch die Leber erreicht, welche dann als Säfte bereitendes Organ die bereits oben angegebene Rolle spielt.

Wenn dieser Satz Massa's auch absolut zurückgewiesen werden muss, so drängt sich, wenn wir den Gegenstand von allen Seiten beleuchten wollen, dennoch die Frage auf, ob es nicht möglich wäre anzunehmen, dass Massa, trotz der falschen Erklärung, vielleicht jene Formen der Syphilis beobachtet habe, welche in der Leber vorzukommen pflegen? Die Art und Weise der Erklärung Massa's in Betracht ziehend, müssen wir entschieden den Standpunkt der Negation einnehmen, wie denn bereits im 16. Jahrhundert unter Anderen Borgarutius — und zwar auf den negativen Befund bei zahlreichen Sectionen gestützt[1]) — die von Massa angegebene

1) Prosperi Borgarutii, De morbo gallico methodus (1567) in Aloys. Luisini Aphrodisiaco. Lugd. Batav. 1728. Tom. II, p. 1127.

syphilitische Lebererkrankung leugnete. Wenn wir schliesslich bedenken, dass die durch Syphilis bedingten Veränderungen der Leber als solche bis zu den in den Jahren 1849 und 1850 von Dittrich angestellten Untersuchungen in objectiver Art überhaupt nicht berücksichtigt wurden, so müssen wir Massa's diesbezügliche Ansichten und Folgerungen als Irrthümer erklären.

Auf richtiger Bahn finden wir Massa bei Beobachtung des Krankheitsverlaufs und bei der Diagnostik der Syphilis. Auf letzterem Gebiete gehörte er zu jenen wenigen Aerzten, die mit Hintansetzung des herrschenden dogmatischen Standpunktes fast ausschliesslich von der Beobachtung ausgingen und auf Grund essentieller Zeichen die Krankheit zu bestimmen suchten, wobei er das Wesentliche von dem Unwesentlichen, Zufälligen genau unterscheidet. Diese Fähigkeit bietet ihm auch die Möglichkeit, die Krankheit auch nur aus einigen charakteristischen Symptomen zu diagnosticiren[1]) und setzt andererseits eine ziemlich vollständige Kenntniss der Symptomatologie der Syphilis voraus. Und so repräsentirt sich Massa als einer der besten Diagnostiker der Syphilis, obzwar er das weiche Geschwür von dem syphilitischen ebenso wenig unterscheidet, wie seine Vorgänger auf diesem Gebiete.

Doch entschädigt er hierfür im Uebrigen durch die — nahezu klinische — Präcision, mit welcher er sich in der Symptomenlehre bewegt. Die verschiedenen Manifestationen der Syphilis an den Geschlechtstheilen („et in virga et vulva") zeigen sich bei Individuen, die durch Coitus inficirt wurden. Die Beschreibung des syphilitischen Geschwüres ist mustergültig, und betont Massa bei derselben sowohl die charakteristiche Färbung der Geschwürbasis, als auch die bezeichnende Härte[2]), nicht minder das lange Persistiren der Letzteren.

Als Zeichen tüchtiger Beobachtungsgabe mag wohl der Umstand erwähnt werden, dass Massa die indolenten Bubonen sehr zeitlich nicht nur als Hauptsymptome der syphilitischen Erkrankung auffasste, sondern dieselben geradezu als pathognomonische Erscheinungen erklärte. Das Verdienst, diese wichtige Beziehung der

1) ... ideo quando *plura* aut omnia signa apparent, audacter aegritudinis essentiam pronuncia. N. Massae Liber de morbo gallico. Tract. I, Cap. VII, p. 7 b.

2) .... ulcera virgae, quae sunt mala cum *duritie callosa*, quae tarde sanantur. Ib. Tr. I, Cap. VII, p. 6 b.

Drüsenerkrankung zur Syphilis mit solcher Entschiedenheit constatirt zu haben, wird auch dadurch nicht geschmälert, dass Massa den bei einfachen Geschwüren sich zeigenden vereiternden Drüsengeschwülsten dieselbe Bedeutung beilegt wie den indolenten Bubonen, welcher Irrthum durch das Zusammenwerfen des einfachen und des syphilitischen Geschwürs wohl leicht erklärlich ist.

Sehr genau kennt Massa die charakteristischen Formen der späteren Phasen der Syphilis, von denen namentlich die Corona Veneris, ferner die Psoriasis palmaris und plantaris seine Aufmerksamkeit anregen, und äussert er sich bei Besprechung der letzteren mit grosser Sachkenntniss über die zu Grunde liegende Gewebsinduration. Ebenso bewandert ist er bezüglich der zahlreichen übrigen Manifestationen auf dem Hautorgan, deren Polymorphismus er besonders hervorhebt.[1]) Ob die von Massa erwähnten feuchten Gebilde, welche in Folge syphilitischer Erkrankung angeblich an den Mundwinkeln vorkamen, für Condylome zu halten sind, lässt sich wegen Mangelhaftigkeit der Daten nicht entscheiden; sicher ist nur so viel, dass Massa mit diesen Gebilden nicht die syphilitischen Schleimhautaffectionen meint, indem er Letztere gesondert, ziemlich umständlich behandelt.

Wir wollen uns nicht in die Erörterung des ganzen von Massa behandelten Symptomencomplexes der Syphilis einlassen, sondern beschränken uns auf einige bei Massa vorkommende seltenere Daten, indem wir vorher noch in Kürze zu bemerken wünschen, dass die Gruppe der syphilitischen Knochenerkrankungen, ferner die Erscheinung des Ausfallens der Haare, der syphilitischen Knochenschmerzen u. s. w. mit der diesem hervorragenden Syphiliographen eigenthümlichen Genauigkeit beobachtet und beschrieben werden.

Von grossem Interesse ist die Beobachtung Massa's, dass bei Syphilitischen in den späteren Stadien der Erkrankung ziemlich heftige Gelenkschmerzen aufzutreten pflegen. Dieses Symptom findet sich bei keinem der älteren Syphiliographen erwähnt, auch bei späteren Autoren suchen wir vergebens nach demselben, und nur die exacte Beobachtung der neuesten Zeit hat die Richtigkeit der

1) ... aliquando enim ad impetiginis et inserpiginis modum apparent et quandoque in modum scabiei et aliarum diversarum cutanearum infectionum. Ib. Tr. I, Cap. V, p. 4 b.

diesbezüglichen Angabe Massa's vollkommen bestätigt, indem Fournier in der jüngsten Zeit auf den syphilitischen Gelenkschmerz („*pseudo-rhumatisme syphilitique*") aufmerksam gemacht hat.

Noch weit wichtiger ist sowohl in pathologischer als ganz besonders in therapeutischer Beziehung ein Moment in der Syphilidologie Massa's, welchem geradezu epochale Bedeutung beigemessen werden muss. Die Diagnose der Erkrankungen des Nervensystems, insbesondere des centralen, war den Aerzten jener Zeit ebenso unzugänglich, wie dieselben die durch Erkrankungen der erwähnten Organe bedingten Symptome überhaupt nicht verstanden und auf Alles zurückführten, nur nicht auf die wirkliche Ursache. So wird es leicht begreiflich, dass sie die erwähnten Erkrankungen zur Syphilis auch nicht entfernt in Beziehung bringen konnten. Der erste nun, der eine solche Beziehung aufstellte, war Massa, indem er erklärte, dass die syphilitische Erkrankung, wenn sie sich auf das (centrale) Nervensystem verbreitet, Lähmungen, Krämpfe und anderweitige Innervationsstörungen hervorruft.[1]) Massa stellt somit mit diesem Satze zuerst den Gedanken auf, dass die Syphilis Ursache von Gehirnkrankheiten sein kann und bereichert dadurch die Lehre der Syphilis mit einer Idee von eminenter praktischer Wichtigkeit.

Ob die von Massa angegebene syphilitische Erkrankung der Respirationsorgane, vornehmlich der Lunge, als syphilitische Infiltration derselben aufgefasst werden dürfe, kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden. Die Wahrscheinlichkeit spricht gegen die Annahme einer solchen Kenntniss bei Massa, da Letzterer die erwähnten Erkrankungen fast immer als tödtliche bezeichnet, was um so auffälliger wäre, als er vollkommene Kenntniss über die Mercurialbehandlung besass, die neuesten Erfahrungen aber zur Genüge festgestellt haben[2]), dass durch Syphilis bedingte Infiltration der Lunge nach gut durchgeführter Mercurialbehandlung vollkommen schwindet.

Die Dauer der syphilitischen Erkrankung weiss Massa in Folge des Umstandes, dass er viele — wahrscheinlich sogar grös-

1) . . . . . ad nervos . . . . accidit paralysis aut spasmus sive contractio membrorum . . . Ib. Tr. I, Cap. V, p. 5 b.

2) S. Bäumler, Syphilis, in Ziemssen's Handb. d. spec. Pathol. und Ther. III. Bd. S. 202.

tentheils — veraltete Formen zu beobachten Gelegenheit hatte, sehr wohl zu beurtheilen, uud beweist dies auch seine genaue Kenntniss der Recidiven und der damit verbundenen Erscheinungen. Er würdigt insbesondere die lange Persistenz und die schwere Heilbarkeit recidivirter Formen, von denen manche sogar für absolut unheilbar erklärt werden. Bei Erklärung der Recidiven tritt abermals ein humoralpathologisches Axiom in den Vordergrund, indem die Recidiven als Folgen der „unvollkommenen Austreibung der schädlichen Säfte" hingestellt werden.

Die spontane Heilung der Syphilis, welche von vielen Autoren des 16. Jahrhunderts geglaubt wurde, hält Massa für unmöglich, obgleich er zugiebt, dass zeitweilig die Erscheinungen milder werden können, ja sogar kürzerer oder längerer Stillstand in der Entwickelung der Krankheit eintreten könne, welche Phasen jedoch dann stets durch schlimmere Zustände abgelöst werden. Die Erfahrungen der Gegenwart haben bekanntermaassen Massa's diesbezügliche Ansicht bestätigt.

Auch jenen Verhältnissen wendete Massa seine Aufmerksamkeit zu, welche seiner Ansicht nach einen Einfluss auf den Verlauf der syphilitischen Erkrankung auszuüben vermögen. Bezüglich des erkrankten Individuums selbst hält Massa einen kräftigen Körperbau, also grössere Widerstandsfähigkeit, bezüglich der Krankheit aber mit vollem Recht die je kürzere Dauer derselben, ferner möglichst milde Manifestationen für Factoren, welche einen kurzen und leichten Verlauf und leichtere Heilbarkeit in Aussicht stellen[1]), während von äusseren Verhältnissen, die Massa anführt, das Klima hervorgehoben zu werden verdient, über dessen Bedeutung und Einfluss auf den Verlauf der Syphilis die Ansichten auch heute noch verschieden sind. Während nämlich von Einigen (z. B. Lagneau) behauptet wurde, dass der Verlauf der Syphilis von den klimatischen Verhältnissen abhängig sei, haben Andere (Hirsch) nachgewiesen, dass unter den verschiedensten Klimaten die Fälle mit leichtem und schwerem Verlauf gleiche Verhältnisszahlen aufweisen. Massa selbst hält ein warmes, mildes Klima für zuträglich und räth dem entsprechend in kälteren Gegenden bei Behandlung der Syphilis die künstliche Erwärmung der den Kranken umgebenden Luft an.

1) N. Massae Liber de Morbo Gallico. Tr. I, Cap. VII.

So gründlich Massa's Beobachtungen auf dem Gebiete der syphilitischen Erkrankungen sind, so präcis sind grösstentheils die auf Grund seiner Erfahrungen aufgestellten Sätze, und gleich rationell ist die von ihm geübte antisyphilitische Heilmethode, so dass seine praktische und literarische Thätigkeit auf diesem Gebiete seinem Namen auch in dem Falle ein ehrendes Andenken sichern würde, wenn ihm zufällig in anderen Zweigen unserer Wissenschaft, wie in der Anatomie und Epidemiologie, auch keine bahnbrechende Rolle zugefallen wäre.

V.

Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten.

Von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg in Ungarn.

„Video meliora, proboque;
deteriora sequor.“ Ovid.

Unter den von der Natur den Menschen eingepflanzten Trieben haben die meisten erst in ihrer Entartung eine Bedeutung in der Geschichte der Menschheit gewonnen; der Geschlechtstrieb allein ist es, der ausser seinem Vorrechte, der stärkste unter seinen Genossen zu sein, auch in seiner Normalität und in seiner Unterdrückung stets von hoher Bedeutung gewesen, insofern ihm die Natur für das einzelne Individuum eine hygienische Rolle, für die Gesammtheit hingegen die Aufgabe zuwies, einem hohen, ethischen Ziele, der Fortpflanzung der Menschheit nachzustreben. Die Phasen ein wenig zu beleuchten, welche diese normale Seite des Geschlechtslebens bei einigen Völkern des Alterthums durchgemacht, die Momente zu beurtheilen, die auf die Fortpflanzung eingewirkt, ist die Aufgabe dieser Zeilen, denn die abnorme Seite der Sache, die Entartung des Geschlechtstriebes, speziell aber die Prostitution, dieser gordische Knoten der socialen Frage, hat in Fundamentalwerken bereits besondere Würdigung gefunden.

Bekanntlich hatte das Alterthum eine von der modernen gewaltig abweichende Auffassung des Geschlechtslebens und nahm es im Ganzen mit dergleichen Dingen nicht so streng, als wir es in unseren gesellschaftlichen Normen wenigstens zu thun scheinen; trotzdem lässt sich aber nicht nachweisen, dass bei den Alten der Hauptfactor des Geschlechtstriebes, die Fortpflanzungsidee ganz ausser Acht gelassen worden wäre; ich behaupte sogar, dass sie

in dieser Beziehung, unbeengt durch viele unserer, dem modernen Leben attachirten Fesseln, viel mehr, wenn auch unbewusst, dafür gethan.[1])

Man pflegt die Ursachen der mannigfachen Phasen des Geschlechtstriebes in localen und individuellen Verhältnissen zu suchen, letztere speziell in mehr weniger entwickelter Sinnlichkeit; ich bin aber der Meinung, dass der Geschlechtstrieb ursprünglich von der Natur jedem Menschen ohne Berücksichtigung welch' immer gearteter individueller Verhältnisse verliehen worden und dass er von allem Anfang an denselben Gesetzen unterworfen war wie die übrigen Triebe.

Das menschliche Geschlecht wurde erst im Kampfe ums Dasein durch natürliche Zuchtwahl zur Menschheit gestempelt und so wie es bis dahin seine thierischen Bedürfnisse frei auf thierische Art befriedigte, musste auch der Geschlechtstrieb auf solche Weise befriedigt worden sein. — In der Urzeit, im Zustande roher Einfachheit mussten neben primitiver Lebensweise die Triebe in den

---

1) Es sei mir an dieser Stelle erlaubt einer Behauptung entgegen zu treten, der man nicht selten begegnet. — Man spricht und schreibt im Alltagsverkehre so gern davon, dass die weltbeherrschenden Völker vergangener Zeiten untergegangen sind und lässt dieses „Untergegangensein" identisch sein mit dem Aussterben der Art selbst; es verhält sich aber durchaus nicht immer so, es lassen sich Nationen eben nicht so leicht mit einem Satze aus der Reihe der Menschheit streichen. Man sagt, die Römer, Griechen, Perser und wie sie alle heissen mögen diese Völker, die zu verschiedenen Zeiten die Welt mit dem Schrecken ihres Namens erfüllten, sind untergegangen; aber es leben ja heute noch ihre Nachkommen! Wir haben ja heute noch Römer, Griechen, Perser, Aegypter u. s. f., jene welterschütternden Nationen sind nicht ausgestorben, sie haben seinerzeit nur ihre Grösse eingebüsst, mit dem Verluste ihres klangvollen Namens haben sie durch den Lauf der Völkergeschicke aufgehört eine Stelle unter den tonangebenden Nationen einzunehmen; sie mussten die Schwelle bilden, auf der andere Stämme aus dem Dunkel ihres bisherigen Seins die Stufen zum Weltruhme erklommen. Es haben also die mehrerwähnten Völker nur ihren Ruf und ihre Macht erbleichen gesehen, während sie selbst nicht ausgestorben sind. Es stände um die Fortpflanzung der Menschheit traurig, wenn mit Grösse und Macht auch die Art selbst ausstürbe, denn bisher hat noch kein Volk seine Macht — sei es in politischer oder kultureller Beziehung — zu aller Zeit gleichfalls ungeschwächt erhalten. Sowie in der Natur Nichts verloren geht, sondern ein steter Umänderungsprozess vorhanden, geht es auch im Leben der Völker; sie gehen Umänderungen ein, ohne aber selbst, d. h. in ihrer Art total auszusterben.

ihnen von Natur aus zugeschriebenen Kreis beschränkt gewesen sein; sowie es nun den Menschen in ihrem Urzustande genügte, sich mit Hülfe der primitivsten Nahrung der Anforderungen des Hungers zu erwehren, musste es auch eine solche Zeit gegeben haben, wo es sich bei Befriedigung des Geschlechtstriebes um Nichts Anderes handeln konnte als um einfache Genügeleistung einem natürlich auftretenden Begehren gegenüber ohne jede Berücksichtigung auf Fortpflanzung u. s. f.

Durch die im Kampfe ums Dasein geänderte Lebensweise u. s. w. haben sich aber nicht nur die somatischen Verhältnisse der Arten geändert, sondern auch ihre geistigen und mit diesen die Wechselbeziehungen der Triebe des Menschen, denn je höhere oder komplicirtere Grade von Fortschritt und Vervollkommnung die Lebensweise annahm, ebenso musste die Kultur mit dieser Lebensweise Schritt halten und mit all' dem die Triebe.

Es musste sich demgemäss zuerst das Gefühl der Liebe, das Begehren nach ausschliesslichem Besitze des Weibes, dann des Fortpflanzungsbegriffes und der Sorgen um Erhaltung der Nachkommenschaft entwickelt haben; aus all' dem musste die Erkenntniss und die gerechtere Beurtheilung des Weibes resultiren und all' diese Factoren führten zum Ehebegriffe.

Die Erkenntniss dessen, dass der Geschlechtstrieb für sich allein noch nicht genügend ist zur erfolgreichen Fortpflanzung, sondern dass hierzu auch die oberwähnten Factoren nöthig sind, ist eine Errungenschaft einer fortgeschritteneren Kulturperiode.

Durch die Ehe allein war aber für die Fortpflanzung noch nicht genügend gesorgt, da letztere noch von den für das Eingehen der Ehe und für die Nachkommenschaft gesetzten Normen abhängt. Da aber unter den oberwähnten Factoren namentlich die Beurtheilung und Erkenntniss des Weibes stets von der jeweiligen Kulturstufe abhängig war und nachdem schon im grauen Alterthume ebenso wie bei den gebildeten Juden und Mohammedanern die Frauen nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten, insofern man in ihnen nur das sah, was Napoleon I. von einer gewissen Klasse der Frauen sagte, dass sie eben nur seien zum Gebären: liegt es auf der Hand, dass die erste Ehe der Menschen eine polygame gewesen.

Die Fortpflanzung wird ferner durch innere und äussere den

Menschen umgebende Verhältnisse beeinflusst. Es sind dies im Grossen: Denkart, Charakter, Leidenschaften, Einbildungen, Laune, das Bestreben die Schönheit und den liebreizenden Zauber der Jugend zu erhalten, Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, die Lasten zahlreicher Nachkommenschaft und hauptsächlich die diesbezüglich in der Gesellschaft und in den Staatsnormen geltenden Auffassungen und Bestimmungen.

Wie schon erwähnt, genügt der Fortpflanzungsidee der Geschlechtstrieb allein noch nicht, sondern es ist unbedingt nöthig, dass die Frucht im Mutterleibe gedeihe und dass nach ihrer Geburt für Wachsthum und Erziehung hinreichend gesorgt werde. Nachdem die erste dieser Bedingungen natürlicherweise der Mutter, die beiden letzteren aber der Pflicht des Vaters zufallen, so muss bei Inslebentreten jener Institution, welche für diese Pflichten gesorgt, also bei der ersten Ehe, neben anderen mitgewirkt habenden Factoren sicherlich die Fortpflanzungsidee wesentlich eingewirkt haben.

Ich habe die diesbezüglich geltenden socialen und staatlichen Bestimmungen erwähnt. Bei der Ehe kommen nun die Rassenkreuzung, Mono- und Polygamie, Geschwister- und Verwandtenehe in Betracht, ferner hängt sehr viel davon ab, wie über ausserereheliche Verbindung seitens Einzelner wie auch der Gesammtheit geurtheilt wird.

Montesquieu betont es, dass die ausserereheliche Verbindung der Fortpflanzung wenig nutzen wird, wenn man den Vater nicht kennt und die Mutter durch Schande, Gewissensbisse, Unbehülflichkeit ihres Geschlechtes, Armuth, Strenge der Gesetze u. s. f. auf Schwierigkeiten stösst. Ebenso sind hier die für aus solchen Verbindungen stammende Kinder geltenden socialen Normen bestimmend. Wo alle diese Verhältnisse günstigen Boden gefunden, konnte demgemäss auch die ausserereheliche Verbindung sich zu einem günstigen Factor der Fortpflanzung gestalten.

Man muss jedoch die ausserereheliche Verbindung strenge von der Prostitution scheiden, denn die prostituirte Frau kann aus augenfälligen Gründen für die Erziehung ihres allenfallsigen Kindes nicht Sorge tragen.

Sehen wir nun, wie sich diese Verhältnisse bei einigen Völkern des Alterthums entwickelt haben.

Am besten lassen sich Geschlechtsleben und Fortpflanzungsidee bei den Juden verfolgen, weil wir in dieser Beziehung über genügendes historisches Material verfügen; ich finde es aber nöthig, zur richtigen Beurtheilung der Verhältnisse Nachstehendes der aufmerksamen Berücksichtigung anzuempfehlen.

Wenn man auch die Sammlung der sogenannten biblischen Quellen noch so spät setzt, so reichen doch dieselben bis auf eine solche Zeit zurück, aus der in solcher Vollkommenheit keine schriftlichen Denkmäler andere Völker aufzuweisen haben (Jost); deshalb ist es aber nothwendig, diese Denkmäler nach ihrem wirklichen Werthe zu beurtheilen.

Als Schlosser im Jahre 1815 seine gross angelegte Weltgeschichte herausgegeben, überliess er die Bearbeitung der jüdischen Geschichte seinem Freunde, dem Mystiker J. F. v. Meyer aus Frankfurt. „Er traue sich den frommen Sinn seines gelehrten Freundes nicht zu," sagte Schlosser in seiner Vorrede, in Wirklichkeit war aber sein Beweggrund ein anderer. Strauss sagt, dass Schlosser unter eigenem Namen keine „heilige" Geschichte gelten lassen wollte, andererseits durfte er es nicht wagen zu einer Zeit, als die Herren Europas die „heilige" Allianz schlossen, an die Bibel das Socirmesser der Kritik zu setzen. Diese Zeiten sind aber vorüber und die jüdische Geschichte muss jetzt auf gleichem Fusse behandelt werden wie die anderer Nationen, besonders muss aber alles in ihr vorkommende Wunderbare ganz von jenem Gesichtspunkte betrachtet werden, wie dies mit der Mythologie und dem Sagenkreise der alten Griechen und Römer u. s. w. geschieht und man darf durchaus nicht alles in ihr enthaltene, göttlicher Intervention Zugeschriebene als Dogma gelten lassen.

Wir müssen hier im Allgemeinen drei Perioden annehmen, deren erste in die vormosaische Zeit, deren zweite in die Zeit der mosaischen Gesetzgebung bis zum Verfalle des Staates Juda fällt und deren dritte von der Rückkehr aus der Verbannung bis zum Untergange Jerusalems dauert.

Die vormosaische Periode dürfen wir durchaus nicht so nehmen wie sie der Chronist behandelt. Seine Generationen resp. die in ihnen gelebt habenden ersten Patriarchen können wir nur als ebenso viele Repräsentanten von gewissen Zeiträumen betrachten.

Dann sehen wir aber jetzt schon in der Reihe der Menschen

einen einzelnen Zweig sich abspalten, der im Gegensatze zu den anderen sich monotheistischen Anschauungen hingiebt und so gewissermaassen bei allem Mangel bestimmt ausgesprochener Religion doch den Vorläufer des Judenthums repräsentirt.

Es liegt auf der Hand, dass der alte Chronist einerseits die Abstammung der gesammten Menschheit unter einen Hut bringen wollte, andererseits aber auch bestrebt war nachzuweisen, dass sein Stamm, der hebräische, schon von allem Anfange her vom gottesfürchtigen und rechtgläubigen Aste sich abgeleitet. — Dass der Chronist vergessen hat anzugeben, wie so es eben dieser einzelne Zweig gewesen, unter dessen Erstgeborenen sich der Gottesglaube gleich einem Majorate vererbt, müssen wir ihm entschuldigen; ihm ist es um die Beweggründe oder Begründung überhaupt nicht zu thun; Forschen ist nicht seine Sache und wir müssen in der Darstellung der von ihm geschilderten Zeiten und Menschen stets die Anschauungen seiner eigenen Zeit verstehen.

Eine dunkle Andeutung lässt er wohl darüber durchleuchten, wie so seine ersten Erzväter zur monotheistischen Anschauung gelangt sein können, es ist das Betrachten der Natur, wie es sich bei seinem ersten Menschen, Adam, zeigt, der aus dem Umstande, dass sich jedem Thiere ein Stück von entgegengesetztem Geschlechte gesellt, das Verlangen trägt, sich vom Schöpfer gleichfalls eine Genossin zu erbitten, mit der er dann die Ehe eingeht, die vom Chronisten als monogamische schon deshalb eingeführt werden muss, weil er dieses Ehepaar als erste und einzige Menschen gelten lässt.

Aber schon die erste Ehe, deren sich die jüdische Chronik zu erinnern weiss, zeigt den Hauch der göttlichen Beeinflussung und Aegide, der sich einem rothen Faden gleich durch alle Zeiten in der jüdischen Nation erhalten. Von allem Anfang an lässt der Chronist den Schöpfer sagen: Seid fruchtbar und vermehrt Euch wie die Sterne am Himmel, wie der Staub der Erde u. s. f. Die Bestimmung der Ehe wird also richtig erkannt, ob aber ihre Einrichtungen dieser Bestimmung entsprochen, werden wir später sehen.

Schon die erste Ehe wird zum Musterbilde der sakramentalen, denn von ihr datirt sich das Verlangen des Mannes, seine Aeltern zu verlassen und sich einem Weibe anzuschliessen, dass sie zu

einem Fleische werden. Diese Anschauung spricht dafür, dass sie zu einer Zeit geschrieben wurde, als die Polygamie unter den Juden schon gänzlich erloschen und der Staat dem Weibe keine Rolle zugewiesen, denn sie spricht eben nur vom Weibe.

Da von allem Anfange her die Schmerzhaftigkeit der Schwangerschaft und des Gebärens betont wird, so weist der Chronist darauf hin, dass beim Coitus wenigstens das Weib nicht den vergänglichen Sinnengenuss als solchen suche und den Mann nicht einzig und allein dieses Genusses halber verleite, sondern die höhere Idee der Fortpflanzung vor Augen habe.

Schon die zweite Generation, der Erstgeborene Kain, zeigt eine Alienation der Ehe.

Wie schon bemerkt, dürfen wir freilich nicht glauben, dass Adam und Eva die ersten Menschen gewesen, sie deuten eben nur eine Periode an; wenn wir aber die biblische Erzählung als das nehmen wie sie lautet, als Produkt ihrer Zeit, so müssen wir uns gewaltig gegen die Lücke verwahren, die der Chronist bei Kains Ehe gelassen; denn „Kain erkannte sein Weib und es ward schwanger"; da nun neben ihm, zwei anderen Söhnen und späteren ungenannten Kindern Adams anderer Menschen nicht Erwähnung gemacht wird, so giebt der Chronist stillschweigend zu, dass Kain eine Geschwisterehe eingegangen und dass man demgemäss das erste Beispiel einer solchen Ehe nicht erst bei späteren Völkern zu suchen hat.[1])

Das strenge Bestrebtsein des Chronisten, eben nur den von Seth stammenden Majoratszweig als gottesfürchtig erscheinen zu lassen, bringt es mit sich, dass er alle übrigen Menschen als von Gott abfallend betrachtet und dass consequentermaassen ein Nach-

1) Entweder musste der Chronist die Sache übersehen haben oder scheute er sich ihrer zu erwähnen, denn es wäre ihm ja doch so leicht geworden, diese Art der Ehe ihrer Nothwendigkeit halber zu entschuldigen. Dass er übrigens durch die Anführung Adams und Evas und ihrer ersten zwei Söhne als erste und einzige Menschen in Inconsequenz verfällt, kommt dem Chronisten noch vor Kains Verheirathung vor, denn Kain fürchtet sich in seinem Gespräche mit Gott vor Menschen, die ihm Etwas zu Leide thun könnten. — Henninges nennt sogar den Namen von Kains Weibe: Themet, eine Tochter Adams, auch sind nach ihm die Brüder Abel und Seth gleichfalls die Gatten ihrer Schwestern, was selbst die rabbinischen Sagen bezüglich Kains und Abels nicht leugnen, obwohl sie den Schwestern andere Namen beilegen.

komme Kains die erste Polygamie eingeht; es ist dies Lamech, dem er gleichzeitig zwei Frauen zutheilt. — Was Lamech dazu bewogen, darüber schweigt der Chronist, er spricht sich aber auch nicht missfällig darüber aus.

Darüber sind aber auch sämmtliche nichtjüdische Berichte übereinstimmend, dass die ganze antediluviale, von Kain abstammende Menschheit sich durch die Polygamie stark fortgepflanzt, obzwar sich bei den Kainiden durchaus keine Fortpflanzungsidee nachweisen lässt; vielmehr sagt Berosus diesen Vertretern des Kainidischen, eisernen Zeitalters nach, dass sie die Kindesabtreibungen übten und sich jeder Art von Blutschande und Geschlechtsausschweifung hingegeben.

Dass der Chronist in dieser Beziehung von seiner „Gotteslinie" Nichts spricht, ist noch kein Beweis dessen, dass dieselbe monogamisch gelebt. Die stereotypen Refrains vom „und zeugte Söhne und Töchter" lassen neben dem Umstande, dass die damaligen Weiber enorm alt werden konnten, schliessen, dass die Polygamie auch in dieser Linie geherrscht und dass sie demgemäss der Urtypus der altjüdischen Ehe gewesen.

Die stärkste Ausprägung der „Gotteslinie" am Stammbaume der Menschheit, die erste nicht mehr im Dunkel tappende Idee des Monotheismus finden wir in der Patriarchentrias: Abraham, Isaak und Jakob.

Darüber berichtet die Geschichte Nichts, wie so sich in Abraham diese Anschauung entwickelte; man will auch bei ihm den Einfluss der Naturanschauung annehmen; wie dem aber auch immer sei, sein Auftreten ist der Beginn der Uroffenbarung des höheren gemüthlichen Glaubens und ist um so bewundernswerther, als sich seine Metamorphose mitten unter bereits zu staatlichen Einrichtungen gelangten Götzendienern entwickelte. Er erkennt, dass er einem einzigen Gotte, dem Schöpfer von Himmel und Erde, angehört, ihn erkennt er als seinen Herrn an und mit ihm schliesst er seinen Bund. Von dem Augenblicke an ist er und mit ihm seine ganze Nachkommenschaft verpflichtet, dem wahren Gotte zu dienen und seinen Geboten zu gehorchen (Jost).

Wir sehen aber schon in seiner unmittelbaren Nachkommenschaft Glieder, die sich dem Bunde nicht vollkommen anschliessen und nur Sohn und Enkel und erst des Letzteren Nachkommen

bleiben dem Bunde angehörig und bilden das Volk, bestimmt ein Gottesreich, eine Theokratie, ins Leben zu rufen, was Moses später durch das „Gesetz“ in einen bestimmten Rahmen fügt.

Von mehr weniger religiösem Einflusse angehaucht finden wir auch in dieser Periode die in Abrahams Leben eine grosse Rolle gespielt habende Fortpflanzungsidee.

Seine Gattin Sara — die Chronik erwähnt consequenzhalber ursprünglich nur einer einzigen Gattin — ist trotz ihrer 65 Jahre doch nicht vor den Nachstellungen des Beherrschers von Aegypten gesichert, sei es, dass sie wirklich schön oder doch schöner als die hässlichen Aegypterinnen war. Seiner eigenen Sicherheit halber giebt Abraham seine Gattin als Schwester aus, er musste also die diesbezüglichen Sitten der Aegypter gekannt haben, da er sie befürchtete. Man nimmt aber auch an, dass Sara die Nichte Abrahams, Tochter seines Bruders Haran, gewesen, welcher Umstand insofern von Bedeutung ist, als auch die spätere mosaische Gesetzgebung eine solche Ehe erlaubt.

Da er seine Gattin auch noch in späteren Jahren dem palästinischen Fürsten Abimelech I. gegenüber als seine Schwester ausgiebt, so musste sie trotz ihrer 90 Jahre, die ihr der Chronist in dieser Zeit zutheilt, noch verlockend gewesen sein, um Abimelechs Begierde wach zu rufen. Der Chronist rettet aber den Ruf der Stammmutter, indem er angiebt, dass bei Abimelech zwingende Gründe aufgetreten, die das Nahen desselben zu Sara verhinderten; er deutet diese Gründe aber nur insofern an, als er den Fürsten sammt vielen seiner Leute erkranken und durch Gott sogar Abimelechs gesammten Harem während dieser Zeit unfruchtbar sein lässt, bis der Fürst durch Aufgeben seines Begehrens nach der fremden Frau geheilt wird. Dunkel ist der Rede Sinn, aber Sara's Ruf ist gerettet . . .

Trotz dieses Anklanges, der für ihre körperlichen Reize spricht, erreicht Sara ein hohes Alter, ohne einem Kinde noch das Leben geschenkt zu haben. Sie giebt selbst jede Hoffnung auf, noch je Mutterfreuden zu geniessen; hat sie ja schon, nach eigener Aussage, ihre Menstruation verloren!

Jetzt begegnen wir nun der reinen Auffassung der Ehe als Mittel und Zweck der Fortpflanzung und einem anderen Umstande, der, ziemlich unbeachtet, im Leben der altorientalischen,

später auch mancher europäischen Völker eine hohe sociale Bedeutung gewonnen.

Sara will ihrem Gatten durchaus Nachkommen verleihen, denn nur so kann der Bund mit Gott und die von demselben bereits den allerersten Ahnen verheissene Fruchtbarkeit sich bewahrheiten; des hohen Alters halber hierzu sich nicht mehr fähig haltend führt sie selbst ihre Magd Hagar dem Gatten zu und erklärt sich bereit, die dieser Verbindung entspringenden Kinder als eigene zu betrachten. Der Plan gelingt, Hagar wird schwanger und thut sich darauf der Gebieterin gegenüber Viel zu Gute. Darüber muss Sara empört sein, ihre Unfruchtbarkeit wird selbst von der Magd missbraucht und siehe da, plötzlich steigt Sara doch noch im Werthe, drei fremde Männer verheissen ihr gelegentlich eines bei Abraham abgestatteten Besuches die baldige Geburt eines Sohnes und das Versprechen der Fremden geht auch richtig in Erfüllung! Hier zeigt uns nun der Chronist mit Zuhülfenahme eines grossen Apparates, dass selbst der aufrichtigste Gottesverehrer, Abraham, aus Sehnsucht nach Nachkommenschaft, die Polygamie adoptirte, indem er deren praktischen Nutzen für die Fortpflanzung einsah.

Aber wenn der althebräische Schriftsteller erwog, dass bei dem hohen Alter und der bisherigen Unfruchtbarkeit Sara's auch noch der Umstand zu bedenken war, dass sie in ihren jüngeren Jahren den Herrschern Aegyptens und Philistäas gefallen, dass also auf die echte Abstammnng ihres Sohnes, Isaaks, kein Makel fallen dürfe und die drei Fremden irgendwie nicht missgedeutet werden, so müssen wir es ihm schon verzeihen, wenn er dies nicht anders zu Stande bringen konnte, als indem er die fremden Männer zu Engeln und die auffällige Geburt zur gottverheissenen stempelte. Dieses mehr weniger intensive Ableiten zweifelhafter Geburten von activer oder passiver göttlicher Beeinflussung ist jenes Moment, das — wie ich oben erwähnt und hier nur kurz andeuten will — einen glänzenden Beweis von der Grösse seiner bei den Alten gespielten Rolle darin manifestirt, dass selbst der altjüdische Chronist es nicht verschmäht, es von anderer Seite als Erklärung seiner Erzählung zu benutzen.

Aus Abrahams Zeit ist noch die Episode von Sodom zu erwähnen, die für die Geschichte der Geschlechtsverirrungen von einiger Bedeutung ist. (Fortsetzung folgt.)

VI.

August Gottlieb Richter, der Neffe.

(Schluss.)

Johann Hunter's natürliche Geschichte der Zähne und Beschreibung ihrer Krankheiten. Leipzig 1780, nennt er ein „vortreffliches und jedem Wundarzte unentbehrliches Buch."

Benjamin Bell's „System of Surgery". Edinburgh 1783, empfiehlt er mit folgenden Worten:

„Vortrefflich! deutlich, anschauend, lehrreich, praktisch, ohne Hypothesen; und ein Mann, der das gesehen hat, wovon er spricht, und über das, was er sieht, nachdenkt. Im Ganzen ungefähr der Ton, wie in Bertrandi's und Sharp's Operationen. Von einigen handelt der Verf. sehr en détail, bei andern ist er kurz."

Die „*Oeuvres posthumes de Mr. Pouteau.* Paris 1783" fertigt er in kurzer Weise ab:

„Gemischt, brauchbar und unbrauchbar, praktisch und theoretisch; im Ganzen aber sehr lesenswürdig."

Obgleich Richter, wie alle Classiker, eine grössere Vorliebe für die englische als die französische Medicin hegt, trägt er doch niemals Bedenken, die Unzulänglichkeit ersterer ebenso scharf vor sein Messer zu nehmen. Dabei kommt es ihm gar nicht darauf an, das Buch von dem Schriftsteller zu trennen. Michael Underwood's „*Treatise upon Ulcers of the Legs.* London 1783" zeigt er mit folgendem lakonischen Urtheile an:

„Ein schwatzhafter und unordentlicher Schriftsteller."

Ebenso schlecht kommt Thomas Kirkland wegen des II. Bandes seiner „*Enquiry into the present State of Medical Surgery*". London 1786 weg:

„Viel leeres, gelehrtes, theoretisches Geschwätz; des brauchbar Praktischen nur wenig."

Bei seinem Gerechtigkeitssinne unterlässt er es nicht, den Engländern ihre Unbekanntschaft mit deutschen Leistungen der

Chirurgie aufzumutzen. John Sheldon hatte in seinem *„Essay on the fracture of the Patella or Kneepan"*. London 1789 eine vermeintlich neue Methode der Behandlungsart des Kniescheibenbruchs beschrieben. Richter bemerkt hierzu, dass

„diese unter uns Deutschen in der Hauptsache längst bekannt und im Gebrauche ist."

Die Schärfe seiner Logik zeigt Richter in vielen Kritiken. Als in *„Danton's medical Commentaries"*, Edinburgh 1789 Everhard Home in seiner Dissertation *„on the properties of Pus"* die Behauptung aufgestellt hatte, dass Eiter keine fressende, ätzende Kraft habe, weil ein Stück Fleisch, in Eiter aufbewahrt, nichts von seiner Schwere verlor, machte Richter in der bezüglichen Kritik dazu die Bemerkung:

„Sonderbar! Spanische Fliegen auf die Haut eines todten Körpers gelegt, ziehen keine Blasen — also haben sie keine blasenziehende Kraft? Und dass ein guter, milder Eiter eine fressende, ätzende Kraft hat, ist nie behauptet worden."

Das Wiederaufblühen der französischen Chirurgie am Ausgange des vorigen Jahrhunderts erfüllt Richter mit ebensolcher grosser Freude, wie der Niedergang der englischen Chirurgie während desselben Zeitraums ihn mit Kummer erfüllt. Als Désault im Jahre 1791 den ersten Band des *„Journal de Chirurgie"* herausgab, zeigte Richter ihn mit folgenden Worten an:

„Seit geraumer Zeit das wichtigste Geschenk, welches die Chirurgie erhalten hat: die Erfahrungen des grössten lebenden Wundarztes. Ich nehme sie mit Begierde in die Hand und will meinen Lesern eine ausführliche Nachricht davon geben."

In letzter Beziehung bemerkt er bei der Anzeige des Buches von C. E. Fischer *„Medicinische und chirurgische Bemerkungen über die englische Heilkunde."* Göttingen 1796:

„Ein Wort zur rechten Zeit! Der Zweck dieser Schrift, sagt V., ist, die Aerzte mehr aufmerksam auf eine nöthige Vorsicht und Prüfung bei der Annahme und Nachfolge englischer Beobachtungen und Systeme zu machen. — Ja wohl ist jetzt grosse Vorsicht nöthig, wenn man englische Erfahrungen nachahmen will. Mit Misstrauen nimmt der Arzt jetzt englische medicinische Schriften in die Hand, in welchen er häufig nichts als seichte Wissenschaft und grobe Empirie findet; und mit Bedauern sieht er, dass *englischer Unsinn so manchen deutschen Kopf verdreht. Wehe der deutschen Heilkunde, wenn die jetzigen englischen Moden auch unter den Aerzten viele Nachfolger finden!*"

Im letzten Bande der *„Bibliothek"* erschien die berühmte Kritik Richter's über John Hunter's bekanntestes Werk *„a Treatise on the Blood, Inflammation and Gun-Shot-Wounds"*. London 1794. (Hunter starb 16. Oct. 1793.) Obgleich die Anzeige 4 Bogen und

9 Columnen anfüllt und den Inhalt des ganzen Buches in nuce enthält, so fand es doch im Ganzen, aus schon oben entwickelten Gründen, nicht den Beifall Richter's. Sein Urtheil lautet:

„Ich habe dies Buch mit vieler Erwartung in die Hand genommen; aber es hat meine Erwartung nicht befriedigt. Es ist nicht zu leugnen, dass der Verf. ein scharfsinniger und unermüdeter Beobachter ist und manche neue Ideen hat, die den Wundarzt zu allerhand nützlichen, praktischen Verbesserungen leiten können. Aber man wird doch auch finden, dass er seinen Erfahrungen und Beobachtungen oft viel Gewalt anthut, um sie seinen Theorien anzupassen. Vorzüglich besitzt er die Kunst, wirklich brauchbare praktische Sachen in einen so leeren theoretischen Schaum aufzublasen, dass sie alles Brauchbare und Anwendbare verlieren; die Kunst, alltägliche und bekannte Sachen so zu zerlegen und unter einer neuen Terminologie zu verstecken, dass sie ganz unkenntlich und leicht für etwas Neues angesehen werden.

Ueberdem ist es seine Sache nicht, concis zu schreiben. Seine Weitläufigkeit und die öfteren Wiederholungen einer und derselben Sache ermüden auch den geduldigsten Leser. Bei seinem grossen Bestreben, Sonderbarkeiten zu suchen und bei seiner lebhaften Einbildungskraft scheint ihm manches wahr zu sein, was einem kaltblütigen Leser höchstens wahrscheinlich ist; manches ist ihm wahrscheinlich, was jedem andern sehr zweifelhaft sein wird."

Allgemeine Medicin.

In den Schriften Richter's finden sich sowohl einzelne Abhandlungen, als auch zahlreiche Bemerkungen, welche auf diese Sparte sich beziehen.

Wenn man freilich die *„specielle Therapie"* nicht als ureigne Quelle betrachten kann, so hat sich doch schon durch die Tradition die dort niedergelegte Ansicht Richter's über das *„savoir faire"* fortgepflanzt, dass man keinen Anstand nehmen darf, hierin die wirkliche Meinung Richter's zu erblicken. Im 2. Bande meiner Geschichte der deutschen Medicin habe ich unter Frank die Worte citirt, welche Baldinger in Cassel jenem gegenüber über Richter aussprach, als er ihn dort besuchte, um die von Baldinger bisher bekleidete Lehrstelle einzunehmen. Man muss hierbei nun in Erwägung ziehen, dass Beide während ihres Zusammenlebens in Göttingen stets in einem antagonistischen Verhältnisse standen, dass Richter, als höflicher Obersachse gegen die biderben und schroffen Niedersachsen Göttingens eine sehr auffallende Erscheinung bieten musste, und seine Feinde daher keinen Anstand nahmen, ihn mit dem Prädikate eines „Charlatans" zu brandmarken. Dass diese Bezeichnung in Göttingen durch das, dort gewiss als zu höflich betrachtete, Auftreten Richter's und

durch seine Collegien Nahrung erhielt, darf uns daher kein Wunder nehmen.

Wir haben wohl kaum nöthig zu bemerken, wie wir es für überflüssig halten, Richter gegen den ihm von seinen Feinden aufgemutzten Vorwurf zu vertheidigen. Wir führen hier wörtlich jene Stelle seiner speciellen Therapie an, aus denen seine Widersacher Capital zu schlagen versuchten:

„Die Vorzüge dieser Wissenschaft (Medicin) vor anderen sind gross und mannigfaltig. Sie giebt stets zu thun, es fehlt bei ihr niemals an Arbeit; ihre Waare gilt durch die ganze Welt, nicht so die Theologie, Jurisprudenz, Philosophie u. s. w.; der Arzt ist, was seine Wissenschaft betrifft, ein freier Mann, keine politischen und bürgerlichen Verhältnisse haben Einfluss auf die Ausübung derselben; endlich, so viele Kranke er heilt, so viele Freunde erwirbt er sich.

Um ein glücklicher, gesuchter und beliebter Arzt zu sein, muss man zweierlei verstehen, savoir faire und die Wissenschaft. Ersteres halte man nicht für zu gering, es thut oft mehr als die letztere, denn der Laie urtheilt nach dem Scheine, der beschäftigtste Arzt ist nicht immer der geschickteste. Zwei Unzen savoir faire und eine Unze Wissenschaft verschaffen mehr Kranke als das umgekehrte Verhältniss. Wer nicht die Kunst versteht, sich Zutrauen und Achtung zu erwerben, sich beliebt zu machen, eine gute Meinung von sich zu erregen, der ist bei noch so viel Wissenschaft unbrauchbar. Aber freilich muss man mit dem savoir faire Wissenschaft verbinden, sonst ist man ein Charlatan.

Kein Gelehrter kommt mit allen Gattungen von Menschen in so alltäglichen und genauen Umgang als der Arzt. Kein Gelehrter hat daher die Kunst, sich in alle Leute zu schicken, jedem zu gefallen, sich in Jedes Launen zu fügen, überhaupt Weltkenntniss, feine Lebensart nöthiger, als der Arzt. Wenn erst die Damen sagen, der junge Doctor ist ein artiger Mann, dann ist dieser geborgen; das Urtheil der Männer, ob er geschickt ist, kommt hinterher. In dieser Hinsicht ist jungen Aerzten das Reisen ganz vorzüglich zu empfehlen; da lernen sie Menschenkenntniss und feine Lebensart, die ihnen für ihre künftige Praxis oft mehr nützen, als das Besuchen der Spitäler. Die Art Kranke zu behandeln, die sie in diesen lernen, ist himmelweit von ihrer nachherigen Privatpraxis verschieden.

Man höre ja die langen Erzählungen der Kranken, vorzüglich der Damen, geduldig mit an, widerspreche nicht, werde nicht ungeduldig, so unnütz und weitläufig sie auch oft sind.

Man unterlasse, besonders bei gemeinen Leuten, nicht den Urin zu besehen, auch ist er in der That oft unterrichtend.

Man verrathe keinen Zweifel, sowohl in Rücksicht der Diagnose, als auch der Prognose. Man spreche nicht von Versuchen, dazu giebt Niemand seinen Körper gern her. Wenn es von einem Arzte heisst, er ist seiner Sache nicht gewiss, so ist er verloren. Einmal in Absicht der Prognose die Wahrheit gesagt, hilft mehr, als zehnmal geirrt, schadet. Ist der Ausgang nicht der verkündete, so findet man doch immer leicht einen Ausweg, ein zufälliges Ereigniss, worauf man es schieben kann.

Es ist schwer, die rechte Grenzlinie zwischen savoir faire und Charlatanerie zu treffen. In der weitesten Ausdehnung des Wortes muss in der That selbst der rechtschaffenste Arzt ein Charlatan sein. Man kann ja in Rücksicht der Diagnose und Prognose nicht sagen: nescio, und doch ist dieses so oft der Fall. Alles kommt daher nur darauf an, dass man diese

Charlatanerie nicht merkt. Merkt man sie, so heisst man ein Charlatan oder gar ein Windbeutel, merkt man sie nicht, ein gescheidter Mann.

Man mache die Prognose immer eher etwas zu schlimm, als zu gut. Wird es dann schlimmer, so hat man es vorher gesagt, und wird es besser, so hat man eine grosse Cur gemacht. Hat man hingegen die Prognose zu gut gemacht, so verhält sich alles umgekehrt.

Bekannt und wahr ist das Sprichwort: eunt quo itur. Man mache daher immer etwas den Geschäftigen, scheine mit Kranken überhäuft zu sein, sage, man könne nicht fertig werden.

Oft wird man gelobt und getadelt, wo man beides nicht verdient. Es stirbt mancher, vielleicht nicht ganz ohne unsere Schuld, und Niemand bekümmert sich darum. Manchmal geräth aber durch allerhand kleine Umstände das Publikum in eine Stimmung, dass es ihm höchst sonderbar und unerwartet vorkommt, dass der Kranke gestorben ist. Man fängt darüber an zu sprechen, und nun fallen den Leuten noch ein paar andere Todesfälle ein, die sie hinterdrein auch sonderbar finden. Man secire daher womöglich einen jeden Kranken, der einem stirbt und finde die Ursache des Todes: eine Verknöcherung, verhärtete Leber, mürbe Milz, einen Gallenstein, so ist dann das Publikum zufrieden und schweigt.

Alle diese Regeln verachte man übrigens nicht oder halte gar ihre Befolgung für unter der Würde des Arztes. Nur durch ihre Befolgung wird dieser in den Stand gesetzt, der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu werden, und durch ihre Unterlassung verschliesst er sich selbst den Weg zu nützen."

Dass diese Vorschriften nur cum grano salis aufzufassen sind, ist selbstredend. Leider ist dieses oft nicht geschehen, und viele Aerzte wissen von Richter kaum etwas Anderes als sein geflügeltes Wort von den „Unzen des savoir faire und der Wissenschaft". Statt dessen specielle Chirurgie und chirurg. Bibliothek zu studiren, haben sie jenes Dictum zum Wahlspruche ihres Lebens und ihrer Praxis gemacht. Gewiss Jeder wird Gelegenheit gehabt haben, solche Aerzte beobachten und kennen zu lernen, die weit über die Richter'schen Vorschriften hinaus gingen. Ich kenne einen Arzt, der nur dann Sectionen macht, wenn er sich gröblich in der Prognose und in der Behandlung geirrt. Er sucht sich dann jedesmal durch die Section zu rehabilitiren und flunkert den Nachgebliebenen vor, der Gestorbene habe an einem organischen Fehler gelitten und es sei ein wahres Wunder, dass er nicht bald nach seiner Geburt gestorben; zur Abwechselung verlegt er die organischen Fehler bald in's Herz, bald in die Leber, bald in die Nieren, bald in irgend ein anderes Organ; als ihn ein anderer „College" einmal auf der Strasse anredete, bat er diesen, mit ihm sich in eine Nische zu stellen, damit die Vorübergehenden ihn nicht bemerkten, das Publikum könnte ja sonst zu dem Glauben verleitet werden, als ob er Zeit habe, da er hier ein Gespräch abhalte. Die Charlatanerie dieses, die Vorschriften Richter's carri-

kirenden „vielbeschäftigten Praktikers und berühmten Arztes“ wird nur durch seine grenzenlose Eitelkeit übertroffen, indem er jeden Morgen durch einen Friseur sich die Haare brennen lässt.

Die Abhandlung Richter's über *„Menschenverstand“*, die nach seinem Tode in dem 2. Bande der „medicinischen und chirurgischen Bemerkungen“ erschien, zeigt seinen Scepticismus und sein common sense in eminentem Grade:

„Es ist erstaunend, wie verschieden die Empfänglichkeit des Verstandes gegen Gründe und Beweise ist. Auf den einen thut ein Beweis eine starke Wirkung, auf den andern gar keine. Es geht mit den inneren Sinnen, wie mit den äusseren. Der eine findet etwas schön, der andere nicht. Findet man wohl je, dass drei Menschen über die Aehnlichkeit eines Portraits gleich urtheilen?

Ja, ein und eben derselbe Mensch ist in gewissen Stunden von einer Sache überzeugt, worüber er in einer anderen Stunde lacht; findet zu gewissen Zeiten etwas schön, was er zu einer anderen für hässlich hält.

Was für tolles Zeug haben nicht von jeher Menschen in der Welt geglaubt, und nicht schwache, sondern sehr verständige Menschen. Ich wollte behaupten, dass es wohl nicht einen verständigen Menschen giebt, der nicht etwas glaubt, worüber nicht ein anderer verständiger Mensch lacht.

Wir glauben von uns jetzt, dass wir sehr klug sind, aber sicher werden sich unsere Nachkommen wundern, dass wir so viel tolles Zeug geglaubt haben.

Es kommt alles auf die ersten Eindrücke, Gewohnheit, vorgefasste Meinungen, Leidenschaften, körperliche und moralische Stimmung u. s. w. an. Armer Menschenverstand! wie wenig kann man sich auf dich verlassen.

Es giebt freilich ausgemachte Wahrheiten, die kein Mensch bezweifeln kann. Drei mal drei ist neun. Das glaubt Jedermann in Europa, Asien, Afrika und Amerika. Aber dergleichen Wahrheiten giebt es nur sehr wenige in der Medicin. Da haben wir mehrentheils wohl Wahrscheinlichkeiten. Wahrscheinlich wird daher in der Medicin das Disputiren nie aufhören. Und worüber disputiren die Aerzte. Lasst die Philosophen disputiren, so viel sie wollen, es kräht kein Hahn darnach. Aber die Dispüte der Aerzte betreffen Leben und Tod!“

Seinen determinirten Standpunkt als Classiker hat er in der ebendaselbst abgedruckten Abhandlung über *„Systeme in der Medicin“* niedergelegt:

„Seit einiger Zeit blüht unter den deutschen Aerzten der Systemhandel ganz vorzüglich. Zwar bleiben wir Deutschen auch in Rücksicht dieses Handels immer nur Höker. Die Engländer hängen uns ihre verlegenen Waaren auf, wir kratzen sie ein wenig auf, verkaufen sie als die neueste Mode und die Engländer lachen darüber. Das war wenigstens der Fall bei dem Brown'schen Systeme.

Es bleibt indessen etwas sehr bequemes, Systeme zu fabriciren. Erfindungen machen, neue Wahrheiten entdecken, Wissenschaften vervollkommnen, erfordert Kopf, Talent, Anstrengung. Systeme hingegen, so wie sie nämlich im Umlaufe sind, kann man in der Stube bei einem Pfeifchen Tabak machen und ausputzen.

Sicherlich kennt der die Natur nicht, der sich mit Systemen abgiebt. Ich sehe es daher jederzeit für einen Beweis eines sehr eingeschränkten

Kopfes an, wenn er Systeme macht. Deswegen lieben auch alle junge Anfänger Systeme.

Das Systemmachen ist auch mit einem kleinen Vortheile verbunden. Natürlich glaubt man, dass der ein weit geschickterer Mann ist, der das Haus baut, als der blos einen Stein oder Balken dazu behauet.

Was ist denn aber eigentlich ein System? Ich denke, wer ein System der praktischen Arzneiwissenschaft machen will, muss nothwendig 1) alle Vorrichtungen eines lebendigen Körpers erklären können; 2) die Wirkungen aller Arzneimittel auf den Körper und 3) die Natur aller Krankheiten genau kennen. Von allem diesen wissen wir nun leider sehr wenig. Ist's also nicht Raserei, ein System bauen wollen? Ist's nicht ebenso, als wenn einer, der ein paar Steine und Stückchen Holz attrapirt hat, einen Palast bauen will? Wahrlich, die Schwierigkeit in Natursachen etwas zusammenhängendes zu sagen, grenzt an physische Unmöglichkeit.

Daher kommt es denn auch, dass die Systemfabrikanten fühlen, dass es ihnen bald an diesem, bald an jenem fehlt. Jeder hilft sich dann für seine Person so gut als möglich, und stützt und flickt, der eine so, der andere anders; so dass am Ende jeder ein eignes System hat, und die Herren Fabrikanten unter einander selbst uneins werden.

Und alles Flicken und Stützen hilft am Ende doch nichts. Der erste Wind schmeisst das Häuschen um. Es sind dieser Häuschen schon so viele umgefallen, dass man denken sollte, die Herren würden des Bauens satt. Kein System ist wohl mit mehr Geräusch angekündigt worden, als das Brown'sche, und kaum ein paar Jahre stand es, so knackte es schon unten und oben.

Der Schade, den diese Systemsucht in der praktischen Medicin anrichtet, ist unendlich. So lange zwar das System in den Studirstuben bleibt, ist es so ziemlich unschädlich. Aber sobald es ans Krankenbett gebracht wird, ist es in seinen Folgen fürchterlich.

Indessen auch ausserdem und überhaupt sind die Folgen dieser Systemsucht traurig, sobald sie allgemein wird, wie sie es leider jetzt ist.

Jeder putzt und flickt an seinem Systeme, keiner giebt sich damit ab, die Summe von brauchbaren Wahrheiten, das Kapitel von Bemerkungen über die menschliche Natur zu vermehren. Man kann dreist sagen, dass seit mehreren Jahren kein wirklich medicinisches Buch in Deutschland erschienen ist. Sobald, sagt Baco von Verulam, man eine Wissenschaft anfängt, systematisch zu behandeln, wird gemeiniglich in derselben nicht mehr viel geleistet.

Auch eine üble Wirkung auf den Arzt selbst hat die Systemsucht, sie erzeugt Selbstgenügsamkeit. Er sitzt auf seiner Stube und erklärt sich alles zu seiner Zufriedenheit und Ueberzeugung, und glaubt nun, dass alles wahr ist, was er sich erklären kann. Man bemerke die Sprache, die in den Schriften dieser Aerzte herrscht, wie dreist widersprochen, wie keck geurtheilt, wie herrisch die Natur behandelt wird. Dies kann nie die Sprache des erfahrenen Arztes sein, der täglich findet, dass er sich irrt. Der Arzt, der weiss, dass er sich irren kann, ist vorsichtig und irrt sich folglich seltner. Derjenige, der glaubt, dass er sich nicht irren kann, ist dreist, unvorsichtig und irrt sich oft und leicht, und thut grossen Schaden, und ich denke, das hat in der neuesten Zeit die Erfahrung gezeigt.

Ich habe an unseren neuesten Systematikern noch etwas zu tadeln. Sie führen eine Sprache, die Niemand versteht, so dass es mir beinahe scheint, als wenn ihre ganze Waare grösstentheils blos in neuen Kunstwörtern, Ausdrücken und Redensarten bestünde. Wenn ich solche Schriften lese, ist mir manchmal, als wenn ich im annulus Platonis lese. Wer etwas wichtiges und neues zu sagen hat, sieht es doch wohl gern, wenn er verstanden wird. Man kann wirklich in einer dunkeln Sprache sehr viel gemeines und bekanntes sagen, und dabei das Ansehen haben, als wenn man

etwas wichtiges und neues sagte. Man versuche es und übersetze diese Schriften in reines verständliches Deutsch, und man wird meine Bemerkung gewiss gegründet finden.

Kurz, es ist jetzt bei weitem die Zeit noch nicht da, ein System der Medicin zu bauen. Alles, was wir jetzt thun können, ist, Materialien zum Bau zu sammeln. Derjenige aber, der dann dereinst nach Jahrhunderten einmal versuchen kann, das Gebäude aufzuführen, muss ein Mann von weitumfassendem Genie und vollendeter Erfahrung sein."

Specielle Pathologie und Therapie.

Wäre Richter nicht zugleich ein so bedeutender innerer Arzt gewesen, so würde es ihm, wie wir bereits gezeigt haben, nicht möglich gewesen sein, die deutsche Chirurgie ihrer classischen Vollendung entgegen zu führen.

Je älter er wurde, desto mehr fühlte er sich von der inneren Medicin angezogen, obgleich er von Anfang seiner Laufbahn an beide Disciplinen, wenn auch die Chirurgie mit grösserer Vorliebe umfasste.

In den *„medicinischen und chirurgischen Bemerkungen"* finden wir den unverfälschten Ausdruck der Ansichten Richter's über die specielle Pathologie und Therapie. Im Grossen und Ganzen kann man die nach seinem Tode von seinem Sohne Georg August Richter herausgegebene *„specielle Therapie"* auch als sein volles geistiges Eigenthum betrachten.

Schon der Titel charakterisirt Richter als inneren Arzt. Denn, obgleich er die Symptomatologie, die Aetiologie, die Diagnose, die Prognose und die pathologische Anatomie einer eingehenden Betrachtung unterzieht, so legt er doch das grösste Gewicht auf die Behandlung und die Heilung.

Auch hier ist er, sowohl in der principiellen Accentuirung des Heilens selbst, als auch in der von ihm befolgten hippokratischen Methode: Respectirung der Naturheilkraft und Einfachheit in der Wahl der Mittel jeder Zoll ein Classiker.

Die pathologische Anatomie handelt er nicht bei jeder einzelnen Krankheit als solche ab, sondern unter der Rubrik *„Ausgänge der Krankheit"*. Dies beweist, dass er dem Jahrhunderte der Aufklärung angehörte, in dem man selbstredend von jedem Gelehrten verlangte, dass er die Logik in succum et sanguinem vertirt hatte.

Denn die pathologische Anatomie hat nur Werth und Bedeutung in der innigsten Verbindung mit der Klinik.

Sie zeigt, wie schon Richter wusste, in den wenigsten Fällen, wie ihre exaltirten Anhänger wähnen, die Ursachen, sondern die Wirkungen der Krankheiten auf die verschiedenen Gewebe.

Oben sagten wir, man könne jenes Buch nur im Grossen und Ganzen als Richter's vollständiges Eigenthum betrachten.

Wir motiviren unser Urtheil durch die Worte seines Sohnes, als letzterer nach dessen Tode dasselbe herausgab.

In der Vorrede sagt er:

„Hier kam es nicht auf blosses Zusammentragen an, hier mussten die grösstentheils aphoristisch niedergeschriebenen einzelnen Gegenstände auseinander gesetzt, und wo möglich mit jener Klarheit, Präcision und Ordnung dargestellt werden, die der Verewigte seinem mündlichen Vortrage zu geben wusste und wodurch dieser ebenso anziehend als lehrreich wurde. Ja, einige Materien mussten sogar ganz neu, höchstens nach einzelnen Winken bearbeitet werden."

Man hat Richter seinen Empirismus und seine Vorliebe für das Stoll'sche System zum Vorwurf gemacht.

Gegen beides vertheidigt ihn sein Sohn in so überzeugender Weise, dass wir uns nicht versagen können, dessen Worte hier wieder zu geben:

„Nach dem Gesagten wird man vielleicht im Folgenden einen ziemlich reinen Empirismus erwarten. Ich glaube und hoffe man wird sich irren. Was ist reiner Empirismus wohl anders, als ein regelloses, unordentliches, selbst sinnloses Durcheinanderwerfen einer Menge an sich sehr nützlicher Erfindungen, praktischer Wahrheiten, in älteren und neueren Zeiten gemachter Erfahrungen, so dass nichts eine bestimmte Stelle hat, das gerade Nöthige nicht gefunden, das Vortreffliche nicht von dem Mittelmässigen oder gar Schlechten gehörig unterschieden werden kann, man kurz den Wald vor Bäumen nicht sieht. Wahrlich, ein solches Chaos stellen die folgenden Blätter nicht dar. Wahr ist es, das Ganze besteht aus einer Sammlung von Thatsachen, von eigenen und fremden Erfahrungen, und nach der Natur gezeichneten Krankheitsbildern; alles dieses ist aber möglichst zweckmässig zusammengestellt, unter sich verbunden, das Nützlichste und Brauchbarste gehörig hervorgehoben, ja hin und wieder sogar versucht worden, aus den vorhandenen zu einander passenden Materialien einen kleinen Bau aufzuführen. So, scheint es mir, verfährt doch der reine Empiriker nicht. Freilich ist auch bei diesen Versuchen die Natur stets zur Leiterin gewählt, nicht aus Vorliebe für irgend eine Meinung, Erklärungsart oder ein bestimmtes System, das zusammengefügt, was nun einmal nicht zusammenpasst, oder nun einmal vorhandene Thatsachen geleugnet oder mit Stillschweigen übergangen worden."

„Noch ein paar Worte muss ich über einen Vorwurf sagen, den man öfters meinem seligen Vater bei übriger Anerkennung seiner Verdienste gemacht hat. Manche praktische Aerzte behaupten nämlich, er sei von jeher ein zu eifriger Anhänger der Stoll'schen Lehren und des Gastricismus gewesen, und übertreibe deswegen die Anwendung der sogenannten auflösenden und ausleerenden Mittel. Ich hoffe durch das folgende und vorzüglich das Capitel über die gastrischen Fieber wird sich dieses widerlegen und deutlich daraus hervorgehen, wie sehr er den Gebrauch dieser Mittel einschränkt, wie wenig ihm die sogenannten gastrischen Zeichen sogleich eine

Indication zu ihrer Anwendung sind, und wie er auf den grossen Schaden aufmerksam macht, der zuweilen durch sie angerichtet werden kann. Wahr ist es indessen, dass selbst zu den Zeiten des allgemein verbreiteten Brownianismus, wo sich sogar manche der grössten und erfahrensten Aerzte von der Einfachheit und scheinbaren Consequenz dieses Systems blenden liessen und seine Anhänger wurden, mein Vater niemals seine auf Erfahrung gegründete Meinung änderte, seinen Kranken daher nach wie vor abführende und Brechmittel verordnete und diese seinen Schülern anpries. Dies möchte ihm aber in jetzigen Zeiten kein Arzt mehr zum Vorwurfe machen. Wenn übrigens allerdings einige Vorliebe für ausleerende Mittel bei ihm nicht zu verkennen ist, so muss man sich darüber nicht wundern. Er übte seine Kunst in Göttingen und in der umliegenden Gegend aus, wo, wie überhaupt in ganz Niedersachsen die herrschende Krankheitsconstitution, entschieden gastrisch ist, wo besonders gastrische Fieber epidemisch und endemisch herrschen, wo man daher manches Uebel mit ausleerenden Mitteln heilen kann und muss, welches an anderen Orten Blutausleerungen oder den reizend-stärkenden Heilplan erfordert. Die Mittel müssen ihm daher oft am Krankenbette den grössten Nutzen gebracht haben. Was ist aber wohl natürlicher und verzeihlicher als einige Vorliebe für solche erprobte alte Freunde."

Wer Göttingen aus eigener Anschauung kennt, wird wissen, dass noch heutzutage jeder Arzt, der dort glücklich die Praxis ausüben will, der ausleerenden Mittel auch nicht entbehren kann. Das dortige Wasser ist so hart, dass es nicht zur Speisung der Locomotiven als genügend sich erweist; bloss für die Locomotiven hat eine besondere Wasserleitung von Reinhausen angelegt werden müssen. Jeder Fremde, der längere Zeit in Göttingen lebt, wird von Verstopfung befallen, und die meisten älteren Leute sterben entweder bloss in Folge dieser oder aus derselben entstehender Krankheiten. Das harte Wasser hat einen solchen Einfluss auf die Complexion der Einwohner, dass man wohl nirgends weniger fette und wohlgenährte Einwohner antrifft. Die Greise schrumpfen oft excessiv zusammen, sehen aus wie lebende Mumien und erinnern an die im Bremer Rathskeller aufbewahrten. Die Hauptursache der seit Heine sprüchwörtlich gewordenen „Göttingerei" ist offenbar in dem Genuss des dortigen harten Wassers, das einen so nachtheiligen Einfluss auf den Organismus ausübt, zu suchen.

Richter wäre nicht ein so glücklicher und gesuchter Arzt gewesen, wenn er diese Beobachtungen, die unmöglich ihm entgehen konnten, sich nicht zu Nutzen gemacht hätte.

Durch seine treffliche Abhandlung über Systeme hatte er scharf und deutlich seine principielle Stellung den Systemen gegenüber präcisirt.

Durch die That bewies er dies. Am Stoll'schen System konnte

er nur die Lichtseiten desselben bewundern, während er gegen die Schattenseiten desselben nicht blind war.

Das Brown'sche System verwarf er mit der grössten Entschiedenheit und gehörte zu den wenigen Professoren, die von Anfang an dasselbe richtig auffassten und die Gefährlichkeit desselben am Krankenbette erkannten. Da er in literarische Kämpfe sich nie eingelassen hatte, weil er ihre Nutzlosigkeit einsah und eine zu conciliante Natur war, konnte er auch beim Auftauchen desselben sich nicht entschliessen, dasselbe zu bekämpfen und überliess es ruhig der alles rectificirenden Zeit. Erst als das Ansehen desselben auf die Neige ging, entschloss er sich zu einer energischen Offensive, welche, so zu sagen, dem Brown'schen System den Rest gab. Sein Angriff findet sich abgedruckt in der, 2 Jahre vor seinem Tode, in den „Commentationes societatis regiae scientiarum". Vol. I. veröffentlichten Abhandlung *„De usu purgantium in febribus nervosis"*. Diese Abhandlung wurde, abgekürzt, später in dem 2. Theile der *„medicinischen und chirurgischen Bemerkungen"* aufgenommen. So hatte er denn noch das Glück, am Abende seines Lebens, den Untergang des Systems zu erleben und „äusserte öfter seine Freude darüber, dass uns die Naturphilosophie aus den Klauen des Brownianismus gerettet habe." Freilich hiess dies nur, den Satan durch Beelzebub austreiben!

Nun noch einige Worte über die äussere Einrichtung des grossartig angelegten Werkes, das neben den Werken von Samuel Vogel und P. Frank noch heute in therapeutischer Beziehung mehr als einen bloss historischen Werth besitzt und sofort nach seinem Erscheinen mehrere Auflagen erlebte. Die ersten beiden Bände enthalten die Beschreibung der acuten Krankheiten; die 3—8 Bände die chron. Krankheiten. Sie gehören zu dem Besten, das überhaupt über diese geschrieben wurde. Göttingen gerade bot Richter Gelegenheit, hier Erfahrungen zu sammeln, die man an anderen Orten nicht so leicht sich verschaffen kann. Denn Göttingen zeigt die Eigenthümlichkeit, dass die Menschen, welche dem im Ganzen nicht gerade gesunden Klima nicht erliegen, wenn auch kränkelnd, doch meistens ein hohes Alter erreichen. Es ist daher der eigentliche Ort für das Studium der chronischen Krankheiten. Wäre der Universität der Geist der Initiative, wie zur Zeit ihrer Blüthe, erhalten, so hätte dort längst eine *„Klinik für chron. Krankheiten"* errichtet werden müssen.

Unter der Rubrik der chronischen Krankheiten sind folgende Kapitel von seinem Sohne bearbeitet: *das Nasenbluten, der Gebärmutterfluss, der weisse Fluss, die Bleichsucht, die Pollutionen und der Samenfluss, die Scropheln mit ihren Nachkrankheiten, die chronischen Hautausschläge, der Weichselzopf, die allgemeinen Bemerkungen über die Krampfkrankheiten, die Hypochondrie, die Krämpfe der Schwangeren und Gebärenden, die Kriebelkrankheit, der Keuchhusten, die Ohnmacht und der Scheintod.*

Die übrigen 4 Bände rühren nicht von Richter, sondern von seinem Sohne her.

Der 9. Band enthält das ganz vorzügliche Register, welches das Werk so geeignet zum Gebrauche der Praktiker macht und allen speciellen Pathologien und Therapien als Modell dienen sollte.

Das Literaturverzeichniss bringt nur diejenigen Schriften, auf die Richter besonders als auf die vorzüglichsten hinwies; es hat daher nicht bloss einen bibliographischen, sondern einen literarischen Werth. Denn die Geschichte kann nur im Allgemeinen bestätigen, dass das, was Richter empfehlungswürdig erschien, auch jetzt noch denselben Werth besitzt.

Die übrigen drei Supplementbände, vom Sohne verfasst, enthalten die Fortschritte und Bemühungen, welche die specielle Therapie seit der Veröffentlichung des ersten Bandes gemacht hatte.

Der letzte Band erschien im Jahre 1836, nach des Sohnes Tode von Hermann Stannius herausgegeben.

Wenn es ein Verdienst der *„naturwissenschaftlichen Schule"* ist, mehr als je ihre Vorgänger zur systematischen Ausbildung der Diagnostik beigetragen zu haben, so excelliren die Classiker vor Allem durch die grosse Sorgfalt, welche sie auf die Therapie der Krankheiten verwendeten.

Unter ihren Meistern glänzt Richter in erster Linie. In welch feiner, scharfsinniger Weise er die Blutentziehungen bei der Pleuritis verwendet, beweisen die von ihm hierbei gegebenen Cautelen.

„Das Aderlassen," sagt er, „ist immer das erste und Hauptmittel. Es wirkt nicht allein gegen den allgemein entzündlichen Zustand, sondern vermindert auch den örtlichen Reiz an der entzündeten Stelle und dadurch selbst den Krampf. Beim Aderlassen leiten zwei Symptome, die stechenden Schmerzen und der Puls. Man muss so lange Blut ausleeren, bis die Schmerzen sich gelegt haben, und der Aderschlag ziemlich natürlich ist. Vermehrte Indicationen zum Aderlassen sind: etwas gleichzeitiges peripneumonisches, eine Anlage zu Brustkrankheiten, jugendliches Alter, herrschende

Nord- und Ostwinde, und wenn unterdrückte Blutflüsse die Ursache sind. Wiederholung der Aderlässe erfordern zugleich und von Neuem eintretende heftige Schmerzen und voller harter Puls. So oft beide mit gleicher unter einander im Verhältniss stehender Heftigkeit wiederkehren, muss man immer wieder von Neuem die Ader öffnen und sollte dies 6—7 Mal der Fall sein.

Werden die Schmerzen immer wieder von Neuem heftig, aber nicht eben in dem Grade der Puls voll und hart, dann darf man nicht mehr allgemeine Aderlässe anstellen, dann passen aber die örtlichen, um die örtliche Vollblütigkeit zu heben. Werden aber die Stiche auch dann noch von Neuem heftig, ist aber der Puls schon sehr klein und schwach, und hat der Kranke schon viel Blut verloren, dann passen Antispasmodica, Campher und Opium. So kann man gewissermaassen praktisch bei jeder Pleuritis drei Stadien annehmen, das der allgemeinen, das der örtlichen Aderlässe und endlich das der antispasmodischen Mittel.

In gewöhnlichen Fällen macht man den Aderlass am Arme derjenigen Seite, auf welcher der Kranke die meisten Schmerzen empfindet; man lasse das Blut so lange fliessen, bis der Puls bedeutend herunter ist und die Schmerzen fast ganz weg sind.

Man bedenke aber auch, dass man leicht zu viel Blut ausleeren kann. Die eigentliche Entzündung als solche, nämlich den Krampf in den kleinsten Gefässen hebt der Aderlass nicht. In den meisten Fällen dauert die Entzündung noch fort, wenn auch der allgemeine entzündliche Zustand vollkommen gehoben ist. Wollte man hier noch immer fortfahren, Blut auszuleeren, so würde man dadurch die irritable Schwäche im Allgemeinen und im Organ, daher die Entzündung vermehren. Ferner benimmt man dem Körper durch zu starkes Aderlassen die Kraft, theils die allgemeinen, theils die örtlichen Krisen hervorzubringen. Diese örtlichen Krisen, unter denen man die Sputa versteht, kommen zwar niemals bei der reinen Pleuritis und nur dann vor, wenn sich etwas peripneumonisches damit verbindet, dieses ist aber in der Regel der Fall, und deshalb fehlen sie selten gänzlich. Es ist nun ein alter praktischer Satz, dass Blutausleerungen der Entstehung der Sputa hinderlich sind und selbst gekochte Sputa wieder in rohe verwandeln oder gänzlich unterdrücken können. Dieses ist indessen nicht so ganz richtig, daher es praktisch nützlich ist, hier fünf verschiedene Fälle zu unterscheiden.

1) Das Fieber ist heftig, ebenso die Entzündung, letztere hat etwas peripneumonisches, aber die Sputa fehlen noch. Hier sind Blutausleerungen nothwendig, zuträglich und führen die Sputa herbei.

2) Der Kranke hat gute gekochte Sputa, aber nur in den Remissionen des Fiebers, in den Exacerbationen wird die Entzündung wieder trocken. Auch hier hat man nicht vollkommen genug geschwächt, dann passen wohl Blutausleerungen, jedoch mit Behutsamkeit und eher die örtlichen. Darnach fängt dann der Kranke gemeinlich auch in den Remissionen an zu speien.

3) Der Kranke hat in den Remissionen und Exacerbationen gute gekochte Sputa, dann sind freilich Blutausleerungen schädlich, dann wird aber auch weder die Heftigkeit des Fiebers noch der Entzündung dazu einladen.

4) Der Kranke hat schon Sputa gehabt, allein auf einmal verschwinden sie wieder und zwar unter Vermehrung des Fiebers und zunehmenden örtlichen Schmerzen. Hier ist auch Blutausleeren das einzige Mittel, um sie wieder in den Gang zu bringen.

5) Der Kranke ist in einem so hohen Grade entkräftet, dass er nicht einmal genug Kraft zum Aushusten hat. Ein sehr übler Fall, wo Aderlassen freilich sehr schädlich und selbst tödtlich sein würde, wo man aber auch niemals die geringste Indication dazu haben wird."

Ebenso echt praktisch sind Richter's Rathschläge hinsichtlich der Blutentziehungen bei der Peripneumonie.

„Dieselben," sagt er, „passen auch hier bei einem wahrhaft entzündlichen Zustande, allein dieser ist hier eben in dem Grade schwer, als bei den anderen Entzündungen leicht zu erkennen. Am allerwenigsten darf man sich auf den Puls verlassen, dieser ist aus oben angeführten Ursachen gerade um so kleiner, je stärker die Peripneumonie ist, niemals wahrhaft entzündlich, voll und hart. Gewissermaassen ist daher hier ein kleiner schwacher Puls, verbunden mit Mangel an Kräften und Schwächen, wegen Mangel hinlänglichen Blutes in den Arterien, eine vermehrte Indication zu Blutausleerungen. Allein dieses hat auch wieder seine Grenzen. Der praktische Arzt habe folgende Punkte vor Augen:

1) Bei einer jeden Peripneumonie erkundige er sich nach der Art, wie diese entstanden ist, ob mit starkem und kurzem Frost, plötzlich unter Zufällen einer sehr vermehrten Reaction und Stärke und einem vielleicht anfangs sehr vollen und harten Puls oder vielleicht unter umgekehrten Erscheinungen. Dabei berücksichtige er auch die Gelegenheitsursachen, herrschende Witterungsconstitution und Lebensbeschaffenheit des Kranken.

2) Ist der Puls nun bei einer wahrhaft entzündlichen Peripneumonie noch nicht ganz klein, noch so ziemlich voll, so öffne er sogleich die Ader und lasse viel Blut weg, dieses kann nicht rasch genug geschehen. Man erschlafft dadurch die Gefässe in den Lungen, hebt den Krampf, stellt in ihnen die Circulation oft auf der Stelle wieder her, und nicht selten wird dann unter dem starken Blutverluste der Puls immer breiter und voller.

3) Der Puls ist schon sehr klein und schwach, und ist indessen noch in den ersten Tagen der Krankheit. Hier mache man folgenden Versuch. Man lege den Finger auf den Puls und lasse den Kranken ein paar Mal so stark als möglich Athem holen, und will oder kann er dieses nicht, so reize man ihn durch Husten, den man behutsam durch Essigdämpfe erregen kann. Hebt sich darnach der Puls, dann ist es ein Beweis, dass die Circulation noch nicht in einem bedeutenden Grade unterbrochen ist und dann öffne man sofort die Ader. Ist dieses aber nicht der Fall, bleibt der Puls klein, dann lasse man nur mit grosser Behutsamkeit Blut weg, lege dabei die Hand auf den Puls und lasse schnell wieder zubinden, so wie dieser, statt sich zu heben, noch mehr sinkt, das Blut sehr wässrig und dünn aussieht, und der Kranke wohl gar ohnmächtig werden will.

4) Man kommt erst spät nach dem zweiten oder dritten Tage zu dem Kranken, dieser ist im höchsten Grade schwach, hat kalte Extremitäten und einen höchst kleinen, kaum fühlbaren, selbst intermittirenden Puls. Dann gebe man das Blutausleeren ganz auf und beschränke sich darauf, die Lungen von der vielen phlogistischen Lymphe zu befreien."

Richter's Ansichten über das „gastrische Fieber" verdienen auch heute noch die Beachtung aller Praktiker.

Er definirt dasselbe als solches, dessen Materie oder Fieberstoff ganz vorzüglich im Darmkanal liegt und wo die Krisen ebenfalls durch diesen geschehen. Das Geschäft des Arztes ist hier, theils die schadhaften Stoffe nach dem Darmkanale hinzuleiten, theils sie aus diesem durch Brech- und Purgirmittel auszuleeren.

Der Name „Gallenfieber" ist einseitig, denn bei weitem nicht immer bestehen die schadhaften Stoffe aus Galle; feb. intestinalis ist auch nicht passend, weil nicht immer zu Anfang die schadhaften Stoffe in den Gedärmen sitzen, ebenso feb. mesenterica;

denn nur in sehr seltenen Fällen sitzen die schadhaften Stoffe im Gekröse; febr. remittens autumnalis bezieht sich auf die in der Regel sehr deutliche intermittirende Natur des Uebels und den Umstand, dass es am häufigsten im Herbste vorkommt. Die zweckmässigste Bezeichnung ist febr. gastrica simplex. Die Zustände im gastrischen Fieber sind so mannigfaltig, dass es unmöglich ist, dasselbe im Ganzen zu beschreiben. Am zweckmässigsten nimmt man vier Unterabtheilungen an.

A) Das Intestinalfieber. Die schadhaften Stoffe sind da in dem Magen und Darmkanal befindlich. Nach der Art, wie dort die schadhaften Stoffe in den Darmkanal gelangt sind, kann man hier vier Unterabtheilungen unterscheiden: 1) Sie sind unmittelbar von aussen durch den Mund hereingekommen, der Kranke hat mit Speisen und Getränken den Magen überladen; 2) die schadhaften Stoffe werden durch einen sogenannten Intestinalschweiss erzeugt. Die Ursachen einer solchen vermehrten Ab- und Aussonderung im Darmkanal sind sehr mannigfaltig; die hauptsächlichste Ursache ist indessen immer eine unterdrückte Hautausdünstung vermöge der genauen Analogie zwischen Haut und Darmkanal; 3) die Materie besteht aus einem mehr oder weniger zähen Schleim, der sich im Darmkanal auf irgend eine Art erzeugt hat; 4) die schadhaften Stoffe bestehen aus Galle. Nachdem R. nun die Symptome abgehandelt, plaidirt er für die Existenz dieser Krankheit und die sich darauf gründende antigastrische Methode. Es ist nicht zu leugnen, dass die gastrischen Erscheinungen im Fieber ausserordentlich häufig sind und ist dies ein Beweis, dass die Ab- und Aussonderungen bei jedem Fieber sehr leicht Veränderungen erleiden. Man würde aber den Namen gastrisches Fieber sehr missbrauchen, wenn man ein jedes so nennen wollte, bei dem einige gastrische Symptome sich einstellen. Man darf daher nur dann eine wahrhaft gastrische Fiebermodification annehmen, wenn jene Zeichen in einem besonders hohen Grade vorhanden sind, zugleich mit dem Fieber eintreten, wohl schon gar vor Ausbruch desselben da waren, es, wenn sie auch späterhin eintreten, wenigstens constant begleiten und alle übrigen Symptome mit ihnen zu- und abnehmen, man folglich daraus schliessen kann, dass sie zu ihnen in einem ursächlichen Verhältnisse stehen.

Man behauptet ferner, die deutlichsten schadhaften Stoffe in

den ersten Wegen, selbst wenn sie zu dem Fieber in einem ursächlichen Verhältnisse stehen, erfordern bei der Behandlung keine Rücksicht und am wenigsten die Anwendung ausleerender Mittel; die Natur schafft sie ohne Beihülfe der Kunst weg; der Arzt erzeugt oft sogar künstlich den gastrischen Zustand. Dieses ist zuweilen wahr, denn die Erfahrung lehrt, dass unter der Anwendung der Magen und Darmkanal stärkenden Mittel häufig die gastrischen Erscheinungen verschwinden und mit ihnen die übrigen Fiebersymptome. Ausleerende Mittel heilen jedoch unmittelbar und in der Regel schneller; nur zu oft ist jene Schwäche des Darmkanals alleinige Folge und keineswegs Ursache der schadhaften Stoffe; sie verliert sich, wenn man die schadhaften Stoffe wegnimmt, und dieses sind die Fälle, wo die ausleerenden Mittel stärken.

Bei der Diagnose des Intestinalfiebers müssen also folgende Punkte berücksichtigt werden.

1) Zuweilen waren offenbar schon vor dem Ausbruche des Fiebers schadhafte Stoffe in den Digestionsorganen angehäuft und hiermit verbindet sich ein Fieber, welches aber keineswegs durch jene schadhaften Stoffe, sondern durch eine ganz andere zufällige Ursache erzeugt wird.

2) Die schadhaften Stoffe im Darmkanal sind als die alleinige oder doch vorzüglich mitwirkende Ursache des Fiebers anzusehen.

3) Die verschiedenen schadhaften Stoffe, die theils das Fieber erzeugt haben, theils durch dasselbe erzeugt wurden, werden durch die verschiedenen Ab- und Aussonderungsorgane des Darmkanals gewissermaassen kritisch in diesen abgesetzt. Dann geht dem gastrischen Fieber ein venöses gastrisches Fieber vorher.

4) Mangel an gehöriger Reaction und Schwäche, die sich vorzugsweise im Darmkanal offenbart, sind die alleinige Ursache der gastrischen Erscheinungen. Hier bedarf es keiner ausleerenden Mittel.

B) Das Leberfieber (Feb. hepatica). Die hier dem Frost folgende Hitze ist in keinem andern gastrischen Fieber so stark. Die Zufälle der Leberkrankheit gehen oft den Anfällen des Fiebers vorher. Der Geschmack ist bitter. Die Wangen sind roth, aber die Röthe hat eine gelbliche Einfassung. Der Urin ist safranartig.

C) Das schwachgalligte Fieber (Feb. atra bilaria).

D) Das venöse gastrische Fieber (Feb. gastrica venosa

Für die Behandlung ist es von grosser Wichtigkeit, folgende Zustände zu unterscheiden. Die Unreinigkeiten sind schon im Darmkanale und von der Art, dass sie sogleich ausgeleert werden können (sordes mobiles aptae ad evacuandum). Bei nach oben turgescirenden, beweglichen Unreinlichkeiten sind in der Regel Brechmittel angezeigt, ebenso bei galligten Unreinlichkeiten, bei nach unten turgescirenden beweglichen Unreinlichkeiten Abführmittel. Oder die Unreinlichkeiten sind wohl schon im Darmkanal, aber noch nicht zum Ausleeren geschickt und zwar ist entweder zäher Schleim die Materie, der sich fest an die Wände des Magens und der Gedärme anhängt oder grosse Trockenheit ist der Ausleerung der Unreinlichkeiten hinderlich. Hier muss man die Unreinlichkeiten erst anfeuchten, ehe man sie ausleeren kann. Ohne Rücksicht gegebene abführende Mittel erregen hier starke wässerigte Durchfälle, die nichts schadhaftes ausleeren und enorm entkräften. Oder die Unreinlichkeiten sind noch gar nicht im Darmkanal, sie müssen erst durch Kunst oder Natur nach diesem hingeleitet werden. Eingehend bespricht R. dann für diese verschiedenen Fälle die einzuschlagende Therapie.

Die Modetheorie sucht die Aetiologie des Typhus bekanntlich im Grundwasser, und Pettenkofer vertritt für München, für Berlin Virchow diese Ansicht. Ohne uns in eine Untersuchung der Richtigkeit dieser Theorie für diese Städte einzulassen, müssen wir nach unserer Erfahrung an den von uns, in Bremen behandelten, Fällen dieselben verwerfen. Wir sahen die Entstehung des Typhus ganz ausserhalb des Zusammenhangs hiermit stehend und fanden Typhus nur bei solchen Leuten auftretend, die längere Zeit mit Fäcalwasser verunreinigtes Trinkwasser getrunken oder habituell an Verstopfung gelitten hätten. Damit wollen wir durchaus nicht gesagt haben, dass Typhus allein auf diese Weise entstehen könne, sondern geben zu, dass die Aetiologie desselben eine verschiedene sein mag.

In dieser Beziehung möchten auch heute noch die Ansichten Richter's über das Fleckfieber nicht ohne Bedeutung sein.

Seiner Ansicht nach ist der Hauptcharakter des Fleckfiebers gastrisch, die Hauptmittel, die dasselbe erfordert, sind Brech- und Purgirmittel. Als Genossen seiner Ansicht beruft er sich auf Strack (de morbo cum petechiis), Stoll (ratio medendi), Buch-

holtz (vom herrschenden Fleckfieber in Weimar), und Quarin (animadversiones). Das einfache Fleckfieber erfordert zur Cur nichts als Brech- und Purgirmittel. Bei dem fauligten, nervösen, inflammatorischen Fleckfieber sind Purgirmittel allein nicht hinreichend, aber auch die anderen Mittel, welche die Fiebermodification erfordert, können es für sich und ohne Ausleerungsmittel nicht. Die Modification, zu welcher das Fleckfieber am meisten geneigt ist, ist die fauligte. Gemeinlich ist der Zunder im Darmkanale, der die Hauptursache des Fleckfiebers ist, fauligter Art. Wenn dieser nicht bei Zeiten ausgeleert wird, steckt er die ganze Saftmasse an. Vor dem Gebrauche der China muss gewarnt werden. Die mehrsten Todesfälle, die R. beim Fleckfieber gesehen hat, erfolgten beim, und wie er überzeugt ist, vom Gebrauche der China. Erst beim Ausgange der Krankheit ist sie anzuwenden.

Die Purgirmittel müssen bei dem allgemeinen fauligten Charakter der Krankheit und der damit verbundenen Schwäche mit der grössten Vorsicht gegeben werden. Man kann Fleckenfieberkranke durch Purgirmittel ebenso leicht tödten als retten. Vorsichtig purgiren heisst: nie mehrere Stuhlgänge in einem Tage erregen; mehrentheils wird man sehen, dass die ersten zwei oder drei Stuhlgänge, wenn man mit hinreichendem Grunde purgirt, schadhaft, die folgenden wässerigt sind. Die ersten stärken, die zweiten schwächen. Am Ende der Krankheit wird Rhabarber gewählt, während der Heftigkeit Manna oder Tamarinden. Man darf nicht glauben, dass, wenn nach dem Gebrauche eines Purgirmittels der letzte Stuhlgang wässerig ist, nun durch den ganzen Verlauf der Krankheit Purgirmittel nicht weiter nöthig sind. Purgirmittel müssen zuweilen öfters wiederholt werden. Die dringendste Nothwendigkeit zum Purgiren zeigt der Meteorismus an.

Ist mit dem Fleckfieber ein einfacher nervöser Zustand ohne Fäulniss verbunden, so muss man neben den Ausleerungsmitteln auch incitirende Arzneien gebrauchen. Doch scheinen sie den Kranken nicht zu bekommen, wenn sie zugleich auf die Haut wirken und die Ausdünstung befördern. Am besten bekommt dann ein Glas Wein oder die Naphtha vitrioli.

Am Eingehendsten verbreitet sich R. über die Anwendung von Purgantien in Nervenfiebern in jenen, oben bereits erwähnten Abhandlungen. Dort nennt er den Brown'schen Grundsatz, jedes-

mal zu stärken, wo Schwäche vorhanden ist: „Exitiosa, quam recentiores quidam Medici condiderunt, me quidem judice lex“. Ebenso thöricht ist die Furcht gewisser Aerzte vor Purgirmitteln bei mit Schwäche verbundenen Fiebern. Man bedenkt nicht, dass, so wie es Mittel und Stoffe giebt, die eine falsche Stärke, das ist vermehrte Thätigkeit ohne Vermehrung der Kräfte erregen, es auch Stoffe giebt, die eine gegenseitige Wirkung haben, das ist, eine falsche Schwäche erregen. Wein und spanische Fliegen stärken den Kranken ebenso wenig als der Sporn das Pferd. Man bedenkt nicht, dass verminderte Thätigkeit sehr oft nicht vom Verlust an Kräften (wahre Schwäche), sondern bloss durch die Einwirkung eines schädlichen Stoffs erregt wird, und dass es in diesem Falle einzig und allein darauf ankommt, diese Materie wegzuschaffen. Der häufigste Sitz der den Nerven feindlichen Kräfte ist der Darmkanal. Die hier aufgehäuften Unreinlichkeiten erzeugen oftmals verschiedene Krankheiten mit hervorstechender Schwäche. Abführmittel, welche jene abtreiben, wirken als thatsächliche Roborantien. Oft hat er nach jeder Darmentleerung die Kräfte zunehmen sehen. In gewissen nervösen Krankheiten muss man zuerst Rücksicht auf den Unterleib nehmen. Die verschiedensten Nervenkrankheiten krampfhafter Art und schmerzhafter Natur hat er allein durch Purgantien geheilt. Man darf sich nicht darüber wundern, dass die Ursache dieser Krankheiten vorzüglich im Unterleibe zu suchen sei, weil er mit grosser Erregbarkeit versehen und mit den vorzüglichsten Theilen des menschlichen Körpers im Consens stehe. In allen diesen Fällen ist es eine falsche Methode, nur die Wirkungen der Krankheiten zu berücksichtigen und Beruhigungsmittel, Anodyna, Antispasmodica, Excitantien und sogenannte Nervina anzuwenden. Die Ursache muss man angreifen und diese wird durch Abführmittel gehoben. Roborantia und Excitantia passen in mit Schwäche verbundenen Krankheiten und in zwei Fällen, einmal, wenn wahre Schwäche, wirklicher Verlust an Kräften die Ursache des Fiebers ist oder im Falle der falschen Schwäche, wenn deren Ursache nicht gehoben werden kann. Hier müssen nothwendig die Kräfte der Natur angeregt werden, damit sie jene allmählich entfernen. Ja, selbst in Fällen der wahren Schwäche muss man nicht immer stärken, sondern bedarf oft der Abführmittel. Denn wenn eine Krankheit aus einer vorhergehenden, lange bestandenen

Schwäche entsteht, werden die chylopoetischen Eingeweide allmählich mit Cruditäten und Unreinlichkeiten der verschiedensten Art angefüllt, so dass Roborantien nichts nützen, wenn nicht vorher Abführmittel dieselben beseitigt haben. Man entgegnet gewöhnlich, dass dieselben öfters als Wirkung der Fieber, nicht als die Ursache beobachtet worden seien. Dies kann nicht geleugnet werden, ebenso wenig kann man aber leugnen, dass sie zugleich die Ursache des Fiebers werden. Wenn sie aber zugleich Ursache und Wirkung sind, so muss bei vorhandener Turgescenz immer ausgeleert werden. Es sind Reize, welche entweder ein Fieber erregen oder es vermehren, die Secretionen stören und anomal machen, neue sordes erzeugen, die vorhandenen vermehren. Dadurch verhindern sie die Wirkungen der Roborantien und Excitantien oder kehren sie um, so dass sie entweder gar keinen oder einen üblen Erfolg haben. Als sicherstes Zeichen eines erforderlichen purgans in nervösen Fiebern gilt es, wenn China und andere nervina nicht oder verkehrt wirken. Immer hat in solchen Fällen ein purgans vorzügliche Dienste gethan. Ausserdem erzeugen diese sordes, wenn sie allmählich einen hohen Grad der Schärfe erlangen, enorme und tödtliche Diarrhöen, Entzündung und Gangrän der Eingeweide — „Certe plurimi, qui febribus malignis nervosis moriuntur, gangraena intestinorum pereunt“ (Darmgeschwür). Mögen diese sordes daher die Ursache oder die Wirkungen des Fiebers sein, auf keinen Fall darf man es der Natur überlassen, sie auszutreiben; oft schafft sie dieselben nicht fort, oft nicht zeitig genug. Denn es ist nicht einerlei, ob sie am 4. oder 10. Tage ausgetrieben werden. Einige Aerzte bedienen sich des Opiums. Wie können aber hierbei spontane Entleerungen stattfinden? Andere lassen 6—10 Tage die Kranken ohne Stuhlgang. Die Aerzte schreckt die Furcht ab, Purgantien zu gebrauchen, um die Schwäche nicht zu vermehren. Aber Purgantien, welche die schädlichen Excremente wegschaffen, schwächen nicht, vielmehr nur solche, welche die Masse der Stühle vermindern und wässerige Stuhlgänge erregen.

Man muss daher vorsichtig abführen und die Mittelsalze wählen, welche nicht eine den Nerven feindliche Kraft haben; auch empfiehlt sich in solchen Fällen eine Chinaabkochung mit Rhabarbertinctur. In allen nervösen Fiebern sind nicht die Pur-

gantien anzurathen; in vielen schaden sie. Es giebt 3 Arten sogenannter nervöser Fieber. Die erste Art besteht ohne gastrische Sordidäten; sie verlangt allein roborantia und excitantia; Purgantien machen diese Art gefährlich; die zweite Art ist mit gastrischen Unreinlichkeiten verbunden; diese erfordert Roborantien und Excitantien, aber so oft es nöthig auch Purgantien. Die dritte Art ist das gastrische Fieber unter der Maske eines Nervenfiebers. Dies erheischt allein Purgantien und zwar die Salze.

Die Zunge allein zeigt nie Sordidäten an; wenn aber ausserdem Uebelkeit, Erbrechen vorhanden ist, Vollheit, Gespanntheit, Schwere in den Präcordien, wenn der Unterleib schmerzt, Kopfweh zugegen, namentlich in der Stirngegend, der Urin jumentös, Roborantien nichts helfen, dann darf man nicht zweifeln, dass der Darmkanal mit schädlichen Stoffen angefüllt.

Durch mehrere Krankengeschichten beweist Richter dann die Richtigkeit der von ihm hier ausgesprochenen Ansichten.

Sein therapeutisches Glaubensbekenntniss hat derselbe in folgenden Worten niedergelegt:

„Man hüte sich durch seine Verordnungen da nicht zu schaden, wo man nicht helfen kann, man verschreibe daher niemals ein Mittel ohne Indication. Fehlt es daran und der Kranke will doch ein Recept haben, so verordne man etwas Unschuldiges: Wasser mit Syrup, nach Hunter Brodpillen.“

Epidemiologie.

Vergeblich sucht man in den Lehrbüchern dieser Disciplin nach dem Namen von August Gottlieb Richter. Und dennoch machte er sich auch um diese Disciplin durch die Beschreibung einer Fleckfieberepidemie verdient, die wegen der Kürze und Präcision, mit der Verf. es verstand, die Hauptmomente zusammen zu fassen, selbst heute noch unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Praktikern, welche sich, um der Beschreibung ähnlicher Epidemien zu entgehen, stets mit dem Mangel an Zeit entschuldigen, könnte dieselbe als Paradigma dienen. Denn um das, was man genau beobachtet und klar aufgefasst hat, bedarf es nur sehr wenig Zeit, es zu Papier zu bringen. Diese Epidemie herrschte in dem, ca. eine Stunde von Göttingen entfernten, Dorfe Ellershausen. Richter beschreibt sie folgendermaassen:

„Wer die Schwierigkeiten, die sich einer ärztlichen Behandlung einer ganzen Dorfgemeinde entgegenstellen, kennt, wird gewiss eingestehen, dass die Behandlung, die ich anwendete, einen sehr glücklichen Erfolg hatte,

denn von fünfundsiebenzig Kranken starben nur fünf, und unter diesen nur einer, der durchaus keine Arznei, sogar bei anhaltender Leibesverstopfung nicht einmal ein Klystier nehmen wollte, einer, den ich bereits dem Tode nahe fand und ein Kind.

Bei dieser Epidemie, bei der ich von Seiten der Obrigkeit alle mögliche Unterstützung erhielt und bei der kein Einwohner des Dorfes verschont blieb, war der Schulze beinahe der einzige, der die Krankheit nicht bekam, und dennoch der Ansteckung am meisten ausgesetzt war. Er war von der Obrigkeit beordert, auf die Kranken zu achten, sie täglich zu besuchen und dafür zu sorgen, dass sie die verordnete Arznei gehörig nähmen und die vorgeschriebene Diät beobachteten. Da er bei diesem Geschäfte offenbar in grosser Gefahr war, angesteckt zu werden, bat er mich um ein Mittel, die Ansteckung zu verhindern. Ich verschrieb ihm das Elixir Vitrioli Mynsichti. Er fand dies Mittel so sehr nach seinem Geschmacke, dass er es täglich in einer sehr ansehnlichen Quantität nahm, und blieb wirklich von der Krankheit frei. Fast möchte ich aus diesem Falle schliessen, dass das Elixir vitrioli Mynsichti die Ansteckung verhütet."

„Die gewöhnlichen Vorboten, die mehrentheils vor der Krankheit hergingen, waren Mattigkeit, vorzüglich in den unteren Gliedmaassen, Rücken- und Lendenschmerzen, Kopfweh, Mangel an Appetit, Ekel gegen Speisen, galligtes Erbrechen, unruhiger Schlaf, Leibesverstopfung, oder seltener und harter Stuhlgang; bei einigen, vorzüglich Weibspersonen, eine rosenartige Anschwelluug des Gesichts."

„Den dritten oder vierten Tag erfolgten Frost und Hitze, eine belegte gelbe Zunge, Spannung, Angst in den Präcordien, Kopfschmerzen, vorzüglich in der Stirn, Nasenbluten, bei einigen der fluxus mensium, obgleich die Zeit nicht dazu da war."

„Den fünften oder sechsten Tag trockener Husten, vermehrte schmerzhafte Empfindung in den Präcordien, in der Lebergegend ein stechender Schmerz, ein brauner, dunkler Urin, der einem dicken Biere glich, mit einem kleienartigen Bodensatze."

„Die Flecken erschienen zwischen dem fünften und achten Tage, bei einigen gleich am ersten Tage der Krankheit. Gemeinlich verloren sie sich den zweiten oder den dritten Tag nach ihrer Erscheinung wieder; bei einigen blieben sie bis beinahe zu Ende der Krankheit. Nicht alle Kranken bekamen Flecken, und diese waren weniger krank. Niemals erfolgte nach der Eruption auch nur die geringste Erleichterung."

„So wie die Krankheit zunahm, wurden die Kranken schlafsüchtig. Es gab einige, die fast immer schliefen. Andere raseten. Die Zunge wurde braun, schwarz und voll Risse. Der Leib war immer verstopft. Erfolgte ja ein Stuhlgang, so war die Ausleerung äusserst stinkend und faul. Der Puls war sehr klein, schnell und ungleich, die Hitze dem Anfühlenden beissend und unerträglich, der Athem schwer und beklommen."

„Erreichte die Krankheit den höchsten Grad, so wurden die Extremitäten bleich und kalt, der Puls fing an zu intermittiren, die Flechsen sprangen, die Augen thränten, der Stuhlgang ging unwillkürlich ab."

„Bei einigen hatte die Krankheit einen langsameren Gang und war mit weniger heftigen Zufällen begleitet, jedoch auch nicht ohne Gefahr. Diese beklagten sich anfänglich über Angst und Brennen in den Präcordien, hatten Uebelkeiten, Neigung zum Brechen, einen Schmerz über den Augen. Den fünften Tag ohngefähr bekamen sie Petechien, die doch nicht über drei Tage standen, darauf folgten gelinde Delirien und ein Schmerz beim Urinlassen. Einige konnten den Urin nicht lassen. Der Urin war hellgelb und klar, ohne Bodensatz; der Bauch gespannt, hart, schmerzhaft, der Puls klein, schnell gespannt, der Stuhlgang schwer und selten."

„Fast alle Kranken verloren gegen den neunten Tag das Gehör mehr oder weniger, einige wurden ganz taub. Einige blieben es noch eine Zeit-

lang nach völlig überstandener Krankheit, bis zur völligen Erholung ihrer Kräfte. Einigen gingen todte Würmer ab.“

„Auch Kinder verschonte die Krankheit nicht. Diese beklagten sich vorzüglich über Kopfschmerzen und Uebelkeit. Bei ihnen waren die Flecken vorzüglich häufig. Alle hatten einen sehr aufgeschwollenen Bauch.“

„Die Veranlassung zu dieser Epidemie war wahrscheinlich folgende: Der Chausseebau blieb zu Ende des Herbstes nahe vor dem Dorfe stehen. Der Theil der Chaussee, der mitten durchs Dorf ging, war aufgerissen und wurde durch die feuchte Witterung in einen Morast verwandelt, der durch die starke Passage von schweren Frachtwagen nicht allein immer mehr und mehr vergrössert und vertieft, sondern auch stündlich aufgerührt und in Bewegung gesetzt wurde.“

„Auch äusserte sich die Seuche in den Häusern, die zunächst an der Chaussee lagen, zuerst und am stärksten und erstreckte sich von da allmählich durchs ganze Dorf. In den nahe gelegenen Dörfern war nichts von dieser Krankheit zu bemerken, wenn ich einige wenige einzelne Kranke ausnehme, die wahrscheinlich die Krankheit von Ellershausen geholt, indem sie daselbst ihre kranken Freunde und Verwandten besuchten.“

„Diejenigen, die gar keine Flecken bekamen, waren weniger krank als diejenigen, bei welchen ein Ausschlag erschien. Aber die Menge der Flecken zeigte nichts an. Diejenigen, die wenig Flecken hatten, waren eben so krank, als die, welche viel hatten. In geringerer Gefahr befanden sich diejenigen, die nicht irre redeten, die einen weniger schnellen und kleinen Puls hatten, die nicht hartnäckig verstopften Leib hatten, die keine Schmerzen im Bauche empfanden, die hellrothe, nicht dunkle Flecken hatten, und bei denen nicht Frost und Hitze öfters abwechselten.“

„In grösserer Gefahr befanden sich diejenigen, die gleich vom Anfange der Krankheit an irre redeten, die einen bleichen Urin liessen, die eine zitternde, schwarze, trockne, gespaltene Zunge hatten, die eine brennende, beissende Hitze, eine Strangurie, einen Schmerz im Hinterkopfe, ein Springen der Flechsen, ein Zittern der Hände hatten, denen todte Würmer abgingen; denen der Stuhlgang ohne Wissen und Willen abging, deren Puls klein, schnell, ungleich, intermittirend war.“

„Den nahen Tod verkündigten die Kälte der Extremitäten, das Knirschen mit den Zähnen, das unwillkürliche Thränen der Augen, mit kalten Schweissen.“

„Die vorzüglichsten Zufälle der Krankheit zeigten offenbar die Gegenwart eines fauligt-galligten Stoffs in den ersten Wegen an. Es kam meines Erachtens darauf an, diesen bei Zeiten auszuleeren und die Wirkung, die derselbe bereits auf die ganze Saftmasse gehabt hatte, zu tilgen.“

„Da die Empfindungen, die die Kranken in den Präcordien hatten, und die Uebelkeit und Neigung zum Brechen, ein Brechmittel anzuzeigen schienen, verordnete ich den Kranken, so wie sich die ersten Zufälle der Krankheit zeigten, ein Brechmittel, und zwar mit einem so ausnehmend guten Erfolge, dass von 70 Kranken, die in den ersten Tagen der Krankheit ein Brechmittel nahmen, auch nicht ein einziger starb.“

„Gemeinlich leerte das Brechmittel eine grosse Menge grüner Galle und Schleim aus. Viele wurden durch das einzige Brechmittel ganz vollkommen wieder hergestellt, so dass die Krankheit, deren unzweifelhaft erste Zufälle sie bereits hatten, ganz ausblieb. Wenn das Brechmittel die Krankheit nicht gänzlich hob, schaffte es doch immer eine grosse Erleichterung und gab der ganzen darauf folgenden Krankheit einen hohen Grad von Gelindigkeit.“

„Wenn im letzteren Falle nach dem Erbrechen nicht einige Stuhlgänge erfolgten, erhielten die Kranken mehrentheils ein gelindes Purgirmittel, gewöhnlich Tamarindenmolken.“

„Selten war in der Folge noch ein Brechmittel nöthig, aber die Purgirmittel mussten mehrentheils wiederholt werden. Das gewöhnliche Purgir-

mittel war Tamarindenmolken. Bei den meisten wirkte dies Mittel leicht und hinlänglich. Einige waren schwerer zu bewegen, diese erhielten Jalappe.“

„Nie verordnete ich ein Purgirmittel, wenn nicht Anzeigen da waren, die es erforderten, und immer leerte es dann äusserst schadhafte Materien mit grosser Erleichterung aus.“

„In der Zwischenzeit nahmen die Kranken den Brechweinstein in kleinen Dosen mit Salmiak, diejenigen, die sehr schwach waren, erhielten Spiritus Mindereri und Valeriana. Viele wurden blos durch diese Mittel völlig wieder hergestellt, nachdem sie das Purgirmittel ein paar Mal wiederholt hatten. Bei einigen musste es mehrere Male wiederholt werden. Statt der Purgirmittel hätte man wohl freilich manchmal Klystiere mit mehrerer Bequemlichkeit anwenden können, aber es war wohl nicht möglich, zur Anwendung dieses Mittels auf dem Dorfe eine Veranstaltung zu treffen; auch hatten die Kranken eine besondere Abneigung dawider.“

„Bei denen, wo eine allgemeine fauligte Ansteckung erschienen und dies geschah immer, wenn nicht bei Zeiten ausgeleert worden war, that die radix arnicae und das Elix acid. Halleri vortreffliche Dienste. Das letztere verordnete ich vorzüglich, wenn die Kranken geneigt waren, stark zu schwitzen.“

„Die China bekam selten eher, als bis die Krankheit geendigt war und es blos noch darauf ankam, die Kräfte wieder herzustellen. So lange noch immer auf Reinigung der ersten Wege gesehen werden musste, that sie offenbar Schaden.“

„Bei grosser Entkräftung gaben wir einige Gläser Rheinwein, die dem Kranken sehr gut bekamen. Schade nur, dass wir dies Mittel mit sparsamer Hand geben mussten. Auch legte ich in diesem Falle spanische Fliegenpflaster. Einigen brachten ihre Anverwandten, wie wir nachher erfuhren, heimlich ein Glas Branntwein zu, und ich kann nicht sagen, dass es ihnen übel bekam.“

„Nie liess ich mich aber durch Schwäche von dem Gebrauche eines gelinde ausleerenden Mittels abschrecken, sobald ich mich überzeugt hielt, dass es nöthig war. Immer bekamen nachher die stärkenden incitirenden Mittel desto besser.“

„Am Ende gab ich, wenn Leibesöffnung nöthig war, Rhabarber. Blieb am Ende ein Fieber mit Schwäche zurück, so thaten China, Baldrian und Camillenblumen gute Dienste.“

Am Schlusse giebt R. eine ausführliche Krankengeschichte einer Frau von 46 Jahren, die von diesem Fieber befallen wurde.

Pharmakologie.

Führte Richter auch keine neuen Arzneimittel dem bereits gebräuchlichen Arzneischatz hinzu, so muss ihm doch das Verdienst zugesprochen werden, mehre, bereits vorhandene, auf eine bis dahin noch nicht bekannte Weise, angewendet zu haben.

Zu diesen beiden gehören vorzüglich das Opium und die Brechmittel. Wenn auch die in seiner Abhandlung über die Ruhr ausgesprochene Ansicht, dieselbe sei meistens rheumatischer Natur und deshalb schweisstreibende Mittel und namentlich das Opium von ausserordentlicher Wirkung, anfangs vielen und bitterem Widerspruch erfuhr, so neigte sich doch später die Mehrzahl der Aerzte dieser Ansicht zu. Er lehrte den methodischen Gebrauch des tart. stib. in refracta dosi.

In einer höchst gediegenen Abhandlung hat uns Richter seine Ansichten über die Brechmittel zusammengestellt, die wir hier in Kürze wiedergeben wollen.

Die Brechmittel sind in den neueren Zeiten durch die Systeme beinahe ganz vom Krankenbette verdrängt worden; dennoch gehören sie zu den wirksamsten Mitteln. Es gab eine Zeit, wo man sie zuweilen missbrauchte. Aber wie leicht geschieht es, dass man einem Freunde, der sich bei so vielen Gelegenheiten unser Zutrauen erworben hat, zu viel traut. Der Schaden, den man damals dadurch anrichtete, dass man oft Brechmittel gab, wo sie nicht nöthig waren, ist bei weitem geringer, als der Schaden, den man seit einiger Zeit dadurch anrichtet, dass man oft Brechmittel nicht giebt, wo sie nöthig sind. Brechmittel schwächen! schrie man: ergo. Wie können sie aber schwächen, da man es zur Regel gemacht hat, bei jedem Zustande vermehrter Stärke und Thätigkeit, erst Ader zu lassen, ehe man ein Brechmittel giebt, da man Brechmittel im Falle der grössten Schwäche, bei Schlagflüssen, Lähmungen u. s. w. als incitirende Mittel empfiehlt? Durch Ausleerung kann ein Brechmittel nicht schwächen, wenn es mässig wirkt, wie es immer wirken muss.

Nur in zwei Fällen kann man sagen, dass ein Brechmittel wirklich schwächt, nämlich wenn es zu stark wirkt und wenn es durchschlägt und Durchfall erregt. Beides thut es aber selten ohne einen Fehler des Arztes.

Wer die Brechmittel nur als ausleerende Mittel betrachtet, kennt sie bei weitem nicht genug. Zwar auch als ausleerendes Mittel ist dasselbe einzig in seiner Art und kann durch kein anderes ausleerendes Mittel ersetzt werden. Es befreiet die Präcordien, diesen bei Krankheiten so wichtigen Theil des Körpers von reizenden schadhaften Stoffen.

Die vorzüglichste Wirkung der Brechmittel ist reizableitend und excitirend.

R. reichte einer im achten Monate schwangeren Frau, die von einem Blutabgang mit wehenartigen Schmerzen befallen war, ein Brechmittel; sie hatte viel Verdruss gehabt und klagte über einen sehr bitteren Geschmack bei reiner Zunge. Bald nach dem Emeticum stand die Blutung. Denselben Zustand hat R. mehrmals bei Blutspeien, Mutterblutflüssen, Hämorrhoiden und Nasen-

bluten gesehen. Er gab jedes Mal mit gutem Erfolge ein Brechmittel, da er die Blutung von Gallenreizen herleitete. Ueberhaupt verordnete er ein solches, wenn bei irgend einem Krankheitszustande ein sehr bitterer Geschmack bei reiner Zunge, eine Vollheit, Beängstigung in den Präcordien, ein gereizter Puls, ein safranfarbiger Urin und eine schmutzig-gelbe Farbe im Weissen des Auges vorhanden. Das zu schwere Erbrechen verhindert man, indem man dem Brechmittel etwas Citronensäure hinzusetzt.

Zuweilen scheint das Brechmittel einen krampfhaften Zustand als Gegenreiz zu haben; es wirkt hier sicherer und zuweilen kräftiger als der Mohnsaft. Es giebt wenige Fälle, wo man auf diese Art nicht ein Brechmittel ohne alle Rücksicht auf Nebenumstände geben könnte.

Einem blutspeienden jungen Mann gab R. alle Viertelstunden ein 1/4 Gran Ipecacuanha und der Auswurf, der sofort geringer, blieb den folgenden Tag zurück. Bei einer von einem sehr heftigen Nasenbluten befallenen Frau, bei der eine Menge innerer und äusserer Mittel vergebens angewandt waren, stand die Blutung wie bezaubert.

Auch bei Hirnerschütterungen leisteten R. die Brechmittel einige Male vortreffliche Dienste. Bei sinnlos daliegenden Personen kam nach gereichtem Brechweinstein, der Erbrechen erregte, die Besinnung sofort wieder. Hat man gegründete Ursache, Ader zu lassen, so thue man dies, ehe man das Brechmittel giebt. Die gerühmten kalten Bähungen erwiesen sich in den meisten Fällen als unzuverlässig. Ein Brechmittel darf man aber nur dann geben, wenn die Hirnerschütterung allein und nicht mit anderen Verletzungen, namentlich nicht mit einer Blutergiessung verbunden ist. Immer giebt R. den Brechweinstein, weil er stärker reizt als die Ipecacuanha.

Ebenso kräftig wirkt der Brechweinstein bei Schlagflüssen; wenn keine Anzeige zum Aderlassen da ist, giebt er sogleich ein Brechmittel. Wie wirksam dasselbe bei Lähmungen ist, braucht nicht erwähnt zu werden. R. meint, es wirke als incitirendes Mittel. Er pflegt daher ein Brechmittel ein spanisches Fliegenpflaster auf den Magen zu nennen.

Bei krampfhaften Zufällen des Darmkanals zeigt sich die Ipecacuanha in kleinen Dosen, alle Viertelstunden ein 1/4 Gran

oft sehr wirksam. Bei Miserere hält er sie für eines der ersten Mittel gegen diese fürchterliche Krankheit und wandte sie mehrere Male mit dem besten Erfolge an.

Ebenso vortreffliche Dienste thut sie in eingeklemmten Brüchen, sie vermehrt nicht allein das Erbrechen, sondern stillt es; auch bei heftigem Magenkrampfe leistet sie gute Dienste.

Selbst bei der Epilepsie wird sie mit Nutzen angewandt. Ein grosser Vorzug besteht noch darin, dass ihr Gebrauch in kleinen Dosen durch nichts gehindert, durch nichts eingeschränkt wird, da hingegen der Gebrauch des Mohnsaftes und anderer krampfstillenden Mittel mancherlei Rücksichten erfordert; bei Anfällen krampfhafter Engbrüstigkeit, wie beim Miller'schen Asthma sah R. ebenfalls gute Dienste.

Auch Reizungen im Circulationssysteme mindert der Brechweinstein, durch Ableitung des Reizes. R. hält ihn für das allgemeinste Fiebermittel.

Es giebt bei Fiebern zwei Hauptfälle, wo man nichts als Brechweinstein in kleinen Dosen geben sollte.

Es giebt Fieber, die gar keine Modification annehmen, die weder mit merklicher Vermehrung, noch Verminderung der Kräfte verbunden, weder fauligt, noch gastrisch sind. Der Arzt, der für die kühlende Methode eingenommen ist, giebt in Fällen dieser Art gelinde kühlende; ein anderer, der immer stärkt, gelinde incitirende Mittel. Und beide fehlen und schaden wohl. Dies ist ein Fall, wo man nichts als Brechweinstein in kleinen Dosen geben sollte. Er mindert die Fieberreizung, er mindert die krampfhaften Störungen in den Excretionsorganen und unterhält gelinde alle Absonderungen.

Der zweite Fall ist bei weitem der wichtigste. Mehrere Fieber sehen sich in ihrem ersten Anfange alle ähnlich. Nichts als allgemeine Fieberzufälle erscheinen. Das sind *Baglivi's* morbi fientes. Hier ist es eine wichtige Regel, nicht zu thätig zu sein. Der geringste Fehler kann hier tödtlich werden. Es giebt nur ein Mittel, das man hier mit Nutzen und Sicherheit giebt, und dies ist der Brechweinstein in kleinen Dosen.

Auf die einsaugenden Gefässe scheint er eine kräftige Wirkung auszuüben; er vertheilt ausgetretene, stockende, verdickte Säfte. Bei der Wassersucht befördert er die Wirkung der urin-

treibenden Mittel vortrefflich; man gebe ihn entweder mit den urintreibenden Mitteln in kleiner Dosis oder, wenn die urintreibenden Mittel nicht recht wirken wollen, in nur voller Dosis, dass er ein paarmal Erbrechen erregt. Die urintreibenden Mittel wirken nachher sehr stark.

Die ungetrübte Erfahrung setzt Richter weit über die chemische Analyse bei der Ausmittelung der Wirkung der Arzneien.

Da seine, wenn manchmal etwas an Pyrrhonismus streifende Abhandlung: *„Lässt sich aus der chemischen Zerlegung der Arzneimittel ein sicherer Schluss auf ihre Arzneikräfte machen“*, auch heute noch in mancher Beziehung Bedeutung hat und Zeugniss ablegt von dem kritischen Geist, der ihn beseelte, so lassen wir sie hier ganz folgen:

„Ich antworte Nein und behaupte dreierlei:

1) „Die Stoffe, die wir bei der chemischen Zerlegung eines Körpers erhalten, waren vorher nicht alle in dem Körper.“

2) „Die Stoffe, die wir durch die chemische Zerlegung eines Körpers erhalten, sind nach dieser Zerlegung von ganz anderer Art, als sie vor derselben im Körper waren und haben also vor der Zerlegung eine ganz andere Wirkung, als nach derselben.“

3) „Es sind in den Körpern viele Stoffe, die wir durch die chemische Zerlegung unseren Sinnen gar nicht bemerklich machen können, die wir also gar nicht kennen und von denen doch das Wesen und die Eigenschaften der Körper vorzüglich abhängen.“

„Mein kleiner Enkel stand bei mir und spielte, als ich Stahl und Stein ergriff und mir Feuer anschlug, um eine Pfeife Tabak anzuzünden.“

„Indem die Feuerfunken herausprangen, schrie der Kleine: ei, was ist das! Mache noch einmal. Ich schlug noch einmal. Das Feuer sprang wieder heraus. — Ei, zeige einmal. Ich gab ihm den Stahl; er besah ihn hinten und vorn. — Zeig' einmal das. Ich gab ihm den Stein. Auch den besah er sehr genau. In welchem steckt denn das Feuer? In keinem. — Es muss doch drinnen stecken, es springt ja heraus. — Ich fürchte, so raisonnirt mancher Chemiker.“

„Ich bin überzeugt, dass bei dem Processe der chemischen Zerlegung eines Körpers vieles durch das Feuer, die Luft und andere uns unbekannte Einwirkungen von aussen hinzu kommt oder verändert wird, und dass wir ganz andere Resultate erhalten würden, wenn wir von den chemischen Processen alle Einrichtungen von aussen entfernen könnten.“

„Das, was wir durch die chemische Zerlegung eines Körpers erhalten, sind nicht die elementarischen Urstoffe, woraus der Körper besteht, denn diese Stoffe kennen wir überhaupt gar nicht, sondern es sind neue Mischungen, die wir aus den Bestandtheilen des Körpers machen, indem wir durch den chemischen Process einige derselben vereinigen, andere absondern. Von diesen Mischungen können wir nicht sagen, dass sie vorher im Körper waren, wir haben sie erst gemacht.“

„Ich kann ebenso wenig sagen, im Salpeter ist Alkali und Säure, als ich sagen kann: im männlichen Blute ist männlicher Samen. Aber ich kann aus Salpeter Alkali und Säure und die Natur kann aus Blut Semen virile machen. Was hier der Hode thut, thut dort der chemische Process. So wenig ich also dem Blute eine Kraft zu schwängern zuschreiben kann, so

wenig kann ich vom Salpeter die Wirkung eines Alkali oder einer Säure erwarten."

„Aus Korn kann man Branntwein machen, aber es ist kein Branntwein drinnen. Sage ich, im Salpeter ist Alkali, so kann ich auch sagen, dass in einer Schaufel voll Erde Gold steckt. Die Stoffe dazu stecken wahrscheinlich darinnen, aber freilich den Process, sie in Gold zu vereinigen, versteht bloss die Natur."

„Das was wir durch den chemischen Process thun, thut im thierischen Körper die Natur durch Organe."

„Den Zuckerstoff im Falle eines Diabetes mellitus aus den Säften wegschaffen wollen, kommt mir ebenso vor, als alle Schärfe aus den Säften wegschaffen wollen im Falle eines phagadänischen, fressenden oder krebsartigen Geschwürs. Schaffe das Organ weg oder ändere dasselbe, es ist keine Schärfe, kein Zuckerstoff im Blute, ebenso wenig als männlicher Same im Blute ist."

„Es versteht sich, dass hier die Rede nicht von groben Mischungen und Entmischungen ist. Ohne Zweifel kann der Chemiker den Zinnober in Quecksilber und Schwefel zerlegen und aus Schwefel und Quecksilber wieder Zinnober machen, aber er kann meines Erachtens nicht mit mehrerem Rechte sagen, dass er eine chemische Analyse gemacht hat, als derjenige, der mir sagt, dass der Kuchen aus Butter, Rosinen und Mandelkernen besteht."

„Die Stoffe, die wir durch die chemische Zerlegung der Körper erhalten, waren zwar vorher im Körper, aber nicht so, wie sie nach der Zerlegung sind. Wie wenig man von den Stoffen, die man durch die Analysis chemica aus einem Körper scheidet, auf die Natur und Arzneikräfte eines Körpers schliessen kann, zeigt unter vielen andern das Exempel vom Salpeter. Er enthält, sagt man, Alkali und Acidum. Acidum stärkt, Alkali reizt, und was thut nun der Salpeter? Gerade das Gegentheil. Es ist das schwächendste Arzneimittel, das es giebt."

„Sagt man, dass in diesem Falle der eine der Bestandtheile den andern dergestalt ändert, dass er die ihm gewöhnliche Wirkung nicht mehr thut, so antworte ich: das kann bei hundert anderen Körpern der Fall gerade auch sein. Beim Salpeter kennen wir die Gegenwirkung, das Alkali und Acidum. Aber wie viele andere Stoffe können Gegenwirkungen gegen einander haben, wovon wir nichts wissen."

„Die Stoffe, die wir aus dem Körper heraus ziehen, waren vorher mit anderen Stoffen gemischt und waren also im Körper die Stoffe nicht, die sie jetzt nach geschehener Zerlegung und Absonderung sind. Das Alkali im Salpeter ist ja ganz etwas anderes als das Alkali, das du aus dem Salpeter geschieden hast."

„Man findet in Körpern Kohlenstoff und erwartet nun von dem Körper die Wirkung des Kohlenstoffs. Aber man bedenkt nicht, dass der Kohlenstoff im Körper durch einen kleinen Umstand in der Mischung der verschiedenen Bestandtheile des Körpers so verändert sein kann, dass es gar nicht mehr Kohlenstoff ist. Man kann aus dem Braunstein viel Lebensluft erhalten. Kann man nun von Braunstein dieselben Wirkungen erwarten, die die Lebensluft leistet?"

„Wir glauben mehrentheils, dass die Natur, wenn sie Substanzen erzeugt, bloss mischt und dass bei der natürlichen Erzeugung verschiedener Körper es bloss auf die Verschiedenheit der Stoffe und die verschiedene Proportion ankommt, in welcher sie gemischt werden."

„Wenn man aber die unendliche Mannigfaltigkeit von Körpern und Substanzen betrachtet; wenn man bedenkt, wie wenig Stoffe wir jetzt kennen; wenn man bedenkt, wie mancherlei Substanzen die Natur aus einerlei uns bemerklichen Stoffen bildet; wie sehr sie das Wesen einer Substanz ohne uns bemerkliche Stoffe bildet; wie sehr sie das Wesen einer Substanz ohne uns bemerkliche Beimischung neuer Stoffe gänzlich umändert, so ist man

wirklich gezwungen zu glauben, dass entweder die Natur bei Erzeugung der verschiedenen Körper noch Kunstgriffe anwendet, von welchen wir gar keine Begriffe haben; oder dass es noch eine Menge Stoffe giebt, die wir auch durch die genaueste chemische Analyse unseren Sinnen nicht bemerklich machen können; oder dass die Natur auch Grundstoffe in ihrem Wesen umändern kann. Kann sie aus Luft Wasser und aus Wasser Luft machen, so kann sie auch mehr."

„Es scheint wirklich dass die Natur, wenn sie das Wesen einer Substanz umändern will, nicht immer einer Zumischung neuer Stoffe oder Ausscheidung schon vorhandener nöthig hat; dass sie die Urstoffe selbst verändern kann; dass sie durch ein Kunststück, einen Process der geheimen Chemie, wovon wir keinen Begriff haben, aus denselben Stoffen, Körper von verschiedener Art machen kann. Die Natur sagt Lichtenberg kann alles aus allem machen."

„Welch' eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gewächsen, die in Geschmack, Geruch, Farbe, Wirkung äusserst verschieden sind, wachsen nahe bei einander in demselben Boden, in derselben Luft, ja im blossen Wasser! Und welch' eine unendliche Menge von Stoffen enthalten sie, wovon man in dem Wasser, in dem Boden, worin sie stehen, keine Spur entdeckt."

„Der Ochse frisst nichts als Gras; und aus diesem Grase bereitet die Natur Blut, Galle, Knochen, Flechsen, Fleisch u. s. w. und von allem diesen finden wir nichts im Grase."

„Wem ist nicht die sonderbare Wallrathfabrique der Natur auf Mont-Martre bekannt, wo sie ganze menschliche Leichname unter der Erde in Fett verwandelte. Merkwürdig ist es, dass am Gehirn diese Verwandlung niemals fehlte; und gerade hier lässt sich's am schwersten gedenken, dass die Natur durch den Hirnschädel neue Stoffe beigemischt oder vorhandene ausgedünstet hat."

„Wie sehr verändert die Gährung nicht das Wesen einer Substanz und dennoch geschieht es nicht ohne merkliche Zumischung oder Ausmischung."

„Findet man wohl im Ei dieselben Stoffe, die man in dem ganz neu ausgekommenen Huhne findet und dennoch entstand es bloss aus dem Ei."

„Und wenn sie je zuweilen durch Zumischung neuer Stoffe Substanzen ändert; wie wenig Stoff hat sie nöthig, um das ganze Wesen eines Körpers umzuändern. Ein Funken Feuer verwandelt eine grosse Masse Schiesspulver plötzlich in einen elastischen Dampf."

„So wie die Natur aus einerlei Stoffen einerlei machen kann, so kann sie auch aus vielerlei Stoffen einerlei machen. Man betrachte die unzählbare Mannigfaltigkeit von Speisen, welche Menschen und Thiere geniessen und aus allen diesen macht die Natur ein rothes Blut."

„Ich habe gesagt, dass bei Bildung der Körper die Natur sich wahrscheinlich vieler Stoffe bedient, die wir gar nicht kennen und durch die chemische Analyse nicht darstellen können. Wir können daher aus den Stoffen, die uns die chemische Analyse zeigt, das Wesen eines Körpers und folglich auch seine Arzneikräfte gar nicht kennen lernen."

„Der grösste Beweis davon ist, dass wir aus den Bestandtheilen, in die wir den Körper zerlegen, den Körper nie wieder zusammensetzen können. Ich denke, was wir nicht wieder zusammensetzen können, haben wir auch nicht vollkommen zerlegt. Wenn man die Bestandtheile eines Körpers alle kennt, muss man ihn doch wohl zusammensetzen können."

„Ich halte es für sehr möglich, dass man in zwei Körpern, die in ihren Wirkungen und anderen Eigenschaften sehr von einander verschieden sind, einerlei Stoffe und in derselben Proportion durch chemische Analyse findet; gerade das also nicht, was den Unterschied macht und das wichtigste ist."

„Man kann mir allenfalls wohl sagen, woraus Fleisch besteht, aber nicht, was das ist, was macht, dass jede Gattung Fleisch ihren eigenen Geschmack hat; nicht, was das ist, woran der Hund die Ausdünstung seines Herrn von Hunderttausenden unterscheidet."

„Mit einem Worte, wenn wir einen Körper chemisch zerlegt haben, können wir nicht sagen, daraus besteht er, sondern das kann man aus ihm machen.“

„Man würde gewiss durch die chemische Analyse ebenso wenig entdecken, dass der männliche Same befruchtet, als dass Ipecacuanha Erbrechen erregt.“

„Jedes Arzneimittel ist ein Specificum. So wie es sich durch sein äusseres Ansehen, seine Textur, Farbe, Geruch, Geschmack vor allen anderen unterscheidet, so auch durch seine Wirkung auf den menschlichen Körper. Kein Arzneimittel wirkt ganz genau wie das andere. Der weiss wenig von der Rhabarber, der bloss weiss, dass sie purgirt. Diese Eigenheit eines jeden Arzneimittels in seiner Wirkung auf den menschlichen Körper genau kennen, ist die höchste Stufe der praktischen Arzneiwissenschaft. Dahin gelangt man aber nicht durch die chemische Analyse, sondern einzig und allein durch die Erfahrung. Aber diese Erfahrung muss, wenn sie zuverlässig sein soll, rein und ungestört durch Vorurtheil sein. Wir können zwar die Sachen nicht modeln wie wir wollen, aber wir können uns Brillen schleifen, durch die wir so sehen, wie wir wollen. Und diese Brillen schleift das System. Um rein und sicher zu observiren, muss man ohne Vorurtheil sein; und ein System ist ein Vorurtheil. Die Zeiten, wo Systeme herrschten, waren von jeher die unfruchtbarsten für die praktische Medicin.“

Augenheilkunde.

Wenn man die hauptsächlichsten Verdienste Richter's um diese Disciplin darin gesetzt hat, dass er der erste in Deutschland war, welcher eine Schule für Augenheilkunde gründete, so gehört diese Auffassung einer gänzlichen Verkennung der wirklichen Sachlage und der wahren, individuellen Leistungen desselben an. Es heisst das nicht bloss die Geschichte fälschen, sondern geradezu die Verdienste Richter's auf eine niedere Stufe herabdrücken und ihn mit den Gründern der Schule in eine Kategorie stellen.

Richter war nicht bloss der erste chirurgische, sondern auch der erste ophthalmologische Classiker Deutschlands und ist letzteres bis auf diesen Augenblick geblieben. Wie wir bereits in den ersten beiden Bänden unseres Werkes gezeigt haben und durch die einzelnen Schilderungen exemplificirten, unterscheidet sich der Classiker von dem Gründer eines Systems oder einer Schule wesentlich dadurch, dass er wohl Schüler erzieht, aber keine Schule macht.

Damit ist weder gesagt, dass alle Schüler bloss Schüler sind, noch dass sie alle Meister werden.

Wer aber Schule macht, erzieht nur solche Schüler, die, wenn sie auch in einzelnen Puukten von ihrem Lehrer abweichen, im grossen Ganzen sich nur in den von ihrem Meister eingeschlagenen Gleisen halten.

Wer Schule macht, appellirt an die Majorität, cultivirt vorzugsweise einen Gedanken, den er zum Gebieter des Systems macht,

legt mehr Werth auf's Formelle als auf's Materielle, vernachlässigt die Geschichte und ihre Lehren, schwört dagegen auf die Tagesordnungen und Tagessatzungen, statt kritisch und skeptisch, ist er auch in seinen wissenschaftlichen Anschauungen dogmatisch und orthodox.

Wie ganz anders der Classiker, auf den sich die bekannten Worte Lessing's anwenden lassen, wie er sich mit einer einsam dastehenden Mühle vergleicht.

Dies möge a priori zur Genüge beweisen, dass Richter keine Schule gründete; indem wir uns in Folgendem bemühen, seine vorzüglichsten Leistungen auf diesem Gebiete zu schildern, wird dies die Richtigkeit unserer Ansicht bestätigen.

Mit wenigen Worten lassen sich Richter's Leistungen charakterisiren. Er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein internationaler Reformator der Augenheilkunde; er brachte die deutsche Augenheilkunde nicht bloss zur wissenschaftlichen und künstlerischen Blüthe, sondern bewirkte, dass sie, die bisher noch in den wissenschaftlichen Windeln gelegen, die Augenheilkunde aller übrigen Culturvölker überholte und von jetzt an die Führung übernahm, die sie bis auf diesen Augenblick behauptet.

Wenn die Gegenwart dies vergessen hat, so wurde Richter doch die Genugthuung zu Theil, dass zwei seiner bedeutendsten Nachfolger bereitwillig dies zugaben. Beer wie Scarpa haben in ihren Schriften die hervorragenden Verdienste Richter's um die Augenheilkunde uneingeschränkt anerkannt und hervorgehoben.

Ja, einer der bedeutendsten französischen Historiker, der geistreiche Pariset — es ist ja bekannt, wie eifersüchtig die Franzosen auf ihre wissenschaftlichen Leistungen sind — nennt Richter sogar den *„fondateur de l'ophthalmiatrie"*. Wir bescheiden uns, ihn ihren Reformator zu nennen.

Als solchem gelang es ihm, seine reformatorische Idee zu realisiren. Von allen Disciplinen der Medicin repräsentirt keine mehr als die Augenheilkunde den organischen Zusammenhang zwischen innerer Medicin und Chirurgie. Dies erkannte zuerst Richter und zugleich die ganze Tragweite dieser Thatsache. Die damalige Augenheilkunde hatte eben nicht diese einzige, zu ihrer Blüthe nothwendige, Stellung inne; denn sie befand sich entweder in den Händen der bloss empirischen Oculisten, denen meistens jede wis-

senschaftliche Befähigung abging und die sich nur durch gewisse technische Fertigkeiten auszeichneten oder bildete einen integrirenden Theil der Chirurgie. In diesem unnatürlichen Prokrustesbette konnte sie nicht gedeihen und namentlich konnte ihre Therapie keine rationelle werden, indem sie stets entweder zwischen heroischen operativen Eingriffen oder bloss äusserlichen Mitteln wie zwischen Scylla und Charybdis einherschwankte. Aeussere Mittel waren dazu auserwählt, in der Therapie immer das Principat auszuüben. Das Umgekehrte würde eingetreten sein, wenn die Augenheilkunde einen integrirenden Theil der inneren Medicin gebildet hätte.

Richter erkannte zuerst die unerquickliche und hemmende Stellung, welche die Augenheilkunde bislang eingenommen, er sah zuerst ein, dass sie ebenso sehr einen Theil der inneren Medicin als der Chirurgie bilden müsse. Wer das Auge bloss mit äusserlichen Mitteln behandeln will, erzielt ebensolche schlechte Resultate, als der, welcher bloss innere Mittel anwenden möchte. Um dieses juste milieu in's Leben zu rufen, machte er sie von beiden Mutterdisciplinen selbstständig, errichtete ihr eine eigene Klinik und führte besondere Vorlesungen über sie ein.

Das konnte natürlich nur ein Mann thun, welcher gleich gross als innerer Arzt, wie als Wundarzt war.

Man braucht sich nicht deshalb darüber zu wundern, dass die Reformation der Augenheilkunde sich in Deutschland vollziehen sollte, wo sie bisher mehr als in den übrigen Culturstaaten darnieder gelegen.

Frankreich wäre sicherlich die Palme zugefallen, wenn dort Männer von universeller, classischer und medicinischer Bildung sich ihrer angenommen hätten.

Dies war aber nicht der Fall, vielmehr ging sie dort aus den Händen der Oculisten direct in die der Chirurgen über. Das war ein Unglück, aber noch ein grösseres, dass die französischen Wundärzte dies als einen Segen für die Ophthalmologie betrachteten. Man höre Roux, wie er hierüber triumphirt.

Darin lag sicher abermals die Ursache, dass dort die Augenheilkunde in eine Zwangsjacke gesteckt wurde, die ihrer freien Entwickelung Fesseln anlegte. Denn die französischen Chirurgen der neueren Zeit, als deren Repräsentanten Dupuytren, Dubois, Boyer und Roux angesehen werden müssen, waren viel zu sehr

blosse Chirurgen und zu wenig innere Aerzte, um eine Reformation der Augenheilkunde herbeiführen zu können.

Dazu gehörte nicht nur ein Mann, der nicht bloss, wie schon hervorgehoben, gleich gross als innerer Arzt wie als Wundarzt dastand, sondern auch durch die Universalität seines Wissens und einen encyklopädisch-philosophischen Geist einen freien Ueberblick über das Ganze und dessen Verbindung mit dem Speciellen und Einzelnen sich verschafft hatte.

Ein solcher Mann war Richter. Er zeigte den Weg, den diese Disciplin für alle Zeiten wandeln muss, wenn sie nicht in die alte Oculistik zurückfallen will, er wies nach, dass sie diejenige Disciplin sei, die weder zur Domaine der inneren Medicin, noch der Chirurgie, sondern beiden gleichmässig gehöre, und ihre wissenschaftliche Entwickelung nur von solchen Männern ausgehen könne, die keine medici puri oder blosse Chirurgen seien, sondern Aerzte in der umfassendsten Bedeutung des Wortes.

Richter schlug daher bei der Reformation der Augenheilkunde den einzig richtigen Weg ein, indem er die Gesammtmedicin als Basis derselben hinstellte und einsah, dass er abermals einen Missgriff begehen würde, wenn er jene, wie es bisher geschehen, bloss auf die Chirurgie oder bloss auf die innere Medicin, oder bloss auf sie allein oder bloss auf die Hülfswissenschaften, Anatomie, Physiologie oder pathologische Anatomie begründen wollte.

Aber das genügte nicht; um reformatorisch auftreten zu können, musste er ein Kritiker sein, nicht nur ein negativer, sondern auch ein positiver.

Die Kritik ist daher denn auch der rothe Faden, der die einzelnen positiven Leistungen Richter's auf diesem Gebiete zum Gewebe verbindet und demselben den Ton und die Farbe verleiht.

Seine Therapie ist einfach, die Indicationen bestimmt und alle Momente berücksichtigend, die Constitution des Kranken, den etwaigen Grad der Entzündung, die Dauer derselben, den Zeitpunkt der Anwendung, die Cautelen bei dem Gebrauche der Mittel. Alles Schablonenhafte wird aufs Sorgfältigste von ihm vermieden.

Klarheit und Bestimmtheit charakterisiren alle seine Anordnungen. Die grösste Genauigkeit verwendet er auf die Aetiologie. Man kann sagen, dass er penible, ja fast pedantisch genau um die Erforschung der Ursachen sich bemüht.

In ätiologischer Hinsicht übertrifft daher seine Augenheilkunde, die ja nur einen Theil der „Anfangsgründe der Chirurgie“ bildet, die vieler modernen Lehrbücher.

Die jedesmaligen herrschenden Schulen reflectirten ihre Dogmen meistens selbstredend auch auf die Augenheilkunde.

Dies lässt sich durch alle Jahrhunderte verfolgen.

Der Aufschwung der Chemie durch Boerhaave und Stahl liess die Humoralpathologie wieder in den Vordergrund treten, und es bildete sich jetzt unter dem Einflusse der Boerhaavischen Schule die Lehre von den specifischen Schärfen aus.

So kam es denn auch zur Annahme von rheumatischen, gichtischen, scorbutischen u. s. w. Augenentzündungen.

Die heutige naturwissenschaftliche oder modern-orthodoxe Schule, welche sich meist auf pathologische Anatomie, das Mikroskop und Vivisectionen stützt, spottet freilich hierüber. Sie nennt dies „Spielen mit eingebildeten Krankheitsformen“, „künstlich geschaffene Symptomcomplexe“, „Therapeutische Velleitäten“ u. s. w.

Auch Richter huldigte jener Anschauungsweise und stand in dieser Beziehung unter dem Einflusse seines Jahrhunderts, obgleich er durchaus kein Humoralpatholog war. Er hatte dies Princip vielmehr deshalb adoptirt, weil er es als eine Hauptaufgabe betrachtete, die Aetiologie zu cultiviren. Und da hatte es sich ihm am Krankenbett als richtig herausgestellt, dass eine bei einem Arthritiker und bei einem allgemeinen Leiden auftretende Entzündung anders behandelt werden müsse, zumal sie auch durch andere Symptome sich charakterisire als eine traumatische. Uebrigens stellt er auch anatomische Diagnosen, aber er verlor sich hierbei nicht in haarsplitterndes Detail.

Wenn auch Richter die Ansicht hatte, dass in den meisten Fällen die Conjunctiva der Sitz der Entzündung sei und sie sich von hier weiter verbreite, so nahm er doch auch eine selbstständige Entzündung und Erkrankung der innern Häute an.

Diese Eintheilung entsprach vollständig dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft und muss daher nach diesem und von diesem aufgefasst werden.

Sie verdient keineswegs den Spott und die Verachtung der modern-orthodoxen Schule.

Wenn diese die Augenentzündungen bloss nach dem Sitze eintheilt, so stand Richter auf einem universelleren Standpunkte.

In dieser Beziehung sagt er:

„Man theilt die Augenentzündungen in verschiedene Gattungen ein und sieht bei dieser Eintheilung auf den verschiedenen Sitz, auf den verschiedenen Grad der Heftigkeit, auf die verschiedene Dauer, auf die verschiedenen äusseren Zufälle, vorzüglich aber auf die verschiedenen Ursachen der Entzündung. In Absicht des Sitzes der Entzündung ist überhaupt zu bemerken, dass kein Theil im Auge ist, der nicht entzündet werden kann."

Versuchen wir jetzt das Wichtigste der Leistungen Richter's auf diesem Gebiete zu präcisiren.

Dahin rechnen wir zunächst, dass er zuerst auf die, von den Meibom'schen Drüsen ausgehehende ophthalmia purulenta aufmerksam machte.

Gegenüber dem von Boerhaave zu allgemein empfohlenen Opium stellte er zuerst bestimmte therapeutische Indicationen auf:

„Der Mohnsaft ist gleichfalls eines der bewährtesten und kräftigsten Mittel gegen Augenentzündungen. Der Gebrauch dieses Mittels findet nur statt, wenn keine Anzeigen zum Aderlass und keine Unreinlichkeiten in den ersten Wegen da sind. Am besten giebt man ihn in Verbindung mit dem Quecksilber. Man kann z. B. den Kranken Morgens und Abends einen Bolus aus einem oder zwei Gran Kalomel und einem halben oder einem ganzen Gran Mohnsaft nehmen lassen. Ist das Auge schwach, unschmerzhaft, der Kranke bleich, so verbindet man ihn besser mit der Chinarinde. Ist das Auge sehr feucht, so verdient die Vereinigung des Quecksilbers mit dem Spiessglanze den Vorzug."

Die von Richter befolgten Grundsätze zur Bekämpfung der Augenentzündungen verdienen auch heute noch, trotzdem sie aus der Mode gekommen sind, eine ernste Berücksichtigung, da Alles, für das er bestimmt eintrat, bei ihm auf Wahrheit beruhte.

Bei der einfachen inflammatorischen Augenentzündung, sie sei sehr (chemosis) oder wenig heftig (taraxis) ist ihm der Aderlass, wenn sie mit einem vollen, harten und schnellen Puls verbunden ist, jederzeit das Hauptmittel. Dieser muss desto häufiger sein, je heftiger die Entzündung und je stärker, voller und härter der Puls ist und so oft wiederholt werden, bis der Puls weicher, kleiner und weniger geschwind ist. Ein starker Aderlass, so bald als möglich gemacht, nützt mehr als viele kleinere und spätere. Immer muss beim ersten Aderlasse das Blut so lange fliessen, bis eine merkliche Minderung der Härte, Stärke und Geschwindigkeit des Pulses erscheint. Die Heftigkeit der Entzündung giebt keine

ganz sichere Anzeige zur Quantität und Wiederholung des Aderlasses. Ein Aderlass am Fusse scheint bei Augenentzündungen wirksamer zu sein, als am Arme. Ist der Puls zugleich mit der Entzündung sehr heftig, so muss eine grosse Oeffnung in die Ader gemacht werden, damit das Blut schnell und in einem starken Strome ausfliesst: die Erfahrung zeigt, dass plötzliche Blutausleerungen stärker wirken, als langsame und allmähliche. Ist die Stärke des Pulses dergestalt gemässigt, dass man keine fernere Anzeige zum Aderlasse darin findet und dennoch die Entzündung noch immer sehr heftig, so sind örtliche Aderlässe von Nutzen. Kleine örtliche Aderlässe scheinen oft die Congestion in dem entzündeten Theil und die Entzündung selbst zu vermehren. Unter den verschiedenen örtlichen Aderlässen ist die Durchschneidung der Conjunctiva das allervorzüglichste. — Am besten schneidet man in beiden Augenwinkeln ein Stück von der Conjunctiva ab. Blosse Stiche oder Einschnitte mit einer Lanzette fruchten wenig. — Alle übrigen örtlichen Aderlässe, namentlich die Eröffnung der Schlafpulsader, der Kehlader, der Gefässe im innern Augenknorpel, Anlegung der Blutegel sind theils mit Schwierigkeiten verbunden, theils leisten sie auch das bei weitem nicht, was die Einschneidung der Conjunctiva leistet.

„Auch als ein äusserliches Mittel verdient der Mohnsaft bei Augenentzündungen empfohlen zu werden. Vorzüglich empfiehlt man den äusserlichen Gebrauch der Tinct. thebaica, wovon man täglich ein Mal zwei bis drei Tropfen ins Auge fallen lässt. Gemeinlich entsteht sogleich einiger Schmerz, der aber nur einige Minuten dauert und worauf sogleich eine merkliche Linderung erfolgt. Allenfalls kann man auch bei der ersten Anwendung das Mittel mit etwas Rosenwasser verdünnen. Sowohl bei frischen als alten Augenentzündungen, jedoch immer nur nach hinreichenden Ausleerungen, wenn dieselben nöthig waren, thut dies Mittel gute Dienste. Oft erfolgt die Besserung sehr schnell, oft langsam, zuweilen, jedoch selten, fruchtet es nichts. Schon aus den ersten Versuchen kann man schliessen, ob man etwas davon zu erwarten hat oder nicht. Scheint es dem Falle nicht angemessen zu sein, so muss man es aussetzen und entweder nach wiederholten Ausleerungen es zum zweiten Male oder ein anderes Mittel versuchen. Man hat übrigens dies Mittel bei mancherlei Augenentzündungen, bei Entzündungen nach den Masern, Blattern, nach Erkältungen, nach Operationen mit gleich gutem Erfolge gebraucht. Das Decoct von weissen Mohnköpfen thut oft, auf ähnliche Weise, gute Dienste, doch steht es der Tinctura thebaica weit nach."

Wenn Richter es sich auf's höchste angelegen sein liess, bewährte Mittel und Methoden allgemein bekannt zu machen und dadurch, dass er sie selbst anwendete, zu ihrer allgemeinen Einführung beitrug, so hielt er es andrerseits für seine Pflicht,

solche, namentlich wenn sie sich, um stärkere Zugkraft auf das Publikum auszuüben, in den Schleier des Geheimnissvollen hüllten, an den Pranger zu stellen und sie der Verachtung und Lächerlichkeit Preis zu geben.

Von allen Disciplinen der Medicin hatte keine so viel Mystisches an sich und erinnerte noch immer an den Purpurmantel als die Augenheilkunde. Der typische Repräsentant war der Ritter Taylor. Aber auch manche Repräsentanten der Wissenschaft konnten sich dem Einflusse ihres Jahrhunderts nicht entziehen. Zu ihnen gehörte Woolhouse, der für das, schon den alten Griechen bekannte, Verfahren Blepharoxysis ein Instrument erfunden hatte, das er mit dem Namen „Xystrum" belegt und geheim hielt. Durch seine Schüler, unter anderen durch Mauchart[1]) und Platner war dies Verfahren in die Oeffentlichkeit gedrungen, sie hatten allerdings Modificationen mit dem Instrumente vorgenommen; wie die meisten Schüler ja ihrem Lehrer folgen, so sprachen sich beide höchst günstig über diese Methode aus, ja ein anderer Schüler Duddel (Treatise on the diseases of the horny coat of the eye. London 1729) verstieg sich sogar zu der hochtrabenden und emphatischen Aeusserung: *„This operation is as necessary to oculists as bleeding to surgeons"*.

Die vernichtende Kritik Richter's über dies Verfahren bewirkte, dass es alsbald der Vergessenheit anheim fiel. Er kritisirt dasselbe folgendermaassen:

„Die Ophthalmoxysis ist eine alte verwerfliche Operation. Man verrichtete sie sonst mit einem gleichfalls höchst verwerflichen Instrumente, dem Woolhousischen Kornährenpinsel (siehe Plattneri Diss. de scarificatione oculorum, Lipsiae 1728, in dessen Oper. p. 68. Fig. H). Ist dieser Pinsel frisch und weich, so fassen die an den Kornähren befindlichen kleinen Haken beim Gebrauche nicht ein, geben nach und geben keine Blutung. Ist er hart und trocken, so brechen die Haken ab, bleiben im Auge und reizen dasselbe unter heftigen Schmerzen und mit einer grossen Vermehrung der Entzündung. Jedoch auch, wenn diese Operation mit dem Plattnerischen Instrument (siehe l. c. Fig. F) verrichtet wird, ist sie ganz verwerflich. Sie ist äusserst schmerzhaft, vermehrt, laut vielfältiger Erfahrung, die Entzündung äusserst und erregt nur eine ganz geringe Blutung, von der sich wenig Hülfe erwarten lässt. Die Absicht bei dieser Operation ist, die ganze äussere Ueberfläche des Augapfels und die innere Haut des Augenlides mit den oben angezeigten Werkzeugen blutig zu kratzen. Mehrentheils ist es wegen der starken Anschwellung der Augenlider unmöglich, diese Absicht zu erreichen. Da man nur die äussere Ueberfläche der Conjunctiva verwundet, leert man durch diese Operation das im Zellengewebe unter der Conjunctiva befindliche extravasirte Blut, welches den vorzüglichsten Antheil an der Geschwulst

1) Dissert. de ophthalmoxysi. Tübingen 1726.

hat, nicht aus, und da oft eine Eiterung der verwundeten Ueberflächen erfolgt, hat man immer eine Verwachsung der Augenlider mit dem Augapfel zu fürchten."

Hervorheben müssen wir namentlich die vorzügliche Darstellung, welche R. vom Hypopyon giebt. Man darf es ihm nicht verargen, dass er bei der Entstehung desselben nicht das Gewebe angiebt, von dem es seinen Ursprung nimmt, da selbst heutigen Tages die Ansichten der Autoren hierüber sich widersprechen. Denn während Einige es von entzündlichen Wucherungen des hinteren Cornealepithels ableiten, die Ansicht Arlt's, dass es von einer Entzündung der Iris abstamme, sehr vereinzelt dasteht, leiten Andere den Eiter aus den Gefässen der Ciliarfortsätze, Andere aus dem Eiterherde der Cornea, wieder Andere aus dem Circulus venosus Schlemmii ab.

R. giebt daher ganz allgemein als Ursache eine heftige Augenentzündung an, bemerkt aber zugleich und hierdurch unterscheidet er sich von den Neueren, dass es auch ohne vorhergehende Entzündung entstehen kann; er nennt dies das Hypopyon spurium und sagt, dass dieser Fall sowohl in Absicht seiner Entstehung als auch der Curmethode, die er erfordert, ganz verschieden ist:

„Es ist von dreifacher Art. Zuweilen erzeugt sich eine eiterartige Materie zu gewissen Zeiten im Auge und verschwindet zu gewissen Zeiten wieder: das periodische Eiterauge. Ein Mann von einer kakochymischen Leibesbeschaffenheit wurde die ersten zwei Wochen eines jeden Monats blind. Man bemerkte alsdann jederzeit in der vorderen Augenkammer eine gelbe Materie, die so dick und undurchsichtig war, dass man die Regenbogenhaut nicht unterscheiden konnte. Die Conjunctiva war jederzeit zugleich entzündet, aber ohne Schmerzen. Den vierzehnten Tag jedes Monats verschwanden alle diese Zufälle, und der Kranke erhielt das Gesicht wieder. Ein Mann war alle Morgen blind. Immer bemerkte man während dem Anfalle, dass die wässerigte Feuchtigkeit ganz trübe wurde. Auch empfand der Kranke jedesmal einen Schmerz unter den kurzen Rippen der rechten Seite. Der Anfall endigte sich jedesmal mit dem Abgange vieler Winde. Zuweilen ergiessen sich in die vordere oder hintere Augenkammer fremde Materien, die zwar nichts Eiterartiges oder Eiterähnliches haben, dennoch dieselbe Behandlung erfordern als das Eiterauge. Man könnte diesen Fall das metastatische Eiterauge nennen. Bei der Entzündung, die an einem gestopften Tripper entsteht, bemerkt man zuweilen eine tripperartige Materie in der vorderen Augenkammer. Man hat gesehen, dass sich bei Wöchnerinnen bei Gelegenheit eines Milchabsatzes Milch in die vordere Augenkammer ergossen hat. Man hat bei starken Quecksilbercuren Quecksilberkügelchen, bei starken Windgeschwülsten Luftblasen in der wässerigten Feuchtigkeit beobachtet. Ein Schlag auf's Auge, die Staaroperation mittelst der Nadel, eine heftige Anstrengung beim Erbrechen, Husten u. s. w. veranlasst zuweilen eine Blutergiessung in die vordere und hintere Augenkammer. Wenn alle diese Fälle in Absicht ihrer Ursache und der in der Augenkammer befindlichen Materie keine Aehnlichkeit mit dem wahren Eiterauge haben, so hat es wenigstens die Curmethode, die sie erfordern. Mehr Aehnlichkeit mit dem wahren Eiterauge hat die dritte Gattung

des unechten Eiterauges, welches von einem Abscess oder Geschwür in der Hornhaut entsteht, das die Hornhaut einwärts durchfrisst und einen Theil seiner eitrigen Feuchtigkeiten in die vordere Augenkammer ausleert."

In Bezug auf die Therapie verdient seine Bemerkung Beachtung, dass, obgleich die Methode der Zertheilung sich durch ihre Gelindigkeit zu empfehlen scheint, die Operation dennoch in den meisten Fällen den Vorzug verdiene.

Richter erkannte zuerst die richtige anatomische Natur des Staphyloms, die von den griechischen Aerzten Aëtius und Paulus bereits ziemlich genau festgestellt, später wieder verloren gegangen war, so dass sämmtliche Augenärzte des 18. Jahrhunderts eine falsche Ansicht von demselben hatten. Er bekämpft daher die Ansicht von St. Ives, der im Ganzen auch Mauchart, Günz, Janin und Andere huldigten, dass das Staphylom eine Hervordrängung und Verdünnung der erkrankten Hornhaut sei, veranlasst durch den Druck des Kammerwassers.

„Die gewöhnliche Meinung, dass dieses Staphylom zunächst bloss von einer widernatürlichen Erweiterung der vorderen Augenkammer und Ausdehnung der Hornhaut herrühre, ist, wo nicht immer, doch zuverlässig in den meisten Fällen ungegründet. Wenn man ein solches Staphylom spaltet, fliesst jederzeit sehr wenig Wasser aus der vorderen Augenkammer und wenn es ausgeflossen ist, senkt sich die Hornhaut wenig, ja gar nicht."

Dagegen definirt er das Staphylom folgendermaassen:

„Dringt die Geschwulst der Hornhaut einwärts, so vermindert, ja verschliesst sie ganz die vordere Augenkammer und berührt die Regenbogenhaut. — Drang die Anschwellung so stark einwärts, dass sie die Regenbogenhaut berührte, so bleibt zeitlebens eine widernatürliche Vereinigung der Hornhaut und Regenbogenhaut, die sich während der inflammatorischen Anschwellung und wechselseitigen Berührung dieser zwei Häute erzeugte."

Um die Therapie derselben erwarb er in zweierlei Beziehungen sich Verdienste; einmal, indem er sich auf's Energischste gegen die von den damaligen Augenärzten empfohlene Compression aussprach, die entweder mittelst eines besonderen Instrumentes oder nach der Woolhousischen Methode (Emboitement) ausgeführt wurde.

„Sie verursacht, sagt er, jederzeit, sogleich Schmerzen und Entzündung und bei fortgesetztem Gebrauche den gänzlichen Verlust des Auges; mehrerer Mängel und Fehler derselben nicht zu gedenken. Auch sieht man leicht, dass diese Curart sich bloss auf die Meinung von einer widernatürlichen Ausdehnung der Hornhaut gründet, welche die einzige Ursache des Staphyloms selten, ja nie ist."

Anderntheils empfiehlt er als eins der wirksamsten Mittel die Spiessglanzbutter:

„ein Mittel, das auch in den hoffnungslosen Fällen nicht selten unerwartete Wirkung leistet."

Seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, dass die Wenzel'sche

Methode der Iridektomie, statt der zuerst von Cheselden empfohlenen und von Janin modificirten Iridotomie sich rasch Bahn brach. Er nennt sie die neueste und vorzüglichste. In echt kritischer Weise entwickelt er die Gründe seiner Ansicht:

„Es ist unleugbar, dass die Wenzel'sche Methode in den allermeisten Fällen den Vorzug vor der Cheselden'schen und Janin'schen verdient; theils weil sie in sich leichter und einfacher ist, als diese; theils weil sie in weit mehreren Fällen den Absichten des Wundarztes Genüge thut; theils weil man überhaupt bei derselben eines glücklichen Erfolges weit mehr versichert ist, als bei den anderen zwei Methoden. Bei diesen wird die Regenbogenhaut bloss gespalten, bei der letzteren wird ein Stück von derselben ausgeschnitten, bei dieser bleibt also die gemachte Oeffnung weit gewisser offen, als bei den ersten. In allen Fällen, wo die Regenbogenhaut sich nicht in ihrer gewöhnlichen Spannung befindet, sondern erschlafft ist, z. B. in dem Falle, wo das Auge atrophisch, wo die Regenbogenhaut vom Rande der Hornhaut abgesondert, wo eine widernatürliche Oeffnung in derselben ist, kann man nicht erwarten, dass ein einfacher Schnitt durch die Regenbogenhaut sich erweitert und offen bleibt, kann man allein von der Wenzel'schen Methode, wobei ein Stück von der Regenbogenhaut abgeschnitten wird, einen glücklichen Erfolg erwarten. In allen Fällen, wo die Umschliessung der Pupille die Folge einer Entzündung ist, lässt sich vom einfachen Schnitte, er geschehe nach der Cheselden'schen oder nach der Janin'schen Methode, nichts erwarten, da in diesem Falle gemeiniglich die Regenbogenhaut an die Kapsel der Krystalllinse angeklebt und diese verdunkelt ist. Der Schnitt kann sich nicht ausdehnen, da die Regenbogenhaut an die Kapsel angeklebt ist, und durch den Schnitt kann kein Licht ins Auge fallen, weil die verdunkelte Kapsel hinter demselben befindlich ist. Weit mehr Hoffnung hat man in diesem Falle bei der Wenzel'schen Methode, wobei nicht allein ein Stück aus der Regenbogenhaut, sondern auch aus der verdunkelten Kapsel ausgeschnitten."

„In einigen wenigen Fällen scheint der einfache Schnitt den Vorzug vor der Wenzel'schen Methode zu verdienen. Der erste Fall ist, wenn die Pupille durch einen Vorfall der Regenbogenhaut oder der gläsernen Feuchtigkeit, oder durch irgend eine äussere Verletzung aus der Mitte gezogen, mehr am Rande der Hornhaut befindlich, und verengert, verschlossen oder auch offen ist. Immer ist es hier rathsam, eine künstliche Pupille in der Mitte der Regenbogenhaut zu machen, und wenn die natürliche noch offen ist, weil diese so nahe am Rande der Hornhaut ist, dass derselbe nur sehr unvollkommen durch dieselbe sehen kann und sich gemeiniglich vollends schliesst, sobald die Regenbogenhaut in der Mitte durchbohrt ist und folglich dem Gesichte nicht hinderlich ist. Der blosse, einfache längliche Schnitt nach der Cheselden'schen Methode verdient hier den Vorzug, theils weil die Regenbogenhaut widernatürlich gespannt ist und der Schnitt folglich gewiss offen bleibt, theils weil die herabgezogene natürliche Pupille gemeiniglich so nahe an der Hornhaut liegt, ja die Regenbogenhaut mehrentheils nahe an derselben an die Hornhaut angeklebt ist, so dass die Hälfte der Hornhaut, weder nach der Janin'schen, noch nach der Wenzel'schen Methode abgeschnitten werden kann. Dazu kommt, dass, da an dieser Verrückung der Pupille mehrentheils eine äussere Verletzung schuld ist, oft ein Theil der Hornhaut verdunkelt ist und man Gefahr laufen würde, den noch durchsichtigen Theil derselben zu verdunkeln, wenn man die Hälfte der Hornhaut ablösen wollte, um die Wenzel'sche oder Janin'sche Methode zu bewerkstelligen. Nur muss das Messer, womit man die Regenbogenhaut spaltet, nicht in die hintere, sondern in die vordere Augenkammer eingestochen werden. Ist die natürliche Pupille herunter oder heraufwärts gezogen, so ist es rathsam, den Schnitt durch die Regenbogenhaut in horizontaler Richtung zu machen; ist

sie aber zu der einen oder anderen Seite gezogen, so giebt man ihm am besten eine senkrechte Richtung."

„Es geschieht zuweilen im Falle eines Leukoms, dass eine grössere oder kleinere Stelle nahe am Rande der Hornhaut noch durchsichtig ist. Obgleich durch diese Stelle Licht ins Auge fällt, sieht dennoch der Kranke nichts, weil diese Stelle zu sehr von der Pupille entfernt ist. Aber man kann ihm das Gesicht verschaffen, wenn man die Regenbogenhaut nahe hinter der durchsichtigen Stelle der Hornhaut durchbohrt. Erfahrungen lehren, dass Kranke in diesem Falle sehr gut sehen. Aber man sieht leicht ein, dass weder die Janin'sche noch die Wenzel'sche Methode hier stattfindet; da es nicht rathsam, ja kaum möglich ist, dieselbe Hornhaut in diesem Falle abzusondern. Die Cheselden'sche Methode allein ist hier thunlich, nur muss das Messer nicht in die durchsichtige Stelle der Hornhaut, die bei dieser Gelegenheit leicht ihre Durchsichtigkeit verlieren könnte, sondern nahe an derselben angestochen werden. Da in diesem Falle die natürliche Pupille offen und die Regenbogenhaut nicht in widernatürlicher Spannung ist, hat man freilich einige Ursache zu fürchten, dass der Schnitt sich wieder schliesst. Und um dies zu verhüten, muss man suchen, den Schnitt so gross als möglich zu machen. Da die Hornhaut hier grossentheils verdunkelt ist, hat man nicht zu fürchten, dass, falls die künstliche Pupille zu gross wird, zu viel Licht ins Auge fällt und das Gesicht zerstört wird. Erfahrungen zeigen, dass grosse Schnitte in der Regenbogenhaut sich nicht wieder schliessen. Zudem durchschneidet man in diesem Falle die strahlichten Fibern der Regenbogenhaut in die Quere."

„Ueberhaupt wenn man keine Ursache hat, eine Verdunkelung hinter der Regenbogenhaut oder eine Anklebung dieser Haut an die Kapsel zu vermuthen, wenn die Regenbogenhaut sich in einer widernatürlichen Spannung befindet, mag der einfache, längliche Schnitt wohl mehrentheils hinreichend sein; zwar vorausgesetzt, dass er gross genug gemacht wird und dass man dafür sorgt, dass sich die Wunde der Hornhaut bald möglichst wieder schliesst, und die vordere und hintere Augenkammer von der wässerigen Feuchtigkeit ausgedehnt wird. Und in diesen Fällen scheint die Cheselden'sche Methode, die nur eine kleine Oeffnung in die Hornhaut macht und überhaupt leicht und einfach ist, der Janin'schen vorzuziehen zu sein, bei der jederzeit die Hälfte der Hornhaut abgeschnitten werden muss und die daher immer mit weit mehr Schwierigkeiten verbunden ist."

„Wenn man aber Ursache hat, zu vermuthen, dass die Kapsel und Linse hinter der Regenbogenhaut verdunkelt, oder an die Regenbogenhaut angeklebt ist, und dies ist gemeiniglich der Fall, wenn die Verengerung der Pupille durch eine Entzündung veranlasst wird, so ist der einfache Schnitt wohl selten hinreichend, er geschehe nach der Cheselden'schen oder nach der Janin'schen Methode, da die Regenbogenhaut an die Kapsel angeklebt und die Kapsel schwerlich abgesondert und ausgezogen werden kann, erweitert sich der Schnitt nicht und schliesst sich wahrscheinlich wieder. Die Wenzel'sche Methode, wodurch nicht allein ein Stück aus der Regenbogenhaut, sondern auch aus der verdunkelten Kapsel ausgeschnitten wird, ist in diesem Falle durchaus nothwendig. Oder man kann auch die Hälfte der Hornhaut absondern, die Regenbogenhaut kreuzweise durchschneiden und die Ecken des Schnitts mit der Scheere abschneiden. Es giebt Fälle wo diese Methode welche bereits (Guerin) mit sehr gutem Erfolge bewerkstelligt worden ist sogar den Vorzug vor der Wenzel'schen verdient."

„Findet man die Krystalllinse verdunkelt, so muss dieselbe sogleich durch die eben gemachte künstliche Pupille ausgezogen werden. Man hat die wirklich einigemal mit dem besten Erfolge gethan. Einige behaupten sogar dass die Krystalllinse immer, wenn sie nicht verdunkelt ist, ausgezogen werden müsse. Die Entfernung der Regenbogenhaut, sogar hier, von der Krystalllinse ist so geringe, dass die Spitze des Instrumentes, womit man d

Regenbogenhaut durchbohrt, wahrscheinlich immer die Krystalllinse und ihre Kapsel verletzt. Immer hat man daher nach dieser Operation eine Verdunkelung der Krystalllinse zu fürchten, immer ist es daher besser, die Linse sogleich nach derselben auszuziehen, als die Verdunkelung derselben zu erwarten und den Kranken in die Nothwendigkeit einer zweiten Operation zu setzen. Wenn man aus irgend einer Ursache die künstliche Pupille nicht genau an der Stelle der verschlossenen natürlichen macht, soll man sie jederzeit an der Seite derselben nach dem inneren Augenwinkel hinnehmen. Man versichert, dass jederzeit ein Schielen erfolgt, wenn man sie an die äussere Seite der natürlichen Pupille macht. Man muss sich hüten, dass die künstliche Pupille nicht zu gross, aber auch nicht zu klein ist; und kann man die Grösse derselben nicht immer genau abmessen, so ist es immer besser, sie ein wenig zu gross, als zu klein zu machen, weil die im ersten Falle entstehenden Unbequemlichkeiten sich leichter heben lassen, als die Folgen einer zu kleinen Oeffnung."

Auch heute, wo die stricte Anwendung der Mathematik auf die optischen Vorgänge so Vieles aufgeklärt hat, was damals ein Räthsel war, verdienen die Capitel über Doppelsehen und Halbsichtigkeit noch nachgelesen zu werden. War Richter die nächste Ursache des ersteren, die Lähmung der Augenmuskeln unbekannt, so verfuhr er um so genauer in der Eruirung der prädisponirenden Momente und veranlassenden Ursachen.

Hervorgehoben zu werden verdient, dass er die Methode der Depression nicht sequestrirte, sondern genau ihre Vortheile specificirte. Dieselben bestehen darin, dass, da beim Niederdrücken nicht so viele Theile verletzt würden, die Gefahr der Entzündung und des Nachstaars nicht gross sei, und die Operirten gewöhnlich ein schärferes Gesicht behalten als nach der Ausziehung. Die zweischneidige, von ihm benutzte, an der Spitze etwas ausgehöhlte, Nadel sticht R. eine Linie vom Rande der Hornhaut, etwas unter der Mitte dergestalt ein, dass der eine scharfe Rand vor, der andere rückwärts gerichtet ist. Dann stösst er die Nadel schief hinterwärts und so tief ein, dass ihre Spitze hinter der Krystalllinse, ein wenig jenseits des Mittelpunkts liegt. Sobald die Nadel tief genug eingestossen ist, hebt der Wundarzt die Spitze derselben auf und legt sie auf den oberen Rand der Krystalllinse dergestalt, dass die eine Fläche der Nadel aufwärts, die andere niederwärts gerichtet ist und auf der Krystalllinse liegt und nun drückt er die Staarlinse in der bereits angezeigten Richtung herunter und hinterwärts. Ferner müssen wir seine Beobachtungen hervorheben, die er über die, aus Verdunkelung der Morgagni'schen Feuchtigkeit entstehenden, Katarakte machte und seine Verdienste, die er sich um die Semiotik des weichen Staars erwarb.

Wenn es Daviel's Verdienst bleibt, die Katarakt-Extraction empfohlen und in Frankreich eingeführt zu haben, so muss man rühmend von Richter hervorheben, dass er unter allen gleichzeitigen Augenärzten am entschiedensten und energischsten für die neue Methode eintrat, für ihre Ausbreitung in Deutschland am meisten beitrug und von seinen zahlreichen Schülern hierin auf's Wärmste unterstützt wurde. Noch heute muss jeder Arzt die Schilderung Richter's über die „Cataracta" als das Muster einer klar stilistischen Leistung mit Bewunderung und Dankbarkeit lesen.

Hier dürfen wir nicht unterlassen, dass er bereits der Ausziehung der Staarlinse sammt der Kapsel auf's Wärmste das Wort redet. „Da die Verdunkelung der Kapsel nach der Operation der Ausziehung nicht selten und mehrentheils schwer zu heben ist, fragt sich's, ob man nicht am besten thäte, wenn man, um diese zweite Blindheit zu verhüten, bei der Operation jederzeit die Linse sammt der Kapsel auszöge. In der That ist es fast widersinnig, dass man die Kapsel zurücklässt. — Kann die Kapsel niedergedrückt werden, warum sollte sie nicht ebenso leicht ausgedrückt werden. Es ist zur Erreichung dieser Absicht weiter nichts nöthig, als die Eröffnung der Kapsel zu unterlassen und nach geschehener Eröffnung der Hornhaut sogleich durch einen behutsamen Druck die Linse und Kapsel allmählich auszudrücken. Zuweilen hängt die Kapsel, nachdem sie sammt der Linse bereits gänzlich aus der Oeffnung der Hornhaut hervorgetreten ist, noch ein wenig an der Haut der gläsernen Feuchtigkeit. Man sondert sie in diesem Falle mittelst des Daviel'schen Löffels behutsam ab und hütet sich, dass man nicht etwa die gläserne Feuchtigkeit hervorzieht."

Bekanntlich hat man in neuerer Zeit die Richter'sche Methode als eine neue Erfindung wieder in die Augenheilkunde eingeführt. Die sogenannte Pagenstecher'sche Methode unterscheidet sich von der Richter'schen nur durch ihre grössere Complicirtheit, indem sie mittelst des Gräfe'schen Schnitts mit Iridektomie vollzogen wird.

Die Priorität der Methode selbst gebührt Richter.

Auch wollen wir daran erinnern, dass Richter statt der bisher üblichen gläsernen künstlichen Augen die aus Email angefertigten empfahl.

So viel Forscher sich mit der Pathologie der Thränenfistel beschäftigt hatten, so sehr die Arbeiten Boerhaave's, Heister's, Morgagni's, Platner's und Anderer unsere Anerkennung verdienen, Keiner machte sich mehr um diesen Gegenstand verdient als Richter und seine hierauf bezüglichen Abhandlungen, von denen er die erste schon 1778 veröffentlichte, liefern den Beweis, mit welcher Gründlichkeit er das Thema sowohl theoretisch wie praktisch zum Gegenstand seines Studiums gewählt hatte.

Seine Verdienste in dieser Beziehung sind folgende: Er wies nach, dass nicht, wie bisher angenommen, die Verstopfung der Thränenwege immer, sondern nur ausnahmsweise die Ursache der fistula lacrymalis sei; viel öfter sei sie in Lähmung der Thränengänge und anderen Momenten zu suchen; blosse Compression und stärkende Mittel höben Atonie der Thränenwege. Wenn ein wirkliches Hohlgeschwür vorlag, öffnete Richter den Thränensack, brachte Mejean's Sonde in den Nasencanal, dann eine Schweinsborste und Darmsaiten, allmählich zu dickeren übergehend. Nach einigen Wochen erstrebte er die Heilung durch Einspritzung trocknender Mittel; bloss bei gänzlichem Verschlusse des Nasencanals und bei Caries des Thränenbeins durchbohrte er letzteres. Nur durch das Glüheisen könne verhütet werden, dass die Oeffnung in der Schneider'schen Haut sich wieder zusammenziehe.

Schliesslich resumirt er sein Urtheil folgendermaassen: *„Ich gebe daher Jedem den Rath, diese Operation nur zu unternehmen, wenn nicht irgend ein Zufall bei der Krankheit ist, der gefährlich oder höchst beschwerlich ist.“*

Auch die pathologische Anatomie des Auges wurde von Richter mit Erfolg bearbeitet. Wir wollen hier nur an seine schöne Arbeit über das Pterygium erinnern, in der er sich wieder gleich gross als negativer, weil er die bisher über dasselbe bestehenden Ansichten als irrthümlich hinstellte, wie als positiver Kritiker hervorthat, indem er die Krankheit aus einer entzündlichen Wucherung des Conjunctivalgewebes sich entwickeln liess. Hervorheben müssen wir endlich seinen Vorschlag, die Iridektomie gegen Hornhauttrübungen anzuwenden, der in kurzer Zeit sich allgemeine Geltung verschaffte.

Wundern muss man sich, dass Richter, der, man möchte sagen, einen so feinen Instinct für das Richtige und Wahre in der Arzneikunst hatte, die Brisseau'sche Ansicht über das Glaukom,

für die schon Heister sich entschieden ausgesprochen hatte, gänzlich ignorirte und dasselbe noch nicht vom schwarzen Staar zu trennen wusste. Wenn er aber dort den Ausspruch thut:

„Zuweilen scheinen die Zufälle eine widernatürliche Anhäufung der Feuchtigkeiten im Auge anzuzeigen. Die Kranken beklagen sich über eine Spannung im Augapfel, die ihnen zuweilen sehr lästig ist — der Augapfel fühlt sich hart an und scheint wirklich manchmal angeschwollen zu sein, so dass sich das Auge nahe dem Zustande einer Augenwassersucht nähert. — Es scheint beinahe, dass in diesem Falle die Blutgefässe der Retina und Choroidea in einem ebenso varicosen Zustande sind als die Gefässe der Conjunctiva und die Retina drücken."

so sieht man aus dieser Schilderung, dass die Symptome selbst ihm nicht entgangen waren. Nicht minder wichtig ist seine weiter unten gemachte Bemerkung, dass die Eröffnung der Hornhaut und Ausleerung der wässerigen Flüssigkeit von einigem Nutzen sein, wenigstens auf keinen Fall schaden dürfte.

Richter ist der erste, welcher die Lehre von der Accommodation der Augen fast richtig bearbeitete und sie als directe Ursache der Kurzsichtigkeit hinstellte. Mit Recht verdient er daher, fussend auf die schöne Arbeit des bremischen Arztes, Dr. Olbers, „*de mutationibus oculi internis*" als der Schöpfer der physiologischen Optik bezeichnet zu werden. Sehr treffend bemerkt er:

„Es ist kaum glaublich, dass das Auge Gegenstände in so verschiedener Entfernung in einem so hohen Grade deutlich sehen könnte, wenn nicht eine Veränderung in ihm vorginge, die es abwechselnd dazu geschickt machte; d. h. wenn es nicht anders beschaffen wäre, indem es entfernte, anders, indem es nahe Gegenstände sieht. Diese Veränderung sei, wie sie wolle, das Vermögen oder die Kraft, wodurch dieselbe im Auge hervorgebracht wird, wodurch das Auge in den Stand gesetzt wird, nahe und entfernte Gegenstände in einem hohen Grade deutlich zu sehen, kann auf eine dreifache Art fehlerhaft werden. Sie ist wirklich entweder geschwächt oder das Auge hat sie ganz und gar verloren oder das Auge hat bloss die Kraft, sich zu nahen Gegenständen zu accommodiren, nicht zu entfernten."

Er stellte ferner die Lehre von den Flecken und Funken vor den Augen, über die unter den Aerzten des 18. Jahrhunderts die abenteuerlichsten und mit den Gesetzen der Physiologie durchaus in Widerspruch stehenden Ansichten herrschten, zuerst auf eine anatomische und physiologische Basis. Nachdem er die Symptome in gewohnter, plastischer und anschaulicher Weise beschrieben, sagt er, dass alle diese Erscheinungen sich verschiedentlich verhalten. Der Kranke sieht sie immer oder nur zuweilen. Im letzten Falle treten sie vorzüglich auf, wenn er helle Gegenstände, z. B. eine weisse Wand, den Schnee, helle lichte Wolken ansieht. Betrachtet er dunklere Gegenstände oder befindet er sich an einem weniger

leuchteten Orte, so bemerkt er sie ganz und gar nicht. Gemeinigh sieht er sie nur bei entfernten Gegenständen, am deutlichsten wenn er aufwärts gen Himmel sieht. Sie sind beweglich oder unbeweglich. Die Erscheinungen erster Art schwimmen vor den Augen herum und befinden sich bald über, bald unter, bald zu Seiten der Sehaxe. Sie bewegen sich, auch wenn das Auge nicht bewegt wird. Ihre gewöhnlichste Bewegung ist von oben herabwärts. Die unbeweglichen folgen den Bewegungen des Auges und stehen still, wenn dieses still steht, bleiben aber bei den verschiedenen Bewegungen des Auges immer in derselben Stellung auf die Sehaxe. Es ist schwer, in jedem Falle die nächste Ursache dieser Erscheinungen zu bestimmen, indessen lässt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, dass jederzeit eine von folgenden drei Ursachen zum Grunde liegt. Ein Reiz, der auch auf den Augennerven wirkt und in demselben dieselben Empfindungen erregt, die sonst nur durch die Wirkung eines äusseren Gegenstandes auf denselben erregt werden: eine Schwäche oder gänzliche Lähmung irgend einer einzelnen Stelle der retina, welche die Lichtstrahlen nicht empfindet; und eine einzelne Verdunkelung in irgend einem durchsichtigen Theile des Auges, welche die Lichtstrahlen aufhält und einen umgrenzten Schatten auf die retina wirft. Verdunkelungen dieser Art können dergleichen Erscheinungen nur alsdann verursachen, wenn sie im hintersten Theile der gläsernen Feuchtigkeit befindlich sind. Erfahrungen und optische Gründe zeigen auf eine unwidersprechliche Art, dass Verdunkelungen in der Hornhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, der Krystalllinse und dem vorderen Theile der gläsernen Feuchtigkeit keinen umgrenzten Schatten auf die retina werfen, nicht einen einzelnen Theil des Gegenstandes unsichtbar machen, sondern, indem sie Lichtstrahlen von allen Theilen desselben aufhalten, das ganze Bild des Objectes schwächen. So schwer es auch oft ist, in jedem Falle zu bestimmen, welche von diesen drei Ursachen die Krankheit zunächst veranlasst, lässt sich dennoch Folgendes mit Wahrscheinlichkeit behaupten. Alle glänzende und gefärbte Erscheinungen rühren von einem Reize her, der auf den Augennerven wirkt; von Verdunkelungen in der gläsernen Feuchtigkeit und einzelnen Lähmungen in der retina können bloss schattige oder schwarze Gestalten entstehen. Alle Erscheinungen, die auch im

Dunkeln oder gar bei geschlossenen Augenlidern bemerkt werden, wie auch diejenigen, die ganz bei stillstehenden Augen sich hin und her bewegen, rühren von einem Fehler der Augennerven, nicht von Verdunkelungen in der gläsernen Feuchtigkeit her. Auch diejenigen, die unbeständig sind, zuweilen erscheinen, zuweilen wieder verschwinden, können nicht von Verdunkelungen herrühren. Netzförmige Gestalten entstehen vielleicht von Stockungen und Verdichtungen in den Gefässen der retina und der Haut der gläsernen Feuchtigkeit. Die halbdurchsichtigen Gestalten, die Blasen und dünnen Wolken lassen sich vielleicht von einer anfangenden Verdunkelung oder von der geschwächten Empfindung einer Stelle in der retina herleiten.

Verf. bespricht dann die Nebenzufälle, aus denen man oft die nähere Ursache des Augenfehlers erkennen kann, erörtert dann die entfernten Ursachen dieser Augenkrankheit, die er in 3 Classen theilt. Zu der ersten Classe kann man alle Reize rechnen, die unmittelbar oder mittelbar auf's Auge wirken. Der allerhäufigste Sitz dieser Reize ist in den Eingeweiden des Unterleibes. Die Ursachen der zweiten Classe schwächen und vermindern entweder die Empfindlichkeit des Auges zu gleicher Zeit oder sie vermehren sie. Im ersten Falle nähert sich der Zustand des Auges mehr oder weniger einer Fühllosigkeit oder Lähmung; im zweiten Falle befindet sich das Auge in einem hysterischen Zustande, in welchen auch geringe Reize, die sonst nicht auf's Auge wirken, unordentliche und widernatürliche Empfindungen in demselben erregen. Die Ursachen der dritten Classe scheinen durch eine widernatürliche Anfüllung der Blutgefässe und einen dadurch erregten Druck auf den Nerven oder die retina die Krankheit zu erzeugen. Ebenso eingehend und dabei streng logisch, was wohlthätig gegen die Art und Weise vieler modernen Lehrbücher absticht, bespricht dann Verf. die Curmethode.

Wie hieraus hervorgeht, anticipirte Richter bereits die späteren Entdeckungen Brewster's und ist seine ganze Abhandlung weit gründlicher und namentlich in therapeutischer Beziehung belehrender, als sie sich in einigen modernen Lehrbüchern der Augenheilkunde findet.

Den Glanzpunkt seines Buches von den Krankheiten der Augen bildet aber ohne Frage das Kapitel über den schwarzen Staar.

Auch heute noch, trotz der enormen Fortschritte, welche die Augenheilkunde seit dieser Zeit gemacht hat, sollte jeder Arzt diese Abhandlung lesen und studiren; zumal es Amblyopien und Amaurosen giebt, deren Grund nicht durch den Augenspiegel nachgewiesen werden kann. Die ganze Arbeit ist ein Kabinetstück im eigentlichen Sinne des Wortes und alles, so zu sagen, der Natur abgelauscht und nach der Natur gezeichnet. Man findet hier mancherlei Bemerkungen, die man vergebens anderswo sucht. Ich will bloss die eine hervorheben: „Nur ein Symptom giebt es, das von dem schwarzen Staar unzertrennlich ist: der Kranke nämlich schielt."

Sein Rath, bei jeder von selbst entstehenden Ophthalmie sorgfältig zu untersuchen, ob ein fremder Körper die Ursache derselben ist, da ihm verschiedene Fälle begegneten, wo alte hartnäckige Ophthalmien, die man bereits anfing für unheilbar zu halten, durch die Ausziehung eines bisher unentdeckten fremden Körpers innerhalb weniger Tage gehoben wurden, dürfte noch heute Beherzigung verdienen.

Die Operationsmanie bekämpft er auch in der Augenheilkunde auf das Entschiedenste.

Der Engländer Rowley hatte in seinem Lehrbuche „on the diseases of the Eyes" empfohlen, die Abscesse, welche ihren Sitz zwischen den Blättern der Hornhaut haben, zeitig zu eröffnen, ja, sogar gerathen, das ganze Stück der äusseren Lamelle, welches den Abscess bedeckt, auszuschneiden.

„Diese Operation," sagt R., „würde wohl gar oft mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, ja üble Folgen haben. Eine grosse undurchsichtige Narbe oder gar wohl ein Staphylom möchte wohl gemeiniglich erfolgen. Wir halten es nicht einmal für rathsam, solche Abscesse immer zu öffnen; denn sie verschwinden, vornehmlich wenn sie klein sind, gemeiniglich mit der Entzündung."

Hartnäckig vertheidigt R. seine Methode, nach der Ausziehung des grauen Staars, das Auge mit warmem Brei zu bedecken, Hellemann gegenüber, welcher kaltes Wasser und Branntwein zu gleichen Theilen auflegen lässt; er stützt sich auf seine Erfahrung, dass es Augen giebt, welche durchaus keine nasse Kälte vertragen, dass letztere die Ausdünstung hemmt und die Entzündung anderntheils sehr vermehrt wird, wenn die freie Ausdünstung desselben gehindert werde. Er habe oft gesehen, dass Schmerzen entstehen, wenn der auf's Auge gelegte Brei kalt wurde.

„Und, was soll eigentlich das kalte Wasser und der Branntwein thun? Zusammenziehen? Zurücktreiben? Es ist ja nichts ausgedehnt, nichts da, was zurückgetrieben werden muss. Denn die Rede ist hier von dem Zeitpunkt, wo noch keine Entzündung vorhanden ist. Aber Reiz, Spannung, vermehrte Oscillation ist da; und diese mildert der Brei."

Funfzehn Jahre später aber hatte er diese Ansicht aufgegeben, ist skeptischer geworden und that folgenden Ausspruch:

„Immer ist der Zustand des Auges nach der Operation von einer doppelten Beschaffenheit. Entweder der Kranke hat ganz und gar keine unangenehme Empfindung an demselben, und die Operation ist leicht und glücklich gewesen, oder er bemerkt allerhand Zufälle an demselben, die die Aufmerksamkeit des Wundarztes verdienen. Im ersten Falle ist offenbar keine Anzeige zu irgend einem äusserlichen Mittel vorhanden, ist es ohne Widerrede am besten, trocken zu verbinden. Im zweiten Falle sind freilich äussere Mittel nothwendig; aber diese müssen jederzeit dem besondern Zustande des Auges angemessen sein. — Keineswegs kann man also überhaupt erweichende oder geistige Mittel allgemein empfehlen."

Chirurgie.

Die Verdienste Richter's um die deutsche Chirurgie sind oben schon im Allgemeinen geschildert worden. Kurz lassen sie sich durch die wenigen Worte bezeichnen: er präcisirte theoretisch und praktisch die Principien der chirurgischen Classicität.

Bei keinem der chirurgischen Classiker tritt mehr als bei Richter hervor, dass das Heilen der eigentliche Zweck der Kunst ist, und dass Einer, um ein grosser chirurgischer Künstler zu werden, nicht zu viel Gewicht auf die Hülfswissenschaften legen dürfe, weil dadurch der Endzweck den Augen entrückt wird.

Auf's Klarste hat er sich ebenso wie über die schönen Wissenschaften, über die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Hülfsdisciplinen für den Chirurgen ausgelassen.

Nicht minder treffend sprach er sich über die Systeme aus. Und diesen gegenüber verdient es die höchste Anerkennung, dass in einer Zeit, wo fast alle medicinischen Kliniker Deutschlands sich dem Brown'schen Systeme in die Arme warfen, Richter fast der einzige war, welcher hartnäckig den hippokratischen Grundsätzen, sowohl in der innern Medicin als in der Chirurgie treu blieb.

In folgenden Worten hat sich Richter selbst charakterisirt; es spricht sich in ihnen sein ungeheuchelter Sinn für Wahrheit und der Drang, für dieselbe, Modesystemen gegenüber Zeugniss abzulegen, seine Verachtung des blossen Schulstaubes und seine, von Selbstüberhebung weit entfernte, ungeheuchelte Selbstachtung aus:

„Was ich sage, ist also nicht das Resultat weniger Erfahrungen, aber es ist so sehr gegen die jetzige Stimmung vieler Aerzte, die nichts als Schwäche sehen und fürchten, dass ich wohl fühle, dass ich laut sprechen muss, wenn ich will, dass man mich hört. Ich sage nichts, als was ich gesehen habe, was ich oft und mit Aufmerksamkeit gesehen habe und dagegen findet kein Widerspruch statt.“

Der Chirurgie ersparte er namentlich damit traurige Erfahrungen. Denn Brown und seine Apostel verlangten, dass nach jeder Operation, weil sie Schmerzen und Blutverlust verursache, gestärkt werden solle. Richter dagegen empfahl vor wie nach ein kühlendes Verhalten.

Und ferner:

„Ich bin mir bewusst, dass ich keinem Schriftsteller etwas nachspreche, der nicht mein ganzes Zutrauen verdient und dass Keiner mein Zutrauen hat, der nicht aus vielfältiger eigener Erfahrung spricht. Und spreche ich selbst, so spreche ich nach meiner besten Ueberzeugung und Einsicht, nie nach Parteilichkeit. Ich kann mich irren, so sorgfältig ich auch die Wahrheit gesucht habe; aber ich verspreche meinen Lesern, dass, wenn ich in der Folge merke, dass ich mich hier und da geirrt habe, ich der erste sein will, der es ihnen sagt.“

Ebenso sehr wie er die Schulsysteme perhorrescirte, ebenso sehr warnte er als erster chirurgischer Classiker vor dem übermässigen Operiren.

Die schlesischen Kriege und der siebenjährige Krieg hatten in Deutschland nicht weniger latente Kräfte von Chirurgen in's Leben erweckt, als das Jahr 1870.

Die Geschichte lehrt, dass lange Friedensjahre nicht im Stande sind, die Zahl der Operateure zu vermehren.

Umgekehrt erzeugen Kriege oft eine so bedenkliche Zahl von Operateuren, dass die Chirurgie selbst sich vor ihnen fürchten muss.

Dieser damals in Deutschland, nicht überall, aber stellenweise eingerissenen Operationsmanie warf Richter sich auf das Entschiedenste entgegen und glaubt dieselbe dadurch am besten zu verhüten, dass er es als eine Nothwendigkeit hinstellt, jeder Wundarzt müsse zugleich Arzt sein.

„Aber freilich,“ sagt er, „erfordert die vernünftige Behandlung eines eingeklemmten Bruchs weit mehr Scharfsinn und Kenntnisse, als die Operation, nicht allein chirurgische, sondern auch medicinische Kenntnisse. Zum abermaligen Beweise, dass Niemand ein wahrer Wundarzt sein kann, ohne zugleich Arzt zu sein.“

Und ferner:

„Der Fleiss unserer jungen Wundärzte ist jetzt weit mehr auf den Theil der Wundarzneikunst gerichtet, der durch Instrumente, als auf den, der durch

Arzneimittel heilt. Alle möglichen Instrumente auf den Finger herzählen können, jede Operationsart kennen, auch das Messer wohl selbst ergreifen können, heisst jetzt bei sehr vielen ein geschickter Wundarzt sein. Viele von unseren jungen Wundärzten bringen von ihren Reisen wenig mehr als eine genaue Kenntniss eines jeden Einfalls, der in einem Franzosenkopfe entstanden ist, mit. Und die genaue Kenntniss der Natur, des Ganges und der mancherlei Veränderungen der Krankheiten, der Theil der Chirurgie, den man Chirurgia medica nennt, wird vernachlässigt. Zwar bleibt es immer beim Wundarzte etwas sehr verdienstliches, wenn er die nöthigen Operationen mit gehöriger Entschlossenheit verrichtet, aber nicht weniger verdienstlich ist's, Operationen verhüten, Verletzungen ohne Operationen heilen; hierzu gehört Kopf, zu jenem Uebung der Hand. Wie wenig Kopf und Wissenschaft zu vielen chirurgischen Operationen gehört, beweist das Beispiel der umherziehenden Oculisten, Bruch- und Steinschneider, die selten mehr als mechanische Fertigkeit besitzen. Ein jeder Dummkopf kann trepaniren und amputiren, aber Kopfverletzungen beurtheilen, complicirte Beinbrüche ohne Amputation heilen, die Ursachen eines bösartigen, hartnäckigen Geschwürs entdecken und heben, kann nur der tiefsehende, denkende Wundarzt."

Und ferner:

„Weit leichter ist es, gelehrt zu plaudern, als die Sprache der Erfahrung zu reden. Zwar eine nackte Erfahrung zu machen und so zu erzählen, wie die Zeitungsschreiber eine politische Begebenheit, ist an sich nicht schwer, erfordert vornehmlich Augen zu sehen und Gelegenheit, sie zu gebrauchen; aber dergleichen einzelne Erfahrungen als Materialien zu nützen und in ein dauerhaftes Lehrgebäude zu vereinigen, das ist blos das Geschäft eines Mannes ohne Vorurtheil, von Scharfsinn, Erfahrung und Belesenheit, eines Mannes, der den ganzen Umfang seiner Kunstübersicht und die Natur nicht allein nach Büchern, sondern persönlich kennt. Wie der Handlanger vom Baumeister, so ist von diesem Manne der Erfahrungsmacher unterschieden."

Und endlich:

„Es ist nur zum Theil wahr, dass die Instrumente dem Wundarzte das sind, was dem Arzte die Arzneimittel sind. Auch der Wundarzt benutzt Arzneimittel, und die Wissenschaft, diese gehörig anzuwenden, erfordert weit mehr Scharfsinn, weit mehrere Kenntnisse, als die Kunst zu operiren. Genaue Kenntniss des Körpers, der Ursachen, der Natur und der Kräfte der Arzneimittel wird zu jenen erfordert. Bei dieser ist mehrentheils eine gewisse mechanische Fertigkeit und eine nicht tiefe Kenntniss der Krankheit und des Körpers zureichend. Die wichtigsten Operationen sind oft mit dem besten Erfolge von Unwissenden gemacht worden. Wir haben Steinschneider, Bruchschneider, Oculisten u. s. w., die wenig von der Krankheit wissen, die sie operiren, und ebenso wenig von dem Theil, auf welchen sie operiren. Der Theil der Wundarzneikunst also, der von Operationen handelt, ist bei weitem der minder wichtige, und dennoch der geschätzteste. Beinahe ist es jetzt so weit gekommen, dass unsere jungen Wundärzte bloss um Kenntnisse der chirurgischen Instrumente und der gangbaren Operationsmethoden sich bewerben und glauben, dass sie Wundärzte sind, wenn sie alle bisher erfundenen Instrumente und Operationsmethoden herzählen und allenfalls beurtheilen, vielleicht auch selbst operiren können. Ich habe selbst mit Erstaunen gesehen, wie sehr in den grössten Hospitälern der wichtigste Theil der Chirurgie, derjenige, der die Krankheiten ohne Instrumente heilen lehrt, vernachlässigt wird. Wenn diese Stimmung unter den Wundärzten lange fortdauert und zunimmt, ist wirklich zu fürchten, dass die echte Wundarzneikunst in grosse Abnahme geräth. Aber freilich kann Niemand ein echter Wundarzt sein, ohne zugleich Arzt zu sein, da hingegen ein blosser Operateur die medicinischen Kenntnisse leicht entbehren kann."

Richter bewährte aber seine Principien durch die That. Die Zahl der Instrumente war bei seinem Eintritt in die Praxis sehr gross, und die Chirurgie war weit davon entfernt, meistens „manu“ zu heilen.

Richter beschränkte die Anzahl der Instrumente.

Wie die innere Medicin an zu vielen Mitteln krankte und zu viel Gewicht auf das Bibliographische und Literarische legte, ein ähnliches Schauspiel zeigte die Chirurgie.

Denselben Standpunkt, den Richter der Oheim in der Medicin einnahm, repräsentirte der gelehrte Platner in der Chirurgie.

Richter führte die Chirurgie zur Einfachheit zurück; er erkannte, dass die Virtuosität des Chirurgs im richtigen Denken, Respectirung der Naturheilkraft und in seiner Hand, nicht in complicirten und zahlreichen Instrumenten, beruhe.

„Wer,“ sagt er, „das Verzeichniss der chirurgischen Instrumente, welches der H. D. Pallas an seine Chirurgie angehängt hat, ansieht und findet, dass sich ihre Anzahl auf 500 beläuft, wird leicht einsehen, dass zum wenigsten 400 davon unnütz und entbehrlich sind.“

Durch die von Richter mit Erfolg durchgeführte Vereinigung der Chirurgie mit der inneren Medicin verringerte er aber nicht bloss die Zahl der Instrumente, sondern auch die der Operationen. Viele Wundärzte hatten bis dahin die Chirurgie noch rein mechanisch aufgefasst. Richter zeigte durch die Vereinigung, dass dieselben Gesetze bei ihr, wie bei der innern Medicin walten, dass die Naturheilkraft hier dasselbe leiste. Wir wollen ferner nur daran erinnern, wie er die Grenzen der Trepanation beschränkte.

Obgleich er die Operationsmanie auf's Schärfste bekämpfte, gab er sich doch die grösste Mühe, seine Schüler zu guten Operateuren auszubilden.

Bei der grossen Frequenz der medicinischen Facultät hatte dies in Göttingen damals seine grosse Schwierigkeit, weil die Stadt und die Umgegend nur den dritten Theil der Einwohner besass als jetzt.

Freilich hatte die Munificenz der grossbritannischen Regierung dadurch die Universität vor vielen anderen begünstigt, als alle Selbstmörder im ganzen Churfürstenthum an die dortige Anatomie ausgeliefert werden mussten.

Epidemische und endemische Selbstmorde, wie heute, gab es aber nicht.

So kam es denn nicht selten vor, dass Richter aus Mangel an Leichen, die Amputationen an grossen Rüben zeigte.

Durchaus nicht erwiesen ist die Richter imputirte Vorliebe für die englische Chirurgie.

Hunter erkennt er an, wo er ihn anerkennen kann, ist aber durchaus nicht blind gegen dessen zu starke deductive Aspirationen; ja, er genirt sich sogar nicht, die falschen Ansichten seines Lehrers Pott ans Licht zu ziehen.

Gern hebt er das Gute der englischen Chirurgie hervor; ist aber ebenso unparteisch in der Beurtheilung der Schweden, Holländer und Italiener.

Schon eine ganz oberflächliche Lectüre genügt, um den Vorwurf moderner Pseudohistoriker zu entkräften, Richter habe bloss „die Fortschritte der französischen und englischen Chirurgie modern in sich aufgenommen".

Vielmehr bekämpft er die Auswüchse der Chirurgie, die Afterchirurgie aller Völker auf das Schärfste und Energischste.

Dies hindert ihn aber nicht, in aufrichtiger Candidität alles Gute bereitwillig anzuerkennen, wo er es findet.

Mit vollem Rechte — denn die Geschichte hat sein Urtheil bestätigt — erklärte er Desault für den ersten lebenden Chirurgen.

Dagegen ist er durchaus nicht blind gegen dessen Schwächen. Vom *„traité des Maladies chirurgicales"* par Chopart et Desault sagte er:

„Eine gewisse Art von Vollständigkeit kann man diesen Verf. nicht absprechen; sie handeln nämlich von allen auch den kleinsten Gebrechen besonders; von jedem aber kurz, oft unvollständig und ziemlich verworren. Sehr viel neuere Beobachtungen, vorzüglich ausländische, vermisst man. Und dagegen findet man viele veraltete und mit Recht schon vergessene Sachen noch immer als Wahrheiten angeführt. Einen grossen Fehler, den viele Schriftsteller haben, haben auch diese Verf., sie bestimmen oft einzelne Fälle, zeigen, was in jedem der Wundarzt zu thun hat, ohne jedoch die Diagnosis eines jeden Falles hinreichend zu erörtern."

Ebenso gerecht war er gegen die Leistungen seiner eigenen Landsleute und dachte keineswegs so niedrig von der deutschen Chirurgie des 18. Jahrhunderts, wie moderne Pseudohistoriker dieselbe jetzt darstellen.

„Der selige Platner," sagt er, „war einer der ersten Deutschen, welche die Wundarzneikunst, die bis dahin in Deutschland bloss ein unordentliches

Gemisch roher empirischer Kenntnisse war, in eine wissenschaftliche Form brachte, auf vernünftige Grundsätze reducirte und in ein System ordnete. Sein Handbuch erhält daher den allgemeinen Beifall, den es bis jetzt noch verdient."

Und von Schmucker sagt er:

„Wie viele deutsche Wundärzte können sich einer solchen Erfahrung rühmen, als Herr Schmucker, der die preussischen Armeen in elf Feldzügen begleitet hat und im letzten Kriege ihr erster Wundarzt gewesen ist. Schreibart und Inhalt empfiehlt diese Sammlung (Chirurgische Wahrnehmungen): man kann sie dreist dem Ausländer vorzeigen und an die Seite ihrer besten neueren Beobachter stellen."

So zahlreich die chirurgischen Schriften Richter's sind, so grossen Werth sie alle haben, sein Hauptwerk bleiben seine *„Anfangsgründe der Wundarzneikunst"*, das er aber nicht im Anfange seiner wundärztlichen Carriere schrieb, sondern als er die Blüthe des gereiften Alters erreicht hatte; im Gegensatz zu vielen modernen Chirurgen, welche kaum der Universität entronnen, dickleibige Bücher verfassen. Zu seiner Vollendung bedurfte er ganzer zwei und zwanzig Jahre.

Richter sagt selbst, dass er es nicht gewagt, sofort ein Lehrbuch zu schreiben, dass er erst in der *„Abhandlung von den Brüchen"* seine Kräfte habe prüfen wollen.

Schon diese Umstände beweisen, dass es sich hier nicht um eine ephemere Arbeit handelt, die nur so lange Gültigkeit hat, als bis der betreffende Autor noch Lehrer und Examinator ist.

Was Kant's *„Kritik der reinen Vernunft" für die Philosophen aller Zeiten ist und sein wird, das sind die „Anfangsgründe der Wundarzneikunst" nicht bloss für den Deutschen, sondern für jeden Chirurgen.*

Beide sind das Produkt des gereiften Alters.

Letztere in der That ein monumentales Denkmal deutschen Fleisses, deutscher Gründlichkeit, deutscher Gelehrsamkeit, deutscher Wahrheitsliebe, ein Lehrbuch, das, wie das von Heister, in wissenschaftlicher Beziehung, in künstlerischer Bedeutung das Modell aller spätern wurde oder sein sollte. Denn es gehört zu den wenigen Büchern, welche nie veralten. Wegen der in ihm niedergelegten echt wundärztlichen Principien und seines schönen Stils verdient es noch heute gelesen und studirt zu werden.

Was Richter in der Vorrede zu den Brüchen sagt, das ist ihm nicht bloss dort, sondern ebenso sehr in den *„Anfangsgründen der Wundarzneikunst"* gelungen.

Diese Worte lauten:

„Schon seit vielen Jahren ist der vornehmste Zweck meiner Beschäftigungen ein Buch gewesen, welches den ganzen Reichthum der Wundarzneikunst, in einer gedrungenen, aber verständigen und deutlichen Kürze enthält, ein Buch ohne allen gelehrten Putz, bloss brauchbar und allein dem praktischen Wundarzt bestimmt, ein Buch so einfach als die Natur. — Meine Absicht ist nicht gelehrt zu schreiben, denn ich schreibe nicht für Gelehrte, aber brauchbar, unterrichtend, deutlich wünsche ich zu sein, denn ich schreibe ganz allein für praktische Wundärzte. Gar sehr wünsche ich, dass kein Blatt in meinem Buche ist, auf welchem der praktische Wundarzt nicht etwas lernen kann, das beim Krankenbette zu brauchen ist.“

Sein ärztliches und wundärztliches Berufsbekenntniss, das er später in seinem Thun und Lassen am Krankenbette verwirklichte, hat er schon in den seiner Inauguraldissertation vorgedruckten Thesen niedergelegt.

Hier kann es in der That heissen: ex ungue leonem!

1) *Potiora sunt in sanandis morbis Naturae quam artis praesidia.*

2) *Id probant morbi, qui exspectatione sanantur.*

3) *Plus etiam probant morbi, qui ab agyrtis, hoc est, inter crebros certosque errores, sanantur.*

4) *Nec dissimulari illa Naturae praesidia in morbis possunt, ex quibus aegri inter audacia multorum medentum experimenta, hypothesi servientia, eluctantur.*

5) *His et illis nimium frequens est, meritis artis suae tribuere opus victricis Naturae, sub sinistra medicatione retardatum potius.*

6) *Duo sunt Naturae et artis praesidia, tutela virium coctionis, ea quotidie reparans a quibus functionum vigor pendet et tempestive insalubrium excretio.*

7) *Qui de hac postrema unice cogitant inter perpetuas venaesectiones, emetica cathartica similiaque turbant nimis praesidia coctionum, quibus eversis exhaustum corpus praemature succumbit.*

Wir wollen jetzt versuchen, die vorzüglichsten Leistungen Richter's auf dem Gebiete der Chirurgie im Detail zu präcisiren.

Es giebt fast kein Gebiet der Chirurgie, auf dem R., wenn auch nicht Neues schaffend, doch reformirend wirkte und durch seinen kritischen Sinn bleibende Verbesserungen einführte.

R. gab eine zweckmässige Methode zur Operation der Fleischpolypen der Nase an, durch die von ihm, statt der bisherigen, erfundene Polypenzange.

Er motivirt seine Methode folgendermaassen:

„Diese Zange (die gewöhnliche) ist indessen nicht in allen Fällen brauch-

ır und bequem. Der vordere Theil des Polypen, der im Nasenloche liegt id dasselbe gewaltsam ausdehnt und ganz verschliesst, ist zuweilen ganz irt und treibt, indem die Zange eingebracht wird, die zwei Löffel derselben, vischen welchen er liegt, dergestalt auseinander, dass die Zange nicht tief ngebracht und der Polyp hoch genug gefasst werden kann. Ist sie ein- ebracht, so hindert er sie zu schliessen. Die von ihm empfohlene und ab- ebildete Zange kann im Gewinde auseinander genommen und wieder zu- ammengefügt werden, ihre Aeste entfernen sich hinter dem Gewinde von inander und berühren sich wieder am Ende. Nachdem sie auseinander ge- ommen ist, bringt man jeden Löffel besonders ein und vereinigt sie alsdann ieder im Gewinde. Der vordere harte Theil des Polypen liegt in dem Zwischenraume und hindert den Wundarzt nicht, die Zange zu schliessen. Obgleich die Unterbindung von einigen Neueren empfohlen wird, ist sie doch mit so vielen Schwierigkeiten verbunden, dass die Ausreissung in den meisten Fällen den Vorzug verdient. Ist der Polyp so gross, dass er die Nasenhöhle gänzlich anfüllt, so ist es gemeinlich unmöglich, die Schlinge tief genug einzubringen. Die Wurzel des Polypen zu unterbinden, ist, vermöge der Gestalt des Polypen beinahe immer unmöglich, denn gemeinlich breitet sich der Polyp in der Nase vorwärts und hinterwärts aus, so dass man die Schlinge um den hintern Theil des Polypen bringen müsste, um sie an die Wurzel zu legen. Gemeinlich fasst also die Schlinge nur den vorderen Theil des Polypen, die Wurzel und der hintere Theil werden nicht unterbunden."

Auf's Eingehendste schildert H. dann die weiteren Nachtheile, welche bei der Methode der Unterbindung sich ereignen oder auftreten können. Mit Recht seien die Aetzmittel ausser Gebrauch gekommen, denn, so wie man es anwendete, konnte es nichts nützen. Demohngeachtet giebt es einen Fall, wo das Aetzmittel das einzige Mittel ist, von dem man Hülfe erwarten kann. Es giebt Nasenpolypen, welche leicht und sehr stark bluten. — In diesem Falle ist die Ausreissung ein sehr missliches Mittel. — Zu gleicher Zeit ist der Polyp zuweilen so gross und die Nase durch denselben so stark angefüllt und ausgedehnt, dass es unmöglich ist, eine Unterbindung anzulegen. Und dies ist nun der Fall, wo von dem Aetzmittel allein Hülfe zu erwarten ist. Man kann sich noch einen andern Fall dieser Art denken, denjenigen nämlich, wo der Polyp zum Theil flechsigt ist und folglich weder ausgerissen noch unterbunden werden kann. Die Absicht des Wundarztes bei dem Gebrauche des Aetzmittels in diesem Falle muss nun aber nicht sein, den Polypen dadurch nach und nach zu verzehren, sondern ihn ganz in Entzündung zu versetzen und eine Eiterung zu erregen, die ihn nach und nach verzehrt. Zur Erreichung dieser Absicht kann sich der Wundarzt eines gewöhnlichen Troikarts bedienen, der drei Zoll lang ist. Die Röhre desselben muss mit einem Griffe versehen und einen starken Zoll kürzer sein, als der Troikart, damit das

vordere Ende desselben einen Zoll lang aus derselben hervorsteht. Auch ist es nothwendig, dass die Röhre weiter als gewöhnlich ist, damit der Troikart leicht ein und ausgebracht werden kann. Der Gebrauch dieses Werkzeugs ist sehr leicht. Man umwickelt die Röhre mit einigen feuchten Stücken Leinwand und setzt sie auf den Polypen in's Nasenloch. Den Troikart legt man auf Kohlen, und wenn er glühend ist, stösst man ihn bis ans Heft in die Röhre, damit die Spitze desselben, so weit sie aus der Röhre hervorragt, das ist einen Zoll tief, in den Polypen dringt. Diese Curmethode ist bei weitem so schmerzhaft nicht, als der Anschein vermuthen lässt, nur muss vorher alle Feuchtigkeit im vorderen Theile der Nase wohl abgetrocknet, auch das Nasenloch um die Röhre herum wohl mit Charpie angefüllt werden, damit, wenn sich während der Operation Feuchtigkeiten sammeln und durchs glühende Eisen erhitzt werden, sie den Umfang des Nasenlochs nicht berühren und verletzen. Die nächste Folge der Operation ist eine Entzündung und Anschwellung des ganzen Polypen. Sobald Eiterung entstanden ist, verschwinden alle Beschwerden, und der Polyp wird täglich kleiner.

Die glücklichen Erfolge, welche Richter als Wundarzt hatte, sind hauptsächlich seinem Talente zuzuschreiben, die Kunst des Individualisirens in hohem Grade zu verstehen und auszuüben, und der hieraus entspringenden seltenen Gabe, die allgemeinen Prinzipien, welche ihn leiteten, auf das Geschickteste dem einzelnen Falle anzupassen.

Eine Fülle von therapeutischen Maximen und therapeutischer Casuistik findet sich daher in seinen Schriften zerstreut.

Vieles hiervon ist vergessen und verdiente heute wieder in Erinnerung und Anwendung gebracht zu werden.

Bei der Cur der Speichelfistel macht er folgende Bemerkung:

„Es kommt, deucht uns, wenn man den Höllenstein bei Speichelfisteln mit Nutzen gebrauchen will, vorzüglich darauf an, dass die Oeffnung der Fistel sehr enge ist, damit sie der vom Höllenstein verursachte Schorf völlig schliesst; ferner, dass man die Absonderung des Schorfs und trocknende Mittel, als Branntwein u. s. w., so lang als möglich verhindert, damit die Oeffnung Zeit gewinnt, sich unter dem Schorfe wirklich zu schliessen; und endlich, dass die natürliche Oeffnung des Speichelgangs in den Mund nicht geschlossen ist. Denn wenn dieser geschlossen ist, findet der Speichel nirgends einen Ausfluss und muss die durch den Höllenstein erregte anfangende Narbe der Oeffnung der Fistel nothwendig wieder öffnen. Und dass die natürliche Oeffnung des Speichelgangs in dem Mund oft zugewachsen ist, ist unzweifelhaft, da durch die fruchtlosen Operationen und Versuche zur Cur so

oft Entzündungen erregt werden. In diesem Falle müsste man erst innerlich die Backe durchbohren und dann die äussere Oeffnung mit dem Höllensteine berühren."

Die Diagnostik der Netzbrüche von den Krampfaderbrüchen stellte Richter zuerst fest, eingestehend, dass er selbst einmal diese beiden Krankheiten mit einander verwechselt habe.

Bis auf Richter wurde als unterscheidendes Zeichen angegeben, dass Wärme und Feuchtigkeit die Geschwulst eines Netzbruches vermehre, aber nicht eines Krampfaderbruches, der Netzbruch beim Husten grösser werde und wenn sich der Kranke auf den Rücken lege, kleiner, nicht aber der Krampfaderbruch.

Richter wies zuerst nach, dass alle diese Erscheinungen auch bei letzterem stattfinden und kein sicheres Kriterium zur Unterscheidung abgeben könnten.

„Ungeachtet dieser grossen Aehnlichkeit, sagt er, welche diese zwei Krankheiten zuweilen mit einander haben, wird man dennoch dieselben unterscheiden können, wenn man auf folgende Umstände merkt. Der Krampfaderbruch zeigt sich zuerst unten im Hodensacke und steigt, so wie er grösser wird, in die Höhe, welches aus der Erzählung des Kranken gar leicht erhellt. Der Netzbruch verhält sich umgekehrt. Der Krampfaderbruch nimmt in den oben angezeigten Fällen sehr langsam ab und zu; man fühlt, wenn man die Hand auf die Geschwulst legt, indem sie zu- oder abnimmt, dass die Geschwulst grösser oder kleiner wird, ohne dass etwas durch den Bauchring hervor- oder zurücktritt. Wenn man den Krampfaderbruch drückt, hat der Kranke fast dieselbe Empfindung, als wenn der Hode gedrückt wird, der Hode ist zu gleicher Zeit gemeiniglich welk und klein, ja fehlt zuweilen gänzlich. Im Krampfaderbruch fühlt man gemeiniglich einzelne Theile, die kleinen Stücken oder Regenwürmern gleichen und endlich sind die gewöhnlichen allgemeinen Zufälle eines Netzbruches nicht zugegen."

Zur Verhütung der langsam entstehenden Verrenkungen schlägt Richter nicht, wie die Franzosen und namentlich Sabatier, riethen, erweichende, sondern kalte Umschläge vor.

Der Hämatomanie einiger seiner Zeitgenossen tritt er auf das Entschiedenste entgegen.

„Die Masse der Feuchtigkeiten, die in allzugrosser Menge in einen entzündeten Theil getrieben werden, vermindern wollen, ist ohne Zweifel nicht zu tadeln; aber dass dieses nicht alles ist, was der Arzt thun muss, dass er oft vielmehr die widernatürliche Ursache, die das Blut in den entzündeten Theil treibt, heben, als das Blut, welches dahin getrieben wird, vermindern muss, beweisen Entzündungen, die in Körpern entstehen, in welchen ein Mangel an Blut ist, beweisen häufig vorkommende Fälle, in welchen Entzündungen unter wiederholten Ausleerungen mit unveränderter Heftigkeit anhalten. Gewiss bei Entzündungen und vornehmlich bei denen, die durch äusserliche Ursachen erregt werden, kommt es weit mehr darauf an, den Reiz zu heben oder zu mildern, der die Congestion verursacht, als das Blut auszuleeren, welches durch diesen Reiz in eine heftige unordentliche Bewegung gesetzt wird. Zuverlässig giebt es Fälle, wo man den Kranken des grössten Theils seines Blutes berauben und dennoch die Entzündung nicht heben würde."

Richter bekämpft die Behauptung des Franzosen Cozan, dass ein wahrer Krebs aus einer venerischen Verhärtung entstehen könne.

Eine prononcirte Abneigung zeigte Richter gegen alle heroischen Operationen und solche, deren Gefährlichkeit im umgekehrten Verhältnisse zu ihrem Nutzen stand.

Alexander Monro hatte die Enterotomie in dem Falle vorgeschlagen, wenn ein fester Körper den Darmkanal irgendwo verstopft und äusserlich gefühlt werden kann.

Dazu macht Richter folgende Bemerkung:

„Das, wodurch sich dieser Körper äusserlich zu erkennen geben würde, würde vermuthlich nichts anders als eine Härte und Geschwulst sein, und dann würde noch immer die Frage sein, ob die Geschwulst von einem solchen Körper, oder Scirrhus, oder einer Ausdehnung des Darms, oder von irgend einer anderen Ursache entstünde und, ohne völlige Gewissheit davon zu haben, wird sich nicht leicht ein Wundarzt unterstehen, den Bauch aufzuschneiden.“

Wie er die Systeme in der Medicin bekämpfte, ebenso war ihm alles Schablonenhafte in der Chirurgie verhasst. So zieht er gegen die damaligen, zu allgemein angegebenen Indicationen zur Amputation zu Felde.

Die meisten Wundärzte Frankreichs, Englands und Deutschlands huldigten dem Grundsatze, zu amputiren, wo ein Glied ganz abgeschossen, wo das Gelenk äusserst zerschmettert, oder zerrissen, oder ein Knochen in seiner Mitte sehr zermalmt war. Man meinte dadurch in diesen Fällen eine höchst gefährliche Wunde, der die fürchterlichsten Zufälle, ja der Tod drohte, in eine einfache, weniger gefährliche und geschwinder und leichter zu heilende Wunde zu verwandeln.

„Auch dieses,“ äussert Richter, „ist zu allgemein gesagt und macht dem Streite noch kein Ende. Es kommt hier gar zu viel auf den Grad der Verletzung, der unmöglich allgemein bestimmt werden kann, und auf verschiedene Nebenumstände an. Zu den letztern gehören vorzüglich das Alter und die Leibesbeschaffenheit des Kranken; die Nothwendigkeit, oft von einem Orte zum anderen transportirt zu werden, der Aufenthalt in einem mit vielen Kranken angefüllten Hospital, oder im Gegentheil, Ruhe, Bequemlichkeit, reine Luft u. s. w., daher lässt sich hier im Allgemeinen nicht streiten; jeder einzelne Fall muss genau bestimmt werden.“

Als eine nicht minder wichtige Ursache zur Amputation betrachtete man die widernatürliche Erweiterung, Quetschung und Zerschneidung einer grossen Schlagader. Richter ist der Ansicht, dass der Brand auf die Unterbindung einer Hauptpulsader weit seltener erfolgt, als man angiebt, dass man nie gewiss zum

voraus weiss, ob er erfolgt, dass er oft da, wo man ihn zu erwarten, die stärkste Ursache hatte, nicht erfolgt ist und dass man desshalb, wenn man in diesem Falle sogleich amputiren wollte, sehr oft übereilt und ohne Noth amputiren würde. Ferner, dass der Brand, wenn er ja eintritt, gemeiniglich nur bis zur Ligatur, selten, ja nie, höher steigt und endlich dass der Grund zur Amputation, der vom Knochen hergenommen ist, nicht hinreichend ist.

Gegen die letzte Bewegursache zur Amputation, ein hoher Grad des Beinfrasses am Knochen, vornehmlich im Gelenke, macht er folgende Gründe geltend:

„Auch hier gilt kein allgemeiner Satz, der hohe Grad des Beinfrasses muss in jedem besonderen Falle mit allen Nebenumständen genau bestimmt werden. Unleugbar ist es, dass hier die Umstände zuweilen so beschaffen sind, dass die Amputation das einzige Mittel ist, das Leben zu retten. Ohne allen Zweifel aber ist auch die Amputation wegen des Beinfrasses oft ohne hinlängliche Ursache unternommen worden. Ueberhaupt ist es immer viel, ein ganzes Glied zu amputiren wegen eines Schadens, der nicht das ganze Glied angreift, sondern seinen Sitz vornehmlich nur im Knochen hat. Und daher kommt es, glaube ich, in diesen Fällen sehr darauf an, dass man untersucht, ob die weichen Theile viel oder wenig Antheil an der Krankheit des Knochens nehmen. Wie oft hat man nicht die weichen Theile durch einen Schnitt hinreichend geöffnet, den schadhaften Knochen abgesondert und das Glied erhalten. Wie oft hat sogar die Natur diesen Knochenverlust wieder ersetzt und dadurch die Brauchbarkeit des Gliedes völlig wieder hergestellt. Also nur dann würde ich wegen des Beinfrasses amputiren, wenn die weichen Theile nebst dem Knochen in einem hohen Grade angegriffen sind; nie würde ich amputiren, der Beinfrass sei so heftig als er wolle, wo die weichen Theile wenig schadhaft sind."

Viele Bemerkungen Richter's über Scirrhus und Krebs verdienen heute, wo so viel Licht über diesen Process verbreitet ist, noch Beachtung. Er verwirft die bisherige Ansicht, die man vom Scirrhus hatte, wonach er eine harte, unschmerzhafte Geschwulst in einem drüsigten Theile mit einer Anlage zum Krebse sei.

R. nennt diese Definition unzureichend und irrig. Denn die Härte ist keine genug bestimmte Eigenschaft; zuweilen ist der Scirrhus nicht so gar sehr hart; andere Geschwülste, die man für scirrhös hält, sind es zuweilen in einem hohen Grade; nicht immer hat der Scirrhus in einem drüsigten Theile seinen Sitz, auch Theile, welche ganz und gar nicht drüsigt sind, können scirrhös werden und hinwiederum giebt es ziemlich harte Drüsengeschwülste, die jedoch nicht scirrhös genannt werden. Es ist also sehr schwer, den Scirrhus in allen Fällen von ähnlichen Geschwülsten zu unterscheiden. Ebenso schwer ist, die Natur und Beschaffenheit eines

Scirrhus zu bestimmen. Der Scirrhus ist nicht immer von einerlei Art und Ursprung. Es lässt sich unter ihm nichts anderes verstehen als eine Verhärtung, sie entstehe an welchem Theile und von welcher Ursache sie wolle. Die Ursachen des Scirrhus sind äusserliche oder innerliche. Das fürchterlichste, was der Scirrhus droht, ist der Krebs; dieser entsteht, wenn der Scirrhus schmerzhaft wird und endlich aufbricht und sich in ein offenes bösartiges Geschwür verwandelt. Wenn der Scirrhus gleich von Anfang an steinhart ist, wenn er höckerig und uneben ist, wenn der Kranke flüssige, bald vorübergehende Stiche in demselben bemerkt, so ist zu fürchten, dass der Scirrhus bald bösartig werden wird. Man sucht ihn entweder zu zertheilen oder rottet ihn aus; letzteres, wenn er leicht ausgeschnitten werden kann. Die Operation hebt die Krankheit gewiss und geschwind, der Versuch der Auflösung gelingt selten. Die auflösenden Mittel wirken langsam, schwächen häufig die Gesundheit des ganzen Körpers, verwandeln oft, zumal wenn sie reizend sind und unbehutsam gebraucht werden, den Scirrhus, statt ihn aufzulösen, in einen Krebs. Die Mittel, welche zur Auflösung und Zertheilung eines Scirrhus gebraucht werden, sind entweder solche, welche gegen die bekannte Ursache desselben wirken, z. B. das venerische Gift, die Giftmaterie oder es sind allgemein auflösende Mittel. Man suche daher in jedem einzelnen Falle die Ursache der Verhärtung ausfindig zu machen.

Wo die Ursachen bekannt sind, müssen die ersteren Mittel gebraucht werden, die letzteren nur dann, wenn die Ursache nicht bekannt ist. Bei atribilarischem Ursprung thut der fortgesetzte Gebrauch des Tart. tart., des Honigs und des Extr. gramin. und tarax. nebst oft wiederholten Brech- und Purgirmitteln bei einer flüssigen, dünnen Kost und öfteren Bewegung des Körpers vortreffliche Dienste. Erste gehören zu den bewährtesten der allgemeinen auflösenden Mittel. Der Schierling kann innerlich und äusserlich angewendet werden. Innerlich giebt man das Extract oder den ausgepressten Saft, immer in der stärksten Dose. Die Belladonna ist eines der kräftigsten Mittel gegen den Scirrhus. Man kann täglich zweimal fünf Gran von dem getrockneten Kraute geben. Doch ist es rathsam, es anfangs in kleineren Dosen zu reichen und sie nach und nach zu vermehren. Aeusserlich kann man die frisch gequetschten Blätter oder den Aufguss oder das

Pulver mit Cicutapflaster vermischt, auflegen. Man hat nie beobachtet, dass dies Mittel den Scirrhus gereizt und bösartig gemacht hat.

Das Gummi ammoniacum ist ein wirksam auflösendes, aber auch zugleich erhitzendes reizendes Mittel und muss folglich mit einiger Vorsicht gebraucht werden. Selbst die Natur trägt zuweilen durch besondere Wirkungen sehr viel zur Zertheilung eines Scirrhus bei. Der Wundarzt muss dieselben kennen, damit er sie nicht stört. Durch kalte Fieber, Milchfieber, Durchfall, Ruhr, Cholera, ja sogar durch die Ehe wurden unauflösbare alte Scirrhen geheilt.

Wenn jene Mittel ohne Erfolg gebraucht worden sind, so muss zur Operation geschritten werden. Jeder Aufschub ist gefährlich und zwecklos. Zwecklos: je älter der Scirrhus, desto schwerer ist er aufzulösen. Gefährlich, denn jeden Augenblick ist zu fürchten, dass sich der Krebs dergestalt verändert, dass er nicht mehr ausgerottet werden kann.

Auch die Operation ist nicht immer ein gewisses und sicheres Mittel.

Dies ist besonders zu fürchten, wenn die Anlage zum Scirrhus erblich zu sein scheint, wenn der Scirrhus bloss von inneren Ursachen entstanden ist, wenn er seit seiner ersten Entstehung beständig fortfährt zu wachsen, wenn seit Kurzem auch an einem anderen Theile ein zweiter Scirrhus erschienen ist.

Die Operation kann sogar den Krebs veranlassen. Dies thut sie gewiss, wenn durch dieselbe der Scirrhus nicht ganz rein ausgerottet wird. Alles kommt bei dieser Operation darauf an, denselben rein zu exstirpiren. Bei keiner Operation ist Eile gefährlicher als bei dieser. Es ist aber nicht genug, dass der verhärtete Knoten selbst ganz ausgerottet wird, auch alle harten Stellen im Zellengewebe, in der Haut, alle verhärteten Gefässe, welche zuweilen aus der Geschwulst in die nahen Theile laufen, müssen sorgfältig abgelöst und weggenommen werden.

Bekanntlich wurde die Rose zur Zeit Richter's vielfach mit erhitzenden Mitteln, wie gegenwärtig von vielen modernen Chirurgen mit Eis behandelt.

Richter sagt:

„Aeussere Mittel schaden leicht und oft und nützen immer nur sehr wenig. Alles was feucht ist, schadet überhaupt, es mag kalt oder warm sein: im ersten Falle hindert es die Ausdünstung der entzündeten Stelle oder treibt wohl gar

die Rose zurück. — Es kommt Alles darauf an, die Ausdünstung des entzündeten Orts gelind zu erregen und zu unterhalten und zu dieser Absicht ist es hinreichend, dass man den entzündeten Ort in einer beständigen, mässigen, gleichen Wärme erhält und für die Luft schützt. Dies thun Kräutersäckchen, die mit Chamillenblumen, Hollunderblüthen, Petersilien- und Kerbelkraut oder Kleien und abgeknistertem Küchensalze angefüllt sind und lauwarm aufgelegt werden.“

Mit den künstlichen Geschwüren wurde derzeit in derselben Weise Missbrauch getrieben, wie man heutzutage in das entgegengesetzte Extrem gefallen ist, sie gar nicht mehr anzuwenden.

Auch hier nimmt Richter eine vermittelnde Stellung ein, zunächst gegen den Missbrauch derselben ankämpfend.

„Der Wundarzt,“ sagt er, „indem er künstliche Geschwüre erregt, ahmt der Natur nach, welche nicht selten durch Geschwüre, die sie hervorbringt, den Körper von mancherlei Krankheiten befreit. Indessen werden diese künstlichen Geschwüre gar sehr gemissbraucht. Man irrt sich, ohne Zweifel, wenn man glaubt, dass ein solches Geschwür die Blutmasse reinigt, indem es die in derselben befindlichen Theile ausleert. Zu einer solchen Aussonderung wird nicht allein ein Weg erfordert, durch welchen die verdorbenen Theile ausfliessen können, sondern auch ein Organ, welches das Schadhafte von dem Guten absondert. Das letztere fehlt in einem künstlichen Geschwüre; die in demselben geöffneten Gefässe geben die Feuchtigkeiten so von sich, wie sie sie empfangen, das ist gemischt, gut und böse. Das Geschwür bessert die Säfte folglich nicht, sondern vermindert sie blos. Dass die Feuchtigkeiten, welche aus dem Geschwür fliessen, oft offenbar scharf und verdorben sind, beweist nichts, denn gemeiniglich werden sie es erst im Geschwüre. Dass die Natur zuweilen durch ein Geschwür verdorbene Feuchtigkeiten ausleert und die Säfte reinigt, beweist gleichfalls nichts, denn sie sondert zuvor die schädlichen Säfte ab und wirft sie in den Theil, an welchem sie das Geschwür erregt. Der Wundarzt kann wohl ein Geschwür erregen, aber die Natur zu dieser Absonderung und Metastasis nicht zwingen. Es ist also so wenig wahrscheinlich, dass künstliche Geschwüre die Blutmasse reinigen, dass man vielmehr zuweilen das Gegentheil beobachtet; sie erregen nämlich zuweilen, vornehmlich wenn sie beträchtlich sind, ebenso wie andere Geschwüre, durch den täglichen Verlust der Säfte und die Einsaugung der Jauche, eine solche Entkräftung und ein schleichendes Fieber nebst allerhand colliquativischen Zufällen, dass sich der Wundarzt genöthigt sieht, sie aufs baldigste heilen zu lassen. Im Uebrigen sind die Wirkungen dieser Geschwüre blos örtlich und blos gegen örtliche Krankheiten können dieselben mit Nutzen angewendet werden.“

Grosse, für alle Zeiten anerkennungswerthe Verdienste, erwarb sich Richter um die Lehre von den Kopfverletzungen.

Empirische Grundsätze oder traditionelle Gebräuche bestimmten damals fast allein die ganze Behandlung. Die Principien, welche Richter hier schuf, beruhen auf physiologischer Basis und entsprechen ebenso sehr einer rationellen Medicin, wie Chirurgie; sie weichen daher in sehr vielen Punkten von den damals in Mode stehenden ab. Ebenso verdient machte er sich um die Diagnostik der Kopfverletzungen, bei der wichtige Momente bisher oft ausser Acht gelassen wurden.

Die Schwierigkeiten bei der Erkenntniss rühren von mancherlei Ursachen her. Das geübte Gefühl, das sonst den Wundarzt in der Erkenntniss so vieler anderen Krankheiten leitet, dient ihm hier nicht; der knöcherne Gehirnschädel verhindert ihn, die Verletzungen des Gehirns und ihre Folgen durch Gefühl zu entdecken.

Gar sehr wird die Diagnose durch die grosse Unempfindlichkeit des Gehirns erschwert, vermöge welcher zuweilen die allerschlimmsten Verletzungen desselben eine geraume Zeit beinahe ohne alle bemerklichen Zufälle sind.

Von den Verletzungen der äusseren Theile lässt sich nie auf die Verletzungen der inneren Theile des Kopfes schliessen. Sehr oft ist die äusserliche Verletzung sehr gross, und das Gehirn leidet wenig dabei, die Gefahr ist daher gering. Umgekehrt ist die Gefahr mehrentheils sehr gross und das Gehirn sehr verletzt, wenn es die äusseren Theile nur wenig, ja gar nicht sind.

Verschiedene Folgen der Kopfverletzungen erscheinen so spät, dass man in Gefahr ist, sie zuweilen ganz zu verkennen und nicht der Kopfverletzung, sondern irgend einer anderen Ursache zuzuschreiben.

Manchmal erregen bloss äussere Verletzungen, ohne Fehler unter dem Hirnschädel zu veranlassen, Zufälle, die denen ähnlich sind, die sonst gewöhnlich von Beschädigungen innerer Theile des Kopfes zu entstehen pflegen.

Manchmal erzeugen diese äusseren Verletzungen wirklich Fehler der inneren Theile.

Die äusserlich am meisten in Augen fallende Verletzung zeigt nicht immer den Sitz der inneren an.

Verf. beschreibt dann eingehend die Verletzungen der äusseren Bedeckungen, des Hirnschädels, des Gehirns und seiner Häute.

Er tritt der Meinung entgegen, nicht die schnelle Vereinigung eines abgetrennten Hautlappens versuchen zu dürfen. Wenn derselbe bloss aus der äusseren Haut oder aus dem Muskel der Aponeurose und Beinhaut besteht, darf ihn der Wundarzt nicht vollends abschneiden. Denn man irrt sich, wenn man dagegen einwendet, dass ein solcher Fleischlappen sich nie mit dem blossen Hirnschädel vereinige und dass ein entblösster Knochen sich jederzeit abblättern müsse. Ja selbst, wenn nebst dem Fleischlappen ein

Stück vom Hirnschädel abgehauen ist und an der inneren Fläche des Lappens noch fest anhängt, soll der Versuch der Wiedervereinigung Statt finden. Man lege den Lappen sammt dem Knochenstück wieder auf. Dies kann selbst geschehen, wenn das Knochenstück aus beiden Tafeln des Hirnschädels besteht, wenn sonst keine Verletzung da ist. Bei Quetschungen der Diploë muss der Wundarzt, sobald die ersten Folgen derselben erscheinen, trepaniren. Der allergeringste Verzug schadet hier, ja ist tödtlich.

Er bekämpft die Ansicht, dass Hirnschalbrüche an sich selbst schon gefährlich seien. Bloss, wenn der gespaltene Knochen aus seiner Lage gerückt und niedergedrückt ist, entstehen Zufälle, die etwa nicht an dem Bruche, sondern von der Niederdrückung herrühren.

Ebenso ungegründet ist die Meinung, dass das aus den Gefässen der zerrissenen Diploë fliessende Blut sich herunter auf die harte Hirnhaut senken und durch seinen Druck auf's Gehirn üble Zufälle erregen könne.

Nicht minder falsch ist die Meinung derjenigen, welche behaupten, dass die Spalte im Hirnschädel cariös werden könne und desswegen mit dem Radireisen oder irgend einem anderen bequemen Werkzeuge erweitert werden müsste. Ebenso ungegründet ist die Furcht, dass sich in der Spalte ein unförmlicher Callus erzeugen und in der Folge das Gehirn drücken und reizen könne, ebenso grundlos folglich auch die Regel, dass man, um diesen Callus zu verhüten, jede Fractur trepaniren müsse.

Der Hirnschalbruch ohne Verrückung und Niederdrückung hat nicht allein keine üblen Folgen, sondern auch keine eignen Zeichen. Bloss durch's Gefühl und Gesicht entdeckt man ihn.

Auf's Entschiedenste bekämpft R. dann den Rath Pott's und Anderer, alle Hirnschalbrüche ohne Unterschied zugleich zu trepaniren. Er verwirft die von ihnen ins Treffen geführten Gründe. Er beschränkt dieselben auf den Fall, in welchem die Diploë eine Quetschung erlitten hat. Dieselbe hat aber ihre besonderen Zeichen und es ist immer früh genug, die Trepanation dann vorzunehmen, wenn die ersten Symptome derselben erscheinen.

Die Erschütterung des Gehirns, die man auch sehr oft in Fällen einer Fractur beobachtet und die ihre eigenen Zeichen hat, welche sogleich nach geschehener Verletzung erscheinen, erfordert die Trepanation nie; wohl dagegen die Blutergiessung, welche dieselbe

in den meisten Fällen nöthig macht. Aber auch diese hat ihre eigenen Zeichen und es ist immer noch Zeit zu trepaniren, wenn diese erscheinen.

Es ist also ausgemacht, dass einfache Hirnschalbrüche ohne Nebenverletzungen nie die Trepanation erfordern, immer bloss und allein als eine wahrscheinlich bevorstehende Entzündung behandelt werden müssen.

Ebenso bekämpft er den Pott'schen Rath, durch einen eiförmigen Schnitt ein Stück von den äusseren Bedeckungen abzusondern, wegzunehmen und die ganze Fractur zu entblössen.

Im Gegentheil soll nur so viel von den äusseren Bedeckungen weggenommen werden, um Platz für die Trepanation zu gewinnen.

An der Stelle, wo die äusseren Bedeckungen am stärksten gequetscht und beschädigt sind, muss der erste Einschnitt geschehen, auf diese Stelle hat die äussere Gewalt am heftigsten gewirkt, an dieser Stelle findet man die Verletzung, welche die Trepanation erfordert, auf diese Stelle muss daher auch die erste Trepankrone gesetzt werden. Ausführlich behandelt R. dann die Gegenspalten, die Meinungen ihrer Entstehung und ihre Bedeutung.

Eine Gegenspalte ohne alle Nebenverletzung, d. h. eine Gegenspalte, unter welcher keine ausgetretenen Säfte, keine Entzündung, keine Eiterung ist, ist eine unbedeutende Verletzung und braucht nicht entdeckt und kann nicht entdeckt werden. Die Natur heilt sie, wie einen jeden anderen unverrückten Knochenbruch ohne Hülfe des Wundarztes.

Alle angeblichen Zeichen der Gegenspalte sind trüglich, da eine unverrückte Knochenspalte keine Schmerzen erregt. Es giebt nur einen Fall, wo die Fractur oder Gegenspalte selbst die Trepanation wirklich erfordert, wenn nämlich der innere scharfe und unebene Rand der Spalte oder ein von der inneren Tafel abgesprungenes Stück die harte Hirnhaut drückt und reizt. Wenn bei einer Fractur ohne Niederdrückung bald nach geschehener Verletzung Krämpfe und Zuckungen entstehen und der Kranke zu gleicher Zeit völlig bei Sinnen ist, so hat der Wundarzt Ursache, diesen Fall zu vermuthen und auf der Fractur zu trepaniren.

Die Erkenntniss der Hirnschaleindrücke ist ohne Schwierigkeit, man sieht und fühlt sie. Der Wundarzt muss die niedergedrückte Stelle des Hirnschädels wieder aufheben und die Folgen

der Niederdrückung und die damit verbundenen Nebenverletzungen gehörig behandeln. Der Trepan und der Hebel sind die besten Mittel; alle anderen Mittel und Handgriffe sind unzureichend. Die Trepanation setzt den Wundarzt nicht allein in den Stand, die niedergedrückte Stelle aufzuheben, sondern auch die ausgetretenen Feuchtigkeiten auszuleeren, die Knochensplitter auszuziehen, der Entzündung und Eiterung gehörig vorzubauen. Ist die niedergedrückte Stelle klein, so thut man am besten, wenn man auf dieselbe eine Trepankrone setzt und die ganze niedergedrückte Stelle ausnimmt. Ist der Umfang der niedergedrückten Stelle gross, so setzt man eine Trepankrone nahe an den Rand des Eindrucks, wo möglich da, wo derselbe am tiefsten ist.

Wenn die niedergedrückte Stelle des Hirnschädels sehr dick und hart, oder wenn der Eindruck schon einige Zeit alt ist, so ist es zuweilen ganz unmöglich, ihn aufzuheben. Der Wundarzt kann die Zufälle, die der Eindruck verursacht, auf keine andere Weise heben, als dadurch, dass er die ganze niedergedrückte Stelle absondert und ausnimmt. Das gewöhnlichste Werkzeug, womit nach verrichteter Trepanation der niedergedrückte Theil des Hirnschädels aufgehoben wird, ist der gemeine Hebel. Doch ist weder der Petit'sche noch der Louis'sche Hebel brauchbar. Das Werkzeug, welches vor allen bisher genannten den Vorzug verdient, keinen bei jenen Statt findenden Fehler hat, ist das alte, beinahe vergessene Instrument, der Dreifuss. Es muss unten nicht mit einer Schraube, sondern mit einem Haken versehen sein. Die Vorzüge sind folgende. Es hebt den Hirnschädel langsam, allmählich, gleichartig auf, ohne den Kopf des Kranken zu erschüttern, es wirkt stark und hebt Eindrücke auf, die man mit dem Hebel nicht aufheben kann, man kann mittelst derselben den Eindruck bis auf beliebige Höhe heben und die Anwendung derselben ist in allen Fällen sehr leicht und bequem. Nicht jeden Hirnschädeleindruck muss man sogleich aufheben, er hebt sich oft bei Kindern von selbst allmählich wieder auf, die Operation der Aufhebung darf nie unternommen werden, wenn sie nicht wirklich nothwendig ist. Die Hirnschaleindrücke sind entweder gleich anfangs mit Zufällen verbunden oder sie sind ohne alle üble Zufälle. Im letzten Falle ist die Operation unnöthig und der Wundarzt hat weiter nichts zu thun, als der zu fürchtenden Entzündung vorzubauen.

Nur allein, wenn die spät entstehenden Zufälle von keiner Nebenursache, sondern bloss vom Eindrucke des Hirnschädels zu entstehen scheinen, wenn sie den Ausleerungen nicht weichen und heftig und gefährlich werden, ist der Wundarzt berechtigt, den Eindruck durch eine Operation zu heben.

Wenn sogleich anfangs sich Zufälle zeigen, darf der Wundarzt auch nicht sogleich die niedergedrückte Stelle aufheben, sondern muss zu allererst wohl untersuchen, ob diese Zufälle nicht von einer anderen Erschütterung, Entzündung oder irgend einer anderen Nebenursache herkommen.

Verlieren sich die Zufälle nicht oder nehmen zu oder sind sie gleich anfangs sehr heftig, so muss freilich die Trepanation ohne Aufschub verrichtet werden.

Eindrücke in der Gegend der grossen Blutbehälter des Gehirns hindern die freie Bewegung des Blutes durch dieselben und erfordern gemeiniglich die Operation.

Die Zufälle der Hirnschaleneindrücke und der Extravasation sind von einerlei Art; sie entstehen beiderseits von einem Drucke auf's Gehirn und bestehen in Lähmungen, Schwächen, Sinnlosigkeit. Wenn im Falle eines Hirnschaleneindrucks diese Zufälle den Wundarzt unter den vorher angezeigten Bedingungen nöthigen, die Operation zu verrichten, weiss er selten im Voraus, ob sie vom Eindrucke oder vom Extravasate herrühren. Der Trepan ist in beiden Fällen zweckmässig und hinreichend. Er öffnet also zuerst die Stelle im Umfange des Eindrucks, wo die äusseren Bedeckungen am meisten gelitten haben und wo der Eindruck am tiefsten ist. Daselbst hat wahrscheinlich die äussere Gewalt am heftigsten gewirkt, daselbst findet er, wenn ein Extravasat da ist, dasselbe am gewissesten.

Findet er wirklich dort ausgetretene Feuchtigkeiten unter dem Hirnschädel und verlieren sich nach deren Ausleerung die üblen Zufälle, so lässt er es bei der Trepanation bewenden und hebt den Eindruck nicht auf, weil er deutlich sieht, dass die Zufälle nicht von diesem herrühren.

Findet er bei dieser Trepanation kein Extravasat, so wird es freilich wahrscheinlich, dass die Zufälle der Depression zuzuschreiben sind; und dennoch können sie von einem Extravasate herrühren, das an der andern Seite des Eindrucks liegt.

Wenn die Zufälle des Druckes auf's Gehirn während dem Gebrauche der ausleerenden Mittel nicht allein nicht ab-, sondern zunehmen, kann er mit Wahrscheinlichkeit ein Extravasat vermuthen und ehe er die Aufhebung verrichtet, zuvor noch eine Krone auf die Gegenseite dahin setzen, wo etwa vorzügliche Spuren der äusseren Gewalt in den Bedeckungen zu bemerken sind.

Trifft er hier kein Extravasat, so darf er nun freilich die Aufhebung nicht weiter aufschieben.

Wenn die niedergedrückte Stelle aufgehoben ist, verschwinden selten die Zufälle sogleich gänzlich, zumal wenn der Druck auf's Gehirn stark gewesen ist und lange gedauert hat.

Die Hirnschaleindrücke mit Brüchen sind weit öfter mit Zufällen verbunden als diejenigen, die ohne Bruch sind.

Zuweilen ist das niedergedrückte Knochenstück durch einen Cirkelbruch ganz abgesondert. Ist es äusserlich nicht ganz entblösst, so kann man es, so lange es keine Zufälle veranlasst, unangerührt liegen lassen. Man hat gesehen, dass es sich in kurzer Zeit wieder vereinigt und dass der Kranke ohne Zufälle geblieben ist.

Ist ein Stück der niedergedrückten Knochenstelle ganz los, das ist, nicht allein vom Knochen rings umher, sondern auch von der Beinhaut und harten Hirnhaut ganz abgesondert, so muss dasselbe, obgleich keine üble Zufälle da sind, ausgenommen werden.

In derselben klaren und präcisen Weise werden dann die *Verletzungen des Gehirns und seiner Häute, die Extravasation unter dem Hirnschädel, die Hirnerschütterung, die Entzündung und Eiterung unter dem Hirnschädel, die Hirnwunden, der Hirnschwamm, die späten Folgen der Kopfverletzungen, die Trepanation* selbst abgehandelt.

Die Abkürzung des zu langen Zapfens hält Richter für gefahrlos, überflüssig die bei der Paracentese der Brust zum Aufsaugen der Flüssigkeiten vorgeschlagenen Instrumente.

Er warnt vor der frühzeitigen und übereilten Paracentese der Brusthöhle bei Blutergüssen, dieselbe sei erst nöthig, wenn sie Neigung zur Verderbniss zeigen.

Beim Empyem, Brustwassersucht, Hydrops Pericardii und bei Luftergiessung operirte er ohne Troikart.

Bei Kranken, welche Anlage zur Schwindsucht haben, warnt er, die fistula ani zu operiren.

Bei der Bauchwassersucht räth Richter die baldige Paracentese mit Anlegung des Monro'schen Gürtels an.

Die Därme empfiehlt er bei Unterleibswunden, sobald sie unverletzt sind, wenn auch etwas entzündet und brandig, zurückzubringen, dagegen verwirft er die Darmnähte zur Verschliessung der Darmwunden. Das Zungenbändchen räth er nur dann zu lösen, wenn es am Saugen hindert.

Parotidenfisteln heilte er durch Druck auf die Fistelöffnung und auf die ganze Ohrendrüse mittelst gradiirter Compressen. Das Verfahren genügt aber nicht bei Fisteln des Stenonianischen Ganges.

Dies geschieht am besten durch die Durchbohrung der Backe mittelst eines Troikarts, der die Dicke einer Rabenspuhle hat. Es kommt sehr darauf an, dass der Stich nahe an der Oeffnung des hinteren Stückes des Speichelganges, aus welchem sich der Speichel ergiesst, geschieht. Um den Einfluss des Speichels in den neuen Weg zu erleichtern, ist es auch rathsam, den Troikart ein wenig niedriger als die Oeffnung des Speichelganges und genau in einer Richtung von oben nach unten und ein wenig von hinten nach vorn durchzustossen. Gleich nach geschehener Operation zieht man mittelst einer feinen Nadelsonde einen Faden durch die Wunde und lässt denselben so lange liegen, bis der neue Gang gänzlich ausgetrocknet ist. Nachdem der Faden ausgezogen, schliesst man die äussere Fistelöffnung.

Sehr wichtig ist sein Vorschlag, Entzündungen dadurch zu verhüten oder zu vermindern, an den Extremitäten ein Tourniquet anzulegen, um dadurch den Zufluss der Säfte abzuhalten.

Wie Einfachheit das Princip war, welches Richter in der ganzen Chirurgie leitete, so empfahl er statt der Umstechung der Arterien die Ligatur und statt der Arterienzange, weil sie Nerven und Muskelfasern mitfasse, den Bromfield'schen Haken.

Der von den damaligen Modechirurgen Italiens, Frankreichs und Englands mit erstaunlicher Emphase angepriesene Agaricus konnte vor der Kritik eines Richter's nicht Stand halten; er zeigte, dass derselbe gar keine blutstillende Kraft habe.

Während die Chirurgen der verschiedenen Länder sich darüber stritten, ob eine Fractur der Patella überhaupt heilen könne, wies Richter nach, dass es dazu nur einer einfachen Einwicklung

von der Fussspitze bis zum Unterleibe nebst Applicirung einer Longuette über das obere Fragment bedürfe.

Die rationellste Behandlung des Panaritiums rührt von Richter her; sein Rath, möglichst früh Incisionen zu machen, auch bevor es zur Eiterbildung gekommen sei, wird sich jedem Praktiker bewährt haben.

In höchst zweckmässiger Weise vermehrte er die Indicationen zur Tracheotomie, bei der man bis dahin streng die Heister'schen Vorschriften befolgt hatte.

Die zahlreichen Verdienste, welche Richter sich um die einzelnen Theile der Chirurgie erwarb, würden aber übertroffen durch die eminenten Leistungen, welche er auf dem weiten Gebiete der Brüche erzielte.

Dieselben lassen sich kurz dahin charakterisiren, dass es ihm gelang, einestheils die vielen irrthümlichen und falschen Ansichten, welche sich auf dem Gebiete dieser, übrigens mit Vorliebe seit Franco cultivirten Disciplin, angesammelt hatten und durch Tradition sich weiter pflanzten, mit der Fackel der Kritik zu beleuchten und zu beseitigen, anderntheils an die Stelle der alten Irrthümer neue Wahrheiten in Bezug auf die Entstehung, Eintheilung, Erkennung und Behandlung der Brüche zu setzen.

Wie die Kunst der Wissenschaft so oft vorauseilt, das zeigte Richter durch die That durch seine ausgezeichnete Monographie über die Brüche.

Es ist klar, dass der artistische Factor in ihm den scientifischen überwog, wie bei Heim und Krukenberg.

So ist es denn charakteristisch, dass er in Bezug auf die Bruchlehre dieselbe artistisch bereits zum Abschluss brachte, und dass fast Alles, was die neuere Zeit hinzugefügt, von keiner wesentlichen Bedeutung ist, während der wissenschaftliche Abschluss dieser Disciplin bekanntlich erst später durch die Bemühungen Langenbeck's des Aelteren, der beiden Hesselbach, Schreger's, Scarpa's, Sömmering's u. A. erfolgte.

Diese Leistungen Richter's trugen daher am meisten dazu bei, seinen Weltruhm zu begründen.

Wohl selten ist ein Buch mit einem solchen internationalen Beifalle aufgenommen worden, als Richter's „Abhandlung von den Brüchen".

Nach dem Werke von Heister war es das erste Buch, dem die Ehre einer französischen Uebersetzung zu Theil wurde.

Selbst Frankreich, das so sehr karg stets mit der wissenschaftlichen Anerkennung des Auslandes war, im stricten Gegensatze zu dem kosmopolitischen Deutschland, liess Richter volle Gerechtigkeit widerfahren.

Richter's talentirter Schüler Wardenburg äusserte sich in seinen interessanten „Briefen eines Arztes", Göttingen 1798 folgendermassen (II. Bd. S. 502): „Richter's Buch über die Brüche ist von Rougemont übersetzt. Bei Desault stand diese Schrift sehr in Ansehen und seine vorzüglichsten Schüler besitzen sie fast alle oder haben sie doch gelesen. Es wird allenthalben in den Vorlesungen sehr warm empfohlen. Vielen scheint es indessen neben dem praktischen Scharfsinn etwas zu kenntnissreich zu sein, und das lässt sich denn freilich bei den Franzosen erwarten."

Bis in die neueste Zeit befand es sich in den Händen aller strebsamen und gründlichen Aerzte und Wundärzte; erst das Revolutionsjahr 1848 und die „naturwissenschaftliche Schule" brachten es in Vergessenheit.

Der an Genialität Richter gleichstehende Dieffenbach fällt über jenes im Jahre 1845 folgendes Urtheil:

„Das Buch über die Brüche ist ein wunderbares Buch und Richter's edelste Leistung, es ist als wenn man das, was er beschreibt, mit leiblichen Augen sehe" und im Jahre seines Todes 1847:

„Aber vor allen Anderen strahlt hier August Gottlieb Richter, dem Pott zur Seite steht. *Sein jetzt vergilbtes Buch enthält einen Schatz von Erfahrungen und zwar in einer Darstellung, welche ihres Gleichen nicht hat. Und selbst dieses Buch, weil es alt, weil es gelb ist, konnte der Vergessenheit oder den krittelnden Bemerkungen einiger Neueren nicht entgehen. Bei Richter sehen wir, wie das grosse Genie nicht einmal der Erfahrungen in Masse bedürfe, um der Welt die Richtschnur zu geben und ewig gültig zu schreiben. Aber mit besseren Augen hat niemals einer in einem beschränkten Kreise gesehen, und niemals einer ein besseres Wort für das, was er gesehen, gefunden."*

Treten wir daher den herniologischen Leistungen Richter's etwas näher.

In jenem Buche verbreitet sich Richter mit gleicher Gründlichkeit wie Deutlichkeit über folgende Themata:

Allgemeine Beschreibung eines Bruches, von den verschiedenen Gattungen der Brüche, von den Ursachen der Brüche überhaupt, von den allgemeinen Kennzeichen der Brüche, genaue Beschreibung des Leistenbruchs, von den Ursachen und Kennzeichen der Leistenbrüche, von den Folgen und Wirkungen der Leistenbrüche, genaue Beschreibung der Leistenbruchbänder, von dem rechten Gebrauche und der Anlegung der Bruchbänder, von den Zeichen, Zufällen und Folgen der Einklemmung, von den Ursachen der Einklemmung, von den verschiedenen Gattungen der Einklemmung, von der Prognosis der eingeklemmten Brüche, von der Cur der Einklemmung überhaupt und der Taxis insbesondere, von der Fortdauer der Zufälle der Einklemmung nach glücklich verrichteter Taxis, von den Purgirmitteln, von den krampfstillenden Mitteln, von den antiphlogistischen Mitteln, von den äusserlichen Mitteln, von der Cur der besonderen Gattungen der Einklemmung, von dem rechten Zeitpunkte zum Bruchschnitte, von dem Bruchschnitte und zwar von der Eröffnung des Bruchsacks, Anmerkungen zum vorhergehenden Capitel, von der Erweiterung des Bauchringes, von der Zurückbringung der Därme nach der Operation, vom Verbande und dem, was nach der Zurückbringung der Därme zu thun ist, von den Zufällen nach der Operation und deren Heilung, von den brandigen Brüchen, vom künstlichen After, von der Kothfistel, von den angewachsenen Brüchen, von der Radicalcur der Brüche, von den Netzbrüchen, von den kleinen Brüchen, von Nabelbrüchen, von den Schenkelbrüchen, von den Bauchbrüchen, von dem Rückenbruche, von dem angeborenen Bruche, von dem Mutterscheidenbruche, von dem Mittelfleischbruche, von dem Blasenbruche, von dem Bruche des eiförmigen Loches.

Percivall Pott, wie unter den Franzosen Arnaud, der grösste Brucharzt des 18. Jahrhunderts, neben Richter, hatte die Behauptung aufgestellt, der äusserliche Gebrauch erweichender Mittel sei bei eingeklemmten Brüchen gänzlich zu verwerfen, weil ihre erweichende Kraft nicht bis auf den Bauchring dringe, durch Erschlaffen aber die Entzündung und Gefahr des Brandes im Bruche vermehre.

Diese Ansicht bekämpft Richter auf das Entschiedenste und Glücklichste.

„Also bis in den Bauch," sagt er, „dringt ihre erschlaffende Kraft, nicht aber bis auf den Bauchring; ein kleiner Widerspruch, däucht mir! Ich kann diese Mittel unmöglich ganz verwerfen. Freilich, wo Anhäufung von Koth und Luft ist, können sie wohl nicht zuträglich sein. Freilich, wer den Bauchring dadurch zu erweichen gedenkt, der betrügt sich; aber mir däucht, dass es bei manchem eingespannten Bauche sehr viel krampfhaftes giebt, dass bei manchem Bauche Opium und Leinöl ein herrliches Mittel ist, und hier thun diese erweichenden Mittel auf den Bauch und Unterleib gelegt, gewiss sehr gute Dienste."

Wenn Pott der Ansicht ist, dass zertheilende Mittel angemessener sind, eine Mischung aus Salmiak und Essig empfiehlt, von Purgirmitteln nichts erwartet, so bemerkt Richter hierzu, wirklich englisch Salz in kleinen Dosen und Leinöl thut vortreffliche Dienste, wenn der Bruch voll harten Koths ist. Auch widerspreche er Pott, wenn dieser meint, die Absicht sei, hier nicht offenen Leib zu schaffen, weil die Verstopfung Folge der Einklemmung ist, indem er accentuirt, dass gerade offener Leib bewirkt werden müsse, weil die Einklemmung durch Anhäufung des Koths veranlasst werde.

Von actueller Bedeutung sind noch heute seine diagnostischen Bemerkungen über Miserere und Bruch.

„Einen Kranken," sagt er, „der die Zufälle eines Miserere hat, muss man sogleich und vor allen Dingen untersuchen, ob er einen Bruch hat, um zu wissen, ob medicinische oder chirurgische Mittel nöthig sind. Sieht man keinen Bruch, so ist man deswegen noch nicht sicher, dass er keinen hat. Zuweilen ist nur ein sehr kleines Stück Darm eingekneipt, das äusserlich nicht die geringste Geschwulst verursacht und dennoch den Tod oder wenigstens eine Darmfistel veranlassen kann. Wenn die Krankheit sehr plötzlich und, nachdem etwas vorhergegangen ist, wodurch ein kleiner Bruch veranlasst werden kann, entsteht, wenn der Schmerz zu allererst am Bauchring anfängt, durch einen äusserlichen Druck vermehrt wird, und auch dann, wenn es bereits den ganzen Unterleib einnimmt, daselbst noch immer am heftigsten ist, so hat man grosse Ursache zu vermuthen, dass dies ein solcher Fall ist."

„Findet man bei dem Kranken einen Bruch und kann man ihn zurückbringen, so ist der Bruch von allem Verdachte frei. Kann er aber nicht zurückgebracht werden, so fällt billig ein starker Verdacht auf ihn; jedoch muss erst untersucht werden, ob er schon von dem Anfalle dieser Krankheit und vielleicht schon lange vorher, nicht hat zurückgebracht werden können. Findet sichs so, so ist es ein angewachsener Bruch, und die Unmöglichkeit ihn zurückzubringen, beweist nichts. Findet sichs aber, dass der Bruch vorher und noch kurz vor dem Anfalle leicht hat können zurückgebracht werden, nun aber nicht, so sieht freilich die Krankheit einem eingeklemmten Bruche sehr ähnlich und dennoch ist sie es vielleicht nicht. Es ist leicht einzusehen, wie viel darauf ankommt, es zu bestimmen, ob sie es ist oder nicht; denn im ersten Falle ist die Operation ein angemessenes Hülfsmittel, im zweiten Falle ist sie höchst wahrscheinlich schädlich. Dass der Bruch keine Schuld an der Krankheit hat, dass die Krankheit kein eingesperrter Bruch, sondern

ein aus einem Fehler in den Därmen entstandenes Miserere ist, beweisen folgende Umstände. Im Unterleib und nicht im Bruche empfindet der Kranke Schmerzen; der Unterleib ist hart, gespannt, geschwollen, nicht aber der Bruch; und die Krankheit entsteht von selbst, ohne eine vorhergehende Anstrengung der Kräfte oder irgend eine andere Ursache, die auf den Bruch wirkt. In der Folge erstreckt freilich die Krankheit ihre Wirkung nach und nach bis in den Bruch; dieser wird auch endlich schmerzhaft, hart und gespannt, aber er wird es später als der Unterleib und nie so heftig als dieser. Der allerzweifelhafteste Fall ist endlich dieser, wo die Därme, die in einem grossen Bruchsacke liegen, aus einer inneren Ursache ohne Schuld des Bauchrings entzündet werden. Der Bruch ist hier der Sitz, aber nicht die Ursache der Krankheit und diese ist nicht ein eingeklemmter Bruch, sondern ein Ileus im Bruche; erfordert keine Operation, die durch Entblössung der entzündeten Därme vielmehr schaden würde, sondern blos Mittel wider die Entzündung. Indessen kann, indem die entzündeten Stellen anschwellen, der Bauchring endlich secundär zu enge werden und eine wirkliche Einklemmung erfolgen. Und hier möchte vielleicht Operation nöthig sein. Vielleicht kann man die vorzügliche Heftigkeit der Schmerzen in der Gegend des Bauchrings hier als einen Wink zur Operation ansehen."

Als Richter in die chirurgische Arena trat, herrschte unter den Wundärzten ein grosser Zwiespalt über die Wirkung der verschiedenen Mittel gegen eingeklemmte Brüche.

Alle Mittel wurden fast in allen Fällen auf dieselbe Art gebraucht.

Die Verschiedenheit der Einklemmung hatte man nicht erkannt. Richter war der erste, welcher hier das Richtige fand, seine Eintheilung der verschiedenen Arten hat alle medicinischen Systeme und Theorien überlebt und findet sich, ohne dass Richter's hierbei Erwähnung geschieht in allen, auch in fast allen modernen Lehrbüchern.

Wie wichtig aber die Erkenntniss der Verschiedenheit der Einklemmung ist, geht am besten aus Richter's eigenen Worten hervor. *„Die Verschiedenheit der Einklemmung ist so gross, dass Mittel, die bei der einen nützen, bei der anderen wirklich schaden."*

Richter statuirte drei Arten von Einklemmung: die erste nannte er die hitzige, inflammatorische, weil sogleich anfangs Entzündung da ist, die schnell in den Brand übergeht. Sie ereignet sich vorzüglich, wenn der Bruch, indem er entsteht oder von neuem vorfällt, eingeklemmt wird, und ist überhaupt besonders da, wo blosse Einschnürung die einzige und nächste Ursache derselben ist.

Die zweite kann man die langsame nennen. Sie entsteht vornämlich von der Anhäufung des Koths im Bruche. Dieser wird zuerst gross, schwer und hart und erst nach einiger Zeit bildet sich Entzündung und Schmerz, welche langsam zunehmen.

Die dritte nennt er die krampfhafte. Für diese führt er folgende Gründe in's Treffen. Er hat mehrere Male beobachtet dass die Zufälle eines eingeklemmten Bruches einige Stunden nachlassen, ja ganz verschwinden, obgleich die Einklemmung ununterbrochen fortdauert. Diese Remissionen und Intermissionen verrathen etwas Krampfhaftes; den Nervenzufällen sind dergleichen Veränderungen vorzüglich eigen, wenigstens kann man sich diese Veränderungen nicht erklären, wenn man annimmt, dass die Einklemmung von der ersten oder zweiten Art ist, weil in beiden Fällen die Ursachen der Einklemmung die Einschnürung oder Anhäufung des Koths beständig und ununterbrochen fortwirken und also die Folgen ihrer Wirkung gleichfalls ununterbrochen fortdauern müssen.

Ein Wundarzt, der aufmerksam ist, wird bei eingesperrten Brüchen manches bemerken, das krampfhaft ist, in dringenden Fällen oft mehr krampfhafte als entzündungsartige Zufälle beobachten. Dem praktischen Wundarzte kann es gleich viel sein, von welcher Art und in welchem Theile eigentlich der Krampf ist, genug, dass krampfstillende Mittel zuträglich sind. Vielleicht liegt die Ursache vorzüglich in einer krampfhaften Spannung der Bauchmuskeln, wodurch folglich der Bauchring verengert wird. Dies lässt wenigstens die gleich anfangs starke Spannung des Unterleibes und der gute Nutzen, den erweichende Breie auf den Bauch gelegt, leisten, oft vermuthen. Krampfstillende Mittel sind daher zuweilen die Hauptmittel bei eingeklemmten Brüchen; erweichende Breie bei weitem nicht so allgemein zu verwerfen, zusammenziehende und kalte Feuchtigkeiten bei weitem nicht von allgemeinem Nutzen. Leinöl, das flüchtige Liniment, Halbbäder, selbst Mohnsaft, erweichende Breie und Blasenpflaster auf den Bauch gelegt, sind die Mittel, von denen hier allein etwas zu erwarten ist.

Eine anfangs krampfhafte Einklemmung kann nach und nach entzündungsartig werden, dürfte anfänglich Mohnsaft und andere krampfhafte Mittel, später Aderlässe erfordern. Die Brechwurzel in kleinen Dosen kann zuweilen die Stelle des Mohnsaftes vertreten. Richter fand, dass sie eine ganz besondere Kraft hat, die Krämpfe in den ersten Wegen zu stillen.

Später nahm Richter noch als eine besondere Art der Einklemmung die galligte an.

Folgende Bemerkungen und Ansichten Richter's auf herniologischem Gebiete verdienen besonders hervorgehoben zu werden.

„Man hat geglaubt, dass der Bauchring die Ursache der Einklemmung unmöglich sein, die vorgefallenen Eingeweide unmöglich zusammenschnüren könne, weil er flechsigt ist und folglich keine Kraft, sich zusammenzuziehen hat. Gegen diese Einwendung hätte man fast nicht nöthig, Gründe anzuführen: man darf sich blos auf die Erfahrung berufen. Diese zeigt täglich, dass, so lange bei der Bruchoperation der Bauchring nicht erweitert ist, sich der Bruch gemeiniglich nicht zurückbringen lässt. Indessen kann man auch mit Gründen antworten. Der Bauchring kann einen Bruch einklemmen, wenn man auch annimmt, dass er keine Kraft sich zusammenzuschnüren hat; er kann die wahre Ursache der Einklemmung sein und dennoch bei der Einklemmung sich nur leidlich verhalten. Es dürfen nur der Theile so viel mit Gewalt in denselben gedrückt werden, dass er für die Menge der vorgefallenen Theile zu enge ist. In diesem Falle entsteht eine wahre Einklemmung, deren nächste Ursache der Bauchring ist, welche aufhört, sobald der Bauchring durchschnitten wird."

„Aber man kann nicht einmal dem Bauchringe eine Kraft, sich zusammenzuziehen, absprechen. Er besitzt wirklich eine solche Kraft — und diese Kraft ist elastisch." —

„Ja, ich möchte nicht einmal dem Bauchring eine wirklich zusammenziehende Muskelkraft absprechen. Er selbst ist flechsigt und kann sich nicht zusammenziehen, aber seine Flechsenfibern sind Fortsätze von Muskelfibern und wenn sich diese zusammenziehen, erstreckt sich die Wirkung nothwendig auf die Flechsenfibern, die den Bauchring bilden. Ich habe grosse Ursache zu vermuthen, dass dies der Fall bei der Gattung der Einklemmung ist, die ich die krampfhafte nenne. Der gespannte harte Unterleib, den man so oft bei eingeklemmten Brüchen beobachtet, zeigt ohne Zweifel eine solche Spannung des äusseren schiefen Bauchmuskels. Und man sieht vorläufig, wie unüberlegt man handelt, wenn man in den neueren Zeiten alle erweichende Mittel bei eingeklemmten Brüchen gänzlich verwirft. Dies allein ist unüberlegt, dass man diese Mittel auf den Bruch legt, da man sie offenbar auf den Bauch legen sollte." —

„Je enger und elastischer der Bauchring ist, desto stärker drückt er auf die vorgefallenen Theile, desto heftiger ist die Einklemmung, desto schneller nehmen alle Zufälle zu, desto näher und grösser ist die Gefahr, desto geschwinder und eilfertiger muss die Hülfe sein, die ihn retten soll. Je weiter und schwächer der Bauchring ist, desto weniger schnell und gefährlich ist die Einklemmung. Dies alles gilt nur von dem Falle, wo der Bauchring die Ursache der Einklemmung ist."

„Der Fall bei einem eingeklemmten Bruche ist jederzeit doppelt, entweder der Wundarzt entdeckt die besondere Ursache und Gattung der Einklemmung, oder er ist nicht im Stande zu bestimmen, welches eigentlich die nächste Ursache und wahre Beschaffenheit der Einklemmung ist. — Ich nenne ersteres die methodische, letzteres die empirische Cur."

„Bei jeder Brucheinklemmung ist Entzündung als Ursache oder als Folge zu fürchten; das erste Geschäft des Wundarztes ist, diese, wenn sie schon da ist, zu mindern, zu heben, oder, wenn sie zu fürchten ist, zu verhüten."

„Der Reiz, den der Darmkanal bei jeder Einklemmung leidet, erregt viele krampfhafte Zufälle im Darmkanale und ganzen Körper; bei jeder Einklemmung dienen daher krampfstillende Mittel, welche diese Zufälle, die oft Folge, oft Ursache sind, lindern oder heben. Diese mit Behutsamkeit anzuwenden, ist das zweite Geschäft des Wundarztes."

„Bei jeder Einklemmung ist Leibesverstopfung das Hauptsymptom. Diese zu heben ist das dritte Geschäft des Wundarztes."

„Und endlich verschwindet die Einklemmung in den meisten Fällen, sobald der Bruch zurückgekehrt ist. Das weitere Geschäft ist also die Zurückbringung des Bruchs.“

„Ich muss meiner Lehre die wichtige Regel empfehlen, diese Mittel ohne Vorschub und Zwischenraum aufs Ernsthafteste anzuwenden. Mit dem grössten Verdrusse sieht man hier oft den Wundarzt mit einer gewissenlosen Unthätigkeit zaudern und von einer Stunde zur andern warten. Und was kann er denn erwarten. Hülfe von der Natur. Diese vermag in diesen Fällen nichts; sie erwartet ganz allein Hülfe vom Wundarzt, und diese ist desto gewisser, je zeitiger sie geleistet wird.“

Nachdem Richter nun die bei der Taxis zu beobachtende Lage aufs Genaueste und Minutiöseste beschrieben und den wichtigen, nie ausser Acht zu lassenden Rath ertheilt, vorher den Urin zu entleeren, empfiehlt er als zweite Lage, wenn in der von ihm angegebenen die Taxis nicht gelingen sollte, folgende:

„Ein starker Mann stellt sich nahe an den Rand des Bettes zu den Füssen des Kranken in eine bequeme Stellung, in der er es lange aushalten kann, bückt sich ein wenig nieder, ziehet den Kranken an sich und legt dessen beide Füsse dergestalt auf seine Schultern, dass auf jeder seiner Schultern ein Kniegelenk des Kranken liegt und die Füsse an seinem Rücken herablängen, hebt sich langsam auf und zieht also die Schenkel des Kranken mit sich in die Höhe, dergestalt, dass der Körper des Kranken an ihm herunter hängt und der Kopf und die Brust desselben auf dem Bette liegen und durch Kissen wohl unterstützt werden.“

„Diese Lage ist von so grossem und wesentlichem Nutzen, dass ich jeden Wundarzt tadele, der einen eingeklemmten Bruch operirt, ohne vorher die Taxis in dieser Lage versucht zu haben.“

Als dritte Lage empfiehlt Richter folgende.

„Man lasse nämlich den Körper des Kranken stark rückwärts und etwas nach der Seite hinbeugen, auf welcher der Bruch nicht ist. In dieser Stellung werden die Bauchmuskeln gespannt und aufwärts gezogen und dadurch wird der Bauchring vielleicht dergestalt auseinandergezogen und erweitert, dass sich der Bruch leichter zurückdrücken lässt.“

Wichtig sind die Rathschläge Richter's, zugleich ächt physiologisch wie praktisch, welche bei der Taxis selbst zu beobachten sind.

„Es ist,“ sagt er, „nicht gleichviel, wohinwärts man den Bruch drückt. Der Winkel des Bauchrings, der nach dem Hüftbein gerichtet ist, ist, vorzüglich bei Mannspersonen, offener und stumpfer, der hingegen zunächst den Schambeinen spitzig und enge. Vernünftig ist es ohne Zweifel, den Bruch durch den offenen Theil des Bauchrings zurückzudrücken und den Druck immer nach dem oberen Rande des Hüftbeins zu richten. — Dies gilt jedoch nur von kleinen Brüchen. — Ich gebe aber zugleich den äusserst wichtigen Rath, sich auf diese Richtung allein nicht einzuschränken, sondern, wenn in dieser Richtung die Taxis nicht gelingt, alle anderen möglichen Richtungen nach und nach zu versuchen. Man drückt den Bruch manchmal in einer Richtung zurück, von der man sich am wenigsten verspricht. Man kann wirklich die Richtung des Drucks nicht mannichfaltig genug verändern. — Wenn der Druck wirksam sein soll, muss er anfangs gelinde sein, allmählich vermehrt und lange fortgesetzt werden. — Je kleiner die Schritte sind, die der Wundarzt in Vermehrung des Druckes macht, desto langsamer er dabei verfährt, je länger er anhält, desto mehr Hoffnung eines glücklichen Erfolges. — Der zweite Fehler, den man bei der Taxis begeht, besteht darin, dass man es gemeiniglich bei dem oben beschriebenen Drucke gegen den Bauchring herauf nach dem Hüftbein bewenden lässt. Diese Art des Drückens gelingt fast am seltensten. — Die zweite Art des Drucks ist in sich weit kräftiger: Man drückt alle Stellen

im ganzen Umfange der Geschwulst einwärts gegen den Mittelpunkt der Geschwulst. So wirkt kalt Wasser, Schnee, Eis auf den Bruch gelegt. Dass es hier nicht sowohl auf einen heftigen, als vielmehr auf einen allgemeinen Druck, der alle Punkte der Oberfläche berührt, ankommt, beweist das kalte Wasser, welches nicht selten weit wirksamer ist als der Druck der Hand. Der Wundarzt, der diesen Druck verrichten will, umfasst den Bruch und breitet seine Finger dergestalt über ihn aus, dass die ganze Ueberfläche des Drucks so viel als möglich bedeckt wird. Entweder der Bruch tritt zurück oder wird kleiner, wenn nicht der Druck unermüdet fortgesetzt worden. Hat er aber nicht das geringste gefruchtet; dann rathe ich folgenden Handgriff ungesäumt vorzunehmen. Man legt nämlich an jede Seite des Bruchs eine Hand, umfasst denselben, zieht ihn gleichsam aus dem Unterleibe noch mehr, jedoch behutsam heraus, beugt und bewegt ihn bald zu dieser, bald zu jener Seite bald aufwärts, bald niederwärts und drückt und wälgert ihn zu gleicher Zeit mit den Fingern. Dieser Handgriff leistet sehr oft grossen Nutzen. — Ein sehr gutes Zeichen ist es, wenn man merkt, dass der Bruch nach diesem Handgriffe kleiner und weicher geworden ist."

Die zusammenziehenden Mittel gestattet Richter als unschädlich, warnt aber, dass man sich auf sie verlasse und räth, diese Mittel nie auf den Leib, wo sie nicht nutzen, sondern eher schaden können, sondern allein auf den Bruch zu legen.

Eiskalt Wasser, Schnee, gestossnes Eis, wirken nach Richter weit kräftiger. Man giesst entweder plötzlich und unvermuthet eiskaltes Wasser auf den Bruch; die zweite Art, man befeuchtet durch acht- bis zwölffache Compression mit eiskaltem Wasser und bedeckt damit den ganzen Bruch, hält er für weit kräftiger und sicherer. Wenn man nach einem sechszehn- bis zwanzigstündigen Gebrauche nicht die geringste Verminderung der Geschwulst erzielt, so räth Richter zur Operation. Dieser Versuch muss der letzte vor der Operation sein. Wenn aber der Bruch und Unterleib sehr entzündet und schmerzhaft ist, darf man sich nicht unterstehen, das kalte Wasser zu gebrauchen, weil Brand die unmittelbare Folge ist.

Bei der krampfhaften Einklemmung räth er von der Anwendung des kalten Wassers ab.

Wie sehr Richter es sich's angelegen sein liess, in jedem einzelnen Falle zu individualisiren, das beweist eine von ihm erzählte Krankheitsgeschichte eines eingeklemmten Bruchs, bei dem er auf den Bruch Eisumschläge, auf den Leib selbst erweichende Umschläge legen liess und dadurch die Taxis leicht erzielte.

Wenn über die Zeit zur Operation Richter sich dahin äussert, dass kleine und neue Brüche, wenn sie sich einklemmen

gemeinlich bald und heftig entzünden, die Operation also nicht aufgeschoben werden darf, weil sie oft nach 24 Stunden schon zu spät ist, so wird jeder Praktiker bis auf den heutigen Tag ihm hierin beistimmen. An einer anderen Stelle drückt er sich jedoch skeptischer über die Taxis aus: „Obgleich ich weit davon entfernt bin, die Taxis überhaupt ganz zu verwerfen, muss ich doch vermöge meiner Erfahrung gestehen, dass ich weniger davon halte als der grösste Theil der Wundärzte, die sie als ein Hauptmittel betrachten und dass ich überzeugt bin, dass sie oft schadet, selten gelingt und wenn sie gelingt, selten die ganze Krankheit hebt. Ich habe nur selten gesehen, dass ein wirklich ernsthaft eingeklemmter Bruch durch die Taxis zurückgebracht wurde, und wo er zurückgebracht wurde, waren durch andere Mittel die Umstände so gebessert und der Bruch ging nach vorhergehenden vergeblichen Versuchen nun so unvermuthet leicht zurück, dass ich immer geneigt war, zu glauben, er würde nach wenigen Stunden nun von selbst zurückgegangen sein".

Schliesslich müssen wir noch hervorheben, dass Richter, welcher so manches Dogma in der Bruchlehre stürzte, auch die bis dahin angenommene Meinung von Louis, dass der ganze Bruchsack nicht zurückgebracht werden könnte, widerlegte. Indem Richter sich auf das Zeugniss von Arnaud bezieht, ruft er aus:

„Denn wenn alles das nicht wahr wäre, was man nicht erklären kann, so würden hunderttausend Wahrheiten, die täglich vor unseren Augen sind, unwahr sein, so würden wir keine Sonne haben."

Er beweist dann, unter welchen besonderen Umständen der Bruchsack zurücktreten kann in einer solchen logischen und unwiderleglichen Weise, dass die Louis'sche Ansicht seit der Zeit keine Anhänger mehr hatte.

Während die meisten bedeutenden Chirurgen seiner Zeit die Tagliacozzische Methode der künstlichen Nasenbildung für Fabeln und Märchen erklärten, gab Richter nicht bloss die Möglichkeit dieser Operation zu, sondern rieth sogar zu dem Versuche, ganz abgehauene Nasen wieder anzuheilen.

Seine conservative Richtung zeigt er auch darin, dass er mit Courtois, welcher den Rath ertheilt hatte, jeden verdorbenen Zahn ausziehen zu lassen, in's Gericht geht und diesen Vorschlag einen „übertriebenen" nennt.

Doch hier brechen wir ab. Wir haben nur einen Bruchtheil der positiven Leistungen Richter's auf dem Gebiete der Chirurgie geschildert.

Doch reicht es aus, um die Wahrheit des Dieffenbach'schen Ausspruchs zu bekräftigen:

„Die Gaben Richter's erregen unsere ganze Bewunderung, sein Scharfsinn und seine Klarheit sind von keinem anderen Chirurgen übertroffen worden. Als Arzt war er fast ebenso gross. Sind wir auch im operativen Fache weit vorgeeilt, so bilden doch seine chirurgischen Lehren und Grundsätze die Basis der deutschen Chirurgie.“

VII.

Kritiken.

Geschichte der Medicin.

Traité des Hermaphrodits Parties génitales, accouchements des femmes etc. Où sont expliqués la figure des laboureurs et verger du genre humain, signes de pucelages, défloration, conception et la belle industrie dont use Nature en la promotion du concept et plante prolifique par Jacques Duval, Docteur et Professeur en médécine, natif d'Evreux, demeurant à Rouen. Nach der einzigen Ausgabe von 1612 (Rouen) wieder abgedruckt. Paris 1880. (In 400 Exemplaren.) 423 Seiten.

Das den echten französischen Typus zeigende Portrait des Verf. und mehrere anatomische Abbildungen sind diesem von Alcide Bonneau edirten, überaus interessanten Werke beigegeben. Duval hatte das Glück, einen gewissen Marin le Marcis, der sich die Hälfte seines Lebens als Frau betrachtet und in Diensten gestanden hatte, bis er durch eine Wittwe aufgeklärt und um Verheirathung nachgesucht hatte, gerichtlich für einen Mann erklären lassen zu können. Der Königl. Procurator hatte zuerst einfach Lebendig-Verbrennen vorgeschlagen, obschon Riolan so kühn war, es für genügend zu erklären, wenn man die Riesen, Zwerge, Sechsfingrigen, die mit missgestalteten Köpfen Behafteten bloss verbannte. Diese Untersuchung führte ihn zu weiteren über gewisse curiose Monstrositäten und über die Entstehung der Anomalien, über die Generation überhaupt, kurz zur Abfassung eines schönen, gelehrten, allerdings von abergläubischen Ansichten nicht freien Buches. Lesenswerth ist es nicht nur wegen der Darstellung der zu damaliger Zeit herrschenden Ansichten, sondern insbesondere wegen der philosophischen Auffassung der sexuellen Beziehungen und der geistreichen, unbefangenen Art der Schilderung, die auch des Verfassers reiche Kenntniss nicht bloss der medicinischen, sondern auch belletristischen Literatur beweisen. Kornfeld.

2. *Et Par Tilfaede af akut Morbus Brightii tilligemed en Del historiske Bemaerkninger om Nyrernes Patologi.* Af Doktor Johannessen. (Aftryk fra „Norsk Magazin for Laegevidenskaben". 12te Hefte. 1881.)

* Bereits in den vierziger Jahren versuchten zwei Aerzte, Anger[1]) und Engel[2]) über die Geschichte des *Morbus Brightii* Licht zu verbreiten. In jener Zeit stand das Studium der historischen Pathologie in vollster Blüthe. Nur die Elite der medicinischen Historiker hatte bereits die Einsicht gewonnen, dass die historische Pathologie allerdings viele, bis dahin dunkle und streitige, Punkte aufklären könne, dass sie aber für alle jene Zeiten, in denen die pathologische Anatomie nicht wissenschaftlich und systematisch cultivirt würde, niemals Resultate von mathematischer und historischer Gewissheit liefern dürfte. War doch der Gründer der historischen Pathologie, der geniale Hensler in seiner *„Geschichte der Syphilis"* selbst zu keinem positiven Resultate gekommen.

Der norwegische Arzt Dr. Johannessen hat es in vorliegender Schrift nun abermals versucht, Beiträge zur Geschichte der Nierenkrankheiten zu liefern.

Freudig erkennen wir es an, dass der Verf. seine Aufgabe insofern klar erkannt hat, als er in seinem Abrisse, den er von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit herabführt, sich darauf beschränkt, die Stellen in den Autoren hervorzuheben, welche überhaupt der Krankheiten der Nieren Erwähnung thun. Denn mit Sicherheit wird in den wenigsten Fällen sich hier entscheiden lassen, ob wirklich ein *Morbus Brightii* vorliegt.

Ebenso muss anerkannt werden, dass die wichtigsten Schriftsteller ihm bekannt gewesen sind. So legt denn die ganze Schrift Zeugniss ab von dem Werthe, den man in Skandinavien den historischen Studien der Medicin beilegt. Es ist gar keine Frage, dass man in Skandinavien darin Deutschland voraus ist, dass von jedem Candidaten der Medicin literarische und historische Kenntnisse verlangt werden und jeder Candidat sich einem Examen in dieser Disciplin unterwerfen muss. Da auf jeder Universität daselbst historisch-medicinische Vorlesungen gehalten werden, so ist ja auch jedem Arzte Gelegenheit geboten, Kenntnisse in diesem Fache sich zu erwerben. Besser wäre es freilich noch, wenn dort, wie in Frankreich, besondere Lehrkanzeln für die Geschichte der Medicin existirten, während in Skandinavien meistens dem Docenten für allgemeine und pathologische Anatomie diese Pflicht obliegt.

Die Geschichte der Medicin erfordert, wie keine andere Disciplin, ihren ganzen Mann, und nur der Berufshistoriker ist im Stande, sich gründliche und genaue Kenntnisse in der Bibliographie,

---

1) Dissertatio inauguralis medica sistens conspectum morbi Brightii historicum, adnexis casibus 6 in nosocomio generali Pragensi observatis. Pragae 1840. 8.

2) Recherches historiques et critiques sur l'albuminurie et la maladie de Bright. Thèse. Strasbourg 1841.

Literatur und Geschichte der Medicin zu verschaffen und auch nur dann, wenn er mit ganzer Hingebung seinen Beruf ausfüllt. Unter solchen Umständen darf man sich nicht wundern, dass in obiger Schrift sich viele und grosse Lücken finden. Es liegt uns fern, irgendwie dem Verf. einen Vorwurf daraus zu machen. Vielmehr trägt die ganze Schrift die deutlichen Spuren eines unverdrossenen Fleisses. Sie beweist aber zugleich, dass es nur wenigen Aerzten, ohne den Unterricht eines Berufshistorikers genossen zu haben, vergönnt sein dürfte, mit Erfolg und in erschöpfender Weise ein historisch-medicinisches Thema in Angriff zu nehmen und zu bearbeiten.

Wir wollen uns, des uns hier gestatteten Raumes halber, nur darauf beschränken, diejenigen Autoren des Alterthums und der arabischen Zeit anzuführen, welche Verf. nicht citirt hat.

Wenn Verf. auch nach „Lieblein“ ganz richtig erwähnt, dass den alten Aegyptern die Nierenkrankheiten bekannt gewesen seien, so vermissen wir doch die Anführung des Papyros Ebers[1]), der sich auch mit diesem Gegenstand beschäftigt und speciell der harntreibenden Mittel erwähnt. Ausser den vom Verf. citirten Stellen der hippokratischen Sammlung heben wir folgende hervor. Hippokrates gesteht in dem siebenten Buche „über die Epidemien“, dass er über dem fünfzigsten Jahre keine Nierenkrankheit geheilt gesehen.[2]) Die Menschen, sagt er in der Schrift *„de aëre locis et aquis“*, werden von Stein, Nierenkrankheiten, Harnstrenge, Hüftweh und Brüchen befallen, wenn sie verschiedenartiges Wasser trinken, entweder aus grossen Flüssen, in welche andere sich ergiessen oder aus stehenden Gewässern, zu denen Zuflüsse von vielen und mancherlei Art von Wasser stattfinden oder wenn sie eines Wassers sich bedienen, das von Weitem her und nicht von der Nähe sich ansammelt.[3]) Hippokrates bemerkt an einer anderen Stelle, in dem sechsten Buche über die Epidemien, dass der Schmerz in den Nieren heftiger werde, wenn man sich mit Speisen anfülle; das Leiden werde gehoben, wenn man die Speisen entleert hat und der Urin einen gelben, sandartigen Bodensatz mache und Betäubung in dem Schenkel derselben Seite eintrete.[4])

1) Der Papyros Ebers in culturhistorischer und medicinischer Hinsicht von Heinrich Rohlfs. Beilage zur Allgem. Zeitung. Nr. 255 u. 256. 1877.

2) *Τὰ νεφριτικὰ οὐκ εἶδον ὑγιασθέντα ὑπὲρ πεντήκοντα ἔτεα.* Edit. Kühn. Tom. III. p. 622.

3) *λιθιῶσι δὲ μάλιστα ἄνθρωποι καὶ ὑπὸ νεφρίδων καὶ στραγγουρίης ἁλίσκονται καὶ ἰσχιάδων καὶ κῆλαι γένονται, ὅκου ὕδατα πίνουσι παντοδαπώτατα καὶ ἀπὸ ποταμῶν μεγάλων, εἰς οὓς ποταμοὺς ἕτεροι ἐμβάλλουσιν, καὶ ἀπὸ λίμνης, εἰς ἣν ῥεύματα πολλὰ καὶ παντοδαπὰ ἀφικνεῦνται, καὶ ὁκόσοι ὕδασιν ἐπακτοῖσιν χρέονται διὰ μακροῦ ἀγομένοις, καὶ μὴ ἐκ βραχέος.* Edit. Kühn. Hippocratis Vol. I, p. 540.

4) *Ἐκ νεφρὸν ὀδύνη βαρεῖα, ὅταν πληρῶνται σίτου — λύονται δὲ ὅταν*

Im siebenten Buche der Epidemien erwähnt Hippokrates eines Patienten, mit Nierenleiden behaftet, gegen das ein Klystier von Kürbisbrühe angewandt wurde.[1] Aus einer andern Stelle desselben Buches geht hervor, dass Hippokrates der ausserordentliche Erfolg der Milch bei Nierenkranken wohl bekannt war. Der nierenkranke Klonigas in Abdera trank Milch, bis die Urinfunction wieder hergestellt war.[2] Er kennt nicht bloss die Nierenabscesse, sondern giebt sogar genau die Symptome an, aus denen man schliessen könne, ob sie sich nach aussen oder innen entleeren werden.[3]

Celsus, der von dem Verfasser gar nicht erwähnt wird, hatte offenbar auch schon gründliche Kenntnisse von den Nierenkrankheiten, und wenn sich bei morbus Brightii methodisches Schwitzen als eines der besten Mittel bewährt hat, so könnte demselben, nach dem von ihm angerathenen zweckmässigen Gebrauch und dem Rathe, sich oft in warmes Wasser zu setzen, der Sache nach diese Krankheit bekannt gewesen sein.[4] Philagrius hat uns eine vollständige „Diaeta eorum, quibus renes e lapide laborant, reliqui vero totius corporis habitus gracilis est“ hinterlassen. Einen von einem anderen Arzte mit Euphorbium behandelten und dadurch verschlimmerten Kranken heilte er durch ein rein diätetisches, von Aëtius uns überliefertes Verfahren.[5] Archigenes verordnete seinen Nierenkranken, neben anderen Mitteln, einen erweichenden Umschlag von Rosencerat mit Styrax.[6] Damokrates empfiehlt bei Nierenkranken zwei verschiedene Umschläge, zu denen verschiedene Ingredienzen genommen werden.[7]

Von Rufus Ephesius, den Verf. gar nicht citirt, besitzen wir eine vollständige Abhandlung über die „Krankheiten der

---

σίτου κενωθῶσι ψαμμία τε πυῤῥὰ ὑφίστανται, αἱματῶδες τε ῥέουσι, νάρκη μηροῦ τοῦ καὶ ἴξιν. Edit. Kühn. Tom. III, p. 584.

1) πρὸς τὸ νεφριτικὸν ἐκ τῆς σικύης κλυσμός. Hippocratis T. III. Editio Kühn. p. 678.

2) ἐγαλακτοπότησε δὲ ἕως τὰ οὖρα ἀπεκατέστη. Ebendaselbst p. 702.

3) Ὁκόσοισι δὲ νεφριτικοῖς ἐοῦσι τὰ προειρημένα συμβαίνει σημῆα, πόνοι τε περὶ τοὺς μύας τοὺς ῥαχιαίους γίνονται. κἢν μὲν περὶ τοὺς ἔξω τόπους γένωνται, ἀπόστημα προσδέχου ἐσόμενον ἔξω. ἢν δὲ μᾶλλον οἱ πόνοι πρὸς τοὺς εἴσω τόπους γένονται καὶ τὸ ἀπόστημα προσδέχου ἐσόμενον μᾶλλον εἴσω. Ebend. p. 760.

4) Oportet saepe desidere in aqua calida. Cornelii Celsi medicinae libri octo ex recensione Targae. Lugduni 1785, p. 173.

5) *Aetii medici libri universales quatuor, per Janum Cornarium latine conscripti.* Basel 1542. p. 606.

6) Τοὺς δὲ νεφριτικοὺς διαιτᾶ προσεκόντως, ἐπιθεὶς μὲν κηρωτὴν ῥοδί-νην μετὰ στύρακος, μαλαγματῶδες ποιήσας. Med. graecor. opera. Editi Kühn. Vol. XIII, p. 331.

7) Καὶ τοῦτο εὐωδές τε καὶ τὰς ἥπατος Αἶρον διαθέσεις τὰς νεφρῶν τε καὶ κώλου. — Med. graec. oper. Edit. Kühn. Vol. XIII, p. 223 u. f.

Nieren und der Blase".[1]) Seine Schilderung der Symptome der Nierenentzündung und die minutiös angegebene Therapie dürften heute noch in vielen Punkten mustergültig sein. Er warnt davor im ersten Stadium, bevor die Schmerzen sich verloren und Kochung eingetreten, harntreibende Mittel zu geben und wenn es nöthig, die Eingeweide zu entleeren, keine durch den Mund eingenommene Abführmittel zu nehmen, sondern räth ein warmes Klystier zu geben. Von nicht minderer Bedeutung ist die Schilderung der in Eiterung übergehenden Nierenentzündung und die dagegen empfohlenen Mittel desselben Autors.

Aëtius schon fühlte sich veranlasst, dieses ganze Capitel in seine Werke aufzunehmen und findet man es S. 615 in jener citirten Ausgabe.

Plastisch beschreibt Aretäus, welcher auch nicht vom Verf. angeführt wird, die Wanderungen des Podagras bis zu den Nieren und der Blase.[2]) Ebenso genau kennt er die chronischen Krankheiten der Niere, als Abscesse, Geschwüre, Steine, Blutergiessungen.[3]) Nicht weniger ist ihm die physiologische Function der Nieren bekannt, er weiss, dass sie dazu dienen, den Urin aus dem Blute abzusondern und auszuscheiden, dass letzterer Process aber durch Steine, eine hinzugetretene Entzündung oder Blutcoagula oder durch sonst ähnliche Vorgänge gestört wird.[4])

Oribasius hat ein besonderes Capitel über Nierenkrankheiten und empfiehlt eine Menge von Mitteln gegen die Steine.[5]) Am ausführlichsten und eingehendsten, zugleich am systematischsten werden die Krankheiten der Nieren von Avicenna abgehandelt. Man könnte seine Abhandlung *„de Dispositionibus renum, cujus sunt duo tractatus"* als die erste Monographie über Nierenkrankheiten bezeichnen.[6]) Auch diese beiden Schriftsteller sind vom Verf. nicht citirt. Hier halten wir ein, doch bemerken wir ausdrücklich, dass dieser Nachtrag, den wir zu Verf. Angaben geliefert haben, durchaus nicht erschöpfend ist, und wir weit mehr

---

1) *μελίκατον δὲ μὴ προσφέρειν, ἐὰν μή σοι δοκῇ ἐπὶ οὔρησιν ἤδη προτρέπειν, ὃ ἐγὼ κατὰ ἀρχὰς οὐκ ἐπαινῶ πρὶν σαφῶς τὰς ὀδύνας πέσσεσθαι — κλυσμάτιον δὲ θερμὸν ἐνιέναι. Oeuvres de Rufus d'Éphèse* par Emil Ruelle. Paris 1879, p. 4 u. f.

2) *νεφρῶν καὶ κόστιος ἡ διαδοχή. Aetiologica, Simeiotica et Therapeutica Aretaei Henischio* autore. Augustae Vindelicorum 1603, p. 124.

3) *χρόνια οὖν, ἀποστάσιες, ἕλκεα, λίθων γέννα, αἱμορρόϊδες.* Med. graecor. oper. Edit. Kühn. Vol. XXIV, p. 135.

4) *ἐπίκαιρον δὲ αὐτέων τὸ ἔργον, ἥ τε διάκρισις τῶν οὔρων ἀπὸ τοῦ αἵματος καὶ ἡ ἀπόκρισις. ἐπέχει δὲ τήνδε ἢ λίθος, ἢ ἐγγιγνομένη φλεγμονή, ἢ αἱμόλωψ, ἢ τι τοιόνδε.* Ebendaselbst p. 55.

5) *Oribasii Sardiani Synopseos libri novem. Baptista Rasario interprete. Venetiis* 1554, p. 201.

6) *Avicennae Arabaei medicorum principis Canon Medicinae. Venetiis, industria ac sumptibus Juntarum* 1608, cf. p. 863.

zu bringen im Stande wären, wenn die Grenzen der Kritik uns dies hier gestatteten.

Jeder angehende Historiker sollte sich die Lehre hieraus ziehen, zuerst mit der Bibliographie und Literatur der Medicin sich bekannt zu machen, bevor er an ein historisches Thema sich heran wagt. Was die Osteologie für den Anatomen, das ist die Bibliographie für den medicinischen Historiker!

3. *Johann Baptist Morgagni.* Zur Erinnerung an den 25. Februar 1682 von Dr. von Kerschensteiner. Beilage zur Allgem. Zeitung 25. Febr. 1882.

*In kurzer prägnanter Weise werden hier dem Leser die Hauptmomente aus dem Leben Morgagni's, sowie dessen Verdienste um die medicinischen Wissenschaften und speciell um die pathologische Anatomie vorgeführt. Die Deutschen haben von jeher ihren Kosmopolitismus dadurch bethätigt, dass sie gern und bereitwillig die Verdienste der Forscher, welche anderen Nationalitäten angehören, anerkannten. Hat sich in gewissen Kreisen auch neuerdings ein nationaler Chauvinismus entwickelt, so steht doch die Mehrzahl der Aerzte und Gelehrten diesem banausischen Treiben fern. Die Wissenschaft ist Verf. daher zu hohem Dank verpflichtet, dass er den zweihundertjährigen Geburtstag des grossen italienischen Arztes in so würdiger Weise bei uns und, da seine Abhandlung in einem Weltblatte erschien, für die ganze Welt in Erinnerung gebracht hat.

4. *Vortrag über den Eisenacher Arzt Christian Franz Paullini* von Dr. B. Wilhelmi, Königl. Sanitätsrath und Kreisphysicus in Swinemünde. Tageblatt der 55. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Eisenach 1882. Nr. 6, Oct. 1882.

*Je weniger man etwas dagegen einwenden kann, wenn in den allgemeinen Versammlungen der Naturforscher und Aerzte historische Themata berücksichtigt werden, auch schon desshalb, um bei denselben das Interesse für die Geschichte der Medicin zu erwecken und ihre Bedeutung ins Licht zu stellen, desto mehr muss es getadelt werden, wenn einmal Unberufenen solche Vorträge anvertraut werden, anderntheils solche Vorwürfe gewählt werden, welche gar kein allgemeines Interesse haben. Gegen beides ist durch obigen Vortrag gesündigt worden. Derselbe ist weiter nichts als ein wässeriges Extract aus dem gründlichen und gelehrten Werke von Marx „zur Beurtheilung des Arztes Christian Franz Paullini", Göttingen 1872. Auf der Naturforscherversammlung sich seine Sporen als medicinischer Historiker verdienen zu wollen, ist ein gar zu gefährliches Experiment, vor dessen abermaliger Aufführung wir sehr warnen müssen!

5. *Goethe und kein Ende.* Rede bei Antritt des Rectorats der Königlichen Friedrich-Wilhelms Universität zu Berlin. Am 15. Oct. 1882. Gehalten von Emil Du Bois-Reymond. Leipzig 1883. Verlag von Veit u. Comp.

*Es ist ganz gewiss erfreulich, dass sich augenblicklich eine Rückkehr vom Specialismus zum Universalismus bemerkbar macht. Dieselbe kann aber nur allmählich vor sich gehen. Am wenigsten aber darf man erwarten, dass ohne Weiteres eine Metamorphose von Specialisten in Universalisten mit Erfolg stattfinden könne. Da wir jedoch im specifischen Jahrhundert des Experiments leben, so ist es ganz natürlich und dem Zeitgeiste entsprechend, wenn solche Experimente angestellt werden. Wie wenig aber bei solchen Versuchen herauskommt, beweist vorliegende Schrift auf eine drastische Weise. Du Bois-Reymond gehört ohne Frage zu den bedeutenderen Physiologen der Gegenwart. Durch seine Untersuchungen über die thierische Elektricität hat er sich um die Physiologie in vieler Hinsicht verdient gemacht. Keiner aber wird leugnen, dass er selbst auf diesem Gebiete Specialist ist. Dass ein solcher nicht im Stande war, ein so vielumfassendes Genie, wie Goethe, auch nur vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus begreifen, respective beurtheilen zu können, vermag Jeder a priori einzusehen. Durch die Rede, welche er als Rector hielt — der Rector einer deutschen Hochschule darf sich Manches erlauben, was andere Sterbliche nicht dürfen — liefert er den Beweis unserer Behauptung. Den Versuch, den er darin anstellt, die Bedeutung Goethe's als Naturforscher abzuschwächen und darzuthun, dass diesem das Organ für theoretische Naturwissenschaft in ihrer höchsten Gestalt gefehlt habe, ist ihm gänzlich misslungen, und die Schrift selbst bezeugt durchweg das Fiasko, welches der Verf. damit gemacht hat. Wie wenig die Kräfte und der geistige Horizont du Bois-Reymond's diesem kühnen Unternehmen entsprechen, das beweist schon der eine Umstand, dass Verf. nicht einmal die bekannte Stelle:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum"

richtig aufgefasst hat. Wie männiglich bekannt ist, stellt hier Goethe der grauen Theorie die Praxis gegenüber. Faust ist ja die personificirte deutsche Nation. Nicht mit Unrecht hat man uns als Träumer und Denker κατ' ἐξοχήν bezeichnet. Der Schüler, der eben auf die Universität gekommen, aber „aufrichtig schon wieder fort möchte", da „ihm von alledem so dumm wird, als ging ihm ein Mühlrad im Kopfe" herum, diesem Schüler, dem die Wissenschaft wegen ihrer grauen Theorie anfängt verhasst zu werden, ruft Mephisto jene Worte entgegen, einmal spöttisch ironisirend, anderntheils tröstend und warnend. Dieser „goldene Baum", der also weiter nichts als die Praxis,

die That, gegenüber des Gedankens Blässe bedeutet, ist für du Bois-Reymond „das geniessende, schaffende Leben“ und er bezeichnet es „als das wahre Gift für den Schüler“.

Wenn Verf. Goethe einen Vorwurf daraus macht, dass ihm der Begriff der „mechanischen Causalität“ abgegangen, so kommt uns dieses gerade so vor, als wenn man es Hippokrates vorhalten wollte, dass er den Kreislauf des Blutes nicht gekannt oder auf die Griechen und Römer herabsehen, weil sie keiner Eisenbahnen und Telegraphen sich bedient hätten.

Gänzlich falsch und mit den Thatsachen im Widerspruch stehend ist die Behauptung des Verfassers, dass Oken die Wirbeltheorie vor Goethe entdeckt habe. Bereits in der zweiten Abtheilung unserer „Geschichte der deutschen Medicin“ wiesen wir diese Legende zurück und zeigten S. 161, dass Oken, als Goethe diese Entdeckung machte, erst 12 Jahre alt, die Osteologie ihm damals also noch eine terra incognita war.

Uebrigens müssen wir zugeben, dass die Schrift durchaus im Geiste der heutigen Naturwissenschaft geschrieben ist, als deren Typus Goethe uns den Baccalaureus im zweiten Theil des Faust vorführt und ihm folgende Worte in den Mund legt:

„Erfahrungswesen! Schaum und Dunst!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gesteht! Was man von je gewusst
Es ist durchaus nicht wissenswürdig.“

Goethe aber hasste diejenige Naturforschung, welche bloss durchs Experiment zum Ziele zu gelangen sucht, welche sich bloss auf die Induction stützt und alle Deduction von oben herab von der Hand weist. Dieselbe lag freilich damals noch im embryoartigen Zustande, wurde aber von dem Falkenblicke Goethe's in ihrer ganzen Einseitigkeit erkannt. Wahrscheinlich gab sie ihm Veranlassung im zweiten Theile des Faust die herrlichen Worte zu dichten:

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht fasst, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.“

Geburtshülfe.

6. *Die bindegewebigen und myomatösen Neubildungen der Vagina.* Von Professor Dr. Ludwig Kleinwächter. Separatabdruck aus der Prager Zeitschrift für Heilkunde 1882.

*Wie alles, das der Feder dieses bedeutenden Gynäkologen entfliesst, von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist, so dürfte auch angezeigte Schrift ein allseitiges Interesse in Anspruch

nehmen. Wir brauchen weiter nichts zu sagen, als dass sie als erste Monographie über diesen Gegenstand erscheint. Mit gewohnter Klarheit und erschöpfender Gründlichkeit hat Verf. sein Thema abgehandelt.

Hygiene.

7. *Die Verhütung der erblich-giftigen, verbreitetsten Ansteckungen.* Allgemein verständliche, warnende Belehrungen zur Milderung einer der traurigsten Menschheits-Kalamitäten. In Anreihung an seine Krankheiten-Vernichtungslehre für die Gefährdeten beiderlei Geschlechts von A. Theodor Stamm, Med. Dr., Dr. Phil. Zürich 1883. Cäsar Schmidt.

* Eine vortreffliche Schrift! Wir wünschen derselben eine grosse Verbreitung. Möchten vor allem Volksvertreter, Reichsboten und Medicinalbeamte die hier gegebenen Rathschläge einer ernsten Prüfung unterwerfen, sie beherzigen und eventuell ausführen.

8. *Die Erblichkeit der Gebrechen des Menschen und die Verhütung der Gebrechlichkeit* von Eduard Reich. Neuwied u. Leipzig 1883. Heuser's Verlag. 1883.

* Obiges Buch, der Feder des verdienten Hygienisten Reich entflossen, ist ebenfalls nicht bloss für die Aerzte geschrieben, sondern für alle wissenschaftlich Gebildeten. Als solches erfüllt es in jeder Beziehung seinen Zweck und ist im Stande, viel Gutes zu stiften. Nur müssen wir unserm tiefsten Bedauern darüber Ausdruck geben, dass wir Reich unter den enragirten Impfgegnern erblicken. Unsere Stellung zu dieser Frage ist den Lesern bekannt. Wir wünschen die Segnungen des Impfens nicht durch Zwang, sondern durch Aufklärung den Völkern zu bringen. Dass dieses möglich sei, hat die Republik Bremen durch eine Erfahrung von 70 Jahren bewiesen. Dass hinter der Maske der Impfgegnerschaft sich eine politische, dem deutschen Reiche feindliche, Partei versteckt, ist bekannt. Denn es ist unbegreiflich, dass die Impfgegner behaupten können, der Impfung fehle die wissenschaftliche Grundlage. Sogar jeder Laie sollte so viel Verstand haben, um einzusehen, dass es keinen wissenschaftlicheren Beweis für die Wahrheit und die Rationalität des Impfens geben kann, als das bekannte Jenner'sche Experiment. Wer dasselbe aber nicht kennt oder nicht den Muth hat, dasselbe anzustellen, der sollte in dieser Frage gar nicht mitsprechen, um nicht den Fluch der Lächerlichkeit oder den Verdacht eines beschränkten Kopfes auf sich zu laden.

VIII.

Miscellen.

Joinville, den 9. Oct. 1882.

a) Dritter Brief des Culturhistorikers Dr. August von Eye an den Herausgeber.

Lieber Freund!

Nachdem ich auf Deinen Wunsch als Unkundiger Dir einige Notizen über hiesige Krankheitserscheinungen mitgetheilt, lass mich Dir auch, was ich besser verstehe, über die Gesundheitsverhältnisse unseres Landes etwas sagen. Was darüber zu berichten, ist, wie ich denke, beachtenswerth genug; doch muss ich zu dem Zwecke etwas weiter ausholen.

Im Jahre 1843 vermählte sich der Prinz von Joinville, Sohn des Königs Louis Philipp von Frankreich, mit der Schwester des Kaisers Pedro II. von Brasilien. Nach den Gesetzen des Landes musste die Prinzessin mit einem Heirathsgute ausgestattet werden. Man entledigte sich dieser Verpflichtung nach der schlauen Weise der Romanen, indem man da nahm, wo man am meisten Ueberfluss hatte; man gab Land, wenn dieses auch nach der damaligen Lage der Dinge als werthlos erscheinen musste. Der nördliche Theil der Provinz Sta. Catharina, den man zu diesem Zwecke ersah, war noch mit Urwald bedeckt, fast menschenleer, der Cultur, wie man glauben mochte, unzugänglich. Vor den Augen des intelligenten Prinzen gestaltete sich die Sache aber anders; er beschloss zu colonisiren. Die bald darauf folgenden Stürme des Revolutionsjahres mochten ihm ausserdem den Gedanken nahe legen, jenseits des Oceans ein neues Reich zu gründen. Von seinen Franzosen musste er zu Colonisationszwecken indess bald absehen. Doch auch in Deutschland entstanden nach dem Jahre 1848, was wenig beachtet ist, unter Unzufriedenen Auswanderungsgelüste und Pläne zur Gründung von Niederlassungen in der neuen Welt. Die

verunglückten Adelscolonien in Texas sind am ruchbarsten geworden. Der Freiherr Ernst von Bibra machte im Auftrage der schwäbischen Ritterschaft eine Fahrt nach Chile. In Hamburg trat 1849 eine neu gegründete Gesellschaft mit dem französischen Prinzen in Verbindung. Doch war man in Verlegenheit um Material für die beschlossene Neugründung; es fehlte an Colonisten, welche Lust hatten, in das verrufenste aller Länder auszuwandern. Da erfanden die Politiker der Schweiz ein, beiden Theilen zu statten kommendes, Auskunftsmittel: man stellte den Inhalt der Zuchthäuser zur Verfügung. — Und nachdem man für die Originalität des Gedankens nicht mehr aufzukommen hatte, war man in Deutschland gern bereit, dem gegebenen landesväterlichen Beispiele zu folgen. Bis in Mecklenburg hinein fanden die Behörden, dass sie das trefflichste „Colonisationsmaterial“ besässen und gaben es zu patriotischen Zwecken willig her. Zu der erlesenen Schaar gesellten sich einige politische Flüchtlinge, schleswig-holsteinische Officiere und Andere, denen das karge Vaterland den Dank versagt. Diese bildeten später die Intelligenz des neuen Gemeinwesens und haben zum Theil um dessen Erhaltung und Förderung die grössten Verdienste sich erworben. Eine Schaar Norweger, die ursprünglich nach Californien hatte auswandern wollen, aber vom Wege abgekommen war, schloss sich der neuen Colonie an.

Die Anfänge derselben waren schwer und forderten manches Opfer. Nur wer mit Aufbietung aller Kraft den Kampf ums Dasein aufnahm, überwand. Die Schweiz fühlte später das Bedürfniss, sich nach ihren ehemaligen Staatsangehörigen umzusehen — eine Aufgabe, der ihr Gesandter Frhr. von Tschudi sich unterzog und deren Ergebnisse in dessen bekanntem grossen Reisewerke niedergelegt sind. Deutschland hat sich nie weiter um seine Angehörigen bekümmert und jetzt soll es beschämt eingestehen, dass die Ausgestossenen Grosses vollbracht, im fernen Westen, auf der südlichen Halbkugel der Erde einen Eckstein deutscher Cultur errichtet haben.

Von den alten Ansiedlern sind nicht viele mehr übrig. Wer von ihnen noch lebt, sitzt mit geringen Ausnahmen als wohlhabender Eigenthümer, als respectables Gemeindeglied auf seinem Gute, umgeben von wohlversorgten Kindern. Der spätere Zuzug der Colonie setzte sich im Allgemeinen, wenn er auch keineswegs aus den Gefängnissen stammte, doch aus untergeordneten Elementen zusammen. Deutschland hat von jeher seine eigentliche Volkskraft, zu seinem eigenen grossen Schaden, nach Nordamerika verschwendet, wo sie spurlos im fremden Elemente untergeht. Hier, im brasilianischen Urwalde war das Proletariat der ärmsten Gegenden Deutschlands stark genug, sich alle fremden Elemente unterthänig zu machen, auf die einheimische Bevölkerung einen solchen

Einfluss zu üben, dass noch jüngst im Reichstage zu Rio de Janeiro die günstige Einwirkung der deutschen Einwanderung laute Anerkennung fand und unser trefflicher Deputirter zu Gunsten derselben den Sieg über die sonst allmächtigen Jesuiten und Sklavenhalter davontrug. — Aus dem ehemaligen „Sumpfloche" ist ein reizendes Landstädtchen mit hübschen Villen in ewig blühenden Gärten geworden. Der Berichterstatter der Cölnischen Zeitung, Dr. H. Zöller, der uns im vorigen Jahre besuchte, urtheilt folgender Weise: „Ich habe in der Colonie Dona Francisca nichts Falsches und Unwahres zu entdecken vermocht; was die Leute schienen, das waren sie auch. Es herrscht in Joinville ein feiner, angenehmer Ton, der gleichmässig alle Classen durchdringt und in den auch die neu hinzukommenden Colonisten sich schnell hineinfinden. Was sonst bloss das Vorrecht grosser Culturmittelpunkte zu sein pflegt, die Ausbildung einer eigenen Art von Urbanität, das ist seltsamer Weise diesem idyllischen Colonialstädtchen beschieden gewesen. Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Selbstachtung und Achtung des Nächsten finden sich überall; dazu heitere Lebensfreude und jenes Selbstbewusstsein, welches bei solch unmittelbarem Verkehre mit der Natur jedes energische Schaffen belohnt u. s. w." — Demselben Berichterstatter wie auch anderen Reisenden fiel das „auffallend reine Deutsch" auf, welches in Joinville gesprochen wird. Der aufmerksame Beobachter nimmt leicht noch mehr wahr. Auch im Munde unserer baarfüssigen Strassenjugend findet er einen Klang des Tones, eine Accentuirung der Silben, die im alten Vaterlande schwer zu treffen sein dürften, die hier eine Parallele haben in den classischen Formen der Landschaft, ihrer üppigen Vegetation und dem zauberischen Lichte, das sie bescheint. Offenbar bilden sich hier Menschen und Landesnatur in eins. Noch manche Charakterzüge der Bevölkerung deuten darauf hin, wenn sie auch erst unscheinbar durch verdeckende Ueberlieferungen des Heimathbodens hervorbrechen. Dass damit die Perspective in eine verheissungsvolle Zukunft eröffnet sei, kann kaum bezweifelt werden. Dieses innere Wachsthum ist es aber, was ich als unsere Gesundheit bezeichnen möchte, und dieses um so mehr, weil es so rasch und merklich aus so geringen und zweifelhaften Anfängen sich entwickelt hat. — Dass es übrigens auch mit unserer rein leiblichen Gesundheit nicht übel bestellt ist, beweist das Verhältniss der Geburten zu den Todesfällen, das unter der deutschen Bevölkerung viel günstiger als bei den Einheimischen, sich wie 5 zu 1 stellt. Vor einiger Zeit starb in einer anderen Colonie eine alte Deutsche, die nicht weniger als 150 Nachkommen gesehen hatte.

Ich möchte den ehrsamen Bewohnern unserer Ansiedelung nicht die Schmach anthun, diese eine Verbrechercolonie zu nennen.

bei weitem die Mehrzahl derselben hat, wie gesagt, anderen Ursprung. Aber dennoch sind die oben mitgetheilten Thatsachen nicht wegzuleugnen und lange Zeit hat jene, da der Zugang sich erst spät und allmählich einfand, nur aus den bezeichneten Elementen bestanden. Mit diesen wurde der Grund zu jeder weiteren Entwicklung gelegt und um so mehr ist es anzuerkennen, dass vollbracht worden, was wir thatsächlich vor Augen sehen. Welches Licht werfen diese Thatsachen aber auf die auch in Deutschland jetzt vielfach ventilirte Frage der Anlage von Verbrechercolonien, zu der man in maassgebenden Kreisen noch immer keine Stellung nehmen zu wollen scheint. Welche Wohlthat für das Land, für die deutsche Menschheit wäre es, wenn man in Regierungskreisen, im Reichstage, statt Kraft und Zeit mit ganz unproductiven Principien- und Parteifragen zu vergeuden, einmal nur in diesem einen Punkte zur That überginge! Welche Ersparnisse für das Budget, welches Glück für die vielen Elenden, die doch nur zum Theil nicht allein durch die ungünstigen Umstände aus der Bahn gedrängt worden, wenn sie auf einen Boden gestellt würden, auf dem die eigene Kraft noch fördert und wenn sie, auf die eigene Kraft angewiesen, die heilsamen rettenden Mächte des Lebens wieder in sich wachrufen dürfen. Jetzt lässt man sie mit grossen Kosten in den Zuchthäusern, den Pesthöhlen geistiger und leiblicher Verderbniss, gänzlich umkommen. Macht doch eine Vergnügungsfahrt hierher, ihr Staatenlenker, und sehet an einem so schönen Beispiele, wie ein krankes Volk gesundet!

---

b) Die Kleiderordnung der Stadt Freiburg i. B. vom Jahre 1667.

Von F. L. Dammert, Gymnasialdirektor.[1])

* Die erste Ordnung betrifft die *„Mägdt,* die *Wartherin, Näderin, Güldenbürger* oder *Unzünftige“*, die zweite „die gemeinen *Handwerker* und *Zünftige,* die dritte die *Zünftmeister, mittlere des Rahts- und Ampthaus-Bediente, Apotheker“* u. s. w., die vierte *„die beständige Räht, die Gelehrte, so jederzeit Gradum Doctoratus vel Licentiae würdiglich erlangen mögen.“* Da letztere von culturhistorischem Werthe für die damalige Medicin ist, so lassen wir sie wörtlich folgen:

„Welchen ingemein (ausgenommen die noch fernere qualiteten des Adels u. s. w. hetten) angeditten wird, sich in allen Kleydungen dergestalten zu verhalten, damit kein Ueberfluss oder Ungleichheit in dem Stand gemerckt werde, dahero man in disem Grad von Thuech zutragen biss in vier Gulden vergunnet, auch

1) Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. Freiburg i. B. 1882.

nit verwöhrt. allerhandt Zeug mit Beltzwercken sich zugebrauchen, doch mit diesem Anhang:

1. Dass Ihnen, deren Söhn und Töchtern gantze Kleyder von glatt oder geblüembtem gutem Sammet oder Damast und Hauben oder Kappen über 12 Gulden zu tragen, ferneres alle gantz guldene oder silberne Borten, Pasament, Gallonen, Schnüer und Spitz verbotten, ingleichem

2. Was mit Goldt oder Silber gemacht ist oder gestrickt; dahero ihnen auch die berlene und andere köstlichere Huetschnüer, item Krägen mit gar köstlichen Spitzen, durchsichtigen Bändlen oder mit abhangenden Schnüerlin oder Knöpflin, darinnen Berlin oder Granaten vernähet seindt u. s. w. nit gestattet, und sie nit begehren werden.

3. Item gantz guldene Gürtel oder auch gantz guldene Beschläg an Gürtlen oder Messer, nit weniger gantz guldene Kötten, Armb- oder Halssband, oder so mit Edelgestein versetzt und mit Kleinodien behengt weren, doch werden solche Granaden, das Tausendt ab zehen Gulden wehrt, zutragen zugegeben.

4. Ferneres und Vierdtens: seindt ihnen verbotten, alle gantz guldene oder silberne Schnüer auff den Kleidern, wie auch die gantz guldene oder silberne Hafften und Ringlein an den Brüsten, gulden- oder silberne Kettelein an statt der Breys-Nestel.

5. Ebenfalls die Schürtz- oder Fürtüecher von dem gar reinen Cammer- oder Lauthertuech oder auch mit gar zu thewren Spitzen.

Dessgleichen die Streiff- oder andere Ermel von letztermelter Leinwath und mit Spitzen versetzt und zumahlen aller anderer Ueberfluss, so von der Leinwath, weissen Spitzen, durchsichtigen Bändel, ausgenähter Arbeit auf die Baan gebracht werden möchte.

Die Jungfrawen mögen sich der Aufsätz wohl bedienen, doch dass selbige von guten guldinen Banden, weniger von gestickter Arbeit, nit verfertigt u. s. w. und in allem eine solche billiche Maass gehalten werde, dass man die, welche eines höcheren Standes seindt, vor ihnen leichtlich erkennen möge zu disem Ende sie allerhand newe Manieren nit so bald nacheüffern und der schwartzen Floret, Taffet u. s. w. über das Haupt auch solcher Ueberschlägen u. s. w. entrathen sollen, inmassen man sich zu ihnen also versehen thut."

Die letzte Ordnung begreift die *„Adelichen Härren", Räthe, Häupter, Grafen* u. s. w.

Hieraus erhellt, dass die Aerzte damals eine hohe sociale Stellung dort einnahmen, indem sie nur eine Stufe unter der höchsten standen.

IX.

Bernhard Nathanael Gottlob Schreger.

Literatur.

Pelvis animantium brutorum cum humana comparatio. 4. Lipsiae 1787. — *Dissertatio de irritabilitate vasorum lymphaticorum.* 8. Lipsiae 1790. — *Fragmenta anatomica et physiologica.* 4. Lipsiae 1791. — *Dissertatio inauguralis de corticis Fraxini excelsioris natura et viribus medicis.* 4. Lips. 1791. — *Der in allen Seuchen und Krankheiten des Haus- und Hofviehes unterrichtende und selbst heilende Thierarzt.* Zeitz u. Naumburg 1793—94. — *Theoretische und praktische Beiträge zur Cultur der Saugaderlehre.* Leipzig 1793. — *Kritisches Dispensatorium der geheimen, specifischen und universellen Heilmittel.* Leipzig 1795. — *Handbuch der populären Thierheilkunde für aufgeklärte Oekonomen.* 1797. — *Progr. de fasciis capitis.* 4. Erlangen 1798. — Die Werkzeuge der älteren und neueren Entbindungskunst. 8. Erl. 1799. — *De functione placentae uterinae epistola ad Virum illustrem* Sam. Thom. Sömmerring. Erlangen 1799. — *Tabulae armamentorum ad rem obstetriciam pertinentium.* Erlangen 1800. — *Auswahl zerstreuter kleiner Schriften medicinisch-chirurgischen Inhalts.* Leipzig 1801. — *Grundriss der chirurgischen Operationen.* Fürth 1806. Dritte Ausgabe. Nürnberg 1828, vierte Ausgabe Nürnberg 1832. — *Uebersicht der geburtshülflichen Werkzeuge und Apparate.* Erlangen 1810. — *Plan einer chirurgischen Verbandlehre.* Erlangen 1810. — *Ueber den Verband der Schädelwunden.* Erlangen 1810. — *Versuch eines Streckapparats zum nächtlichen Gebrauch für Rückgratgekrümmte.* Erlangen 1810. — *Chirurgische Versuche,* 2 Bde. Nürnberg 1811 u. 1818. — *Beobachtungen und Bemerkungen über die beweglichen Concremente in den Gelenken und ihre Exstirpation.* Erlangen 1816. — *Annalen des chirurgischen Clinicums auf der Universität zu Erlangen.* Erlangen 1817. — *Handbuch der chirurgischen Verbandlehre.* 3 Thle. Erlangen 1820—23. — *De bursis mucosis subcutaneis.* Erlangen 1825. — Kritik: Göttinger Gelehrte Anzeigen. Jahrg. 1832. II. Stück von Sömmerring. — *Annalen der neuesten englischen und französischen Chirurgie und Geburtshülfe.* Herausgegeben von B. N. G. Schreger u. J. C. Fr. Harless. 1 Bd. 1—3 Heft. Mit Kpf. gr. 8. Erlangen 1799, 1800. — Anonym erschien von ihm: *medicinisch-hermeneutische Untersuchung der in der Bibel vorkommenden Krankengeschichten.* Leipzig, in der Weygand'schen Buchhandlung 1794. — Ueber Schreger's *neue Methode der Amputatio penis:* medicinisch-chirurgische Zeitung Erg. XVII, 49; Horn's Archiv f. med. Erfahrung 1810. II, 228; Langenbeck's Bibliothek für Chirurgie und Augenheilkunde IV, 393. — *Aneurysma der art. temporalis* von Schreger operirt: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. II, 209. — *Ascites lacteus,* Fall von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. II, 217. — *Beschneidung,* Fälle von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. II, 238. — *Coxarthrocace,* Bemerkungen von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1819. IV, 212. — *Fistula,* über deren Unterbindung von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1819. IV, 193. —

Fractura cartilaginis thyreoideae, Fall von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 62. — *Gangraena intestinorum*, Fall von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 275. — *Gelenkkrankheiten*, Auszug aus Cooper's Schrift von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1818. I, 270. — *Graviditas extrauterina abdominalis*, achtjährige, beobachtet von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 281. — *Hernia intestini recti*, Bemerkungen von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1819. IV, 203. — *Herniotomie*, Bemerkungen von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung. Erg. XVII, 35. — *Hydrocele, über Erkenntniss und Behandlung der mit Hernien complicirten* von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1809. I, 1. — *Hydrocele congenita*, Bemerkungen von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1809. III, 239; Langenbeck's Bibliothek für Chirurgie und Augenheilkunde. IV, 264. — *Hydrothorax*, ohne Erfolg operirt von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810, II, 221. — *Hygroma patellare cysticum*, Bemerkungen von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1819. IV, 214. — *Ischuria mit Anasarka und Oedem*, Fall von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 85. — *Kopfverletzungen*, geheilter Fall von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 56. — *Lipome*, über deren Exstirpation von Schreger: Langenbeck's Bibliothek für Chirurgie und Augenheilkunde. IV, 405; medicinisch-chirurgische Zeitung, Erg. XVII, 55. — *Ueber Lithotomie bei Weibern* von Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1810. IV, 413. — *Neuralgia*, durch Mercurialia geheilt von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. II, 207. — *Beobachtungen über Omalgia* von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 296. — *Bemerkungen über Omarthrocace* von Schreger: Medicinisch-chirurgische Ztg. 1819. IV, 209. — *Paracentesis thoracis*, bei Lungenverletzung mit Erfolg gemacht von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. I, 66. — *Phimosis complicata*, von Schreger durch Beschneidung geheilt: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. II, 242. — *Fälle von Polypus ani* von Schreger: Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1810. III, 79. — Schreger's Werkzeuge zur Ausrottung der Polypen: Textor's neuer Chiron I, 197; medicinisch-chirurgische Zeitung 1823. IV, 162; Froriep's Notizen III, 64. — *Bemerkungen über punctio vesicae* von Schreger: Langenbeck's Bibliothek für Chirurgie und Augenheilkunde. IV, 383; medicinisch-chirurgische Zeitung. Erg. XVI, 43. — *Neue Operationsmethode* von B. G. Schreger: Medicinisch-chirurgische Zeitung 1819. IV, 215.

Schreger übersetzte folgende Bücher in's Deutsche: P. J. B. Prévinaire's *Abhandlung über die verschiedenen Arten des Scheintodes* u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Leipzig 1794. 8. — Juvilles *Abhandlung über die Bruchbänder* u. s. w. Aus dem Französischen nebst einer Vorrede. Nürnberg 1800. 8. m. K. — J. F. P. Deschamp's *Beobachtungen und Bemerkungen über die Unterbindung der verwundeten Hauptschlagadern* u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. 2. Auflage. Fürth 1803 m. K. — Gimbernat's *neue Methode, den Schenkelbruch zu operiren.* Aus dem Spanischen mit einem Nachtrage. Nürnberg 1817. M. K.

Endlich schrieb Schreger (Resp. J. Wümlein) die Abhandlung: *Diagnostices chirurgicae primae lineae.* Erlangen 1818. 4. Trotz aller Bemühungen bei Antiquaren und Bibliotheken ist es Verf. nicht gelungen, in den Besitz derselben zu gelangen. Dem Titel nach dürfte man annehmen, dass Schreger daselbst zuerst als Begründer der *„chirurgischen Diagnostik“* auftritt und etwa dasselbe geleistet, was Wichmann für die innere Medicin.

Rede an dem Grabe Schreger's, gehalten am 11. October 1825 von Friedrich Wilhelm Heinrich Trott, Dr. Med. leg. Erlangen, gedruckt mit Junge'schen Schriften. 1825.

Dass wo viel Licht, auch viel Schatten sei, ist eine Wahrheit, die von Keinem bestritten wird. Sie gilt nicht bloss von Menschen, sondern auch von Dingen.

Selbst die segensreichste Entdeckung oder Erfindung auf irgend einem Gebiete des menschlichen Wissens ist nicht ohne nachtheilige Nebenwirkung.

Dass Eisenbahnen und Telegraphen einen völligen Umschwung des socialen Lebens der Völker und somit der Cultur hervorgebracht haben, wer wollte dies leugnen?

Und trotzdem haben sie in hohem Grade dazu beigetragen, die ehemalige Gründlichkeit in allen Berufsclassen mehr oder weniger zu erschüttern und eine Schnelllebigkeit herbei zu führen, welche geradezu wieder Oberflächlichkeit, ja Blasirtheit erzeugt.

Nirgends zeigt sich dies mehr als auf dem Gebiete der Medicin. Wer von den heutigen Aerzten auch den besten seiner Zeit genug gethan, muss sich doch das Schicksal gefallen lassen, in kurzer Zeit gänzlich vergessen zu sein.

Die Wenigsten erinnern sich daran, dass wir auf den Schultern unserer Vorfahren stehen. Und geschieht es, so dient dieser erhabene Standpunkt oft nur dazu, die Inhaber zu veranlassen, über den niedrigeren der Vorgänger zu spotten und den Schein anzunehmen, als wäre Alles nur das Verdienst der Neuzeit.

Keiner hat mehr als Schreger von diesem Zeitgeiste zu leiden gehabt. Obgleich er, wie wir im Folgenden zeigen werden, einer der hervorragendsten und universellsten chirurgischen Classiker war, nimmt die Gegenwart auch nicht die geringste Notiz von ihm, ja, sehr viele Aerzte werden ihn kaum dem Namen nach kennen.

Selbst der gründliche Kurt Sprengel citirt ihn nicht einmal in der 1828 erschienenen dritten Auflage seines „Versuches“, und bei Häser sucht man den Namen Schreger vergeblich in dessen „Geschichte der Chirurgie“ im Billroth'schen Handbuche. In Häser's *„Lehrbuche der Geschichte der Medicin“* wird weiter nichts von ihm berichtet, als dass er auf „Anregung von Osiander?!“ ein paar Schriften über die Werkzeuge der Geburtshülfe verfasst habe. Selbst der unparteiische Choulant kennt ihn nur als histor. Schriftsteller.

So sei es uns denn hiermit vergönnt, den Schleier, welcher das Andenken Schreger's verhüllte, zu lüften und dem Leser ein Bild desselben als Mensch und Arzt vorzuführen.

Bernhard Nathanael Gottlob Schreger wurde am 6. Juni 1766 zu Zeitz geboren. Sein Vater Nathanael Glaubrecht Schreger stammte aus Sachsen. Er war 25. Juli 1723 zu Ebelsbrunn bei Zwickau geboren und starb am 4. Juni 1805. Seine Ehefrau, Rahel Christiane, eine Schwester des durch seine Augenkuren berühmten Pfarrers zu Cospoda, Johann Gabriel Müller, starb erst im Frühjahre 1819, über 80 Jahre alt. Schreger's Vater wirkte in Zeitz als Conrector am Gymnasium, und somit hatte sein Sohn, welcher von mütterlicher Seite vielleicht das ärztliche Genie ererbt hatte, die Gelegenheit aus erster Quelle, seinen Wissensdurst zu befriedigen. Der Vater unterstützte selbst auf's Eindringlichste das Bestreben seines Sohnes, sich durch eine gründliche classische Bildung für das Studium der Medicin vorzubereiten. Sein Wohnort gab ihm hierzu die erwünschte Gelegenheit, indem das dortige Gymnasium sich im Besitze einer so vorzüglichen Bibliothek befindet, wie sie wenigen anderen Gymnasien zu Theil wird.

Wohl vorbereitet bezog Schreger die Universität Leipzig, welche es seit ihrer Gründung verstanden hat, nie zu altern und auch damals, wie Goethe es uns so schön in seinem „Dichtung und Wahrheit" überliefert hat, aus ganz Deutschland die wissensdurstige Jugend anzog.

Von den Professoren wirkte durch seine Universalität und Persönlichkeit am meisten Ludwig auf Sch. ein. Dieser gehörte damals zu den gefeiertsten medicinischen Lehrern; wir wissen, welch' einen Einfluss er auch auf Goethe, der bei ihm seinen Mittagstisch hatte, ausübte. Dieser wurde hier durch die Tischgespräche der, fast nur aus Medicinern bestehenden Tafelrunde von unwiderstehlicher Neigung für die Medicin und Naturwissenschaft ergriffen; es gab fast keinen Theil der Medicin, welchen Ludwig nicht mit Erfolg bearbeitet. Namentlich seine, über die verschiedensten Disciplinen der Medicin sich erstreckenden Lehrbücher wurden von vielen Professoren ihren Vorlesungen zu Grunde gelegt. Selbst der gefeierte Richter trug kein Bedenken nach Ludwig's „Institutionen der Chirurgie" seine chirurgischen Vorlesungen zu halten.

Wie sehr Schreger die Bemühungen Ludwig's um seinetwegen anerkannte und ihn in dankbarer Erinnerung behielt, geht aus der Widmung des *„Planes einer chirurgischen Verbandlehre"*

hervor. In derselben nennt er ihn seinen „unvergesslichen Lehrer“.

Nach vollendetem Studium im Jahre 1791 erwarb sich Schreger nach damaliger Sitte, indem man die Medicin nur im engsten Zusammenhang mit den schönen Wissenschaften und allgemeiner Bildung studirte, den Grad eines Magisters der Philosophie und dann den eines Doctors der Medicin. Letzterer gab damals nicht bloss das Recht zu practiciren, sondern auch, nach stattgehabter öffentlicher Disputation, Vorlesungen halten zu dürfen.

Dieselben erstreckten sich über mehrere Theile der Medicin und fanden vielen Beifall; vorzüglich aber die über „die in der Bibel vorkommenden Krankheiten“, welche er für Studenten aus allen Facultäten hielt.

Schon nach drei Jahren wurde er als ordentlicher Professor nach Altdorf berufen. Nürnberg war ja die einzige Reichsstadt, welche einer vollständigen Universität sich erfreute. Auch hier fanden die Vorlesungen Schreger's denselben Anklang. Hier wie in Leipzig beschränkte er sich aber nicht auf das blosse Lehramt.

Sein reger Geist veranlasste ihn eigene Untersuchungen auf dem Gebiete der Medicin anzustellen und mit gleichem Eifer beschäftigte er sich mit anatomisch-physiologischen Arbeiten, vorzugsweise mit der chirurgischen Anatomie, wie mit literarischen und historischen Studien.

Der grosse Beifall, den er sich als Lehrer, Forscher und Schriftsteller erworben, bewirkte schon nach vier Jahren seine ehrenvolle Berufung als Professor nach Erlangen, welches damals noch nicht zu Bayern gehörte, sondern eine preussische Universität war.

Schreger hatte den grössten Antheil an dem jetzt beginnenden Aufschwung der dortigen Facultät. Kaum dürfte ein Professor sich eines ähnlichen Rufes erfreut haben. Es war, als wenn die Universitäten sich um ihn rissen. Denn nachdem er sieben Jahre in Erlangen gewirkt, erhielt er 1803 einen Ruf nach Wittenberg; 1816 wurde ihm von der bayrischen Regierung, welche inzwischen von Erlangen Besitz ergriffen, die Lehrkanzel der Chirurgie in Würzburg angeboten; 1818 hatte er einen Ruf nach Leipzig, nach Halle berief man ihn dreimal, zuletzt im Jahre 1816.

Ausserdem bekam er unter sehr vortheilhaften Bedingungen einen Ruf nach Tübingen und Heidelberg.

Da es ihm aber in Erlangen gut gefiel, so konnten alle ehrenvolle Berufungen ihn nicht veranlassen, diesen Ort zu verlassen und seinen ihm lieb gewordenen Wirkungskreis mit einem grösseren zu vertauschen.

Er beherzigte und bekräftigte durch die That den bekannten Spruch: si qua sede sedes et est tibi commoda sedes, illa sede sede si nova tuta minus.

So verbrachte denn Schreger, als der Typus eines echten deutschen Gelehrten in stiller Zurückgezogenheit und ohne Abwechselung seines äusseren Schicksals 28 Jahre an der dortigen Universität in ununterbrochener Arbeit und Thätigkeit als Arzt, Lehrer und Schriftsteller bis zu seinem Tode.

Als solcher allgemein, nicht bloss in Erlangen, sondern weit und breit anerkannt, fehlte es ihm auch nicht an äusseren Ehren, auf die er übrigens, seinem Charakter nach zu urtheilen, wohl wenig Gewicht legte. Bereits im Jahre 1804 wurde er zum preussischen Hofrath ernannt. Die Kaiserlich Leopoldinische Gesellschaft der Naturforscher, die Königliche Akademie der Wissenschaften zu München, die Gesellschaften für Natur- und Heilkunde in Erfurt, zu Bern, Bonn, Heidelberg, Marburg, Halle, Dresden, Erlangen, sowie die ökonomische Gesellschaft zu Leipzig wählten ihn zu ihrem Mitgliede. Mit den Jahren begrenzte er seine bedeutende innere Privatpraxis; ebenso schränkte er seine geburtshülfliche Thätigkeit ein. Der Chirurgie, seiner Specialwissenschaft, blieb er aber bis zum Abend seines Lebens treu. „Er war für die ganze Gegend in chirurgischen Fällen gleichsam die höchste Instanz, deren Aussprüche sich Aerzte und Kranke mit Zuversicht fügten.“ Noch wenige Wochen vor seinem Tode konnte er, durch Krankheit schon sehr heruntergebracht, sich nicht enthalten, seine operative Thätigkeit einzustellen; mit der grössten Anstrengung operirte er noch eine Hasenscharte. Die Operation war mit dem besten Erfolge gekrönt. Er hatte die Vorahnung, dass dies seine letzte sein sollte, indem er die Worte sprach „dies war mein letztes Werk auf Erden.“ Doch fahren wir fort, sein Leben zu schildern.

Das grösste Verdienst um die medicinische Facultät Erlangens erwarb sich Schreger durch die Errichtung eines chirurgisch-klinischen Instituts, das bis dahin gefehlt hatte.

Er half hierdurch nicht bloss einer grossen Lücke im akade-

mischen Unterrichte ab, sondern gab auch den ärmeren Kreisen der Stadt Gelegenheit, sich für chirurgische Leiden die nöthige Hülfe zu verschaffen.

Unter der Beihülfe des Präsidenten von Wendt, des damaligen Klinikers der inneren Medicin, wurde dasselbe am 20. Nov. 1815 eröffnet und später mit acht Krankenbetten versehen. Der Fond bestand anfangs aus 200, später aus 500 Gulden jährlich.

Das ophthalmologische Material der Anstalt übertrug er später dem Medicinalrathe Dr. Küttlinger, einem vortrefflichen Schüler Beer's. Und so schuf Schreger eine der ersten Augenkliniken.

Wie bedeutend das Material für eine so kleine Universität war, ergiebt sich aus den *„Annalen des chirurgischen Clinicum auf der Universität zu Erlangen"*. In diesem Buche ist monatsweise eine Uebersicht der vom November 1815 bis December 1816 dort behandelten Krankheitsfälle gegeben. Mit welcher Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt Schreger den Unterricht leitete, geht am besten aus der Vorrede jenes Buches hervor.

„Täglich," heisst es dort, „ist die Vormittagsstunde von 11 bis 12 Uhr zu den Zusammenkünften mit den Kranken bestimmt — dies sind die Unterrichtsstunden für die Studirenden, wo sie, die Natur im Auge, in der Untersuchung des Formellen und Ursächlichen der kranken Zustände, in der diagnostischen Beurtheilung derselben, im Entwerfen des Heilplans und in der therapeutischen sowohl als chirurgischen Behandlungskunst Anleitung erhalten und geübt werden. Hieran nehmen Alle gemeinschaftlichen Antheil; Wenige unmittelbaren. Die weniger Geübten, bis sie unter Aufsicht durch Versuchen das Nöthige gelernt haben: die besonderen Arbeiten werden den Geübteren, je nach ihrer Fähigkeit und Festigkeit, zugetheilt. So erhält ein Jeder bestimmte Kranke zur speciellen Beobachtung und Besorgung der ihnen zukommenden Heilveranstaltungen und übernimmt zugleich die Pflicht, die Krankheitsgeschichten derselben genau zu verzeichnen. Diese werden dann gesammelt und die geschlossenen mit den Aussagen des Hauptdiarium verglichen, am Ende jedes Monats öffentlich vorgelegt und besprochen."

Sein Schüler und Assistent Trott äussert sich folgendermaassen: „In jenem chirurgischen Institute wurde unter Schreger's Leitung, mit einigen 100 Gulden jährlichem Einkommen so

viel geleistet, dass in acht und einem halben Jahre 2265 grösstentheils unbemittelte Kranke aus der Stadt und Umgegend unentgeltlich die nöthige chirurgische Hülfe und Arzneien erhielten, mehrere auch beköstigt und verpflegt wurden. Im Mai 1814 wurde diese Anstalt mit der chirurgischen Abtheilung des neuen Krankenhauses, zu deren Director Schreger ernannt wurde, verbunden und seitdem sind in derselben 620 Kranke behandelt, von denen 70 in's Krankenhaus selbst aufgenommen waren. Von allen diesen Kranken sind sehr viele geheilt, viele Andere wenigstens so gut als möglich erleichtert und nur Wenige als ganz unheilbar entlassen worden. Es sind nicht mehr als 54 während der Cur gestorben."

Welch' glücklicher Arzt Schreger war und welche grosse Erfolge er ohne Antisepsis erzielte, geht auf's Deutlichste aus diesen Worten hervor.

Doch das Glück, welches er als Arzt, Schriftsteller und Lehrer hatte, begleitete ihn nicht bei der Begründung eines Familienstandes.

Im Jahre 1795 hatte er Wilhelmine Hertel, Tochter des Buchhändlers Hertel in Leipzig geheirathet. Aber die Wahl war keine glückliche gewesen; nach neunjähriger Ehe schied er sich von ihr.

Nachdem er 12 Jahre getrennt von ihr gelebt, wurde die Ehe förmlich aufgelöst und seine geschiedene Gattin erhielt bis an seinen Tod den dritten Theil seiner Besoldung, jährlich 600 Gulden.

Schon in den Fünfzigern schritt er zu einer zweiten Ehe mit Magdalene Dietsch, Tochter eines Kaufmanns in Erlangen. Trotzdem diese Ehe kinderlos war, brachte sie Schreger das von ihm so heiss ersehnte Familienglück und verschönerte den Rest seiner Tage.

Aber das fernere Geschick war kein ungetrübtes. Des Lebens ungemischte Freude sollte ihm nicht zu Theil werden. Es war, als wenn er schweren Tribut für die grossen Erfolge zahlen musste, welche er durch seinen Beruf erntete.

So traf ihn der harte Schlag drei blühende Töchter zu verlieren.

Wenn man die rastlose Thätigkeit, der Sch. sich hingab, bedenkt, indem sein Gehirn, so zu sagen, nie zur Ruhe gelangte, und seine vielseitige und ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit allein

schon hinreichte, einen Menschen ganz in Anspruch zu nehmen, wenn man ferner erwägt, dass er sich gar keine Ausspannungen erlaubte, und dieser Excess von körperlichen und geistigen Anstrengungen schon frühzeitig bei ihm Schlaflosigkeit herbeiführte, so darf man sich nicht wundern, wenn er schon allmählig zu kränkeln begann.

An Hämorrhoiden und an Unterleibsbeschwerden leidend wurde er von einer allgemeinen Wassersucht befallen, welche theils die Folge seiner Körperconstitution war, theils die der, bei angestrengter Geistesarbeit, fast ununterbrochen sitzenden Lebensweise.

Er selbst erkannte seinen Zustand auf's Genaueste, gab sich aber alle Mühe, denselben den Seinigen zu verheimlichen.

Mit der grössten Geduld ertrug er seine Leiden, welche auch die emsigsten Bemühungen seiner befreundeten Collegen nicht heben konnten.

Nach schwerem Kampfe, nachdem sich der Wassersucht eine Unterleibsentzündung zugesellt hatte, wurde er am 8. Oct. 1825 Nachmittags 3½ Uhr erlöst.

Am 11. Oct. 1825 fand sein Leichenbegängniss Statt. Die Trauerrede hielt sein ehemaliger Schüler, der im Juli 1882 verstorbene Professor Trott. Derselbe schildert ihn folgendermaassen:

„Seinen Verwandten war er ein treuer Rathgeber, ein uneigennütziger Helfer und Unterstützer, seinen Freunden ein biederer gefälliger Freund. Er war gegen Jedermann leutselig und gutmüthig, nahm herzlichen Antheil an Anderer Glück und Anderer Leiden, beförderte gern das Gute und half nach seinen Kräften, wo er Hülfsbedürftige fand. Er würde gewiss oft noch mehr gethan haben, wenn er nicht häufig durch körperliche Leiden in seiner Thätigkeit gehemmt worden wäre. — Seine Verdienste folgen ihm in jene Welt nach! Sie sind hienieden von den Gelehrten laut anerkannt. Sein Name wird überall geachtet. Wenn auch von manchen Seiten seine Verdienste nicht gehörig gewürdigt wurden, so sind sie doch von Allen, die den ausgezeichneten Mann näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten, in ihrem Werthe anerkannt und geschätzt worden. Um seinen Verlust trauert nicht allein seine Familie, die er liebte und von welcher er geliebt wurde, nicht allein die Hochschule, deren Zierde und Stolz er eine lange Reihe von Jahren hindurch gewesen ist, nein um ihn trauert auch die

Stadt und die Landschaft, in welcher er als Arzt und Menschenfreund rastlos wirkte; um ihn trauert das deutsche Vaterland und die Wissenschaft, welche an ihm unstreitig einen der grössten Meister in der chirurgischen Heilkunde verloren hat. Ihm folgen die Segenswünsche aller derer, die ihn kannten, liebten und verehrten. Ihm folgt der heisse Dank aller derer, die Hülfe und Rettung bei ihm fanden."

Das Leichenbegängniss selbst aber legte Zeugniss ab von der allgemeinen Liebe, welcher Schreger als Mensch und Gelehrter sich erfreuete.

„Oefters," sagt Trott, „hatte er davon gesprochen, wie es mit seinem Leichenbegängnisse gehalten werden sollte. Er verlangte einen einfachen schwarzen Sarg, ohne alle Zierrathen. Dankbare Schüler weiheten aber dem verehrten Lehrer einen schönen Lorbeerkranz, welcher über dem Sarge, von zweien derselben schwebend getragen, einen imposanten Anblick gewährte. Ebenso hatte der Verewigte öfters geäussert, dass nicht die Leichenfrau, sondern der Anatomiediener bei seinem Leichnam gebraucht werden sollte. Dies geschah denn auch und daher ging in dem Leichenzuge der Anatomiediener, mit einem Blumenstrausse in der Hand, dicht hinter dem Sarge her. — Tausende von Menschen aus der Stadt und Umgegend strömten herbei, um Theil zu nehmen an dem grossen, seltnen Leichenbegängnisse. Ein Theil der Schuljugend mit ihren Lehrern, die Studirenden, so viele deren während der Ferien zugegen waren, die Geistlichkeit, die königlichen und städtischen Behörden, die Mitglieder der Universität bildeten den langen ernsten Trauerzug. Schon in den Strassen, durch welche derselbe wallte, sah man vielen Augen Thränen entfliessen; allgemeine Rührung herrschte auf dem Kirchhofe; und wie viele Thränen der Wehmuth und Dankbarkeit mögen im Stillen geweint worden sein! Einen schönen Beweis der allgemeinen Theilnahme gab auch die, von einigen jungen Verehrern des Entschlafenen veranstaltete und am Abend des Begräbnisses auf dem Kirchhofe, beim Fackelschein, dargebrachte musikalische Nachfeier. Hier herrschte unter einer zahlreichen Versammlung aus den verschiedensten Ständen ununterbrochene Stille und Andacht."

Denselben Geist der Trauer und Bewunderung athmen die Worte seines Collegen, des zweiten Arztes des chirurgischen Clinicums

und Herausgebers der vierten Auflage des Schreger'schen Grundrisses der chirurgischen Operationen, Dr. Bayer. Dort heisst es: „S. entschlief in den Armen seiner Freunde und der Seinigen, nachdem er 33 Jahre im öffentlichen Amte der Wissenschaft und der Menschheit gelebt und genützt hatte: geehrt und geachtet von Allen, die ihn näher kannten, zunächst von seinen zahlreichen Schülern, bedauert von Allen, die noch Hülfe von ihm erwarteten, beweint von seinen Freunden. Die hiesige Akademie verlor eine ihrer glänzendsten Zierden, die deutsche Chirurgie einen ihrer grössten Meister. Auch mir wurde in dem Seligen ein unvergesslicher Lehrer, ein theil nehmender Freund, ein theurer Verwandter entrissen, dessen heilbringendes ärztliches Wirken ich zehn Jahre hindurch als nächster Zeuge und Theilnehmer zu beobachten und zu schätzen Gelegenheit hatte."

Schreger hinterliess nur einen Sohn. Dieser studirte beim Tode seines Vaters Cameralwissenschaft und starb erst vor einigen Jahren als pensionirter Zollbeamter in Erlangen. Dessen Wittwe und zwei Töchter leben jetzt in Ansbach. Ein Pfeifenkopf ist das Einzige, was sie aus dem Nachlasse ihres Grossvaters besitzen, da Alles in die Hände der Stiefmutter überging.

Schreger's zweite Frau starb im Jahre 1876 im 82. Jahre in Erlangen: Auch die beiden jüngeren Brüder Schreger's ergriffen die Gelehrtencarriere. Der ältere, Christian Heinrich Theodor, geboren am 22. Januar 1768, wurde Professor in Halle und machte sich auch als Schriftsteller bekannt; er erwarb sich Verdienste um die pathologische Chemie und lebt sein Name fort in den sogenannten Schreger'schen Linien der Zähne.

Der jüngere, Christian Wilhelm Gabriel, geb. am 27. März, war Pfarrer zu Cospoda bei Neustadt an der Orla.

Beide Brüder überlebten ihren berühmten Bruder.

Betrachtet man das, dem ersten Theil des *„Handbuchs der chirurgischen Verbandlehre"* vorgefügte Bild Schreger's, so wird Einem auf den ersten Blick klar, welch' einen Zauber dessen Persönlichkeit ausüben musste.

Wir erblicken nicht den Hofrath Schreger, wie es unter dem Bilde zu lesen, sondern den Menschen, den Gelehrten, den heilenden Wundarzt, den Wohlthäter seines engeren Vaterlandes und der ganzen Menschheit.

Der schön geformte ovale Kopf, die hohe, theilweise von Haaren bedeckte Stirn, das klare, forschende, ernste und doch mild blickende Auge, die sanft gebogene, graciöse, fein geschnittene Nase, der kleine sprechende Mund, das zierliche Kinn stehen alle zu einander in einem harmonischen Verhältnisse, bringen in ihrem Ensemble einen, Jedem sympathischen, Eindruck hervor und bestätigen, wie Schreger zu den wenigen Männern gehören musste, welche auf den ersten Blick durch ihr blosses Aeussere schon jeden Menschen gewinnen. Daher denn auch die allgemeine Beliebtheit, deren Schreger als Arzt sich erfreute.

Hervorheben müssen wir noch, dass, wie alle medicinischen Classiker über eine poetische Ader verfügen, ohne dass damit jeder dichtende Arzt, wir wollen nur an Kortüm, den Verfasser der Jobsiade erinnern, zum Classiker wird, so auch Schreger ein grosses Talent zur Dichtkunst zeigte. Aufsehen erregte sein lateinisches Gedicht zur Jubelfeier der Reformation, und beweist zugleich, mit welcher Meisterschaft er die lateinische Sprache handhabte. Die, seiner Schrift *„de irritabilitate vasorum lymphaticorum"* vorgedruckte und seinem Lehrer, dem Professor der Botanik in Leipzig, Pohl, gewidmete Ode in sapphischem Versmasse würde sicher vor den kritischen Augen eines Horaz Gnade gefunden haben. Es ist desshalb zu bedauern, dass die Gesammtausgabe seiner Gedichte durch seinen frühzeitigen Tod vereitelt wurde.

Auch auf anderen, der Medicin ganz fern liegenden, Gebieten des menschlichen Wissens hatte er gründliche Kenntnisse.

Mit einem Worte, Schreger war ein viel umfassendes Genie und speciell ein chirurgisches, dem es auch an den entsprechenden Talenten nicht fehlte; er war daher das Gegentheil von dem Fluche der neueren Kunst, wie der sarkastische Grillparzer die *„Genialität ohne Talent"* bezeichnet, in demselben Sinne wie Lessing sagte *„Wer mich ein Genie nennt, den schlag' ich hinter die Ohren"*.

Diesem entspricht auch Schreger's Stellung in der deutschen Chirurgie.

Von allen chirurgischen Classikern ist er ohne Frage einer der universellsten. Wie wir gesehen haben, machen sich bei jedem von ihnen zwei Factoren geltend, der scientifische und der artistische. Bei dem einen überwiegt ersterer, bei dem andern letzterer. Bei Richter prävalirte offenbar der artistische.

Schreger ist dadurch ausgezeichnet, dass bei ihm beide Factoren das Gleichgewicht sich zu halten scheinen, indem die Entscheidung schwer wird, welcher bei ihm am meisten hervorragte.

Keiner hat so sehr, wie er, die Hülfswissenschaften der Medicin herangezogen, selbstständig bearbeitet und cultivirt. Dabei verlor er den Endzweck, dass dieses Alles nur geschehen müsse, zum Nutzen und Frommen der chirurgischen Therapie nie aus den Augen.

Naturgemäss musste auf Richter daher ein Schreger folgen. Wo Heister wissenschaftlich aufgehört, setzte er, sein δός μοι ποῦ στῶ baldigst findend, wieder ein und liess es sich angelegen sein, nicht bloss die Hülfswissenschaften der Chirurgie, die Anatomie und Physiologie, sondern auch die Thierheilkunde, Arzneimittellehre selbstständig zu bearbeiten und zum Nutzen der Chirurgie zu verwerthen.

Seine kritische Thätigkeit bewährte er, seine Landsleute mit chirurgischen Meisterwerken des Auslandes durch Uebersetzungen bekannt zu machen und durch die von ihm in Verbindung mit Harless 1799 und 1800 herausgegebenen *„Annalen der neuesten englischen und französischen Chirurgie und Geburtshülfe"*.

Die späteren Jahrgänge wurden von Hufeland und Harless allein, später in Verbindung mit Ritter in Cassel redigirt und erschienen, dieselbe Tendenz beibehaltend, unter dem Titel *„Neues Journal der ausländischen medicinisch-chirurgischen Literatur"*.

Diese Zeitschrift war gewissermaassen dazu bestimmt, die eingegangene Richter'sche Bibliothek zu ersetzen, indem sie Referate über die besten Schriften der ausländischen Literatur, sowohl auf dem Gebiete der Medicin als Literatur brachte.

Man muss in der That staunen über die enorme Arbeitskraft, welche Schreger in dem kurzen, ihm zugemessenen Lebensraum entwickelte.

Hat die undankbare Gegenwart Schreger gänzlich vergessen, und musste selbst sein, ihm treu ergebener, 62 Jahr ihn überlebender, Schüler Trott es erfahren, dass seine eigenen Worte: „das Andenken an den ausgezeichneten Mann, an seine Kenntnisse, an seine Verdienste und Tugenden wird in unseren Herzen fortleben", nicht in Erfüllung gingen, sondern bis jetzt ein frommer Wunsch blieben, so hegen wir doch die Hoffnung, dass auch in Deutsch-

[illegible] diese Disciplin durch,
[illegible] Werke, sondern zeigte a
[illegible] wie selbst für die op
[illegible] dieselben Früchte trage
[illegible] nicht entgehen, dass „g
[illegible] die sich vollständig decl
[illegible] seinen „Grundriss der chiru
[illegible] aller Operationsmetho
[illegible] seine Zeit darstellt. Er leh
[illegible] zeigt überall seine eige
[illegible] gebildetes Urtheil. S
[illegible] der 2. Band von Spren
[illegible] Operationen histori
[illegible] wenn sicherlich au
[illegible] hat, noch mehr viellei
[illegible] Sinne des Worts ei
[illegible] seiner Kunst aus ers
[illegible] der Geschichte für d
[illegible] am besten die meisterhaft g
[illegible] seines Grundrisses. D

diesen Gegenstand nicht oder nicht genügend leisteten. Das heisst: die Darstellung der einzelnen technischen Verrichtungen sollte sich nicht auf einen, vielleicht den üblichsten, den gemeinnützigen Typus beschränken, nicht bloss die Stimme der Mitwelt, der Nation, der Auctorität aussprechen, sondern jene in ihren mannigfaltigen Modificationen und Varietäten, sowie sie ihnen von jeher Zeitgeist oder Bedürfniss anbildeten, frei umfassen. Sie sollten, wo möglich, das ganze Gebiet der akiurgischen Technik überschauen, sollten die einzelnen Encheiresen von ihrem Entstehen und rohesten Anfange, durch die Stufen ihrer Entwickelung und Ausbildung bis zum wahren Kunstact ebenso verfolgen, als sie in ihrem Zurückschreiten, auf Abwegen, auf Entarten erblicken. Auf diesen Standpunkt versetzt, hoffte ich, werde sich Ihr Blick im Prüfen schärfen, im Auffinden des Zweckmässigen, des Zwecklosen, des noch Fehlenden üben, in den Geist der Zeiten eindringen und den Gang und die Triebfedern der Kunstcultur kennen lernen. Welcher Maler, von Geist und Sinn für seine Kunst, sagt Sprengel, wird nicht die Geschichte derselben in den verschiedenen Schulen studiren? Und wie kann er hoffen, in seiner Kunst einige Vollkommenheit zu erlangen, wenn er nie die Werke des Rafael, Correggio, Claude Lorrain und Wouvermann studirt hat? So auch der Heilkünstler."

„Oder wähnen Sie vielleicht, dass dieses Geschichtsstudium bloss zum Genusse des Mehrkennens, bloss zu Ansprüchen an prunkende Gelehrsamkeit führe, dass es aber für den, dem es um praktische Brauchbarkeit zu thun ist, gar kein Interesse habe? Nein, gerade diesem, will er anders nicht unter dem Gemeinen bleiben, ist es das dringendste Bedürfniss. Denn nur ein wohlgeordneter Reichthum vorschwebender Ideen und Handlungsweisen, vereint mit angeborenem künstlerischem Geiste, kann dem Chirurg im Entwerfen der technischen Pläne jene Gewandtheit, Allseitigkeit und Bestimmtheit, im Ausführen derselben jene Erhabenheit über allen Zufall, jene Besonnenheit und Fassung geben, welche sein Handeln zum glücklichen Ziel leiten. Ohne diesem ist sein Thun ein befangenes Handwerk, erhebt sich nie zur Universalität, Hand und Werkzeug wirken auf's Organ, wie Form auf Form, blind, mechanisch. Und man nehme, wie nicht immer die angelernte eine Verfahrungsart hinreicht, wie oft die Individualität des Falles dem Wirken des Messers die verschiedenste Richtung vorschreibt? Selbst während der Operation können sich Erscheinungen ergeben, können Verhältnisse eintreten, welche eine Abänderung des Operationsplans nöthig machen. Sind denn Geist und Hand an eine Wirkungsnorm gefesselt, ist dem unkundigen Künstler Wahl und Wahlkraft unter mehreren versagt, so entsteht jene unselige Verlegenheit, welche entweder das Uebel als unheilbar verlässt oder zu unzweckmässigen Maassregeln, zu kühnen Wagstücken hintreibt. *Nicht so der durch die Geschichte seiner Kunst Gebildete. Ihm ist, hat er sich innig die Erfahrung der Zeiten angeeignet, eine Quelle geöffnet, aus welcher er mit freier Hand die Mittel nach Verschiedenheit der Zwecke schöpft, sie, selbst noch im Momente des Handelns, der Individualität anbildet und mit ihnen den unvorherberechneten Zufall bekämpft. In dieser Fülle der Kenntnisse liegt zugleich der Keim der Erfindungen, durch welche das Genie die Grenzen der Kunst erweitert, indem es das Mannigfaltige zur Einheit bringt und das Eine zu mannigfaltigen Zwecken benutzt, Neues schafft und das Alte umformt.*"

„Sehen Sie die unverkennbaren Vortheile, welche mich bestimmten, in dieser Schrift den historischen Gang des Unterrichts zu wählen, ohne den Vorwurf zu fürchten, als führe er den Schüler auf unfruchtbaren Umwegen einher."

Wie trefflich das historische Urtheil Schreger's ist, mit welcher Feinheit er es versteht, das Charakteristische und Wesentliche hervorzuheben beweisen seine *„Grundzüge der allgemeinen Geschichte der Akiurgik"* in demselben Buche. Daselbst heisst es:

„Die erste Periode, die der ägyptischen und griechischen Chirurgie, die ihres empirischen Ursprungs. Sie, die Tochter des Instincts, ging als nothwendiges Bedürfniss aus dem Verhältnisse der organischen Menschennatur zur äusseren hervor. Ihr Culturzustand im alten Aegypten ist unbekannt, war vielleicht aber, nach jenem hohen Kunstgeschick der Nation zu schliessen, kein niederer. In Griechenlands Urgeschichte erscheint sie forterbend durch Tradition, beschränkt durch Fanatismus und Priestercharlatanerie.

Die zweite Periode von Hippokrates bis auf Galen; die ersten rationellen Ansichten und aus Beobachtung abgezogene technische Maximen; wirklich technische Tendenz mehrerer Operationen, schon reicher chirurgischer Heilapparat: Belege hierzu liefern Hippokrates' Schriften.

Gebildeter tritt die Akiurgie in der alexandrinischen Schule auf. Umfassend, bestimmt durch Leitung der Anatomie, kräftig, einfach stellt sie Celsus aus ihren verlorenen Originalwerken dar, und ebenso spricht sie sich in anderweitigen Fragmenten aus.

Dritte Periode, von Galen bis in's 15. Jahrhundert. Galen, der Commentator der Hippokratischen Chirurgie und die Alexandriner, als Orakel mehrerer Jahrhunderte; daher Stillstand der inneren Cultur der Kunst. In diese Periode fällt:

1) Bis in's 6. Jahrhundert noch ein Theil der griechischen Chirurgie; ihre Schriftsteller Oribasius, Aëtius, Paul Aegineta verlassen sie auf dem bisherigen Standpunkte.

2) Vom 6. bis in's 12. Jahrhundert; die arabische, ein entstelltes Abbild der griechischen. Vernachlässigung der Anatomie, welche die Religion verbot und selbst die Weichlichkeit, in welche die durch Kriege erschlaffte Nation versank, hemmen die Fortschritte der männlichen Chirurgie, doch zeichnen sich späterhin Ebn Sina und Albucasem aus.

3) Vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. Die italienische und französische Chirurgie. Zwar regt sich ein Streben zum Höheren, aber schwach in sich, noch mehr mit äusseren Hindernissen kämpfend. Denn so nehmen die Lehranstalten zu Salerno, Bologna, Padua zwar auch die Chirurgie in ihre Sphäre auf, aber ihre landfahrenden Schüler würdigen sie zur Gemeinheit des Handwerks herab; so eröffnet die Universität zu Paris zwar eine chirurgische Schule, aber ihre Lehrer sind Priester, denen ein Concilium jede blutige Operation untersagt; so errichten zwar Pitard und Lanfranc zu Paris einen Bund zur Bildung der Wundärzte, aber gleichwohl wagt die Kunst nicht über die Schranken des Arabism hinauszutreten. Ein günstiges Gestirn geht ihr jedoch späterhin in Guy von Chauliac auf; sein prüfender, selbstdenkender Geist lüftet die Fesseln des Vorurtheils.

Vierte Periode, das 16. Jahrhundert, bis in die Mitte des siebzehnten. Die Fackel der Anatomie leuchtet heller, das Studium der Natur ist geweckt, die Erfindsamkeit tritt freier hervor. Paré, Franco, die Fabrice, Severin, Wisemann wirken.

Fünfte Periode, bis auf die neuesten Zeiten. Frankreich, wo die Chirurgie noch einen langen Kampf mit Baderthum und Zunftgeist zu bestehen hatte, übernimmt von Italien die Pflege derselben und rettet sie mit allem der Nation eignen Enthusiasmus und durch jene grossen Unterstützungen, welche das goldene Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten darbietet. Kriege, Krankenhäuser öffnen die Quellen der Erfahrung und begleitet von dieser, angeführt vom Genie eines Dionis, Petit, Desault und anderer strebt die Kunst der Vervollkommnung entgegen. Ihren Gang befeuert Peyronie's Akademie. Doch nur ringend nach immer neuen Verfahrungsarten und Werkzeugen und wechselnd in täglichen Modificationen derselben, nahm die Kunst fast eine zu mechanische Tendenz und das wohlthätige Streben des Erfinders entartete bald in üppige Verschwendung und prunkenden Luxus. Zu ihrem Heile erwachte jetzt Englands Genius und führte sie zur ernsteren Einfachheit zurück. Alle gebildete Nationen treten in einen Bund zu ihrer äusseren Veredelung

und immer mehr erhebt sie sich zu einem lebendigen Dasein und zur wissenschaftlichen Totalität, je mehr die Zeit sie als einen Integraltheil der gesammten Heilkunde anerkennt, und die Scheidewand zwischen Chirurgie und Medicin immer mehr fällt."

Zu den besten Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte der Chirurgie gehört die Abhandlung über die *„Geschichte der Operation der Mastdarmfistel"*. Von den ältesten Zeiten an werden darin alle Methoden geschildert und namentlich die besonderen Vorzüge der Ligatur und des Schnittes gewürdigt, nicht minder werden alle Werkzeuge einer Kritik unterworfen. Wie Schreger sich der historischen Methode in seiner operativen Chirurgie bediente, so verflicht und verwebt er umgekehrt bei dieser historisch-kritischen Arbeit das Praktische und Technische mit dem Historischen.

Bei Schreger sind Arzt, Physiologe, Wundarzt und Historiker, wie bei keinem andern chirurgischen Classiker, gleichsam ineinander verwachsen und so aus einem Gusse, dass sie sich nicht trennen lassen.

Und gerade dies möchte Schreger als Wundarzt und Schreger als Historiker das charakteristische, ihm ganz allein zukommende, Gepräge geben.

Schreger wurde durch den Tod verhindert, seine ausführliche *„Geschichte des weiblichen Steinschnitts"* zu vollenden; er wollte dieselbe mit der anatomischen Darstellung der dabei interessirten Gegenden und Theile in der Art verbinden, wie Camper sie von dem männlichen Körper einst lieferte. Er hat uns jetzt nur sieben Fälle hinterlassen, welche indessen die Hauptmethoden der weiblichen Lithotomie umfassen, indem er den ersten Fall mit horizontaler einseitiger Incision der Harnröhre mittelst des Cosme'schen Lithotom caché ausführte; der zweite wurde mit dem zweiseitigen horizontalen Schnitte durch Louis' Lithotom gemacht, die vier folgenden sind Beispiele von Steinschnitten, welche mittelst des horizontalen ein- und zweiseitigen Schnitts durch das Bistouri verrichtet wurden, und der siebente liefert einen weiblichen Lateralschnitt.

Die bedeutendste historische Leistung Schreger's ist sein Buch *„Medicinisch-hermeneutische Untersuchung derer in der Bibel vorkommenden Krankengeschichten"*.

Demselben ist die charakteristische Eigenthümlichkeit aufgedrückt, welche Schreger als Historiker zeigt und wodurch er sich vor allen Anderen hervorthut.

Es kommt nicht bloss darauf an, Geschichtsforscher und Geschichtschreiber zu sein. Beide müssen von „Geschichtlichkeit“ durchdrungen sein. Darunter verstehen wir den inneren, unwiderstehlichen Sinn für Geschichte; es ist eine sittliche und intellectuelle Tugend zugleich, während die blosse Geschichtsforschung und Geschichtschreibung nur im Verstande und in der Vernunft liegt.

Tritt die „Geschichtlichkeit“ in so hohem Grade bei Schreger hervor und giebt vorzugsweise obigem Buche das Gepräge so erklärt sich dies aus seiner poetischen Ader.

Denn wir sind, nach den uns vorliegenden Proben von Gedichten, fest überzeugt, dass Schreger in der Dichtkunst das Höchste geleistet haben würde, wenn er sich derselben ausschliesslich wie Schiller, welcher anfänglich auch Wundarzt war, gewidmet hätte.

Dass Schreger, welcher in der Aera Lessing's und Herder's lebte, auch auf religiösem Gebiete von der Vernunft und nicht von einem blinden Glauben sich leiten liess, brauchen wir wohl kaum hervorzuheben.

Standen doch seiner Zeit die meisten protestantischen Geistlichen auf dem Standpunkte Lessing's und Herder's, und waren die pietistisch-orthodoxen Pfarrer, welche ja jetzt fast die absolute Majorität bilden, eine verschwindende Minorität. Diesen Standpunkt vertritt Schreger nun auch in jenem Buche, welches in der Bibliothek keines Arztes, noch Pfarrers fehlen sollte.

Wahrscheinlich enthält es die überarbeiteten Vorlesungen, welche Schreger mit so grossem Beifall vor einem Auditorium von Studenten aller Facultäten in Leipzig hielt.

Die Haupttendenz des Buches ist, die Heilung der, nach der Bibel durch Wunder bewirkten, Krankheiten auf eine natürliche Weise zu erklären.

Bei diesem Versuche, welcher vollständig gelungen ist, zeigt sich Schreger ebenso sehr als scharfer Kritiker, wie als gründlicher und tiefer Geschichtsforscher, seinen Stoff beherrschender und stilistisch hervorragender Geschichtschreiber und vielseitiger Philologe.

Folgende Gegenstände werden besprochen: *Von den Dämonischen, von den Mondsüchtigen, von Sauls Krankheit, von der Pythonissa*

Philippen, von Nebukadnezars Krankheit nach Daniel 4., von dem ntracten Weibe, von der Lähmung, von der Auszehrung, dem hwinden einzelner Theile nebst einer Untersuchung der Heilkraft s Teiches Bethesda, über die Geschichte der Erweckung der Todten m Leben im alten und neuen Testamente, von dem Aussatze, Geichte der Blinden, von den Fieberkranken, von dem Wassersüchchtigen, von dem blutflüssigen Weibe, von Jakobs Verrenkung des uses, von dem plötzlichen Tode des Ananias und seines Weibes pphira.

Um zu zeigen, von welchem umfassenden Standpunkte aus chreger seinen schwierigen und delicaten Gegenstand auffasste, sen wir einen Theil der Einleitung als Probe folgen:

„Dass das Studium der Bibel in dem neueren Zeitalter durch die Behungen der Theologen auf so mancherlei Wegen unendlich viel gewonnen be, ist eine eben so angenehme Erfahrung, als gewiss es ist, dass die blische Exegese einen nicht geringen Theil ihrer Aufklärung auch den Naturschern und Aerzten zu verdanken habe, die durch die Fackel höherer ntnisse der Physik ein helleres Licht über so manche dunkle Stelle der ligen Bücher verbreitet und das System der Theologie der Vernunft näher bracht haben. Man thue nur einen Blick zurück in die Zeiten der erstern d mittleren Jahrhunderte nach Christi Geburt, man lese die Erklärungen r Scholastiker und Kirchenväter, da, wo sie physische Schwierigkeiten den, wo sie über die Dämoniasis, über die Seleniasis sprechen: und sehe n auf unser Zeitalter; in der That, man müsste durch Vorurtheile geendet oder geflissentlich ungerecht sein, wenn man hier nicht Licht, hin d wieder freilich auch wohl nur Morgendämmerung, dort Schatten oder durchdringliches Dunkel fände."

„Unbekannt mit den ewig unwandelbaren Gesetzen, nach denen die Natur rkt, wenigstens unbekümmert darum, verstand und glaubte man Alles, so e die Textesworte lauteten, ohne auf den Zusammenhang des Ganzen, den ist der Sprache, die Vorstellungsart der Zeiten und Völker Rücksicht zu hmen. So stand die Erde unbeweglich, so weilte die Sonne drei Tage er Josaphats Thale, drei Tage der Mond über Achalons Thale, der iger des Ahach ging zurück, bloss, weil jenen Commentatoren, die, ohne f den ganzen Zusammenhang der Stellen, den Geist der Sprache und die ak- und Ausdrucksart der Nationen zu sehen, nur die einzelnen Worte erirten, der Laut der Worte es so zu verlangen schien. Oder, um Beispiele, unserm Zwecke näher liegen, anzuführen: Nebukadnezar wurde von ihnen einen Ochsen und dann wieder zum Menschen umgewandelt; Sauln besass böser Geist, und böse Dämonen, Teufel; Satane spielen mit dem Leben d der Gesundheit des Menschen."

„Geleitet durch höhere Kritik, durch Vergleichung der biblischen mit den ofanscribenten, der Sitten, Denkungs- und Handlungsart der älteren mit den utigen Bewohnern des Orients, durch den freien Gebrauch der Vernunft bei klärung der heiligen Bücher, haben wir in dieser Hinsicht unsere Vorfahren it hinter uns zurückgelassen. Männer, in denen sich Kenntniss der Grundrache mit Kenntniss der Natur und der thierischen Oekonomie des Menten insbesondere vereinigten, haben auf das Deutlichste dargethan, dass auf r einen Seite, auf der Seite der biblischen Schriftsteller, Mangel der Einht in die Physik, auf der andern Seite, nämlich bei ihren Auslegern, der nliche Mangel verbunden mit Armuth an Sprachkenntniss und zu weniger

Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen und mit dem Geiste des Morgenlandes überhaupt, so viele schiefe, oft ganz sinnlose Vorstellungen von physischen Gegenständen erzeugten. Die ersteren, die Verfasser der heiligen Bücher, waren keine Naturforscher, auch forderte der Zweck, den sie als Schriftsteller beabsichtigten, keine physischen Kenntnisse von ihnen; sie stellten die Sache, die Naturbegebenheit sich oft so vor, wie sie ihnen die Tradition überliefert hatte oder wie sie ihnen selbst in die Augen fiel und trugen kein Bedenken, sie auch denen, die sie durch ihre Schriften in der Religion nicht in der Naturkenntniss belehren wollten, so darzustellen, ohne weiter und tiefer in ihr inneres Verhältniss eindringen zu wollen oder zu können."

„Sie lassen da, wo ihre physischen Kenntnisse unzureichend sind, um sich diese oder jene natürliche Wirkung richtig zu erklären und die natürliche Ursache dazu aufzufinden, oft Dämonen oder Engel oder die Gottheit selbst wirken. Wenn der Wind oder irgend eine andere natürliche Ursache die Wellen des Teiches *Bethesda* auftreibt und das Wasser dieses Gesundheitsbades in Bewegung setzt, so ist ihnen dies ein Engel, der vom Himmel herabfährt und dem Wasser Heilungskraft mittheilt."

„Aber oft finden wir auch, dass sie richtige Vorstellungen vom Zusammenhange der Wirkungen mit ihren Ursachen hatten und dennoch sich solcher Worte bedienten, die dem, der nicht allzu vertraut mit dem Geiste ihrer Schreibart ist, Unwissenheit zu verrathen scheinen, oder ihn zu einem Glauben hinleiten, der seinen Kenntnissen oder gar seinem Verstande wenig Ehre macht. Denn wir sehen, dass die biblischen Schriftsteller hier einen Begriff mit richtigen und dort den nämlichen Begriff mit unrichtigen Worten ausdrücken. Hier muss uns die Vergleichung der Parallelstellen, die überhaupt in der Bibelexegese ein so grosses Hülfsmittel ist, Auskunft geben; hier müssen wir eins durch das andere, das Schwere durch das Leichtere, das Unverständliche durch das Deutliche erklären, um nicht Dunkel auf Dunkel zu häufen und den biblischen Schriftstellern Fehler aufzubürden, von denen sie entfernt waren. Dass man oft bei richtigen Vorstellungen falsche Worte, ohne dabei im Geringsten anzustossen, gebraucht, davon liefert ja unsere Muttersprache selbst unzählige Beispiele. So spricht nicht nur der Ungelehrte, sondern sogar der einsichtsvolle Mathematiker; die Sonne geht auf, die Sonne geht unter, ob wenigstens der letztere gleich überzeugt ist, dass sie weder auf- noch untergehe. So redet der beste Arzt vom St. Veitstanz, vom St. Antoniusfeuer, ohne deshalb an die Existenz dieser Heiligen und an ihre Kraft, diese Krankheiten hervorzubringen, im Geringsten zu glauben."

Für die Geschichte der Geburtshülfe von Wichtigkeit sind die Schriften Schreger's *„die Werkzeuge der älteren und neueren Entbindungskunst"* und *„Uebersicht der geburtshülflichen Apparate"*. Letztere Schrift erschien elf Jahre später als erste und kann man sie als eine zweite, wesentlich verbesserte Auflage der ersten betrachten.

Schreger beschreibt in letzterer: Vorrichtungen zum Unterricht für angehende Geburtshelfer, Hysteroplasmen, Fantome, Binden für Schwangere, Kreisende und Kindbetterinnen, Vorrichtungen für die Brüste, Geburtsstühle und Geburtsbetten, Beckenmesser, Wassersprenger, zum Wendungsgeschäfte gehörige Werkzeuge, Werkzeuge, Theile des Kindes zurück zu schieben, Hebel, Kopfzangen und Labimeter, Kopfzieher, Gebände zum Kopfzieher, Kopfbohrer

Werkzeuge, um Theile der Schädelknochen zu trennen, gezähnte Zangen zum Zusammendrücken und Ausziehen des Kindskopfes, Haken, Werkzeuge zur Trennung verschiedener Theile des Kindes, Steiss-Fuss-Nachgeburt und Molenzangen, Vorrichtungen, heilende Stoffe in die Geburtstheile zu bringen, Werkzeuge, die verschlossenen Geburtswege zu öffnen und auszudehnen, Werkzeuge zum Kaiserschnitt, Werkzeuge zum Schamfugenschnitt, Werkzeuge bei Zurückbeugung der Gebärmutter, Werkzeuge und Gebände zur Nabelschnur, Werkzeuge, die Grösse und Schwere des Kindes zu messen.

Anatomie und Physiologie.

Obgleich kein Anatom und Physiologe von Fach, erkannte Schreger doch die hohe Bedeutung dieser Disciplinen für die ganze Chirurgie und sah ein, dass eine wissenschaftliche Basis für dieselbe nur dadurch gewonnen werden könne, dass sie sich auf's Engste an jene anlehne. Sehr treffend und schön bemerkt er daher: „Nec est profecto haec obscuriorum rerum contemplatio adeo supra mentis nostrae angustias posita, ut non sine arrogantia aut temeritate suscipi possit, nec tam supervacua atque inanis, ut omitti omnis debeat; quamquam enim minus medicum ea facece videatur, tamen, vel ipso Celso judice, et artem adjuvat et hunc aptiorem medicinae reddit".

In seinen *„anatomischen und physiologischen Fragmenten"* handelt die erste Untersuchung *„de vasis lymphaticis in plexu choroideo et corpore striato cerebri inventis"*. Er weist hierin nach, dass im plexus choroideus beim Menschen schon vor ihm Lymphgefässe entdeckt worden seien, doch noch nicht im corpus striatum. Es gelang ihm bei dem Kopfe eines Schafes, eine an der linken Seite nicht weit von der Basis des Gehirns liegende, Lymphdrüse mit durch Wasser verdünnte Dinte zu injiciren. Die mikroskopische Untersuchung ergab im corpus striatum und thalamus nervi optici deutliche, durch ihre Farbe unterscheidbare Netze von Lymphgefässen. Der Verlauf der Lymphgefässe im letzteren scheint derselbe zu sein wie der der Venen. Ob aber eine Verbindung zwischen den Lymphgefässen des corpus striatum und thalamus opticus stattfinde, könne er nicht entscheiden, vermuthe es aber. Wenn daher die neueren Handbücher der Anatomie dem Anatomen Arnold die Ehre erweisen, die Lymphgefässe im Gehirn nachgewiesen zu haben,

so kommt dies daher, dass die Entdeckungen Schreger's entweder gar nicht bekannt wurden oder wegen des danieder liegenden historischen Studiums wieder verloren gingen. In dem zweiten Aufsatze *„de tunica sic dicta musculari vasorum lymphaticorum"* führt er aus, dass noch immer viele Anatomen der Ansicht seien, die Irritabilität müsse den Lymphgefässen abgesprochen werden. Es gelang ihm sowohl im ductus thoracicus einer Kuh als auch eines Kalbes und einer vierzigjährigen Frau mittelst des Mikroskops deutlich die Muskelfasern nachzuweisen. Durch vier sehr gelungene Kupferstiche hat er seine Präparate abgebildet.

In der dritten Abhandlung *„de vasorum placentae cum uterini connexione"* verbreitet er sich zunächst darüber, dass die Frage, ob ein directer Zusammenhang zwischen den Gefässen des Uterus und der Placenta oder eine Resorption stattfände, damals noch nicht entschieden sei. Seine bei Hunden angestellten Untersuchungen führten ihn zu dem Schlusse, dass die Ernährung zuweilen durch Resorption der Gefässe, zuweilen zugleich durch Anastomose und Resorption vor sich gehe, dass ersterer Modus aber weit häufiger sei. Bei Menschen verhielte es sich wahrscheinlich ebenso wie bei Thieren. Wir brauchen wohl nicht daran zu erinnern, dass die neuesten Forschungen übereinstimmend sich dahin ausgesprochen haben, dass die Gefässbogen von mütterlicher und kindlicher Seite dicht aneinander liegen, ohne dass ein Uebergang stattfindet und dass der Uebergang des mütterlichen und kindlichen Blutes nur durch den Process der Endosmose zu Stande kommt.

Die vierte Untersuchung handelt *„de glandulae thyreoideae officio hypothesis"*. Nachdem er die verschiedenen Hypothesen über den Nutzen dieses Organs erörtert, setzt er auseinander, dass der ganze Bau dieses Eingeweides so beschaffen sei, eine unglaubliche Menge von Blut aufzunehmen. Wenn man die Grösse und Menge der Blutgefässe in Betracht ziehe, so finde man dies kaum bei einem anderen Organe. Denn die obere arteria thyreoidea sei, nach Haller, der inneren Carotis an Weite gleich, die untere entweder gleich oder grösser als die art. vertebr. und umfangreicher als die subclavia ist. Ueberdies hätten auch diese Gefässe die Eigenthümlichkeit, dass, da ihre Biegungen und Krümmungen unendlich sind, sie die grösste Fähigkeit zeigen, möglichst viel Blut aufzunehmen. Er glaube daher, dies Organ sei nur des Gehirns wegen da, um

den übermässigen Anprall des Blutes von ihm abzuhalten und zu dämpfen. Denn da sie mitten zwischen Gehirn und Herz gelagert sei, würde da nicht durch die grossen an diese Drüse abgeleiteten Gefässe und durch die grosse hierhin geleitete Blutmenge der Anprall derselben gegen das Gehirn gebrochen und verringert? Weil es beim Kinde vorzugsweise darauf ankomme, vom Gehirn das Blut fern zu halten, desshalb zeichne sich die glandula thyreoidea durch grössere Fülle und Weite aus. Wer wüsste nicht, dass der Körper des Fötus eine solche Beschaffenheit habe, dass an demselben viele Theile gefunden würden, zu denen, da die Gefässe noch nicht genug erweitert wären, ein geringerer Zufluss des Blutes stattfände? Da bei ihren Körpern noch eine grosse Trägheit der Lungenfunctionen anzutreffen, sowie der der Secretion vorstehenden Organe, so würden ihre Organe mit weniger Blutflüssigkeit ernährt. Die Natur richtete daher es ein, die überschüssigen Säfte so zu leiten, dass sie dem Gehirne nicht zur Last fielen. Die grosse Zartheit und Weichheit des Gehirns des Fötus erfordert dies. Auch lässt sich nicht leugnen, dass dieses Blutreservoir desshalb für den Fötus eingerichtet sei, um die Rotationen und Inclinationen des Kopfes in den letzten Monaten der Schwangerschaft ohne Schaden tragen zu können. Aber auch für's spätere Leben und Greisenalter gilt es, alles vom Gehirne fern zu halten, was demselben Schaden zufügt, weil, je zarter die Natur desselben, desto höher sein Werth ist. Gewisse Krankheiten des Gehirns, durch welche hysterische Frauenzimmer gequält würden, wie Schwindel, Ohnmacht, nervöse Apoplexie scheinen daher zu rühren, dass die Blutgefässe der Thyreoidea sich krampfhaft zusammenziehen, zumal ihre Nerven mit denen des Larynx und Pharynx in Verbindung ständen. Auch die Lehren der vergleichenden Anatomie sind zu berücksichtigen. Denn einige Thiere haben, im Vergleiche mit der Grösse ihres Körpers, eine kleinere Thyreoidea als die Menschen. Wo das Gehirn sich kleiner zeigt, da wird auch eine kleinere Thyreoidea gefunden und umgekehrt. Cheselden fand, dass sie weit schneller als beim Menschen abnehme. Da das Gehirn bei ihnen nicht so wie beim Menschen erregt wird, so scheint sie zum Schutz der Blutbehälter der Thyreoidea kaum nöthig zu sein oder was noch wahrscheinlicher ist, diese Drüse ist desshalb bei den Thieren kleiner, weil andere Organe vorhanden sind, den Andrang

des Blutes zum Gehirne zu mässigen. Denn es ist bekannt, dass das rete mirabile an der Basis des Gehirns, das den Andrang des Blutes daselbst besänftigen soll, bei den Thieren weit grösser ist als bei den Menschen.

Obgleich man jetzt allgemein die Ansicht hat, dass die Wechselwirkung zwischen Blut der Mutter und Blut des Fötus auf dem Wege der Endosmose und Exosmose vor sich gehe, so verdient die Meinung Schreger's, welche er in der Schrift *„de functione placentae urinae"* niederlegte, doch eine nähere Prüfung. Er sucht dort nämlich den Beweis zu führen, die Verbindung des Kindes mit der Mutter und die Ernährung des ersteren, werde durch die Saugadern verrichtet; sein Hauptgrund basirt auf dem Vorhandensein von Saugadern in dem Fötaltheil der Placenta. Cruikshank, Mascagni und andere Anatomen wollen die Saugadern an jenem Theile nachgewiesen haben.

Die fünfte Abhandlung führt den Titel: *„Quaedam de venarum sanguiferarum resorptione"*. Die englische Schule hatte unter der Aegide John Hunter's und seiner Schüler Cruikshank und Hewson, dem sich in Italien Mascagni anschloss, den Venen jedes Resorptionsvermögen abgesprochen. Es gehörte eine grosse Kühnheit dazu, jenen Männern gegenüber zu treten, welche damals eine mächtige Schule bildeten.

Er fühlt dies selbst, indem er sagt: „audaciae culpam incurrere mihi videor". Aber, sagt er: „at rei difficultate repelli hoc ignaviae est, auctoritate deterreri servilis angustiae". Er widerlegt die Ansicht, als wenn durch das Resorptionsvermögen der Venen die lymphatischen Gefässe dann überflüssig würden. Warum könne die Natur sich nicht zweierlei Wege bedienen; ebenso irrig erweist sich die Ansicht, als hätte der Körper viel von den ihm fremdartigen Stoffen zu fürchten. Dass die Anatomen keine Oeffnungen der Venen gesehen, könne keinen Grund abgeben; viele behaupteten sie gesehen zu haben. Wer habe denn die Oeffnungen der Lymphgefässe beobachtet? Gerade die Arbeiten von Ruysch, Lister und Leeuwenhoek sie zu erforschen, Aselli's „spongiosa capitula", Lieberkühn's und Sheldon's *„ampullae"*, Cruikshank's „bulbi" wären ebenso viele Zeugnisse dafür, dass man sich über den Charakter der Oeffnungen nicht einig sei. „Quantum," ruft er aus, „aut injectionum artificio aut microscopiorum usui fraudis

versit, anatomicorum exercitatissimi facile norunt et omnis medicinae historia satis testatur". Er bekämpft dann die bekannten Hunter'schen Experimente und verlangt von allen solchen, dass vor allen Dingen die Zeit berücksichtigt werden müsse und sorgfältig darauf zu achten sei, dass das der Menge und Grausamkeit der Experimente erliegende Thier nicht zu sehr von der Natur abweiche. Nicht genug könne hervorgehoben werden, wie schnell und leicht bei solchen Vivisectionen die Thätigkeit der kleinen Venen und die Richtung der Säfte in ihnen gestört werde, dass sie entweder ganz unthätig würden oder umgekehrte Bewegungen ausübten. Er habe andere Resultate erhalten. Wenn selbst viele der Gegner zugeständen, dass die Venen an den Geschlechtstheilen resorbirende Kraft besässen, dann könne man sie auch den übrigen Theilen des Körpers nicht absprechen. Die Gegner führen als Beweis ferner die Ecchymosen an; es müsste erst eine Veränderung des Blutes vor sich gehen, bevor es resorbirt werden könne. Schreger leugnet dies und meint, die resorbirenden Gefässe seien durch die äussere Gewalt so geschwächt, dass sie erst einige Zeit bedürften, um ihre frühere Function wieder aufnehmen zu können. In dem Umstande, dass bei Wunden, Geschwüren, Impfungen die Lymphgefässe sich entzünden wie bei Variola und Syphilis, liege kein Beweis dafür, dass die Venen nicht resorbiren. Inneres Virus sei der Lymphe ähnlicher und würde desshalb von den Lymphgefässen resorbirt; auch sei nicht nachgewiesen, dass die Venen dieses Gift nicht auch aufsögen.

Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, dass die Ansichten der englischen Schule durch die weiteren Fortschritte der Physiologie gänzlich widerlegt wurden, und die Schreger'schen Ansichten sich als richtig herausgestellt haben.

Die sechste Abhandlung *„De Cruikshankii decreto, non esse pervias ullas vivi corporis partes nisi vasculorum osculis"* hat nur noch ein historisches Interesse, insofern Cruikshank die Ansicht aufgestellt, der menschliche Körper mache in Folge der ihm innewohnenden Lebenskraft eine Ausnahme von den unbelebten Körpern, porös zu sein, und Schreger diese Ansicht hier siegreich bekämpfte.

Hatte unter der Aegide Haller's die Physiologie damals enorme Fortschritte gemacht, so gab es doch noch sehr viele streitige

Punkte, über die bislang keine Einigung hatte zu Stande gebracht werden können. Zu ihnen gehörte die Lehre von der Irritabilität.

Von der vergleichenden Anatomie, weil sie ja auch ein so grosses Licht auf die Anatomie und Physiologie des Menschen wirft, legte sich S. nun auf die Physiologie und beschäftigte sich zunächst mit der Irritabilität der Lymphgefässe.

Er bekämpft zunächst die Ansicht, als ob die Bewegung der Lymphe in ihnen durch Hülfe der benachbarten Arterien und Muskeln stattfände. Dass die in ihnen befindlichen Klappen nicht allein dazu dienen können, schliesst er daraus, weil sie vielen Lymphgefässen fehle, unter andern denen der Lunge, den auf der Convexität der Leber befindlichen; ebenso sei der ductus thoracicus meist ohne Klappen. Ueberdies behaupten Alexander Monro, Hewson, dass den Fischen alle Klappen fehlen. Sheldon verkündet sogar, dass alle Thiere ohne Lungen der Klappen entbehrten. Mascagni leugnete gänzlich die Irritabilität der Lymphgefässe. S. weist seine Argumentation auf's Schärfste zurück, indem er nachweist, dass derselbe seine Versuche an todten Thieren anstellte. Diejenigen haben am meisten geirrt, welche die mechanischen Gesetze ohne Weiteres auf den lebenden Körper anwenden wollten. Ein solches geschah auch bei den Muskeln. Er tadelt dann den Unterschied, welchen die damaligen Physiologen zwischen Contractilität und Elasticität machten. Ein thierisches Leben sei nicht ohne Nerven zu denken. Da die Contractilität ohne Nerveneinfluss stattfinden solle, so falle sie mit der Elasticität zusammen. Daher bekämpft er Blumenbach, welcher in seinen „*physiologischen Institutionen*“ den lymphatischen Gefässen eine blosse Contractilität zuerkennt. Schreger weist die Maasslosigkeit derer zurück, welche alle Gewebe des menschlichen Körpers mit Irritabilität begabt sein lassen. Aber es gäbe auch sehr verschiedene Arten von Irritabilität in derselben Weise, wie die Muskeln verschiedene seien. Desshalb sei auch zu bezweifeln, dass alle Theile des Körpers, welche eitele Bewegungen ausführen, mit Irritabilität ausgerüstet seien. Nuck habe zuerst zwei Häute bei ihnen angenommen; ihm folgte Sheldon, Hewson. Ersterer beschreibt eine muskulöse Haut. Haller's Experimente widersprechen diesem nicht. Mascagni entdeckte gar keine Fasern. Haller, Pechlin,

Foelix, Hunter, Cruikshank u. A. bewiesen dasselbe durch Experimente. Ihnen fügte er 17 hinzu, welche er ausführlich beschreibt. Durch viele andere Beweise würde aber die Irritabilität festgestellt. Wie die Nerven auf die Lymphgefässe einwirken zeigen verschiedene Vorgänge bei den Kindern, bei denen die Nerven am erregtesten, zeigt sich auch die stärkste Resorption; selbst an den Tageszeiten ist sie verschieden, am geringsten im Schlafe. Trunkene werden eher von Syphilis angesteckt, weil dann die Resorptionskraft erhöht ist. Umgekehrt entsteht nach Krämpfen, bei denen die Nervenkraft unterdrückt ist, oft Wassersucht. Ebenso heilt Freude die durch Sorgen entstandene Wassersucht. Durch Erbrechen gelangt oft Eiter zur Resorption. Da also aus vielen Beispielen der Einfluss des Geistes und der Nerven auf die lymphatischen Gefässe hervorgeht, so beweist dies, dass ihre Bewegung nicht bloss Folge einer Elasticität sein könne.

Wie sehr Schreger bestrebt ist, die Saugaderlehre zu fördern, davon legt seine letzte Schrift, welche er derselben widmete, ein beredtes Zeugniss ab. Es betitelt sich das Buch *„Theoretische und praktische Beiträge zur Cultur der Saugaderlehre“*.

Schreger hat in demselben die wichtigsten Abhandlungen, welche in jener Zeit über die Saugadern veröffentlicht waren, gesammelt, in's Deutsche übersetzt und mit kritischen und praktischen Anmerkungen versehen.

Die erste Abhandlung ist die von Gottfried Philipp Michaelis: „Beobachtungen über die Saugadern des Mutterkuchens und des Nabelstranges“ (Observationes circa placentae et funiculi umbilicalis vasa absorbentia. Auct. Godof. Phil. Michaelis. Götting. 1790). Verf. stellt hierin die Behauptung auf, dass die Thymusdrüse zur Ernährung der Frucht bestimmt sei und die Lymphgefässe des Nabelstranges aufnehme, dass es wahrscheinlich wäre, dass der Saft, den diese ihr zuführen, in ihrem Innern zu einem der Frucht angemessenen Nahrungsstoffe umgewandelt und nachher durch gewisse ausleerende Gefässe in der Gegend, wo sich alle Lymphgefässe in die Blutadern einsenken, in's Blut ausgegossen werde.

Die zweite Abhandlung ist Georg Heinrich Thilow's Schrift: *„Abhandlung von den Gefässen, welche die eingesogene Galle aus dem Milchsaftbehälter zu den Nieren führen“* (G. H. Thilow,

Dissertatio anat. phys. de vasis bilem resorptam ex receptaculo chyli ad renes ferentibus. Erford. 1790).

Es folgt dann des berühmten Berliner Zergliederers J. G. Walter's Bemerkungen über das Einsaugen (Traité sur la resorption in den Mém. de l'Académie des sciences à Berlin 1786—87).

Hierauf die *Pathologie des Saugadersystems* von Gregor Basilewitsch (Gregor Basilewitsch de systemate resorbente diss. physiologico-medica. Argent. 1791).

Die fünfte Abhandlung besteht aus Desgenettes' Untersuchung des Saugadersystems (Analyse de système absorbant ou lymphatique par Desgenettes à Paris 1792).

Am Schlusse des Buches theilt S. seine eigenen Beobachtungen mit und zwar zuerst über die Saugadern der Conjunctiva des Auges. Er berichtet darin über einen Menschen von 50 Jahren, der in Leipzig lebend durch eine angeborene äusserst sonderbare Hautkrankheit verunstaltet ist, indem sein Körper vom Scheitel bis zur Fusssohle mit unzählig kleineren und grösseren warzenähnlichen Gewächsen und Balggeschwülsten aller Art fast ganz übersäet ist. Diese Hautkrankheit, bei welcher offenbar ein Fehler der Lymphe und des Saugadersystems zu Grunde liegt, hat periodische Exacerbationen; allmonatlich bekommt der Kranke an diesem oder jenem Theile des Körpers einen heftigen, juckenden Schmerz, wobei aus der Oberfläche eine scharfe Feuchtigkeit ausschwitzt. Auch die Conjunctiva des Auges ist mit einigen dergleichen warzenähnlichen Gewächsen besetzt; es erscheint zugleich mit vielen entzündeten Blutgefässen ein sichtbares Geflecht von angeschwollenen Saugadern auf der Oberfläche der Conjunctiva. Wenn die Krankheit am heftigsten sieht der Kranke Alles nur wie durch einen Flor. Eine Kupfertafel zeigt die Gewächse und das Saugadergeflecht.

In der zweiten Abhandlung *„Von den Mündungen der Hautgefässe"* beschreibt er die Erscheinungen eines geöffneten Blasenexanthems und fügt einen Kupferstich bei. Er bemerkt, dass bei diesem Aggregate von Mündungen, welche sehr anschaulich abgebildet sind, sich nicht bestimmen lässt, welches Mündungen von Blutgefässen und welches die von Saugefässen sind, gar nicht daran zu zweifeln, dass auch letztere untermischt seien. Diese Mündungen dürften vielleicht den von Recklinghausen entdeckten *„Saftspalten"* entsprechen.

Der dritte Aufsatz handelt von den *„Nerven der Saugaderdrüsen“*. Dieses Thema bildete damals eine grosse Streitfrage. Haller und Walter hatten den Lymphdrüsen allen Antheil an Nervenkraft abgesprochen. Wrisberg, Werner und Fischer dagegen sie behauptet.

S. fand bei seinen zootomischen Untersuchungen an der Leistendrüse eines Hundes, dass von den Schenkelnerven ein Ast zu ihr herunterging, welcher sich nahe an derselben in zwei Zweige theilte; einer lief an ihrer vorderen, ein anderer an ihrer hinteren hin; der erste durchbohrte, nachdem er zur Seite einen kleinen Zweig bloss in die äussere Haut der Drüse abgegeben hatte, diese Haut selbst und zertheilte sich mit wenigstens fünf kleinen Zweigen über der Substanz der Drüse, von denen er deutlich bemerken konnte, dass sie in das innere Gewebe der Drüse selbst eingingen. Der an der hinteren Fläche herablaufende Zweig legte sich in vier deutlichere kleinere getheilt an die Haut der Drüse an, doch, wie es schien, ohne sich durch sie in die Substanz selbst einzusenken. Schon also dies, dass sich Nervenzweige, ohne zu anderen Theilen fortzugehen, auf oder in den Drüsen selbst endigen, kann uns überzeugen, dass diese Zweige zum Bedürfniss der Drüsen eigens bestimmt sein müssen.

Die wichtigste Arbeit auf diesem Gebiete und zugleich auf dem der chirurgischen Anatomie ist das Werk Schreger's *„de bursis mucosis subcutaneis“*, welches in dem Todesjahre desselben erschien und Zeugniss davon ablegt, was Schreger noch hätte leisten können, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre.

Durch die Idee geleitet, dass die Betrachtung der Natur niemals beendigt und durch feste Grenzen eingeschlossen und die unendlichen Formen der Dinge niemals erschöpft werden können, stiess er bei der Untersuchung von Hygromen an Cadavern auf Stellen, welche bislang von den Anatomen gänzlich übersehen und niemals von ihnen erwähnt waren. Durch andere Arbeiten wurde er dann verhindert, der Sache näher zu treten. Erst im Winter 1819 konnte er zu diesem Gegenstande zurückkehren und an 50 Cadavern seine Untersuchungen wieder aufnehmen. Dieselben zeigten dann, dass diese Gebilde keine Zufälligkeiten oder ein Naturspiel seien, sondern regelmässig sich vorfänden, ja schon beim

Fötus vorhanden seien. Mit vollem Rechte könne er es sich daher vindiciren, die Grenzen des Synovialsystems erweitert zu haben, indem er ihm eine neue Provinz jetzt hinzugefügt, so dass man jetzt zwei ganz von einander verschiedene Classen von bursae mucosae unterscheiden müsse, die eine, welche den Sehnen der Muskeln zukomme und die andere, welche unter der Haut um die Gelenke gelagert sei. Ihre Entwickelung verfolgte er vom viermonatlichen Fötus an und wies sie auch bei den Quadrupeden und Vögeln nach. Im ersten Capitel verbreitete er sich über die Natur der bursae mucosae im Allgemeinen und setzt auseinander, warum er den, von ihm entdeckten, den Namen *„bursae mucosae subcutaneae"* gegeben habe, und zwar weil ihre Structur und die Beschaffenheit ihrer Absonderung mit den Schleimbeuteln der Sehnen übereinstimmen und ihr Sitz und Function sich auf die Haut beziehe.

Im zweiten Capitel verbreitet S. sich über den Bau und die verschiedenen Formen der subcutanen Schleimbeutel. Alle bilden sich aus dem unter der Haut gelegenen Bindegewebe. Er unterscheidet im Ganzen drei Species. Die erste Form gehört zur niedrigsten Ordnung, sie bildet aber gleichsam den Prototypus; sie besteht aus kleinen löcherartigen Behältern, durch Membranen von einander getrennt, von verschiedenem Umfange und Gestalt und mit flüssigem Fette oder Fettklumpen gefüllt. Von den Fächern des gewöhnlichen Bindegewebes unterscheidet sie sich dadurch, dass die Behälter ausgebildeter und weiter sind, die Fettmolecüle mehr getrennt und dass sie eine besondere vom übrigen Parenchym gesonderte Haut hat.

Die zweite Species hat denselben Sitz, aber eine andere und ausgebildetere Form, durch welche sie den Uebergang zur dritten und am meisten entwickelten Species nahm. Verschiedene Autoren beschrieben sie unter anderen Namen. Sie haben eine äussere und innere Membran und unterscheiden sich von der ersten Art durch ihre constante ovale Form und namentlich durch ihren Inhalt. Während bei ersteren derselbe fast immer fettartig und die Form durchaus verschieden, die Membran sehr dünn, fast spinnenwebartig ist, zeichnen sich diese durch ihre sphärische und ovale Form, die bekleidende weit stärkere innere Haut und einen Ueberfluss an Blutgefässen aus. Die Natur der subcutanen Lipome wird durch diese Art erläutert. Sch. nimmt darnach drei verschiedene

Arten an. Einige gehören bloss zum panniculus adiposus; von diesen sind die Lipome verschieden, welche zwischen den beiden Blättern der subcutanen Membran aus einer vergrösserten oder entarteten Vegetation der beiden ersten Species der subcutanen Schleimbeutel entstehen. Sie haben einen tieferen Sitz als die ersteren. Ihr Umfang ist mehr umschrieben, sie zeigen mehr Beweglichkeit und eine elastischere Härte. Die eine Art der Lipome ist daher in eine Cyste eingeschlossen, die anderen entbehren dieselbe. Erstere ist meistens so dünn, dass sie kaum unterschieden werden kann. Die dritte Art der Lipome entsteht, wenn die beiden ersten sich verbänden; sie zeigen also den vermischten Typus und entstehen, wenn die Krankheit zugleich den panniculus adiposus, die Schleimbeutel und das tiefere Bindegewebe ergreift.

Sehr ausführlich verbreitet S. sich dann über die dritte Species der Schleimbeutel. Sie entwickeln sich in verschiedenen Stadien. Die Natur bestrebt sich zunächst das der Zeit unterliegende Bindegewebe in eine Membran zu verwandeln, aus denen sich die Lamellen, welche nachher den Schleimbeutel bilden sollen, entwickeln. Vom vierten Monate beim Fötus an kann man drei Stadien unterscheiden. Sie finden sich nur an den Gelenken der Glieder und zwar da, wo die Knochen unmittelbar unter der Haut liegen und eine starke Reibung und Ausdehnung stattfindet, vorzugsweise am Knie, Ellbogen und den mittleren Phalangen der Finger, auf dem Hand- und Fussrücken. Bei den einjährigen Knaben oder Frischgeborenen scheinen sie einen grösseren Umfang zu haben, als bei Erwachsenen, bei Greisen dagegen nicht sehr abzunehmen. Ihre Form ist meist oval. Die mehrsten Cysten sind einfach, doch kommen auch doppelte und dreifache vor. Diese bilden sich auf verschiedene Weise. In Bezug auf ihre Structur unterscheidet man eine äussere Membran oder den Boden des Schleimbeutels, dann die Höhle oder die innere Lamelle der subcutanen Haut. Man könnte sie die Membr[illegible]des Grundes nennen. Jene gehört zu den serösen, diese zu [illegible] Schleim- oder Synovialhäuten. Sehr instructiv werden nun d[illegible]zelnen Theile beschrieben und die Functionen derselben erlä[illegible]

Im dritten Capitel giel[illegible]ine Aufzählung und Beschreibung aller, bis damals von ihm en[illegible]n Schleimbeutel der Haut, nämlich der loculi et bursae circa[illegible]ium, bursae palpeprales, bursa

in fossa malari sita, bursae subcutaneae colli, bursae spinosae, bursae dorsales, bursae thoracicae, bursae abdominales, bursae inguinales, bursae ad pubem, bursae acromiales, bursae axillares, bursae circa cubitum, bursa condyloidea humeri externa et interna, bursa anconea, bursa in fine carpico ulnae posita, bursa in fine carpico radii sita, bursa genualis antica animantium quorundam, bursa carpea, bursa metacarpica, bursarum phalangearum prima series in lateri dorsali digitorum manus, bursarum phalangearum secunda series in dorsali digitorum latere, bursarum phalangearum tertia series in dorsali digitorum latere, bursae phalangeae in volari digitorum latere, bursae inguinales, bursae femorales anticae, bursae femorales posticae, bursae infra nates sitae, bursa trochanterica, bursa poplitea, bursa genualis, bursa fibularis, bursa tibialis, bursae moleculares, bursa torsica, bursae metatarsicae, bursarum phalangearum prima series in latere dorsali digitorum pedis, bursarum phalangearum secunda series in latere dorsali digitorum pedis, bursarum phalangearum dorsalium tertia series, bursae phalangeae in planta pedis.

Auf acht Kupfertafeln werden in sehr schönen Abbildungen die drei verschiedenen Classen der Schleimbeutel in ihrer anatomischen Entwickelung dem Leser vorgeführt.

Wenn in einigen Lehrbüchern Béclard als der erste Entdecker derselben hingestellt wird, so geht aus dieser Schrift unwiderruflich hervor, dass die Priorität Schreger zukomme. Bis vor ihm waren, ausgenommen die bursa genualis oder Rosenmülleri, welcher sie zuerst beschrieb, obgleich Loder in seinem bekannten Werke sie schon abgebildet hatte, alle unbekannt.

Vergleichende Anatomie.

Blumenbach gebührt mit Recht die Ehre, zuerst ein Handbuch der vergleichenden Anatomie und zwar im Jahre 1805 geschrieben und herausgegeben zu haben. Durchaus falsch aber ist es, wie man gewöhnlich thut, schlechthin ihn als Schöpfer und Begründer dieser Disciplin zu bezeichnen.

Die Schöpfung derselben ist nicht das Werk eines Mannes. Vielmehr betheiligten sich hier sehr viele. Und unter diesen verdient Schreger in erster Linie genannt zu werden.

Seine Schrift *„Pelvis animantium brutorum cum humana comparatio“*, bereits 1787 veröffentlicht, verdient nicht bloss einen

hervorragenden Platz unter den Monographien dieser Disciplin wegen der vielen detaillirten Untersuchungen, welche sie über diesen Gegenstand bringt, sondern auch wegen der Methode, welche Schreger befolgt. Dieselbe ist gleich weit entfernt von der bloss Material aufstapelnden modernen Naturforschung wie von der ihm nahestehenden damaligen Naturphilosophie, welche ohne Berücksichtigung und Untersuchung des Objectes zu den kühnsten, transscendentalen Schlussfolgerungen sich verstieg.

Auch diese Schrift hat S. seinem geliebten Lehrer Ludwig gewidmet, und bestätigt sie abermals, welch' einen gewaltigen Einfluss dieser universelle Gelehrte auf seine Schüler ausübte. Folgendes heben wir hervor.

Obgleich Vieles schon an und für sich die Zergliederung der Thiere empfiehlt, so ist sie doch weit fruchtbarer, wenn sie mit der Anthropotomie verbunden wird; dadurch erhält sie eine grössere Würde und keine kleine Zier. Am meisten aber wird dies erreicht dadurch, dass man nicht bloss die Verschiedenheit in Betracht zieht, welche zwischen den Thieren und Menschen stattfindet, sondern dass man zu erforschen sucht, welche Absicht der Natur bei der Aufstellung dieser Verschiedenheiten zu Grunde gelegen habe. Die Verschiedenheit springt nirgends mehr hervor, als wenn man das Becken des Menschen mit dem der übrigen Thiere vergleicht. Schon bei den Affen ist das os sacrum weit enger und läuft mit fast parallelen Rändern herab und ist nicht leicht gekrümmt, sondern gerade und eben. Die Zahl der Wirbel, deren processus articulares niemals ganz verschwinden, ist nicht bei allen gleich. So besteht sie „in simia satyro Tysoni" aus fünf, „in simia Saiou" aus fünf, „in simia pygmaeo Camperi", Gibbon, Magot, Papion, Maimon, Sciurea aus drei, „in Panisco" aus zwei Wirbeln. Aus allen ragen processus spinosi auf einer in der Mitte des os sacrum befindlichen Platte hervor. Und nicht weniger ist die Länge des os coccygis verschieden, welches „in simia troglodyte, longimana, et sylvana" aus drei, von dem Rückenmark durchzogenen, „in simia pygmaeo" und „satyro" aus vier ganz knöchernen Wirbeln besteht. Die ossa ilium weichen immer von denen des Menschen ab, so dass man gänzlich das Bild eines Beckens bei ihnen vermisst; sie erscheinen beinahe unter der Form eines Dreiecks; der ramus descendens ischii ist breiter als beim

Menschen, die Oberfläche der tuberositas ausgedehnter und länger; die rami ascendentes feiner, vereinigen sich vorn in einem sehr spitzen Winkel. Die ossa pubis haben den scharfen ramus transversalis weit kürzer als den ramus descendens, während beim Menschen das Gegentheil stattfindet. Hierdurch wird die Symphyse nicht bloss verlängert, sondern auch die Höhe des Beckens erhöht. Schreger giebt dann den Unterschied der Beckendurchmesser zwischen dem Menschen und Affen an.

Er verbreitet sich hierauf über das Becken des Elephanten, des Löwen, des Tigers, des von Pallas beschriebenen sibirischen Wiesels, des Haushundes, des Schakals, des Fuchses, des europäischen Igels, des Maulwurfs, des Bären, der Fledermaus, des Hasen, des Kaninchens, des Bibers, der Maus, des Hirsches, der Ziege, des Ochsen, des Schafes, des Falken, des Adlers, der Elster, der Gans, der Schildkröte u. s. w.

S. zieht dann aus allen diesen Beschreibungen folgende Schlüsse. Die Becken aller vierfüssigen Thiere zeichnen sich durch die Eigenthümlichkeit aus, dass sie weniger offen stehend als das menschliche sind und eine oblonge, beinahe konische Figur und nicht viel von einander abweichende ossa ilium zeigen. Nach einem gemeinsamen Gesetze finden wir das os sacrum bei fast allen gerade verlaufend und nur aus drei Wirbeln bestehend. Die Höhe des Beckens übertrifft bei Weitem die Breite; ebenso ist die Symphysis weit länger ausgedehnt. Bei den Thieren, welche sich niederzulegen pflegen, pflegt die tuberositas ischii dicker und breiter zu sein. Der Grund scheint darin zu liegen, um den Eingeweiden des untersten Bauches eine Stütze zu geben. Auch ist es am angemessensten für den weiblichen Uterus. Da dieser bei den Quadrupeden bicornis ist und einen weiteren Raum einnimmt, so scheint er auch eines langen Stützpunktes zu bedürfen; dies konnte nicht besser als durch die so zusammengesetzten Knochen geschehen. Alles läuft darauf hinaus, dass das Geburtsgeschäft ohne viele Anstrengung von Statten gehe. Deswegen haben, gerade wie beim Menschen, alle weiblichen Vierfüssler ein weiteres Becken als die männlichen. Die ossa ilium bedingen auch schon desshalb eine leichtere Geburt, weil sie gerade und inwendig nicht concav sind und den austretenden Jungen darum kein Hinderniss in den Weg legen. Da die Symphyse der ossa pubium weiter vom Promontorium entfernt ist

und niedriger als beim Menschen liegt, so verläuft der Diameter, der beim Menschen fast horizontal ist, bei den Thieren schräg. Durch diese Richtung wird eben am besten bewirkt, dass die Oeffnung, welche der Fötus durchschreiten soll, in die Achse des Beckens fällt. Bei einigen werden die von einander abstehenden ossa pubis durch ein elastisches Band mit einander verbunden, damit hierdurch das Becken bei der Geburt bedeutend erweitert werde.

Blumenbach ging, 28 Jahre später, in der zweiten Auflage des „Handbuchs der vergleichenden Anatomie" in seinen Schlussfolgerungen noch weiter als Schreger. Denn S. 65 daselbst sagt er: „Indess lässt sich, so paradox es auch lautet, wohl behaupten, dass ausser dem Menschen gar kein anderes Thier ein Becken habe, da in der That bei keinem derselben die genannten zusammen verbundenen Knochen von beckenähnlicher Gestalt sind."

Chirurgie.

Als Schreger seine wissenschaftliche Laufbahn begann, befand sich August Gottlieb Richter im Zenithe seines Ruhmes. Wenn es auch ganz ausser Frage steht, dass Schreger durch Richter mächtig angeregt wurde, so ist nicht weniger ausgemacht und aus den Schreger'schen Schriften selbst ersichtlich, dass er mit vollem Selbstbewusstsein seine eigene Bahn wandelte und schon frühzeitig erkannte, an welchem Punkte er seine Kräfte einsetzen müsse, um der deutschen Chirurgie eine neue Richtung zu geben.

Hatte Richter vorzugsweise durch die Vereinigung der Chirurgie mit der innern Medicin die Classicität der deutschen Chirurgie in's Leben gerufen, überwog bei ihm der artistische Factor den scientifischen, so erkannte Schreger, dass, um die noch vorhandenen Lücken in dieser Disciplin auszufüllen, sie in die engste Fühlung mit der Anatomie und Physiologie treten müsse.

So lange auf den deutschen Hochschulen Anatomie, Botanik, Chirurgie und Physiologie in der Lehre vereinigt, und ein Lehrer gezwungen, diese verschiedenen Doctrinen zu lehren, wurde nur ausnahmsweise von einem solchen etwas Wissenschaftliches geleistet, und es war schon viel, wenn er in einer wirkliche Fortschritte gemacht hatte.

Obgleich daher Anatomie und Chirurgie vereinigt, so waren doch die sie lehrenden Professoren selten praktische Chirurgen,

wie Haller beweist, und Heister, Gunz, Platner müssen als wirkliche Ausnahmen betrachtet werden.

Es galt damals allgemein als Dogma, dass ein guter Anatom ein schlechter Chirurg sei, weil die genaue Kenntniss der Anatomie letzteren furchtsam mache.

Schreger erkannte, dass ganz andere Resultate eintreten dürften, wenn wirkliche praktische Chirurgen, gewandte Operateure sich nicht darauf beschränken würden, die Anatomie und Physiologie bloss theoretisch zu lehren, sondern sie am Leichentische und am Krankenbette praktisch für die Chirurgie zu verwerthen. Dass die Anatomie und Physiologie die wissenschaftliche Basis der Chirurgie sei, darüber waren alle Chirurgen einig, und dies als Princip allgemein anerkannt. Die Anwendung derselben auf den einzelnen chirurgischen Fall, auf die Topographie des menschlichen Körpers, auf besondere chirurgische Krankheiten, um die Therapie derselben und die Operationsmethoden u. s. w. zu modificiren oder umzuändern, kurz der Begründer der chirurgischen Anatomie in Deutschland zu werden und für dieses Land zu leisten, was Petit und Desault für Frankreich, gehört zu den unvergänglichen Leistungen Schreger's.

Durch sein eignes Beispiel widerlegte er die Grundlosigkeit des bisherigen Dogmas und zeigte, dass man zugleich ein kühner und doch vorsichtiger Operateur sein könne.

Wenn man bisher Langenbeck den Vater und Hesselbach als die Begründer der chirurgischen Anatomie betrachtete, so erklärt sich dies aus der gänzlichen Vergessenheit, in die Schreger gerieth.

Hesselbach schrieb seine berühmte „anatomisch-chirurgische Abhandlung über den Ursprung der Leistenbrüche", erst, wie Schreger berichtet, als letzterer ihm seine anatomischen Entdeckungen hinsichtlich des Wasserbruchs des Scheidencanals mitgetheilt hatte.

Langenbeck dagegen veröffentlichte seine anatomisch-chirurgische Abhandlung erst im Jahre 1817.

Dass selbst Fachleute mit den Leistungen Schreger's gänzlich unvertraut waren, beweist am besten das Lehrbuch der Anatomie von Hyrtl. In der dort gegebenen historischen Uebersicht bemerkt er, dass Hesselbach der einzige gewesen wäre, welcher

in Deutschland der chirurgischen Anatomie sich angenommen hätte. Von Schreger, dem Begründer derselben, ist absolut keine Rede.

Bemüht er sich so auf wissenschaftlichem Wege die Chirurgie einer höheren Stufe entgegen zu führen, so ist es ebenso charakteristisch für ihn, in zwei anderen Hinsichten direct auf die Hebung der Kunst einzuwirken.

Die Verbandlehre war offenbar zurückgeblieben, sie war nicht dem Fortschritte gefolgt, welchen die Anatomie und Physiologie in der neueren Zeit gemacht hatten. Sie hatte streng den bisherigen antiken Charakter bewahrt.

Auch die im 17. und 18. Jahrhundert erschienenen Werke standen fast alle auf der Basis des Buches von Galen *„de fasciis"*. Zwei Richtungen machten sich aber zur Zeit Schreger's besonders bemerklich, die deutsche, zu der ein Hallenser Professor, Bass, den Ton angegeben hatte, welche hauptsächlich ihre Ehre in Vermehrung der Bandagen und oft gewagten und schwer ausführbaren Künsteleien suchte und die englische, welche, radical vorgehend, allen Bandagen wo möglich den Krieg erklärte und die meisten abschaffen wollte. Ja, es gab Chirurgen, welche die Bandagen in eine Kategorie mit den Operationen stellten und Denjenigen, welcher weiter nichts konnte als eine Bandage kunstgerecht anlegen, für einen grossen Chirurgen hielten. Gegen diese Richtungen trat Schreger ein, einmal, sie jede als Extrem stigmatisirend, anderntheils vermittelnd, vornehmlich aber sich bemühend, der Bandagenlehre, welche bislang fast nur mechanisch aufgefasst war, eine physiologische Unterlage zu geben, ihr eine wissenschaftliche Tendenz anzuweisen.

Und so wurde er im wahren Sinne des Wortes zum Reformator der Bandagenlehre.

Sein darauf bezügliches Werk ist bis auf diesen Augenblick als ein *„standard work"* zu bezeichnen.

Der operativen Chirurgie aber gab er durch Beides einen ganz neuen Aufschwung und drückte gerade der deutschen einen internationalen Stempel auf, der sie von der operativen Chirurgie der übrigen Culturstaaten wesentlich unterschied.

Wie sehr diese neue Richtung, im Gegensatz zu der bisher gebräuchlichen, im Stande war, der operativen Chirurgie zu Gute zu kommen, wie es namentlich dazu dienen musste, sie vor über-

eilten und überstürzenden Neuerungen zu behüten und überdies der Chirurg nie in Verlegenheit gerathen konnte, welcher Methode er in dem einzelnen Falle sich zu bedienen habe, ist so einleuchtend, dass wir nicht nöthig haben, für die Zweckmässigkeit seiner Ideen zu plaidiren.

Dies sind im Allgemeinen die Hauptverdienste, welche Schreger sich um die deutsche Chirurgie erwarb.

Betrachten wir dieselben jetzt im Detail.

Sein anatomisches Hauptwerk über die subcutanen Bursen beweist schon hinlänglich, wie sehr er die chirurgische Anatomie förderte.

Exemplificirte er doch durch die von ihm entdeckten Organe, dass jetzt ein Krankheitsprocess erst richtig aufgefasst werden konnte, über den bis dahin die hervorragendsten Chirurgen falsche Vorstellungen und Ansichten gehabt hatten.

Wir haben hier die Wasserbalggeschwulst auf der Kniescheibe im Auge, deren Wesen und Natur zuerst von Schreger richtig erkannt wurde.

Da diese Krankheit am meisten, nach unseren Erfahrungen, bei Seeleuten vorkommt, so ist es um so auffallender, dass nicht ein Arzt der, vorzugsweise Handel und Schiffahrt treibenden, Nationen Licht über diesen Krankheitsprocess verbreitete.

Schreger gab demselben den Namen *„Hygroma cysticum patellare"*. Vor ihm rangirte es zu dem „Knieschwamm", „fungus genu". Samuel Cooper hielt diese Geschwulst für die Niederlage einer glutinösen Lymphe, welche den feinsten Blättern der Cellularsubstanz und der Oberfläche der Flechsen, der Bänder und Gelenkkapsel anhänge.

James Russel sah sie für eine Ansammlung von Flüssigkeit in dem Schleimbeutel am Kopfe der Tibia an.

Schreger wies die Falschheit dieser Ansicht nach. Er zeigte, dass dieser Tumor keine Ergiessung in's Parenchym sein konnte, weil er immer scharf umschrieben ist und keineswegs mit den ungewissen Grenzen wie ein Depot im Zellengewebe verläuft. Auch beweist die Oeffnung jener Geschwülste klar, dass sie aus einer einzigen allgemeinen Höhle ohne Zellen und Sepimente bestehen. Ferner ist nie, wie Cooper behauptete, glutinöse Lymphe in jener Patellencystis, sondern immer nur seröse Feuchtigkeit. Ebenso

wenig kann der Schleimbeutel, welcher an dem an den Kopf der Tibia befestigten Ligamente der Kniescheibe liegt, als Behälter des Angehäuften angenommen werden.

Die Lage beider streitet offenbar dagegen. Die Geschwulst ruht gerade auf der vorderen Fläche der Kniescheibe, der Schleimbeutel dagegen unterhalb dem Knie auf der hinteren Seite des Kniescheibenbandes; wird er ausgedehnt, so wird die Geschwulst tiefer unter dem Knie entweder an der inneren oder äusseren Seite dieses Bandes oder an beiden zugleich hervortreten und immerhin das Band selbst auf derselben hinlaufen. Der Patellartumor hingegen, auch wenn er sich nach abwärts vergrössert, liegt immer auf dem Bande auf; dieses für sich bestehend kann ganz ausser dem Zusammenhange mit ihm gefühlt werden.

Doch hören wir Schreger über diesen Gegenstand selbst sich weiter verbreiten:

„Nach meinen Untersuchungen ist der Tumor ein Tumor cysticus, d. h. er besteht aus einer ringsum geschlossenen Cystis, welche eine Flüssigkeit enthält. Jedoch unterscheidet er sich von der gemeinen Balggeschwulst dadurch, dass diese Cystis keine erst durch Neubildung entstandene, sondern ein schon im Normalbaue existirender häutiger Raum auf der Aussenfläche der Kniescheibe ist. Wenn man nämlich die Haut auf der Kniescheibe wegnimmt, so erscheint der sogenannte panniculus adiposus als ein weissliches, schwammig häutiges Wesen, welches sich mit dem Messer in mehrere Schichten theilen lässt; schneidet man die letzte etwas dichtere der fascia lata zugehörige Schicht der Länge nach auf, so findet man eine freie, rings um die ganze Vorderfläche der Kniescheibe auf allen Seiten begrenzte seichte Höhle, die nicht etwa erst durch die anatomische Präparation und Trennung des Zellgewebes gebildet wird, sondern offen zwischen dem über die Kniescheibe hingebreiteten Theile der fascia lata und der ebendieselbe überziehenden Flechsenhaut der Extensoren inne liegt, so dass der erste gleichsam die Decke, die letztere den Grund ausmacht, und beide im Umkreise in einander übergehen. Dieser Zwischenraum ist nicht in allen Individuen gleich umfänglich und frei, oft an der einen Patella des nämlichen Körpers sehr ausgebildet, an der anderen beschränkt und klein, so dass er wohl in manchen Körpern ganz verwachsen scheint: bei Kindern trifft man ihn oft am vollständigsten. Ich würde ihn intercapedo patellaris nennen.“

„Diese taschenartige Höhle ist es, welche durch angehäufte Flüssigkeit zu jener oft bedeutenden Geschwulst ausgedehnt werden kann, welche schmerzlos, ohne Veränderung der Hautfarbe, weich, elastisch, compressibel (schwammig dem Gefühle nach), meistens eirund, immer deutlich umgrenzt, auf der Kniescheibe aufsitzt oder birnförmig, strotzend von ihr abhängt oder mehr in der Breite sich erhebt: so sehr übrigens gewöhnlich ihr Umfang die Grenzen der Kniescheibe überschreitet, so ist ihr Grund doch immer einzig auf diese beschränkt und hängt sonst nirgends als da an; und obschon die Masse selbst nach allen Richtungen hin beweglich ist, so lässt sich der Grund doch nie von diesem Standorte hinwegdrücken.“

„Das in der Höhle krankhaft Abgesonderte ist Serum, die Geschwulst mithin ein Hygrom. Auch kann in diesem Raume, als einem seröshäutigen, keine andere Absonderung als eine seröse zu Stande kommen. Dem scheint

indessen zu widersprechen, dass Heister u. A. von zäher, glutinöser Materie sprechen, welche je zuweilen nach der Oeffnung des Knieschwamms ausfliesse; allein die älteren Nosologen begriffen unter Knieschwamm nicht bloss jenen auf die Patella beschränkten Tumor, sondern überhaupt alle schwammige Intumescenzen am Knie, um die Patella herum, welche sich in den dasigen Schleimbeuteln, der bursa supragenualis, infragenualis und der genualis anterior erzeugen; diese sind allerdings, Kraft ihrer Schleimhaut, zu dergleichen mucösen und albuminösen Secretionen fähig, und nur diese können es sein, in welchen die Beobachter bei der Oeffnung jene Materie fanden, indess der Patellartumor nie eine andere Flüssigkeit als eine wässerige enthält. Eine solche ergoss sich, als ich jüngst eine Geschwulst der Art mittelst eines Lanzettenstichs öffnete; es war ein helles nur am Ende blassröthliches Serum, in welchem vier bis fünf ganz kleine hellgelbliche Körper schwammen; einige waren höchst weich, so dass sie sich zwischen den Fingern zerdrücken liessen, andere hatten die Consistenz von Knorpeln."

Schreger setzt dann hinzu, dass er die meisten Hygrome durch örtliche Gewaltthätigkeit entstehen, zum Beispiel durch vieles Knien und niemals die Geschwulst mit Symptomen der Entzündung sah.

Am besten bewährte sich dem Verfasser folgende Mischung: Lithargyr. ʒVI Boli Armenae ʒ1. Mastich. Myrrh. ana ʒβ Acet. vini ℥. 1. M. coq. per hor. quadr. In diese Mischung wurde ein sechs- bis achtfach zusammengelegtes leinenes Tuch getaucht und dieses des Tages vier- bis sechsmal lauwarm über die Geschwulst gelegt. Von der Paracentese sah Sch. keinen Nachtheil, sie muss aber nachher durchaus mit der Nachanwendung örtlicher medicamentöser Applicationen verbunden werden, um die kranke Secretion bleibend zu sistiren. Reizende Einspritzungen und Brambilla's Eiterband verwirft Sch.

Ausser der angeborenen, von Viguerin zuerst beschriebenen, nach ihm von Desault und Sabatier beobachteten Hydrocele, dessen Behälter der gesammte in seiner Bauchmündung und ganzen Länge hinab bis zu seinem sphärischen Grunde umschlossene Scheidenfortsatz des Bauchfalls ist, glückte es Schreger noch drei andere Formen von Hydrocele congenita aufstellen zu können, die vorher von Niemand beschrieben waren.

Das Eigenthümliche der zweiten Form und von der gewöhnlichen Hydrocele congenita Abweichende ist, dass die Wasseranhäufung von der Bauchhöhlenmündung des Scheidenfortsatzes bloss bis etwa eine Linie über den Hoden sich erstreckt und daselbst endigt. Hier über dem letzteren ist der Scheidenfortsatz verwachsen und mithin die abgeschlossene Höhle der eigenthümlichen Scheidenhaut des Hodens ganz ohne Wasser.

Diese Hydrocele darf nicht mit der sogenannten Hydrocele ystica verwechselt werden. Bei dem Balgwasserbruche findet keine emeinschaft des Wassers mit der Bauchhöhle Statt und zweitens, ie Geschwulst derselben grenzt sich oben deutlich vor der Bauchpalte mit einer kegelförmigen geschlossenen Spitze ab, die Bauchpalte selbst ist frei und man kann den durch sie gehenden Samenstrang innerhalb ihrer Schenkel unverdeckt fühlen; die Geschwulst les angeborenen Wasserbruchs erstreckt sich durch die Bauchspalte selbst hindurch, und seine Fülle ist zwischen ihren Schenkeln fühlbar.

Schreger beobachtete auch, dass ein ursprünglich angeborener Wasserbruch sich in einen Balgwasserbruch verwandelt; es geschieht dies durch eine Verwachsung des oberen Theils des Scheidenkanals.

Bei der zweiten Form ist die Bauchmündung und der obere Theil des Canals bis zwischen die Schenkel der Bauchspalte verschlossen; den Wasserbehälter bildet der übrige Canal bis hinab in den Grund der Hodenscheidenhaut. Diese Form beobachtete Sch. nur einmal an dem Leichnam eines Knaben, den er den zweiten Tag nach der Geburt zergliederte. Die Geschwulst befand sich auf der rechten Seite, war ziemlich pyramidalisch, anderthalb Zoll lang und in der grössten Breite nach unten einen kleinen Zoll breit; ihre obere Spitze endigte nahe vor der Bauchspalte, der Hode selbst war im Grunde der Geschwulst vom Wasser umgeben, also nicht frei fühlbar. Kein Druck war vermögend, das Wasser in die Bauchhöhle zu entleeren. Die Bauchmündung des Scheidencanals war vollkommen verwachsen, und nur eine seichte Narbe verrieth ihre Spur.

Die dritte Form könnte man den complicirten angeborenen Wasserbruch nennen; nicht wie bei den vorhergehenden ist unmittelbar die Höhle des Scheidencanals selbst der Raum, welcher das Ergossene enthält, sondern eine eigene in den Scheidencanal neu eingebildete, geschlossene, häutige Cystis, welche mit der Innenseite der Wandungen des Canals innig verschmolzen, seinen Durchmesser genau ausfüllt, ihm seiner ganzen Länge nach folgt, ihr oberes sphärisches Ende durch die Bauchmündung des Canals in die Unterleibshöhle fortsetzt und mit demselben frei in diese hineinschwebt, indem sie mit dem untern ebenfalls blinden sphärischen über dem

Hoden endigend, in die noch unverschlossene Höhle der eigenthümlichen Scheidenhaut hinaushängt.

Bei der Diagnose ist Folgendes zu berücksichtigen. Der Balgwasserbruch fängt in einer mehr oder weniger grossen Entfernung diesseits der Bauchspalte an, und diese ist frei und unerfüllt von irgend einem fremden Körper. Hingegen bei dieser Form des angeborenen Wasserbruchs fühlt man, wie sich die Geschwulst unmittelbar aus der Unterleibshöhle selbst durch die Schenkel der Bauchspalte hindurch ergiesst und in einem ununterbrochenen Strome bis zu ihrem sphärischen Grunde herabläuft. Ferner vermag bei dieser Form kein künstlicher Druck eine völlige Entschöpfung der Geschwulst zu bewirken und nur einige Abnahme ihrer bisherigen Fülle; endlich kehrt hier das Wasser schnell zurück.

In der Abhandlung *„Ueber den Wasserbruch des Scheidencanals, eine neue Species der Hydrocele"* erörtert er zunächst, dass man früher dieselbe für die Hydrocele cystica oder für Oedem des Samenstrangs gehalten hat.

Selbst Pott und Bell haben diese Species nicht gekannt. Er zeigt dann, dass diejenigen Hydrocelen, welche sich kurz nach der Geburt oder in den früheren Perioden des Knabenalters in der Gegend des Samenstranges entwickeln, nicht, wie die Schule annimmt, Balgwasserbrüche sind, nicht in dem ausgedehnten Zellstoffraume der gemeinschaftlichen Scheidenhaut ihren Sitz haben, sondern sich in dem Scheidencanale produciren. Auch die sogenannten Balgwasserbrüche der Erwachsenen beruhen auf einer falschen Diagnose, sie sind verkannte Hydrocelen dieses Canals. Eine Hydrocele cystica, wie die Schule annimmt, existirt nicht.

Schreger beschreibt dann eingehend die Anatomie des Scheidencanals bei neugeborenen Kindern, darauf die Metamorphose, welche er im frühesten Lebensalter eingeht und dann den Zustand derselben bei Erwachsenen.

Aus zahlreichen Zergliederungen bei Kindern und Erwachsenen ergaben sich ihm folgende constante Resultate für die physische Geschichte des Scheidencanals:

Der Canal des Bauchfellfortsatzes ist in der Regel im jungen Kinde noch mehr oder weniger auf beiden oder auf der einen oder anderen Seite offen; ein ganz verschlossener gilt als anomal

unter 13 Neugeborenen war er bei achten noch offen, bei den übrigen fünfen bloss die rechte Seite, die linke nur in mehreren oder weniger Punkten. Unter acht Knaben, welche von acht Tagen bis zu anderthalb Jahren alt waren, zeigte sich bei zweien der Canal bis zum Hoden auf beiden Seiten, bei dreien bloss auf der rechten, bei zweien nur auf der linken Seite offen, bei einem waren beide verschlossen.

Bei den meisten Erwachsenen ist der Canal vollständig erhalten, offen jedoch nur bis in die Mitte des dritten Jahrzehends. Nach dieser Lebensperiode verwachsen die bisher noch unverschlossenen Räume desselben und seine Vegetation geht immer mehr zurück; doch verschwindet er auch im höheren Alter nicht ganz. Schreger bezeichnet diesen Fortsatz bei allem, vom Lebensalter abhängigen Wechsel seiner Form als einen constanten Bestandtheil des männlichen Geschlechtssystems und giebt ihm desshalb den Namen ruinae processus vaginalis peritonaei.

Sowie der Hoden des Kindes im sphärischen Grunde des Fortsatzes angelangt ist, beginnt in dem Canale der Process der regressiven Metamorphose. Die erste Stufe und Form ist die Verengerung des Durchmessers des Canals und verbreitet sich diese von der Bauchspalte abwärts, dann ebenso unten oberhalb dem Hoden, während der mittlere zwischen diesen beiden Punkten gelegene verhältnissmässig weiter bleibt. Die zweite ist Verwachsung des Canals, er verdichtet sich allmählich zu einer platten Schnur. Die dritte Stufe der Metamorphose ist Rückbildung des häutigen Canals im Zellgewebe. Die vierte Stufe charakterisirt sich durch den Verfall und die Deconstruction des Apparats, der Fortsatz wird in seiner ganzen Länge fast vernichtet. Die regressive Metamorphose geht bis in das dritte Jahrzehend des Menschenalters langsam von Statten, erst in der letzten Hälfte des dritten Jahrzehends wird die Verödung allgemeiner und geht schnelleren Schritts. Des Näheren entwickelt dann Sch. seine Gründe für die Existenz des Wasserbruchs des Scheidencanals und der Nichtexistenz des Balgwasserbruchs, den er das Resultat eines diagnostischen Missgriffs nennt.

Erstlich ist durchaus kein Grund vorhanden, einen Balgwasserbruch anzunehmen, da die meisten seiner Erscheinungen aus seiner Natur gar nicht, viel leichter und ungezwungener aus der Natur des Wasserbruchs des Scheidencanals abgeleitet werden.

2) Es lässt sich keine einzige Untersuchung aufweisen, welche aus dem Mechanismus des kranken Gebildes und durch autoptische Darstellung specifiker Kriterien rein erwiesen hätte, dass Wasserbruch nie Balgwasserbruch sei.

3) Selbst die Erscheinungen und Formverhältnisse, welche als die wesentlichst diese Hydrocele charakterisirenden aufgestellt werden, sprechen wider die Möglichkeit des Balgwasserbruchs als des sie begründenden, inwiefern sie keineswegs aus der Natur eines solchen Zustandes hervorgehen, nicht aus ihm verstanden werden können. Denn wie kann z. B. das Problem, dass das Entstehen dieser Hydrocele durchaus an die früheren Lebensjahre gebunden sei, in der Idee des Balgwasserbruchs gelöst werden? gleich jeder Balggeschwulst in jedem Alter möglich, müsste sie sich, wäre sie wirklich das Produkt abnormer Plasticität der gemeinschaftlichen Scheidenhaut, auch in jedem Alter bilden können. Wie ist ferner vereinbar mit der Annahme des Balgwasserbruchs das constante Erscheinen der Geschwulst auf der vorderen Fläche des Samenstrangs und in der mittleren Gegend desselben, da sie doch als Balgwasserbruch in jedem Punkte Bildner wäre?

4) Directe Untersuchungen bezeugen, dass die Cystis ein, von der gemeinschaftlichen Scheidenhaut durchaus abgeschlossenes, Ganze ausmache. Die Scheidenhaut legt sich ebenso hüllenartig um die Cystis und den Samenstrang, als sie den Bruchsack eines jeden Leistenbruchs oder die Hodenscheidenhaut jeder Hydrocele vaginalis umschliesst.

5) Der Habitus, das Korn des Behälters dieser Hydrocele, ist ganz analog dem der Hernien und des Behälters der Scheidenwasserbrüche und beurkundet somit hinlänglich ihre gleiche Abstammung als Fortsatz des Bauchfells.

6) Den sprechendsten Beweis aber, dass der Sitz des sogenannten Balgwasserbruchs der Scheidencanal sei, giebt die Entstehung desselben aus einem angeborenen Wasserbruche.

Durch Autopsien und Krankengeschichten belegt Sch. zum Schlusse die Richtigkeit seiner Ansichten.

Skarpa hatte in seinen *„Anatomisch-chirurgischen Abhandlungen über die Brüche“* seine Untersuchungen nicht auf die sogenannten seltenen Brüche ausdehnen können.

Zu diesen gehört auch der Bruch durch den Sitzbeinaus-

schnitt, auch Rücken- oder Hüftbeinbruch genannt. Sömmerring zählt sechs Fälle auf, den ersten machte Papen bekannt, Bertrandi sah ihn zweimal, die übrigen fanden Camper, Bose und Lassus. Schreger beobachtete jenen zweimal und beschrieb dieselben in der Abhandlung „Ueber einige Hernien ausser der Nabel- und Leistengegend". Nach ihm nahm ausserdem Besold einen Fall wahr; auch Monro machte einen bekannt. Schreger beschreibt die beiden von ihm erforschten Fälle ausführlich und ertheilt wichtige Winke zur Feststellung der sehr schwierigen Diagnose.

Der zweite von ihm beobachtete Fall begründet eine neue Form des Harnblasenbruchs, nämlich die Cystocele ischiadica, zeigt, dass dieser, ausser den bisher bekannten Stellen, nämlich dem Bauchringe, der Schenkelbeuge, der Mutterscheide und dem Mittelfleische, auch am Sitzbeinausschnitte vorkomme.

Diese Hernie hatte einen dreifachen Bruchsack, den äussersten von der Cutis, dann den vom Mesorectum und den von der Duplicatur des Bauchfells, welche gewöhnlich den Grund der Blase überkleidet.

Zur Diagnose bemerkt er Folgendes:

Einmal erregt schon der Ort, wo die Geschwulst, über deren Charakter entschieden werden soll, ihren Sitz hat, den Verdacht, dass sie eine Hernie sein könne. Dieser wird erhöht, wenn der Tumor angeboren und von einer Form ist, unter welcher andere Tumoren nicht leicht erscheinen, z. B. kegelförmig.

Zur Ueberzeugung wird es kommen, wenn man die Därme als den Inhalt der Geschwulst deutlich fühlt und noch mehr, wenn dieser Inhalt in der Art beweglich ist und sich zurückdrängen lässt und wieder hervortritt.

Der Wundarzt hüte sich, diese Hernie mit einer Fett- oder Balggeschwulst zu verwechseln, was bei sehr grossen Darmbrüchen, die sich durch obige unzweideutige Kennzeichen, besonders durch eine Menge unterscheidbare Darmwindungen aussprechen, weniger möglich sein wird. Diagnostische Momente mögen sein: der Darmbruch ist elastisch, renitent, die Fettgeschwulst weich und teigigt. Der Grund der Hernie hängt mit der Stelle, wo er hervortritt, zusammen, die Balggeschwülste nicht, sie lassen sich frei unter der Haut hin und her bewegen, auch kann man ihren Grund

ringsherum beschreiben. An der Möglichkeit des Mittelfleischbruches haben namhafte Naturforscher, wie Desault und Chopart gezweifelt.

Doch fehlt es nicht an glaubwürdigen Untersuchungen, welche beweisen, dass diese Bruchform bald als Darmbruch, bald als Harnblasenbruch in beiden Geschlechtern erscheine.

Sch. beobachtete einen mit Scheidenbruch complicirten Dammbruch an einer Frau in Altdorf.

Dieser Fall wird ausführlich in obiger Abhandlung von ihm beschrieben.

Ueber die Existenz und Entstehungsart bemerkt er:

1) Dass sie allerdings selten vorkommen; 2) dass sie nur möglich werden durch einen sehr beträchtlichen Drang der Eingeweide nach unten, einen grossen Widerstand der Bauchdecken und aller der Oeffnungen in der Unterbauchgegend, durch welche Brüche entstehen können, sowie bei einer enormen Erschlaffung der Bauchfellfalte zwischen Mastdarm und Scheide oder Harnblase und der Sitzbeinbänder, welche die untere Oeffnung des Beckens verschliessen.

Das Hauptmoment der Entstehung liegt in dem individuellen Baue des Beckens, in der Inclination desselben. Es ist bekannt, dass das Becken von seiner Normalinclination entweder nach vorn oder rückwärts abweichen kann. Die rückwärtige Inclination, wobei sich das kleine Becken mit seiner oberen Oeffnung zu wenig nach vorne neigt und seine Achse mit der des Körpers einen zu spitzigen Winkel macht, ist ganz geeignet, unter der chronischen Einwirkung äusserer gelegentlicher Gewalt, die Erscheinung eines Mittelfleischbruchs zu bestimmen. Denn die Folge dieser Lage des Beckens ist, dass der Druck der Eingeweide jetzt weniger gegen die Unterbauchgegend und gegen die Vorderwand des Beckens, sondern mehr in senkrechter Linie durch die Beckenhöhle hindurch auf den Grund des Beckens fällt. Uebrigens dürfte auch bei diesem Bruche die abnorme Tieflage der dünnen Därme in der Beckenhöhle in Betracht kommen.

3) Dass der Mittelfleischbruch im weiblichen Körper wohl nie ganz rein und ohne alle Scheidenbrüche vorkommen könne. Wenigstens mag ihm wohl immer ein Scheidendarmbruch vorhergehen.

Der Mastdarmbruch, Hedrocele, ist vor Schreger

von Niemand beobachtet worden; er sah ihn einige Male und da das Verhältniss derselben dem Mutterscheidenbruche gleichkommt, so nannte er ihn, nach Analogie, Mastdarmbruch. Jener Zustand ist nämlich ein Vorfall der Scheide, in welchem Darm oder Scheide innen liegen; gleichartig bildet bei diesem der Vorfall des Afters den äusseren Bruchsack, welcher ausgetretene Darmtheile in sich enthält. Die von Schreger beobachteten Fälle werden in der Abhandlung *„Mastdarmbruch"* ausführlich von ihm mitgetheilt und die chirurgische Anatomie dieser Theile beschrieben.

Er gelangte zu nachstehenden Schlussfolgerungen.

Die wesentlichste Bedingung zu diesem Bruche ist unstreitig eine individuelle bestimmte Lage des Dünndarms selbst. Bei der Leiche des einen, von Sch. beobachteten Falls nahm das Convolut der dünnen Därme nicht seinen Normalraum in der Bauchhöhle ein, sondern lag an einem lang herabgezogenen Gekröse fast ganz in der Beckenhöhle, während der Grimmdarm, von seinem gesetzmässigen Typus abweichend, schräg durch die Bauchhöhle lief. Die tiefe Lagerung des Dünndarms ist angeboren; sie ist mit einer abnormen Verfassung des Dickdarms verbunden, so dass sie schon früh im Fötusalter durch anomale Einwirkung des letzteren begründet ist.

So wenig Sch. glaubt, dass sich, wenn die dünnen Därme ihre gewöhnliche normale Lage haben, ein Mastdarmbruch bilden könne, ebenso sehr zweifelt er, dass sowohl die Tieflage des Darms an sich als die rückwärtige Inclination des Beckens allein hinreiche, die Entstehung desselben herbeizuführen. Nur durch das Zusammentreffen dieser doppelseitigen organischen Prädisposition wird es möglich, dass sich mit dem Vorfalle des Mastdarms nach und nach eine Darmhernie complicirt.

Diagnostisch lässt sich auf die Möglichkeit seines Daseins schliessen:

1) Aus dem schon langen Bestehen des Vorfalls und aus seiner Grösse;

2) besonders wenn zugleich die Körperstellung des Individuum eine rückwärtige Inclination des Beckens und

3) die platte Form des oberen Bruchs eine abnorme Tieflage des dünnen Darms verräth.

4) wenn die Geschwulst des Vorfalls auf der einen Seite umfänglicher als auf der andern ist;

5) wenn sich der Vorfall zugleich auf jener Seite dem Gefühle derber, elastischer vorstellt.

In den *„Beiträgen zur Nosologie der Gelenkkrankheiten"* verbreitet Sch. sich eingehend über die „Omalgie", welche er zuerst als eine der Coxalgie analoge Krankheit in dem nosologischen Systeme aufstellte. Später wurden seine Beobachtungen von Rust bestätigt. Derselbe schlug den Namen Omarthrocace vor. Schreger weist nach, dass die Krankheit in ihrem Verlaufe der Coxalgie durchaus ähnlich sei und auch in ihren Stadien im ersten eine Verlängerung der Extremität, im zweiten eine Verkürzung zeige. Mehrere Krankengeschichten werden erzählt.

Im zweiten Stadium sah er gute Erfolge von dem Legen eines Fontanells.

Bei der Coxarthrocace beobachtete Schreger, dass die formelle Veränderung der Gliedmassen zuweilen sogleich mit Verkürzung und schon in der zweiten Periode der Krankheit beginne, ohne dass vorher der Theil im mindesten verlängert war. In Bezug auf die Diagnose und Prognose ist diese Abänderung der Erscheinungen von der grössten Wichtigkeit. Das Entstehungsverhältniss dieses Vorganges ist räthselhaft. Schon Paletta hatte, die Entstehungsursache des angeborenen Hinkens auf fehlerhafte Urbildung des Kopfes der Schenkelknochen zurückführend, gezeigt, dass derselbe einen sehr kurzen, fast unmerklichen Hals habe, mit der Röhre des Schenkelbeins fast rechtwinklig zusammentreffe, der grosse Trochanter fast in gleicher Höhe mit dem Schenkelkopf oder noch höher als dieser stehe und das ligamentum teres tiefer als gewöhnlich unter dem Mittelpunkte des Schenkelkopfs in demselben eingefügt sei.

Schreger glückte es an der Leiche noch zwei andere Ursachen nachzuweisen, bestehend, einmal im ursprünglichen Mangel des runden Ligaments und dem dadurch möglich gewordenen Aufsteigen des Knochenknopfs, anderntheils in der grösseren Länge des runden Bandes. Hierdurch gestattete dasselbe das Aufwärtssteigen des Schenkelkopfes; die geringere Tiefe des Acetabulum und die wenigere Länge des Schenkelkopfs erleichterten diese Art von Subluxation.

Endlich gehört hierher noch die Abhandlung Schreger's *„Ueber Lipome und Exstirpation derselben"*.

In den nosographischen Systemen hatte man bisher die Lipome in die Reihe der Balggeschwülste gestellt.

Sch. wies in jener Abhandlung zuerst nach, dass sie keineswegs zu diesen gehören. Denn er fand nie den charakteristischen häutigen Behälter, der die fremden Massen umgiebt und sie von den benachbarten Theilen abschliesst. Sie liegen nackend unter der Cutis als aufgehäufte Fettmassen, ganz gleich den übrigen thierischen Fetten, welche aus dem interstitiellen Fettgewebe hervorwuchern und sich mit unbestimmten Grenzen über die Flächen verbreiten. Selbst schon in ihrem äusseren Habitus und in dem Gange ihrer Entwickelung unterscheiden sich die Lipome von den Balggeschwülsten. Ihr Umfang ist nämlich nie so rein abgegrenzt als der der Balggeschwülste, sondern sie verfliessen, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange, doch grösstentheils in unbestimmten Grenzen, laufen mit dem Hautfelle zusammen, sie sind ferner nie, was jene, in ihrer Grundfläche beweglich, sondern hängen gleich ursprünglich mit den Flächen, aus denen sie wuchern, zusammen, sie wachsen in kurzer Zeit, während die Vergrösserung der Balggeschwülste langsamer vor sich geht. Bisweilen ist die abnorme Fetterzeugung eine so örtliche, isolirte, bloss auf der Oberfläche thätige, dass die Geschwulst mehr nur als das Produkt des zur Haut gehörigen als des interstitiellen Fettgewebes erscheint und ziemlich bestimmte Grenzen hat. Sch. heisst diese „lipomata circumscripta". Aber, nicht selten, und solche nennt er „lipomata diffusa", wurzeln diese Massen so aus den tiefern Interstitien der Theile hervor, dass man nicht alles Entartete und die Quelle desselben zu zerstören im Stande ist. — Dies sind die Fälle, wo es oft nie ganz zur Heilung kommt und wo der Arzt die operirten Stellen als lebenslängliche Fisteln verlassen muss. Selbst an den operirten Stellen bilden sich oft neue Lipome; oft sind sie im Uebermaasse von neugebildeten Gefässen durchwebt. Man darf sich daher nie in der Prognose übereilen, wenigstens nicht vor der Entblössung der Geschwulst. Die Natur der Lipome widerstreitet dem Plane der geschwinden Vereinigung. Sie gelingt nur bei sehr isolirten Lipomen, die man rein ausschälen kann, aber nie bei diffusen. Es sei daher Regel, bei diffusen Lipomen es nie auf

geschwinde Vereinigung abzusehen, sondern die Flächen so lange getrennt zu verbinden, bis die puriforme Feuchtigkeit ihre ölige Natur verloren und eine echte Eitersecretion sich erhoben hat. Dann ist der Zeitpunkt da, wo man den Eiterungsprocess durch den vereinigenden Apparat abkürzen kann.

Betrachten wir jetzt die Verdienste Schreger's um die Verbandlehre etwas näher.

Wie er dieselbe auffasste, geht am besten aus der Vorrede seines *„Handbuchs der chirurgischen Verbandlehre"* hervor. Dort sagt er:

„War es gerathen, die nicht geringe Zahl der Handbücher über chirurgische Verbandlehre mit einem neuen zu vermehren? Das Bedürfniss scheint einleuchtend, wenn wir erwägen, dass die Verbandlehre nicht blos Formenlehre, sondern auch Gesetzlehre des Verbandes sein soll, *die bisherigen Schriften aber wenig mehr als Repertorien mannigfaltiger Apparate und der zu ihrer Verwendung erforderlichen Handgriffe sind. So wohl bestellt daher auch immer die rein mechanische Seite dieser Lehre erscheinen mag, so ermangelt sie doch fast aller wissenschaftlichen Tendenz und Rationalität. Es fehlt an einem Principe, das eine leitende Idee für die Kunst enthält, wir suchen umsonst nach einer bestimmten Gesetzgebung des Verbands und nach Begründung dieser Gesetze durch Deduction derselben aus dem Zwecke und aus der organischen und mechanischen Verfassung des Menschenleibes, es fehlt an Einheit der Ansichten, indem das Gleichartige und Verschiedene nicht gesondert und unter reine Gesichtspunkte gefasst ist, sondern zerstückt umherliegt.* Was ich also leisten wollte — war, diesem Theile der Chirurgie eine rationellere Lehrmethode unterzulegen, ihn mehr in wissenschaftlichen Einklang mit dem Uebrigen zu bringen und ihn zu einem organischen Integraltheile der gesammten Heilkunde heranzubilden, damit der Schüler nicht bloss im Dienste am Phantom und in der Beschauung todter Mechanismen erzogen werde, sondern zu einer lebendigen Einsicht seiner Aufgabe und zum Bewusstsein seines Handelns auch hier komme. — Ich vermied im Beschreiben allzu sehr in's Detail zu gehen — weil Autopsie und Phantom solches alles besser lehren, theils weil ich erfahren habe, dass durch zu sorgliches Leiten die Hand des Schülers nur unsicher und irre wird."

Was Schreger sich vorgenommen, hat er treulich erfüllt; aus einer rein mechanischen Doctrin erhob er die Verbandlehre zu einer, dem menschlichen Organismus sich anschmiegenden, Wissenschaft, er reinigte den Augiasstall derselben von ganz nutz- und zwecklosen Apparaten und räumte dem dynamischen Principe diejenigen Rechte ein, welche eine starre Mechanik dieser Disciplin bisher verweigert hatte.

Wohl bewusst der Lehre, dass allzustarker Eifer bei jedem Reformationswerke der guten Sache nur schadet, hütete er sich in der Beseitigung von einmal hergebrachten Verbänden, an deren Gebrauch die Chirurgen sich, wie die inneren Aerzte an ein liebgewonnenes Arzneimittel, gewöhnt hatten, zu radical vorzugehen.

Kam es ihm zunächst doch darauf an, für die Verbandlehre ein neues Princip einzuführen und zu zeigen, dass sie statt einer bloss mechanischen einer organischen und physiologischen Basis bedürfe und dass das Einfache auch in ihr das Siegel der Wahrheit sei.

So wurde denn Schreger ihr Reformator und Begründer ihrer wissenschaftlichen Basis, und sein vortreffliches Lehrbuch ist auch heute noch wegen der darin niedergelegten Principien das Beste, was wir in dieser Doctrin besitzen.

In folgender Weise verbreitet er sich über das Wesen und den Zweck des chirurgischen Verbandes:

„Einen Hauptgegenstand der mechanischen Wirksamkeit der Chirurgie machen die Abnormitäten der Continuität organischer Gebilde durch mangelnde oder vermehrte Cohäsion und der Contiguität derselben, zufällig gesetzt oder selbst durch die Kunst absichtlich veranstaltet, in mancherlei Formen und Graden bestehend, aus.

Diese Abnormitäten sind aber Gegenstände der mechanischen Kunstbehandlung,

in wiefern sie formelle Veränderungen, und als solche entweder Produkte örtlicher oder allgemeiner Krankheit, besonders vegetativer, sind und von dieser unterhalten werden,

oder als Krankheitsmomente und Hindernisse des örtlichen oder allgemeinen Lebens theils an sich, theils durch ihre Folgen bestehen, oder als Beides zugleich existiren.

Aus der verschiedenen Verfassung dieser abnormen Zustände geht aber ferner ein dreifaches Verhältniss der mechanischen Kunsteinwirkung hervor:

1) In wie fern die Veränderungen der Continuität und Contiguität Krankheitsprodukte oder an sich oder durch ihre Folgen Krankheitsmomente sind, mithin als solche die Nothwendigkeit der Rückkehr der Normalität des Zusammenhangs und der Lage setzen und diese selbst als möglich gegeben ist. In diesem Verhältnisse wird die Tendenz der Kunst dahin gehen, diese Rückkehr und somit auch Rückkehr der normalen Lebensform zu vermitteln. Und zwar vermittelt sie dieselbe entweder negativ durch Abhaltung der die Heilung störenden Hindernisse oder positiv durch Bestimmung der heilenden Naturthätigkeit selbst. Sie wird sich beziehen primär entweder auf die Veränderung der Form und dadurch, dass sie diese dem Normal wieder nähert, auch die Möglichkeit der Wiederherstellung der dynamischen Verfassung bedingen, so werden die klaffenden Wände einer Wunde durch den Verband zusammengehalten und dadurch ihr Vereinigungsprocess geregt; so wirkt der Mutterkranz zunächst auf die Lage der prolabirten Scheide und dadurch auf Rückkehr ihrer normalen Elasticität. Oder sie ist zunächst gerichtet auf die dynamische, vegetative Veränderung, welche die formelle begründet und vermittelt die Normalisirung dieser durch jene: so tritt in der Wunde, im Geschwür die Urform wieder ein, wenn wir den Gang der Vegetation durch deckende Mechanismen vor äusseren Schädlichkeiten schützen oder durch gemässen Druck fördern.

2) In wie fern diese Veränderungen theils an sich, theils durch ihre Folgen Krankheitsmomente sind oder sein können, der veränderte Zustand selbst aber keiner oder nur einer unvollkommenen Rückkehr zur Normalität fähig ist, mithin alle mechanische Kunstthätigkeit bloss gegen die Folgen oder die einfache Erscheinung des Zustandes gerichtet sein kann. Die technische Action

wird sich mithin in diesem Verhältnisse darauf beschränken, den Einfluss dieser Folgen auf den Organismus, als die Integrität desselben störende Schädlichkeit, möglichst abzuhalten oder das Uebel wenigstens in seiner formellen Erscheinung zu beschränken und die Rückkehr desselben zu verhüten. In ersterer Art wirkt die Application eines Kothhalters oder Harnhalters bei Kothfisteln oder Harnincontinenz; in letzterer die eines Bruchbands bei unheilbaren Hernien.

3) In wie fern die Veränderungen des Zusammenhangs als Bedingungen zur Realisirung irgend eines Heilzwecks bestehen und als solches die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer, wenigstens temporär und bis zur Vollendung des Heilungsprocesses bedungen ist. Hier kann die Bestimmung des Kunstwirkens so lange nicht geradezu auf sie, das ist, auf Vermittlung der Rückkehr des Zusammenhangs bezogen werden, sondern es muss vielmehr die entgegengesetzte Tendenz haben, d. h. zur temporären Fortdauer der Trennung hinwirken: dies ist z. B. Zweck des Verbandes nach dem Luftröhrenschnitt. Es ergeben sich mithin folgende Zwecke und Aufgaben für die technische Wirksamkeit:

1) Vermittelung organischer Verbindung des absolut Getrennten oder Cohäsionsschwachen;

2) Vermittelung der Getrennterhaltung des Getrennten;

3) Vorkehrung gegen das unvereinbare Getrennte oder unwiederherstellbare Cohäsionsschwache;

4) Verminderung, Aufhebung abnormer Cohäsion;

5) Sicherung der Normallage verrückter Gebilde.

Die Erreichung dieser Zwecke, insofern sie durch mechanische Einwirkung besorgt werden kann, ist aber nur gedenkbar dadurch, dass die organischen Gebilde mit solchen mechanischen Agentien in Berührung gesetzt werden, welche

1) die beeinträchtigten Gebilde von dem Einflusse schädlicher den Vereinigungsprocess störender Aussendinge abschliessen;

2) die getrennten Flächen unter die wesentliche Bedingung aller Cohäsion, d. h. in gegenseitige Annäherung und Berührung versetzen und darinnen erhalten, oder

3) diese Berührung und folglich die Cohäsion durch ihren Dazwischentritt verhindern;

4) der Expansion der Gebilde und ihrem Streben nach der Peripherie entgegenwirken;

5) der enormen Contraction eine expandirende Kraft entgegensetzen und die Berührungspunkte der Theile vermindern;

6) die Kräfte, welche die Contiguität zu stören drohen, durch Gegenkräfte beschränken oder aufheben.

Wir sehen, dass allen diesen Kunstveranstaltungen die Idee der Deckung, des Drucks oder des Zugs zum Grunde liege und sie nur dadurch zur Erreichung der genannten Zwecke wirksam werden. Je nach dem besonderen Zwecke kommt bald die eine, bald die andere Eigenschaft mehr in Anspruch, bald die Zugleichwirksamkeit aller.

Es resultirt mithin eine Reihe chirurgischer Actionen, mittelst welcher mechanische Agentien, die durch Deckung, Druck oder Zug wirken, mit der Körperfläche, zum Behufe der Behandlung fehlerhafter Continuität oder Contiguität organischer Gebilde in schädliche Berührung gesetzt werden und ihre Einwirkung bestimmt geleitet wird.

Diese Actionen nennt die Kunstsprache Verband, die Agentien Binden, Gebände, Verbandstücke, Verbandgeräthe, Verbände.

Die Bestimmung und das Wesen allen chirurgischen Verbands ist demnach Deckung, Druck oder Zug an solchen organischen Gebilden oder Be-

zirken anzubringen, deren Zusammenhang oder Lage gestört ist, um diese Zustände dadurch nach bestimmten Anzeigen und Zwecken zu modificiren.

Nur zufällig dient er zuweilen als Träger chemischer Heilmittel.

Doch ist hiermit das Gebiet des Verbandes als Agens und Action noch nicht ganz geschlossen und von gewissen anderen chirurgischen Agentien und Actionen geschieden, welche ebenfalls gegen veränderte Contiguität und Continuität gerichtet werden. Ich meine erstens jene Instrumentaloperationen, die man insgemein blutige nennt; dann gewisse Hand- und Maschinenwirkungen, welche eben auch durch Druck und Zug vollbracht werden, z. B. die Taxis der Hernien, die Einrichtung verrenkter Glieder. Die Grenzlinien zwischen ihnen und dem Verbande bezeichnen sich jedoch dadurch, dass das Instrumentalwirken in unmittelbarem, mehr oder weniger tiefem Eingreifen in die organische Masse selbst besteht, der Verband hingegen immerhin nur die äussere Fläche der Körpergebilde berührt; dann, dass jene Maschinen ihre Actionen nur durch Bewegung mittelst äusserer Kraft fortsetzen, indess der Verband, einmal mit dem Körper in Berührung gebracht, ruhend durch sich selbst fortwirkt.

Desshalb gehört die Betrachtung der Einrichtungen und Einrichtungsmethoden nicht in die Verbandlehre, obschon Köhler, Bernstein u. A. sie aufnehmen.

Ebenso schliessen sich aber auch vom Verbande die Kunstveranstaltungen zum mechanischen Ersatz verlorener Theile ab, inwiefern beiden ein ganz verschiedener Zweck zum Grunde liegt.

Diesem nach bestimmt sich der Begriff des Verbandes, als Agens, durch Deckung, Druck oder Zug auf veränderte Continuität oder Contiguität zu wirken.

In zweckmässiger Vermittelung dieses Contacts besteht mithin der Verband, als Action oder das Verbinden.

Die Wirkung und Wirkungsart alles Verbandes hängt aber ab von dem Material, der Form, dem Bau und der Art, wie derselbe mit der Körperfläche in Berührung gesetzt, d. h. angelegt wird.

Diese Momente werden bestimmt durch das Object, auf welches der Verband wirkt, den Menschenleib und zwar durch dessen mechanische und dynamische Verfassung, das ist:

1) Durch die Form und den Mechanismus des Menschenleibes überhaupt und seiner einzelnen Gebiete insbesondere;

2) durch den abnormen Mechanismus desselben im Allgemeinen und die besonderen Abnormitätsformen desselben und seiner einzelnen Gebiete;

3) durch den Menschenleib als Organismus als ein gegen Ausseneinwirkung empfängliches und dagegen reagirendes Lebendes;

4) durch den kranken, d. h. in seiner Empfänglichkeit und Reactivität veränderten Organismus, mithin durch den Krankheitszustand überhaupt, aber auch durch die speciellen kranken Zustände und einzelnen kranken Gebiete insbesondere.

Aus diesen Verhältnissen gehen nun die Gesetze des Verbandes, den oben bezeichneten allgemeinen und besonderen Zwecken gemäss, hervor.

Diese Gesetze zu deduciren und die daraus resultirenden Pläne, Formen und Applicationsweisen des Verbandes darzustellen ist die Aufgabe der Verbandlehre. Diese ist demnach die Gesetz- und Bildungslehre des Verbandes.

Da nun aber jene Verhältnisse und Zwecke allgemeine und besondere sind, so wird die Gesetzgebung gleichfalls eine allgemeine und besondere sein. Die Verbandlehre zerfällt daher in zwei Haupttheile: 1) in die allgemeine, 2) in die specielle Verbandlehre.

Die allgemeine Verbandlehre entwirft:

a) Die allgemeinen Gesetze der Construction des Verbandes überhaupt nach den § 11 gegebenen allgemeinen Verhältnissen, inwiefern er als Form

auf Form, als Maschine auf Maschine, aber auch als Potenz auf ein gegen seine Einwirkung empfängliches und zwar krankes Organisches wirkt;

b) die allgemeinen Gesetze der Construction des Verbandes nach seinen allgemeinen Zwecken und Richtungen. Da nun aber die Bestimmung alles Verbandes gerichtet ist entweder auf abnorme Continuität oder abnorme Contiguität, so wird hier aufgestellt werden müssen die Theorie des Verbandes in Bezug auf diese Zustände im Allgemeinen: welche Verbandplane und Formen gehen aus dem im Allgemeinen gegebenen Zustande abnormer Continuität und und Contiguität hervor?

Die specielle Verbandlehre beschäftigt sich theils mit der Anwendung jener allgemeinen Gesetze der Construction des Verbandes auf die specielleren Formen der abnormen Continuität und Contiguität, nach Maassgabe der speciellen Zwecke und eigenthümlichen Verhältnisse der einzelnen Gebiete und Theile, in welchen jene besonderen Formen der Abnormität obwalten, theils mit dem Entwurfe der anderweitigen besonderen Gesetze, welche unmittelbar aus dem speciellen hervorgehen".

Wie sehr Schreger sich bemühte, der Verbandlehre das Siegel der Einfachheit aufzudrücken, das geht am besten aus dem Plane seiner Verbandlehre hervor.

„Die allgemeine Verbandlehre befasst sich 1) mit den allgemeinen Gesetzen der Construction des Verbandes, abgeleitet aus der Verfassung des Menschenkörpers;

2) mit den allgemeinen Gesetzen der Construction und allgemeinen Formen des Verbandes, aus den allgemeinen Zwecken und Richtungen desselben gegen abnorme Continuität und Contiguität hervorgehend.

Die specielle Verbandlehre untersucht zuerst A) die Gesetze der Construction des Verbandes gegen die speciellen Continuitätsveränderungen und zwar:

I. Gegen absolute Trennungen des Zusammenhangs. 1) Verband der Wunden: α) zur Vereinigung a) der Haut- und Muskelwunden, b) der Organwunden, c) der Gefässwunden, d) der Flechsenwunden, e) der durch Exstirpation oder Amputation verwundeten Fläche. β) Zur organischen Insition: der Nase, Lippen, Ohren; γ) zur temporären Fortdauer der Trennung. 2) Verband der Geschwüre. 3) Verband der Knochenbrüche. 4) Verband unvereinbarer Trennungen zur Beschränkung des Folgens ihres Bestehens.

II. Gegen verminderten Zusammenhang: 1) Verband des Oedems, Hydrops am Kopfe, am Unterleibe, an den Extremitäten; 2) Verband des Aneurysma und Varix.

III. Gegen vermehrten Zusammenhang: 1) Verband der Verkrümmungen; 2) Verband der Verengerungen und Verwachsungen.

B) Die Gesetze der Construction des Verbandes gegen die speciellen Contiguitätsveränderungen. 1) Verband verrückter Muskeln, Flechsen; 2) der verrenkten Knochen; 3) der Hernien; 4) der Vorfälle".

Dieses System, das also dem menschlichen Körper anbequemt wurde, hat vielleicht später Philipp von Walther die Idee gegeben zum Aufbau seines seiner Zeit so berühmten „Systems der Chirurgie".

Wollten wir alle die Einzelheiten schildern, durch welche Schreger sich um die Verbandlehre verdient machte, so würden wir die Grenzen des uns erlaubten Raums weit überschreiten müssen.

Wir wollen nur hervorheben: Schreger's bewegliche Augenbinde, Schreger's Binde für den Unterkiefer, Schreger's Apparat für die Halswunden bei Gemüthskranken, Schreger's dreieckige Kopfbinde u. s. w.

Und nun Schreger's Stellung zur operativen Chirurgie. Oben haben wir dieselben im Allgemeinen charakterisirt.

Dieses Classikers Auffassung der operativen Chirurgie ist eine eigenthümliche, insofern sie beweist, wie sein ganzes Streben darauf gerichtet war, den Wundarzt vor Schablonenthum in der Akiurgie zu bewahren, ihn zu keinem einseitigen, dogmatischen Techniker auszubilden, sondern zu einem denkenden, selbst schaffenden Künstler, der für den individuellen Fall die, gerade für diesen passende, Methode auszuwählen versteht.

Um seine Schüler dem Ideale dieser Auffassung entgegen zu führen, wählte er einen ganz originellen, auf den ersten Anblick gewagt erscheinenden, Weg.

Er schrieb, was vor ihm noch kein Chirurg unternommen, weder unter den Deutschen, noch unter den Engländern, Franzosen und Italienern, einen Grundriss der chirurgischen Operationen vom „historischen Standpunkte". In diesem schildert er die verschiedenen Operationsmethoden, wie sie sich historisch von den ältesten bis zu seiner Zeit entwickelt hatten. Dass diese Methode unvergleichliche Vortheile bietet, vor der in den meisten Lehrbüchern beobachteten, wo hauptsächlich nur die modernen oder gerade im Schwunge seienden abgehandelt werden, dass sie mehr Garantie bietet, wirkliche chirurgische Künstler auszubilden, springt n die Augen.

Die Motive und die Tendenzen, welche er im Auge hatte, entwickelte er in den, seinem Lehrbuche vorgedruckten *„Erinnerungen an meine Zuhörer"*, und hebt Folgendes hervor:

„Wenn Sie übrigens finden, dass dieser Grundriss jene Reihe von Operationen, die man insgemein die unblutigen nennt, sowie diejenigen mechanischen Anordnungen, die jenseits der beendigten Operation liegen, namentlich die des Verbandes und der chirurgischen Kosmetik, nicht mit einbegreife, so geschah dies weniger, weil der Raum dieser Blätter und die Verfassung des akademischen Lehrcurses gewisse Beschränkungen forderten, als weil mir diese Trennung an sich natürlich und der Heterogenität der Principien entsprechend schien. Denn obschon alle jene Gegenstände in naher Berührung mit einander liegen, so ist doch das Gebiet der Akiurgie durch so bestimmte Grenzen von der Mechanurgie und Desmurgie abgeschlossen, dass sie sich auch in der Betrachtung ohne Zwang scheiden lassen."

Wie sehr aber diese historische Methode sich eignet, den, von Natur mit chirurgischem Genie begabten, Künstler anzuregen und weit davon entfernt ist, ihn zu einem blinden Nachbeter zu machen, vielmehr zu selbstständigen Entdeckungen und Erfindungen anspornt und den Geist der Initiative in ihm erweckt, das zeigte Schreger durch sein eigenes Beispiel.

Zahlreich sind die Methoden und Verbesserungen, mit denen er die operative Chirurgie bereicherte.

Wir erwähnen hier zuerst seine *„Versuche zur Vervollkommnung der Herniotomie"*.

In der Abhandlung über die *„Radicalcur der beweglichen Hernien"* entwickelte er folgende Ideen.

Die Radicalcur verlor nur dadurch alle Bedeutung für die Kunst, dass man durch sie die Idee, das Bruchband ganz entbehrlich zu machen, allemal ausführbar glaubte. Ihr Kunstwerth entscheidet sich durch die Erreichbarkeit folgender Ziele:

1) Des Zwecks, gewisse Localzustände zu beseitigen, um die durch diese unmöglich gewesene Anwendung eines Bruchbandes möglich zu machen. Dahin gehören die Fälle, wenn die bewegliche Hernie mit einer Hydrocele und zwar in einem gemeinschaftlichen Bruchsacke complicirt ist, ferner, wenn junge Individuen, Individuen vom mittleren Alter an grossen Hernien leiden, welche kein Bruchband gehörig zurückhalten kann und die Behafteten mithin ausser der Unförmlichkeit auch der beständigen Gefahr der Einklemmung ausgesetzt sind. Schreger kann sich der Richter'schen Ansicht, auch hier die Radicalcur nicht auszuführen, nicht anschliessen. Wenn letzterer behauptet, dass dergleichen Brüche sich selten einklemmen, so meint Sch., die Seltenheit lässt die Möglichkeit der Einklemmung jedenfalls zu; auf Richter's Einwand, dass weil sie, wenn sie sich einklemmen, sie selten eine so dringende Gefahr verursachen, dass der Wundarzt alsdann nicht noch immer Zeit hätte, die Operation zu verrichten, entgegnet Sch., aber wer bürgt dafür, dass gerade der verabsäumte Fall unter die gehören werde, mit denen keine dringende Gefahr verbunden ist und gesetzt, sie sei auch nicht dringend, ist es nicht Pflicht, auch die geringere vom Kranken abzuwenden, statt ihn der Möglichkeit derselben hinzugeben, ist es nicht Pflicht, durch eine mildere Operation einer verhältnissmässig

gewaltsamen zuvorzukommen? Auf den dritten Einwand Richter's, dass die übrigen Beschwerden, welche der aussen liegende Bruch verursacht, durch einen Tragbeutel gemindert werden können, entgegnet Sch.: aber ist Aufhebung jener Beschwerden nicht eine höhere Kunsthülfe als bloss Minderung und muss ein Verfahren, welches auf sicherem Wege, wenn auch mit einigem momentanen Schmerze jene vermittelt, nicht dem vorgezogen werden, welches lebenslang fortdauernde Beschwerden gestattet?

Auch den letzten Grund Richter's „weil geräde in diesem Falle die Operation selten eine Radicalcur bewirkt", lässt Sch. nicht gelten. Allein gesetzt, sagt er, sie bewirke diese nur selten, d. h. sie vermittele nur selten totale Schliessung des Bruchsackhalses auch jenseits der Bauchspalte, so leistet sie doch schon alles, was nur immer die Tendenz der Kunst in diesem Falle sein kann, nämlich sie beschränkt den Bruch so weit, dass nun Anlegung eines Bruchbandes stattfinden kann.

2) Die Radicalcur entspricht den bleibenden Zuständen, welche keine genaue, sichere, gleichmässige Einwirkung gestatten oder eine zu gewaltsame und dadurch nachtheilige nöthig machen, indem sie den Bruch so weit beschränkt, dass der Kranke nachher, auch bei der unsicheren Lage des Bruchbandes doch nicht so, wie vorhin, der Gefahr des Austretens ausgesetzt ist.

3) In den Zuständen, wo weder vor noch nach der Radicalcur ein Bruchband getragen werden kann, dient doch die letztere den Kranken in einen gewissen Vertheidigungszustand gegen die Einklemmung zu versetzen. So gewährt sie Hinkenden, bei welchen die Lage des Trochanters eine solche ist, dass seine Bewegungen beim Gehen stete Verrückung des Bruchbandes veranlassen, einzig mehr Sicherheit, so ist sie erwachsenen Bruchkranken, bei denen der permanent in der Weichengegend liegende Hode den Gebrauch des Bruchbandes unmöglich macht, das einzig gedenkbare Schutzmittel gegen Vorfall und Einklemmung.

Sollte nicht überdies die Radicalcur vorzugsweise bei Schenkelbrüchen als solchen angezeigt sein und zwar aus folgenden Gründen: der Gebrauch des Bruchbandes ist bei diesen Brüchen, besonders für Weiber, noch weit lästiger als bei Leistenbrüchen und seine Einwirkung, da es durch die Bewegungen des Schenkels so leicht verrückt wird, weit weniger sicher; die Einklemmung ist

hier bedenklicher, weil das vorgefallene Entzündete bei den Schenkelbrüchen ungemein leicht brandig wird, die Radicalcuren meist vollständiger als bei den Leistenbrüchen gelingen, weil nicht, wie bei diesen, hinter der Bauchspalte ein unverwachsener Theil des Bruchsacks hinter dem Ligamente zurückbleibt, folglich findet auch die Nothwendigkeit, nachher noch ein Bruchband zu tragen, um so weniger Statt.

Der Radicalcur fehlt also ihr bestimmter Wirkungskreis nicht; es kommt nur darauf an, sie in einem Verfahren auszuführen, welches sich über alle den bisherigen eigne Schwierigkeiten und Gefahren erhebt und vielleicht öfter als diese, sogar Totalverwachsung zu vermitteln im Stande ist. Die günstigen Erfahrungen, welche Sch. durch Lufteinblasen beim Wasserbruch gemacht, liessen ihn auf die Idee kommen, ob nicht auch der Bruchsack durch Wieken oder durch Einspritzungen oder durch Lufteinblasen behandelt werden müsste. Die Vortheile eines solchen Verfahrens bestehen in der Einfachheit: es setzt den Kranken nicht langwierigen, schmerzhaften Angriffen aus, die Cur wird schneller beendet, da sie nicht, gleich der Ligatur, dem Aetzmittel und der Scarification zunächst und unmittelbar am Bauchringe ihre Wirkung concentrirt, allen Beeinträchtigungen des Samenstrangs entsagt und der consecutiven Affection des Bauchfells und der Bauchorgane.

Sch. entwarf sich den Gang der Encheirese so:

„Zuerst werde die Haut in einer Querfalte auf dem noch vollen Bruche am untern Theile desselben eingeschnitten; mit einem grösseren Einschnitte, wenn durch die Wieke, mit einem kleinern, wenn durch Einspritzung geheilt werden soll; dann werde der Bruch zurückgebracht, der innere Bruchsack durch die Hautwunde mit einer Pincette ergriffen, angezogen und ebenfalls geöffnet, um nur die Wieke, Flüssigkeit oder Luft einzubringen. Dass in dem letztern Falle, wie bei der Operation der angeborenen Hydrocele, der Bruchsackhals durch einen äusseren Druck verschlossen werden müsse, damit die Flüssigkeit nicht in die Bauchhöhle dringe, versteht sich von selbst. Die Verwachsung des oberen Theils wird unstreitig noch dadurch sehr befördert werden, wenn der Kranke vorausgesetzt, dass es das Local gestattet, während der Cur, die er liegend abwarten muss, ein Bruchband trägt oder dieser Bezirk überhaupt auf irgend eine Art einer Compression ausgesetzt wird. Ist die Hernie keine alte, so dürfte die Einspritzung oder das Lufteinblasen hinreichen, ist es hingegen eine grosse, schon lange bestehende, so würde vorzugsweise die Behandlung mit Wieken anwendbar sein, weil der dichtere Bruchsack weniger für geschwinde Vereinigung gestimmt sein dürfte.“

Sch. giebt dann die Krankengeschichten, welche belegen, dass er seine Methode mit Glück ausgeführt hat.

In der Abhandlung *„Ueber Schenkelbruchschnitt“* bespricht Sch. zunächst die Gefahren, die arteria epigastrica, selbst die cruralis, den Samenstrang oder die runden Mutterbänder zu verletzen und die verschiedenen Encheiresen, welche die Chirurgen einschlugen, um diese Gefahr zu vermeiden. Jeder Chirurg, der uns dieses Verfahren weiht, gab sich und seinen Kranken jedem möglichen Ungefähr hin. Schreger ersann desshalb eine neue Methode. Dieselbe besteht darin, durch mehrere ganz kurze Einkerbungen des Leistenbandes längs seinem Rande hin den grösseren, nicht absolut sicheren Schnitt zu ersetzen und die Erweiterung des Ligamentes zu vermitteln. Zu diesem Ende brachte er, nachdem er oben das Zellgewebe etwas entfernt hatte, über der Mitte des Bruchsacks, doch näher nach seinem inneren Rande hin, ausserhalb seiner Höhle zwischen ihm und dem Bande eine Knopfscheere ein und schnitt den Rand des letztern zweimal an; jeder Anschnitt war nur eine Linie lang und stand etwa zwei Linien von dem andern ab. Da das Band dadurch noch nicht erschlafft genug war, legte er dasselbe durch einen neuen, nicht ganz einen Zoll langen Hautschnitt, der aus dem ersten unter einem rechten Winkel in der Leistenbiege fortlief, nach dem Schoossbein hin bloss; bezeichnete mit dem Finger den Rand des Ligamentes, der sich durch seine Anspannung leicht finden lässt und kerbte ihn ebenfalls dreimal ein. Hierdurch und indem er den Schenkel bis fast zu einem rechten Winkel mit dem Körper aufheben liess, hatte er hinlänglich freien Raum gewonnen, den Darm leicht zurück zu bringen. Durch zwei Krankheitsgeschichten wird der glückliche Erfolg der Operation bestätigt. Die in Aussicht gestellte besondere Schrift über den Schenkelbruch konnte Sch. nicht mehr ausführen.

In der Abhandlung *„Ueber Erkenntniss und Behandlung der mit Hernien complicirten Hydrocelen“* ist nicht die Rede von jener Complication des Inguinal- oder Scrotalbruchs mit dem Wasserbruche, wo beide in getrennten Räumen isolirt neben einander bestehen, sondern wo der Bruchsack einer angeborenen Hydrocele oder der einer angeborenen oder zufälligen Hernie den gemeinschaftlichen Behälter des angehäuften Wassers und der vorgefallenen Unterleibstheile ausmacht. Der Wasserbruch erscheint sowohl mit dem Darm- als mit dem Netzbruche, sie seien angeboren oder zufällig, häufiger mit dem letzteren vereint. Vorzüglich finden wir

ihn mit den angewachsenen Hernien beiderlei Art complicirt und da der Netzbruch öfter und schneller eine Verwachsung im Bauchringe oder im Halse des Bruchsacks eingeht als der Darmbruch, so erklärt dies den Grund seines häufigeren Erscheinens mit dem ersteren: die Entstehung der Hydrocele und Hernie erfolgt nie gleichzeitig, sondern in successiven Zeitmomenten und zwar so, dass allermeistens die erstere zu den präexistirenden letzteren hinzutritt, ja zuweilen aber auch die Hydrocele früher da ist. Bisweilen erfolgt diese Complication erst sehr spät.

Sie pflegt in einer vierfachen Formvarietät zu erscheinen. Bei der ersten Varietät füllen die vorgefallenen Theile nur den oberen Theil des Bruchsacks ganz und ausschliessend aus und das Wasser hat nur den untern Raum inne. Die Gestalt ist ursprünglich kegelförmig, die Basis gegen den Bauchring gerichtet, in der Folge, je mehr die Wasseranhäufung wächst, kehrt sich der Conus um, so dass sein schmälerer Theil dem Bauchringe zunächst liegt, und die Geschwulst nunmehr ein birnförmiges Ansehen bekommt.

Bei der zweiten Formvarietät nehmen die vorgefallenen Unterleibshöhlen den Bruchsack ganz ein, reichen bis zum Grunde herab, und das Wasser umfliesst theils ihre äussere Fläche, theils ihre Zwischenräume, ohne nach unten einen Raum besonders zu erfüllen. Solche Brüche entwickeln sich mehr in die Breite als in die Länge und nehmen meistens eine ovale Gestalt an.

Bei der dritten Formvarietät erfüllt das Wasser den ganzen Behälter, und bloss ein kleines Darm- oder Netzstück fiel ausserhalb und diesseits der Bauchspalte vor und hängt nahe an derselben, rings umgeben von Wasser, frei in das letztere hinein. Diese Form findet vorzugsweise bei angeborenen Darmbrüchen und zwar unter der Bedingung Statt, wenn der obere Theil des Scheidenkanals eng und wenig ausdehnbar ist, mithin theils nur weniges durchfallen, theils dies nicht tiefer herabtreten kann, sondern immerfort Leistenbruch bleibt.

Die vierte Form war bislang noch nie beschrieben und Schreger beobachtete sie zuerst. Nämlich ein kleiner Darmbruch gesellt sich zu einem schon bestehenden Wasserbruche, aber der erstere tritt nicht, wie in der dritten Form, ausserhalb der Bauchspalte hervor, hängt mithin nicht oder höchstens nur mit einem kleinen Seitentheile in den diesseitigen Theil des Scheidencanals,

welcher das Wasser enthält, sondern liegt eingesackt bloss in dem oberen jenseitigen Raume dieses Canals, der zwischen der Unterleibsmündung desselben und den Schenkeln der Bauchspalte liegt.

Die Diagnose ist oft sehr schwierig; man muss sich aber bemühen, sie in genauen Zügen zu fassen, um nicht verkehrte technische Unternehmungen auszuführen.

Bei der ersten Form findet eine Verschiedenheit des Eindrucks Statt, welchen der obere und untere Theil auf das Gefühl des Untersuchenden machen; der obere ist, so weit der Darm reicht, praller elastisch, hart, der untere, der das Wasser enthält, nachgiebiger elastisch, fluctuirend. Falls die Hernie eine bewegliche und zurückgebracht ist, bleibt gewöhnlich noch eine Fülle des Bruchsacks in seinem Grunde zurück.

Die zweite Formvarietät entdeckt sich dem Gefühle durch das Gemischte des Eindrucks; es ist nicht die reine Elasticität des Darmbruchs, die sich dem tastenden Finger darstellt, sondern gleichsam verhüllt und nur durchschlagend durch das darüber liegende Wasser. Und ebenso sind die Zeichen des Wasserbruchs nicht in ihrer einfachen Reinheit wahrnehmbar. Des Nachts werden sie kleiner, da ein grosser Theil des Wassers sich in die Bauchhöhle zurückschleicht. Am schwierigsten ist die Diagnose der dritten und vierten Form. Wir finden die Hernie entweder eingeklemmt oder nicht. Im ersten Falle genügen dem Diagnostiker die der Einklemmung eignen Erscheinungen, welche der einfachen Hydrocele fehlen. Findet keine Einklemmung Statt, so macht sich die Hernie, wenn sie auch ausserhalb der Bauchspalte nicht fühlbar ist, doch durch eine gewisse Fülle der Leistengegend zunächst oberhalb um jene Spalte herum bemerkbar. Es existirt kein Leistenbruch ohne jene Erscheinung. Trat die kleine Hernie secundär zur präexistirenden angeborenen Hydrocele, so kann sich ihr Dasein bisweilen auch noch dadurch bestätigen, dass seit der Erscheinung sich das Wasser weniger leicht als sonst in die Bauchhöhle zurückdrängen lässt.

In Bezug auf die Heilung ist zu untersuchen, ob die Hydrocele mit einer beweglichen oder mit einer angewachsenen Hernie complicirt ist. Desault hat ein bestimmtes Verfahren für diesen Fall bezeichnet. Doch ist es nicht allgemein anwendbar. Denn

bei der ersten Form der Complication würde Verletzung des Darms durch den Troikar fast unvermeidlich sein, auch würde die inneliegende Canüle die Reposition durchaus hindern oder ausgleiten, bei der zweiten Form würde der von Därmen durch die vorausgegangene Taxis entleerte schlaffe Bruchsack die Punction nicht einmal gestatten.

Schreger bedient sich daher folgender Methode: Man macht zuerst, bei noch aussenliegender Hernie, einen etwa einzolligen Schnitt auf einer aufgehobenen Querfalte bloss in die Haut des Scrotums, bringe dann, wenn die etwaige Blutung gestillt ist, die Hernie sammt dem meisten, ihr folgenden Wasser zurück und lasse durch einen Gehülfen oder durch ein angelegtes Bruchband die Bauchspalte comprimiren. Hierauf erfasse man mit einer Pincette durch die Hautwunde hindurch eine Stelle des vorher schon entblössten Bruchsacks, hebe sie in einer Falte empor und schneide neben der Spitze der Pincette mit der Scheere eine kleine Oeffnung, in welche nun sogleich die Röhre zur Injection gebracht wird. Hierdurch wird zwar nicht immer totale Heilung bewirkt. Doch ist es nicht unmöglich, dass totale Adhäsion auch jenseits der Bauchspalte erfolgen kann, aber sie ist nur eine consecutive Wirkung der diesseitigen entzündlichen Affection. Es wird daher durch diese Encheirese die Hernie in so weit beschränkt, dass sie nicht mehr die Grenzen der Bauchspalte diesseits überschreitet und die Hydrocele radical gehoben. Daher lasse man die Kranken stets ein Bruchband tragen.

Ausser der Einspritzung kann man sich des Schnittes und der Wieke bedienen. Im ersten Fall befasse der Einschnitt höchstens das Drittheil oder die Hälfte der Geschwulst und um Eiteranhäufungen zuvorzukommen näher gegen den Grund der Geschwulst.

Der Curplan bei der Complication mit einer angewachsenen ist folgender.

Ist es ein angewachsener Darmbruch und die Cohäsion eine feste, umfängliche, so schliesst sie jede Möglichkeit einer Radicalcur, sowohl ihrer selbst als der Hydrocele aus; ein Suspensorium und Punction nicht durch den Troikar, sondern durch die Lancette nach vorhergehendem Hautschnitte sind hier die einzigen Palliativmittel. Eher lässt wohl ein angewachsener Netzbruch Radicalcur des Wasserbruchs zu, inwiefern das Netz als ein Gebilde niederer

Natur eher dem Processe adhäsiver Entzündung unterworfen werden darf. Der Schnitt ist hier das ausschliessliche Verfahren.

Wenn aber die Hydrocele mit einer eingeklemmten Hernie complicirt ist, muss die Kunsthülfe zunächst auf die Einklemmung bezogen werden, doch ist mit ihr auch der Zweck der Radicalcur der Hydrocele vereinbar. Sollte es gelingen, die Einklemmung ohne Herniotomie zu beseitigen, so könnte vielleicht die Hydrocele gleichzeitig mit gehoben werden, indem durch die Handhabungen der Taxis die Wände des Bruchsacks in den Zustand einer entzündlichen Cohäsion versetzt würden.

Macht aber die eingeklemmte Hernie den Bruchschnitt nöthig, so wird dieser in jedem Falle den oberen Theil in der Nähe des Bauchrings treffen müssen; ist die Hernie eine kleine, so kann er sich darauf beschränken. Stösst man dagegen auf einen vollen umfänglichen Scrotalbruch, so muss ein längerer Einschnitt gemacht werden. In der Abhandlung *„Ueber Heilung der Hydrocele durch Lufteinblasen"*, welches Verfahren Gimbernat zuerst empfohlen hatte, trat er warm für diese Methode ein und berichtet über mehrere, mittelst derselben, glücklich geheilte Fälle. Ja, er ist sogar geneigt, dieselbe auf die Radicalcur der Darmbrüche zu übertragen. Wenn wir auch gern zugeben, dass dies Verfahren in manchen Fällen besser sei als die Earl'schen Einspritzungen, so wird die Incision und die von uns angegebene Punctio-Excisionsmethode[1]) doch stets vor allen anderen Methoden den Vorzug verdienen.

Von grosser Wichtigkeit ist die Abhandlung *„Neue Methode der Amputation des Penis"*.

Er führt zunächst darin aus, wie sehr schwierig die Operation sei, wenn sie zunächst an den Schoossbeinen vorgenommen werden müsse, weil sich das Glied schnell nach dem Schnitte zurückziehe und dadurch es oft unmöglich sei, die Schlagadern zu fassen und zu unterbinden.

Es kommt bei der Amputation des Penis vor allen Dingen darauf an, die Retraction des schwammigen Körpers zu beschränken und die Stumpffläche sich so zugänglich und mit der Hautwunde

1) Ueber die Radicalcur des Wasserbruchs und die Punctio-Excisionsmethode. Ein neues Operationsverfahren von Dr. Heinrich Rohlfs. Bremen, Verlag von Heinrich Strack. 1862.

in gleicher Linie zu erhalten, dass die Unterbindung ohne Zeitverlust an allen Arterien vorgenommen werden kann.

Schreger hat die von ihm erfundene Methode „den Schnitt mit wiederholten Zügen“ genannt. Ausser kleinen Hautzweigen trifft man bei der Amputation des Gliedes auf folgende Arterien: auf die arterias dorsales penis, arterias profundas penis und unten im Schwammgewebe der Harnröhre über ihrem Canale auf zwei neben einander gelegene, arterias cavernosas urethrae. Die Operation geschieht nun auf folgende Weise:

„Indem der Chirurg das Glied und die möglichst nach vorwärts gezogene oder besser, damit sie weniger wieder nach hinten gleiten kann, mit einem Bande hinreichend fest umgebene Haut, mit der linken Hand hält, schneide er mit der rechten den Rücken der Ruthe jenseits des Bandes nur so weit ein, bis sich die beiden arteriae dorsales durch das hervorspritzende Blut verrathen, ergreife nun den Bromfield'schen Haken mit um ihn gelegter Schlinge, ziehe die Arterie hervor und lasse einen Gehülfen die Ligatur umlegen. Hierauf drückt er senkrecht das Messer weiter bis in die Mitte des cavernösen Körpers herab, wo ihm die beiden profundae begegnen und unterbinde sie auf gleiche Art. Endlich trennt ein dritter Schnitt die Masse hinunter bis auf den Canal der Harnröhre, ohne diesen jedoch anzuschneiden, um da die arterias cavernosas urethrae ebenfalls zu unterbinden. Ist dieses geschehen, so schneidet man das Uebrige vollends durch und lässt den Stumpf sich zurückziehen. Uebrigens beachte hierbei der Operateur, dass er bei jedem folgenden Schnitte das Messer immer genau in den Winkel des vorhergegangenen einsetze und bestimmt senkrecht wirken lasse, damit die Schnittfläche gleich ausfalle.“

In der Abhandlung *„Ueber tuberculöse Excrescenz des Afterdarms“* entwickelt er folgende Ansichten. Früher handelte man diese Krankheit unter der Rubrik der verhärteten Hämorrhoidalknoten ab. Die Nichtidentität ist aber klar erweislich. Desault verwarf unbedingt die Ausrottung dieser Geschwülste durch das Messer.

Schreger bekämpft diese Ansicht, glaubt vielmehr, dass die Ausrottung, die an sich ebenso gefahrlos und weniger schmerzhaft ist, in vielen Fällen vor der Compression den Vorzug verdiene. Oft erscheinen sie als Produkte der durch Syphilis verstimmten Plasticität, ein anderes Mal als ein abgeändeter Typus der Hämorrhoidalkrankheit. Es sind Pseudoplasmen eigner Art von einer Textur, für deren specifike Bildung vorzugsweise die Organe dieser niederen Region des Leibes gestimmt zu sein scheinen. Gleiche Auswüchse sah er an der inneren Haut des Körpers der Harnblase in einem männlichen Leichnam, ebenso an der grossen Schamlefze, auch auf den Eierstöcken einer Frau. Die Entartungen erscheinen

in sehr verschiedenen Formen, zuletzt laufen sie in Entzündung und in purulente Zersetzung aus, alles nimmt den carcinomatösen Charakter an und geht dann auf die benachbarten Gebilde über. Sie sind bis zu jenem bösartigen Grade empfindungslos; das Messer darf darauf in ihren Zusammenhang eingreifen, ohne die Sensibilität des Kranken zu afficiren.

Exstirpiren darf man sie nicht: 1) wenn die Auswüchse dem Messer unzugänglich sind, also diese höher im Mastdarme wurzeln und man ihnen nicht beikommen kann. Doch, wenn sie dünn gestielt ansitzen und erreichbar sind, kann man sie exstirpiren. 2) Wenn sich schon der carcinomatöse Charakter allgemein und in einem hohen Grade ausspricht.

Mehrere Krankengeschichten werden dann ausführlich mitgetheilt.

Sehr verdient machte sich Schreger um die Operation der Mastdarmfisteln durch einen von ihm erfundenen neuen Apparat. Ist er auch zunächst nur für die Ligatur incompleter, besonders hoch in den Mastdarm hinauflaufender, Mastdarmfisteln berechnet, so ist er jedoch auch bei jeder completen Afterfistel anwendbar. Die Beschreibung möge in seinen *„chirurgischen Versuchen“* nachgelesen werden. Ebendaselbst registrirt er das Verfahren der Unterbindung nach den verschiedenen Formen der Fisteln und erörtert zugleich eingehend einige besondere Momente der Operation.

Auf die Bedeutung und Wichtigkeit der Ischurie, welche durch die Gegenwart kleiner, in der Blasenmündung oder im häutigen Theile der Harnröhre eingeklemmter, Steine entsteht, lenkte Schreger zuerst die Aufmerksamkeit der Aerzte.

Die Diagnose ist meistens sehr schwer. Dennoch gelang es Sch. Anhaltspunkte für dieselbe zu finden.

Man darf auf sie schliessen 1) wenn die Ischurie kommt und wieder kommt, ohne dass solche Einflüsse, welche den dynamischen Zustand des Organs verändern, z. B. Erkältungen vorausgingen.

2) Wenn man erfährt, dass der Anfall auf gewisse mechanische Einwirkungen oder auf Bewegungen des Körpers hauptsächlich in senkrechter Stellung erfolgt war, welche das tiefere Herabsinken eines Steins gegen den Blasenhals bewirken konnten.

3) Wenn der Anfall bisweilen unmittelbar auf eine zufällige

erschütternde Bewegung des Körpers, besonders in einer Lage, wo die Beckengegend höher als der Oberkörper zu liegen kam, gelöst wurde.

Bei jeder hartnäckigen Ischurie, wo wegen örtlicher Hindernisse der Katheter und die Bougie nicht angewendet werden können und gegen den dynamischen Zustand gerichtete Mittel nichts wirkten, liegt die Möglichkeit vor, dass eine, von kleinen Steinen abhängige Harnverhaltung vorliege.

Der Steinschnitt ist in diesem Falle nicht anzuwenden. Zuweilen gelingt es dem Kranken, den kleinen Stein durch die Harnröhre auszupressen. Wenn dies nicht hilft, glückte es Schreger in verzweifelten Fällen, ohne Paracentese der Blase, dem Kranken Palliativhülfe zu gewähren und zwar durch Injectionen. Sie wirken hier durch ihre impulsive Kraft. Sie dürfen aber nicht zu spät ausgeführt werden, wo die Blase schon überflüssig mit Harn angefüllt ist, auch nicht, wenn schon beträchtliche Entzündung der Harnröhre das hinlänglich tiefe Einbringen des Spitzenrohrs behindert; wirksam sind sie, wenn die Structur tief hinten in der Harnröhre, näher dem Steine ist, ferner, wenn es kleine Steine sind. Der Impuls bei der Injection muss an sich stark genug sein, und seine Kraft soll möglichst ungeschwächt bis zu dem bestimmten Punkt reichen.

Sch. beschreibt dann die bei der Einspritzung zu befolgenden Technicismen und Encheiresen und theilt mehrere Krankengeschichten mit, welche die glücklichen Resultate, die er durch seine Methode erzielte, belegen.

In der Abhandlung *„Ueber den Blasenstich oberhalb der Schoossfuge“* giebt er wichtige, dabei zu beobachtende Cautelen und Encheiresen an.

Sein wundärztliches Genie, vor allen sein diagnostischer und prognostischer Scharfblick, seine vorsichtige, umsichtige und glückliche Therapie blickt ebenso sehr aus seinen zahlreichen, in den medicinischen Journalen niedergelegten, übrigen chirurgischen Abhandlungen hervor, wie namentlich aus den in den *„chirurgischen Versuchen“* veröffentlichten Aufsätzen über Kopfverletzung, Lungenverwundung, Paracentese des Thorax, Selbstamputation der Genitalien und Unterleibsverwundung.

Namentlich letzterer Fall documentirt die Meisterschaft Schre-

ger's in Anwendung von zweckmässigen inneren Mitteln bei complicirten äusseren Verletzungen.

Zu den wichtigsten chirurgischen Schriften Schreger's gehört seine Abhandlung *„Ueber die beweglichen Concremente in den Gelenken und ihre Exstirpation"*. Dieselbe erschien ursprünglich als Programm zur Eröffnung des chirurgischen Clinicums und war schon zu Lebenszeiten Schreger's vergriffen, so dass sie jetzt zu den Seltenheiten gehört.

Schreger beschrieb hier zuerst das Vorkommen von beweglichen Concrementen im Schultergelenk, welche man bis dahin nur im Knie- und Ellbogengelenk gekannt hatte.

Dieser von ihm beobachtete Fall, bei welchem er mit Erfolg die Exstirpation ausführte, bestätigte ihm die oft bezweifelte Entstehungsart dieser Gebilde. Das Exstirpirte verrieth nämlich durch seine Form deutlich, dass es ein Bruchstück von jenem ligamentösen Knorpelringe sei, welcher in einzelnen Individuen als normaler Bestandtheil des Schultergelenks besteht und um den Rand der Gelenkhöhle des Schulterblatts gelegen, am Kapselbande häutig anhängt. Aus seiner Verbindung durch krankhafte Resorption oder zufällige äussere Gewalt gelöst, vergrössert sich ein solches Fragment durch Anhäufung von aussen und wird dann, so oft es eine unzweckmässige Lage einnimmt, mechanisches Hinderniss der Gelenkbewegung. Bloss darin, dass man den Zustand, welcher die Genesis dieser Concremente bedingt, nicht von andern, in ihren Produkten ähnlichen, unterschied, sondern sie einem gemeinsamen Gesichtspunkte unterwarf, liegt der Grund jenes Widerstreits der Aussprüche über die Zulässigkeit der Operation. Die englischen Chirurgen haben das grösste Vorurtheil gegen die Operationen. Bromfield, Monro, Bell, William Hey und Abernethy erklären sich insgesammt gegen die Operation. Um bestimmter urtheilen zu können, muss man zwei verschiedene Afterbildungsacte unterscheiden, einen unorganischen und einen organischen. In jenem wirkt die Plasticität durch Aggregation von aussen und ihre Produkte sind entweder Neugebilde, welche nach den Gesetzen der Wahlanziehung aus der anomal gemischten Synovia concresciren oder es sind gleichsam Incrustationen, wozu je zuweilen Lymphcoagula, öfters Theile des normalen Gelenkapparats die Basen darbieten. Auch zählt Sch. zu diesen individuellen Knor-

peln jene, welche der Anatom bisweilen mit der Innenfläche der Gelenkhäute durch häutige Fäden zusammenhängend findet.

Werden nun diese Knorpel oder Theile durch eine, auf das Gelenk wirkende, Gewalt aus ihrem Zusammenhange getrennt oder ihrem Standorte durch inneres Erkranken oder ein krankhaftes Streben zu ossificiren entfremdet und hierdurch ausgestossen, so hört in diesen isolirten Fragmenten die organische Vegetation auf. Es ist daher ihr Bildungsact ganz gleich dem Steine in der Blase.

Anders verhält sich der organische Afterbildungsprocess. Dieser ist in einer von Dyskrasie oder mechanischer Aussengewalt eingeleiteten Veränderung der inneren, chemisch-vitalen Verhältnisse des Gelenkorganismus begründet. Seine Erzeugnisse sind daher lebendige Auswucherungen der kranken höheren Gelenkgebilde, nämlich des Fettapparats der die Knochengelenkflächen überziehenden Knorpel. Sie sind meist tophischer Natur, zuweilen sarcomatös, mit Knorpelmasse durchwebt, knöchern, die von den Knochen ausgeht. Doch sind sie nie so beweglich wie jene unorganischen Concremente.

Bei der ersten Art ist die Exstirpation durchaus ungefährlich, sie darf aber nicht bei der zweiten vorgenommen werden.

Man beachte, jener gutartige Zustand ist schmerzensfrei, ausser, wenn die Concremente sich falsch legen; diesen begleitet anhaltend Schmerz, jene Körper sind frei und nach den verschiedenen Räumen des Gelenks beweglich; diese dagegen hängen mit den Flächen zusammen, von denen sie auswuchern, endlich ist bei jenen das Gelenk in formeller Integrität, hier dagegen partielle chronische Geschwulst. Erstere werden leicht mit Gicht und Rheumatismus verwechselt. Entscheidend ist, dass die Individuen bisher hiervon frei waren, und dass sich das Leiden plötzlich durch eine Bewegung einstellte.

Sch. erzählt dann mehrere Fälle, in denen er die Operation mit Glück ausführte und giebt Cautelen und Encheiresen an, wie man die Operation am Schultergelenk auszuführen habe.

Vor Allem ertheilt er den Rath, den Einschnitt nicht sogleich bis auf die Gelenkskapsel zu führen, wie es im Kniegelenk geschehen darf, sondern vor dem Oeffnen des Kapselbandes die arteria circumflexa humeri zu unterbinden, damit dann sogleich nach dem Austritte des Körpers die innere Wunde geschlossen werden kann.

Um die Flechse des Biceps nicht zu verletzen, muss das Concrement schon vor dem Hautschnitt ausser der Sphäre der Flechse gebracht werden.

Orthopädie.

Wenn man gewöhnlich angegeben findet, der Franzose Andry sei der wissenschaftliche Begründer der Orthopädie gewesen, so beruht diese Angabe auf einem Irrthum. Dieselben sind vielmehr die deutschen Aerzte Mauchard in Tübingen und Feiler in Altdorf. Ihnen schlossen sich, wahrscheinlich durch letzteren angeregt, Brückner, Naumburg, Jörg, Wanzel und Schreger an.

Letzterer machte sich nun dadurch verdient, dass er sich bemühte, die Ursachen der Rückgratsverkrümmungen zu eruiren und, diesen entsprechend, eine rationelle Therapie durch einen nächtlichen Streckapparat einzuführen. Seine Ansichten hat er niedergelegt in der Schrift *„Versuch eines nächtlichen Streckapparats für Rückgratgekrümmte"*.

Schreger denkt sich die Wirbelsäule des Menschenleibes als eine Reihe perpendiculär auf einander ruhender Cuben. In der horizontalen Lagerung dieser cubischen Körper ist die gerade Richtung der Wirbelsäule begründet. Der horizontale Stand hängt aber ab von der Parallelität der beiden Flächen der Wirbelkörper der oberen und der unteren. Geht diese Parallelität verloren, so wird die gerade Richtung der Wirbelsäule aufgehoben. Sie geht aber verloren, wenn die Wirbelkörper sammt ihren Knorpeln von ihrer normalen cubischen Form abweichen. Diese Abweichung wird dadurch gegeben, dass sich die horizontale obere Fläche der Wirbelkörper in ein inclinirtes Planum umbildet. Diese Umbildung kann sich verwirklichen durch jeden Durchmesser der oberen Fläche, durch den Querdurchmesser so, dass der niedrigste Punkt der schiefen Ebene in den rechten oder linken Rand des Cubus oder durch den Längendurchmesser, so dass derselbe in den vorderen oder hinteren Rand fällt. Die Folge dieser Hinneigung wird aber eben sein Verlust der perpendiculären Stellung der Wirbelsäule, Krümmung derselben und zwar in der Form, dass der Bogen der Krümmung auf die Seite, in welcher die grösste Höhe der schiefen Ebene liegt, der Sinus derselben auf die entgegenliegende niedrigste fällt. Es ergiebt sich also, dass jede Rück-

gratsverkrümmung als bestehende Veränderung des formellen Verhältnisses der Wirbelsäule zunächst begründet sei in dem Uebergange der horizontalen Flächenform bestimmter Wirbelkörper in die Form der schiefen Ebene und dadurch erfolgter Hinneigung nach dem niedrigsten Punkte der letzteren; als Veränderung des Lageverhältnisses der mit den verkrümmten Wirbeln in nächster Verbindung stehenden Theile, in der Verrückung des Schwerpunktes derselben von der Stützungslinie.

Aus der verschiedenen Richtung dieser schiefen Ebene resultiren die verschiedenen Formen der Rückgratsverkrümmung Skoliosis, Kyphosis und Lordosis.

Unverkennbar ist diese Verschiebung der Flächen der Wirbelkörper das Resultat des gestörten Vegetationsprocesses, der Entzweiung seiner Factoren, d. h. des Vorherrschens der Destruction über die Construction in der Gegend der Knochenmasse, welche sich als die niedrigere darstellt.

Bei dieser Metamorphose waltet wirklich Massenverlust ob. Schon die Oberfläche der Wirbelkörper erscheint cohäsionsloser auf der niedern Seite als auf der gegenüber liegenden höhern. Beim Durchschneiden der Wirbelkörper findet man die Knochenzellen in der Gegend, welche der höheren Seite entsprach, gedrängter; weiter und poröser die Textur in der niedern.

So spricht sich endlich die Zersetzung der Materie aus in dem gänzlichen Schwinden der Knorpel, in der Umbildung der wulstigen Ränder der Wirbel in scharfe Kanten und der endlichen völligen Vernichtung derselben, in der concaven Austiefung der Körper zwischen der oberen und unteren Fläche der gesunkenen Seite.

Zuweilen beschränkt sich die Destruction auf die Zwischenknorpel, bald geht sie vom Knochen aus, ohne dass gleichzeitig das Volumen des Knorpels leidet. In höheren Graden der Entartung erscheint die Vegetation in allen Punkten gleichzeitig gestört. Muskel- und Knochensystem sind in einem ewigen Gegensatze begriffen, welcher sich in den Muskeln als immer rege Contractivität, in den Knochen als beständige Strebkraft, jener Contraction entgegen zu wirken ausspricht.

Getrübt wird diese Vegetation existiren: entweder primitiv im Knochensysteme; es treten nun zwei neue Momente ein; das eine ist die freiere Contraction der Muskeln im Sinus der Krümmung,

das andere, gleichzeitig wirkende, die Last der auf der Krümmung ruhenden Theile.

Oder das Erkranken der Vegetation im Knochensysteme ist ein secundäres, ein Folgezustand des primitiv ergriffenen Muskelsystems, der Störung des Antagonismus zwischen den zur Wirbelsäule gehörigen Partien desselben.

Die Folge dieser Hinneigung wird die obige sein, vermehrter Druck der Wirbelknorpel und Knochen auf einander im Neigungswinkel und dadurch Beschränkung der Vegetation derselben.

Die Aufgabe der Kunst besteht darin, die Rückkehr der cubischen Form der Wirbel zu bewirken oder dem Fortschreiten der Umformung Einhalt zu thun.

Für die chirurgische Behandlung ergeben sich daher folgende Gesetze:

1) Sie wirke der Contraction der Muskeln durch Expansion entgegen;

2) sie hebe die abwärts strebende Kraft des verrückten Schwerpunkts der Theile, welche oberhalb der gekrümmten Stelle des Rückgrats dasselbe belasten, durch Aufwärtsziehen der Masse dieser Theile ganz auf.

Zwar glaubte Jörg auf einem directeren Weg den Heilzweck zu erreichen, indem er durch Druck auf den verrückten Schwerpunkt selbst wirken wollte.

Das Falsche dieser Ansicht hat aber schon Schreger's Freund Professor Feiler in seiner Schrift „*de spinae dorsi incurvationibus earumque curatione*“ nachgewiesen.

Schreger beweist nun, dass alle Druckmaschinen nichts als „planlose Gebilde“ sind.

Soll der höchste Zweck der Ausdehnung, Rückkehr normaler Vegetation in der Wirbelsäule, erreicht werden, so ist Hauptbedingung, dass diese Ausdehnung in den durch den Zustand gegebenen Graden ununterbrochen fortwirke.

Der nothwendige Mechanismus, selbst der bewährtesten Streckmaschinen schliesst aber ihren bequemen Gebrauch zur Nachtzeit aus. Es muss daher das Rückgrat in dem Grade der Streckung, welche ihm die Maschine den Tag über gab, auch des Nachts erhalten werden.

Darwin realisirte zuerst diese Idee; er brachte die ausdeh-

nende Kraft in einem Stahlbogen an, welcher am obern Theile des Bettes befestigt den Kopf des Kranken am Kinn und Hinterhaupte fasste.

Schreger vermittelte diese Ausdehnung nicht am Kopfe, sondern durch Bänder, welche unter den Armen durchgingen.

Da die Kranken diesen Apparat schlecht ertrugen, indem sie sich mit dem Unterkörper seitwärts warfen, adoptirte er den Venel'schen Apparat, an dem Feiler eine grosse Verbesserung anbrachte, indem derselbe nicht seinen Stützpunkt unter den Achseln und in der Horizontalperipherie des Schädels hat, sondern denselben gegen die Basis des letzteren, namentlich am Zitzenfortsatze und an dem Rande des Unterkiefers nehmen liess. Zu dieser Bestimmung entwarf er ein besonderes Halsband.

Der verbesserte Feiler'sche Apparat ist sehr gut in beigefügter Kupfertafel abgebildet.

Augenheilkunde.

Auch diese Disciplin erweiterte Schreger durch seine „neue Methode, die Trichiasis zu operiren". Dieselbe eignet sich besonders da, wo andere Methoden nur auf einige Zeit Linderung verschaffen. Da in den meisten Fällen der Grund der Einwärtskehrung der Cilien in dem Tarsus liegt, so wird durch Wegnahme eines grossen Hautstücks nur gar zu selten Heilung erzielt. Zwar wird durch die Entfernung des Ciliarrandes die Wohlthat der Beschattung des Auges durch die Wimpern auf immer verloren, dafür aber auch radicale Heilung bewirkt.

Schreger beschreibt die neue Methode folgendermaassen:

1) „Der Kranke wird in die Lage gebracht wie bei der Staaroperation. Er sitzt nämlich vor dem Operateur auf einem Stuhle mit zurückgebogenem Kopfe, den der hinter ihm stehende Gehülfe fest an sich drückt, indem er mit der einen Hand das Kinn fasst und die andere auf dem Kopfe ruhen lässt, wobei er zugleich mittelst des Zeige- und Mittelfingers derselben Hand das Augenlid etwas in die Höhe zieht.

2) Der Operateur, der entweder vor dem Patienten sitzen oder auch vor ihm stehen kann, spannt mittelst des Zeige- und Mittelfingers der linken Hand das Augenlid und besonders den Augenlidrand straff aus und

3) schneidet dann mit einem bauchicht gebogenen kleinen Scalpell eine Linie über dem Rande der Cilien die Haut durch und führt den Schnitt parallel laufend mit dem Rande, an dem rechten Auge gegen den inneren und am linken gegen den äusseren Winkel fort, wo er dann mit einem senkrechten Schnitte geendigt wird. Die grössere oder mindere Allgemeinheit der krankhaften Bildung des Augenlidrandes und seiner Wimpern muss die Länge, den Anfang und das Ende des Schnittes bestimmen. Es ist indessen rathsamer, dem Schnitte eine grössere als zu kleine Ausdehnung zu geben, um nicht in

die Nothwendigkeit versetzt zu werden, die Operation nach einiger Zeit wiederholen zu müssen. Ist auf diese Weise genau bezeichnet, was abgetragen werden soll, so fasst man

4) das angeschnittene Stück mit einer Hakenpincette und zieht es etwas an. Es sind diese Pincetten besonders hierzu geeignet, weil sie sowohl wegen der kleinen Häkchen fast gar keinen Raum einnehmen, als auch das Ausgleiten nicht stattfinden kann.

5) Wird nun der ganze Rand durch kleine wiederholte Massenzüge abpräparirt und das Ende, womit das Abgetrennte mit dem Augenlide noch zusammenhängt, durchschnitten.

Die Blutung ist nicht bedeutend und kann durch Betupfung mit einem in kaltes Wasser getauchten Schwamm leicht gestillt werden."

Arzneimittellehre.

Auch diese Doctrin liess Schreger nicht ohne Bereicherung. Seinen Doctorhut erwarb er sich durch die Monographie „de corticis fraxini excelsioris natura et viribus medicis".

Zunächst führt er aus, dass die Natur diejenigen Länder vorzüglich mit solchen Dingen ausgestattet, die am meisten zur Gesundheit und Leben der Einwohner dienlich wären, und so hätte sie gegen einheimische Krankheiten auch einheimische Mittel geliefert. Grönland, dessen Einwohner zum Skorbut geneigt seien, beweise dies durch die dort wachsende cochlearia. Die südlicheren Länder hätten die Citronen, Tamarinden und Cassien. So bemühten sich auch die Aerzte, bei einheimischen Bäumen Rinden zu entdecken, welche durch ihre medicinischen Wirkungen der China gleich kämen. Daher hat man der fraxinus excelsior den Namen des europäischen Chinabaums gegeben. Die mit dieser und anderen angestellten Experimente hat man eben nicht bei lebendigen Körpern, sondern bei todten Fleischstücken angestellt. Desshalb müssen die erhaltenen Resultate angezweifelt werden. Costeus und Willemetus haben sie aber neuerdings für die Pharmakopöe der Armen empfohlen.

Sch. untersucht nun die Etymologie und die verschiedenen Bezeichnungen der Esche, dann die Classen, in die die Botaniker diesen Baum setzten, den botanischen Charakter, die bekannten Species, die Beschreibung der fraxinus excelsior, die Synonyma, die Varietäten, seinen Standort und die von ihm gegebenen Abbildungen.

Im 2. Capitel giebt er die chemische Analyse und die Experimente, welche er gemeinschaftlich mit dem Professor der Chemie, Tschenbach angestellt hatte.

Es werden dann die medicinischen Kräfte der Rinde untersucht, und auch hierzu die nöthigen Experimente angestellt. Diese ergeben, dass die Rinde eine vorzügliche adstringirende Kraft für Theile des lebenden Körpers besitze, ferner auch, um todte Stücke vor der Fäulniss zu bewahren. Denn wenn man mittelst der China Fleisch kaum 9 Tage vor der Fäulniss schützen konnte, conservirte es sich bei der Eschenrinde 15 Tage. Wenn man damit die ausserordentlichen Wirkungen vergleicht, welche die alten Aerzte Dioscorides, Paul Aegineta, Matthiolus, Lusitanus, Columella u. A. von ihr rühmen, dann lohnte es sich, ein Decoct von ihr zu Cataplasmen, Injectionen bei Gangrän, bösartigen Geschwüren, brandiger Bräune u. s. w. zu versuchen. Ihre antifebrile Wirkung bestätigten in der neuern Zeit Costeus und Willemetus. Wenn die China sie hierin nun auch übertreffen dürfte, so ist sie doch sehr wirksam im Hydrops und beim Oedem der Füsse, in letzterem Falle als Um- und Anschlag angewendet. Auch gegen Würmer, Gicht und Syphilis wird sie von Vielen gelobt.

Schreger's zweite Leistung auf diesem Gebiete war sein *„Kritisches Dispensatorium der geheimen, specifischen und universellen Heilmittel"*.

Eine Geschichte der Arzneimittellehre fehlt bis jetzt. Für eine solche enthält angezeigtes Buch wichtige Materialien.

Auch heute noch hat die Schrift grossen Werth, weil in ihr angegeben ist, was die chemische Untersuchung der Geheimmittel ergab, wann und in welchen Fällen sie anzuwenden sind. Dasselbe ist mit dem Lieblingsmittel anerkannter und berühmter Aerzte geschehen, welche in den medicinischen Schriften bloss unter dem Namen ihrer Erfinder aufgeführt sind oder nach ihren Wirkungen und nach den Krankheiten, ohne dass ihre Bestandtheile bekannt waren.

Das Buch ist daher nicht bloss ein Hülfsmittel für den Praktiker, sondern zugleich ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der verschiedenen Theorien über Krankheiten und der verschiedenen Heilmethoden.

Es hätte daher ebenso gut unter der Rubrik *„Geschichte der Medicin"* abgehandelt werden können.

X.

Die Gynäkologie des Alterthums.

Von Edward W. Jenks aus Chicago in Illinois.

Nach dem Englischen bearbeitet
von
Professor Dr. **Ludwig Kleinwächter.**

(Schluss.)

2. Die Menstruation und ihre Störungen. Aristoteles [illegible]tet die Menstruation von einer Blutüberfüllung des Körpers he[illegible] eine Ansicht, die selbst noch Buffon theilt.

Na[illegible] Hippokrates sind Weiber, die nie schwanger waren, menstru[illegible]n Leiden viel mehr ausgesetzt als jene, die geboren haben, denn die[illegible]enen der letzteren leiten den Menstrualfluss besser ab als jene [illegible]r ersteren, weil der Lochialfluss auf die Circulation wohlthätig [illegible]ngewirkt hat. Durch die Schwangerschaft werden die Blutgefässe[illegible]er Baucheingeweide, des Uterus sowie der Brüste gehörig erwei[illegible]t, so dass späterhin nach überstandener Geburt der menstruale [illegible]tabgang leichter stattfinden kann als früher. Erkranken daher [illegible]che Weiber späterhin an menstrualen Leiden, so können sie [illegible]er geheilt werden, denn der Uterus ist bereits gewöhnt, si[illegible] zu entleeren und der Körper befreit sich leichter von seiner [illegible]hora. Bei jenen dagegen, die nie geboren haben, sind die Blu[illegible]fässe nicht gewöhnt, sich auszudehnen und kann daher das [illegible]struale Blut nicht so leicht abfliessen. Die Blutgefässe des [illegible]eibes sind zarter, nehmen daher die Feuchte des Körpers lei[illegible]er auf als jene des Mannes. Die Gewebe des Weibes sind zarter [illegible]d erhitzen sich mehr. Dadurch entstehen Beschwerden, die d[illegible]n die Ausdehnung der Blutgefässe gemildert werden. Deshalb is[illegible]auch die Wärme des Weibes eine höhere als jene des

Mannes. Durch den monatlichen Blutfluss wird ein zu hohes Ansteigen der Körperwärme verhindert. Stockt bei einem Weibe, das nie geboren, der Menstrualfluss, so findet das Blut keinen Ausweg und es erfolgt das Gleiche, wie wenn der Uterus verlegt oder verdeckt ist. Das Weib bekommt Schmerzen im Unterleibe und fühlt eine Schwere im Schoosse. Bleibt die Menstruation zur Gänze aus, so wird das Blut dick und zähe. Die Behandlung besteht in der Darreichung von Brechmitteln, Purgantien und Mitteln, den Uterus zu reinigen. Auch Tränke müssen gereicht werden, um den Blutumlauf zu verbessern. Nützt dies Alles nichts, so muss man annehmen, das Weib sei schwanger. Zuweilen kehrt nach dreimonatlichem Ausbleiben der Blutfluss wieder zurück. Es stellt sich ein starker Blutabgang ein, der fleischähnliches Gerinnsel und weisses Blut enthält. Zuweilen glaubt das Weib selbst, es sei schon einige Monate schwanger, die Ausdehnung des Unterleibes spricht ebenfalls für eine derartige Annahme, bis es sich endlich zeigt, die Vergrösserung sei auf nichts Anderes als auf zurückgehaltenes Menstrualblut zurück zu führen. In anderen Fällen wieder tritt die Menstruation ganz regelmässig ein, der Ausfluss aber besitzt eine purulente Beschaffenheit und erzeugt durch seine Schärfe Exulcerationen. Es kann auch vorkommen, dass das Orificium uteri nach der einen Seite hingekehrt oder dass das Organ verbogen ist und demzufolge das menstruale Blut im Abflusse behindert wird. Das Blut sammelt sich dann mehrere Monate hindurch im Uterus an und verhindert die Conception. Häufig wird dadurch Fieber veranlasst, besonders zu Zeiten der Periode. In den Intervallen zwischen den Menstruationen leidet die Frau dann an Frösten und Fieber. Nimmt die Menge des angesammelten menstrualen Blutes zu, so stellen sich Beschwerden in verschiedenen Körpertheilen ein, so namentlich in den Lenden, im Rücken, in den Hand- sowie Fussgelenken, hervorgerufen durch die Regurgitation des angesammelten Blutes. Diese Theile schwellen an und schliesslich stellen sich Krämpfe in den verschiedenen Gliedern ein. Wenn sich der Zustand nicht bessert, so verliert die Kranke die Gewalt über ihre Glieder, es kommt zur Lähmung, weil das Blut um die Nerven gerinnt. Wenn die Menstruation zu profus wird wegen Erschlaffung der Gewebe oder weil sich die Mündung der Gebärmutter zu sehr in die Scheide herabsenkt, wie dies bei allzu

üppigem Leben oder zu häufigem Geschlechtsleben geschieht, so leidet das Weib durch den zu starken Blutabgang. Kommt unter diesen Umständen noch ein anderes Leiden hinzu, so wird die Erkrankung eine schwere und ein geringfügiger Zwischenfall genügt, ein Fieber, einen Appetitverlust und endlich eine Unterdrückung der Menstruation herbei zu führen. Allmählich werden die Leiden schwerer, die Kranke wird leicht steril oder stirbt gar an Erschöpfung.

3. Die Amenorrhoe finden wir in Paulus' Werken folgendermassen beschrieben. Zuweilen fehlt die Menstruation, weil die Gebärmutter local kalt ist. Häufiger aber ist ein vorangegangener Abortus daran schuld oder eine Krankheit des Uterus oder eine solche irgend eines anderen wichtigen Organes, wie z. B. der Leber. Da muss zuerst die Krankheit dieses Organes beseitigt werden, danach kann man dann an die Beseitigung der Gebärmutterkrankheit denken. Sind keine Zeichen einer äusseren Läsion da, so ist es klar, dass der Uterus der Sitz der Klagen ist. In dem Falle muss man Blut nehmen, aber 10 Tage nach abgelaufener Menstruationszeit, nicht mehr als $2^1/_2$ Pf. und nicht weniger als 1 Pf. Gleichzeitig muss man die Kranke mit Hiera purgiren. Danach ist die Kranke einige Tage zu stärken und sehe man darauf, dass sie gehörig Bewegung mache und die unteren Gliedmassen ordentlich abgerieben werden. Die Nahrung sei leicht verdaulich und feucht. Angezeigt ist es, Ligaturen an die unteren Extremitäten anzulegen, die 3—4 Tage liegen bleiben und dann knapp vor der zu erwartenden Menstruation abgenommen werden. Gleichzeitig nehme die Kranke fleissig einen Trank von Myrrhen. Stellt sich trotzdem keine Blutung ein, so mache man einen Aderlass am Knöchel und lege erwärmende Pflaster auf den Unterleib, die Lenden und Oberschenkel. Ausserdem empfiehlt er noch zahlreiche Medicinen, darunter Fumigationen der Vagina.

Galenus behandelt die Amenorrhoe in seinen Werken sehr ausführlich und empfiehlt die Emenagoga sehr warm.

Aëtius ist in seinen Ansichten bereits weiter vorgeschritten. Sterile, schwangere Weiber, Sängerinnen und Tänzerinnen menstruiren nicht. Bei den beiden Letzteren wird der menstruale Ueberschuss durch die excessive Körperbewegung consumirt. Fette oder sehr hagere Körperbeschaffenheit unterdrückt zuweilen die

Menstruation. Fette Personen haben zu wenig Blut in den Venen, daher concipiren sie selten und wenn doch, so ist ihre Leibesfrucht schwach. Häufig werden die Regeln durch Krankheiten, Blutverluste, abundante Schweisse, Erbrechen, Purgiren oder durch Hauteruptionen plötzlich unterbrochen.

Paulus' Therapie richtet sich nach der Aetiologie des Leidens. Die Suppression bringt nach ihm Schwere, Trägheit, Schmerzen in den Lenden, im Kopfe und in den Augen hervor. Ist das warme Temperament die Ursache der Suppression, so ist die Kranke mit Kälte zu behandeln und gebe man eine verdünnende Kost, wie Lattich, Fische, Vögel, Weinbeeren, Gurken u. d. m. Hängt das Leiden mit einem kalten Temperamente zusammen, so wird das Gesicht bleich, bleifarbig und der Harn wässerig. Einer solchen Kranken muss man eine hitzige Kost mit starkem Weine geben und kühlende Arzneien. Angezeigt ist ausserdem körperliche Bewegung. Pessarien kann man geben, aber solche scharfer Natur wie von Elatherium, Canthariden oder weissem Helleborus nicht, denn diese können leicht Reizung oder Entzündung nach sich ziehen. Ist die Amenorrhoe durch Obesität bedingt, so beschränke man die Diät. Ein vorsichtiger Gebrauch von Purgantien ist unter diesen Umständen zuweilen von ausgezeichnetem Erfolge. Bei einer heruntergekommenen, geschwächten Amenorrhoischen dagegen leistet eine roborirende Diät mit entsprechendem Regime sehr gute Dienste. Ist die Amenorrhoe durch Nasenbluten bedingt, so behebe man die Suppression durch Schwitzen und Erbrechen.

Oribasius sagt, Blutungen erleichtern das Weib, denn sie leiten das Blut ab, welches auf dem Wege der Menstruation abgehen sollte. Man warte damit aber bis zur menstrualen Periode ab, bis man sieht, dass der Menstrualfluss entweder ausblieb oder zu schwach war. Die Menge des abzuzapfenden Blutes hängt von dem jedesmaligen Falle ab. Auf die Weise, sagt er, habe er öfters die Menstruation wieder bei Weibern hervorgerufen, die schon höheren Alters waren und bei denen der Blutabgang bereits seit langer Zeit ausgeblieben war. Er nimmt das Messer zu dem Zwecke in die Hand oder lässt Blutegel setzen.

Antyllus empfiehlt unter anderen Haemagogis auch die Diuretica und den Gebrauch stimulirender Pessarien, die auf die Uterinalöffnung gelegt werden.

Galenus entwickelt folgende Ansichten. Die Mittel zur Beförderung oder Hemmung der Menstruation sind jenen analog, welche die Milchbildung steigern, denn das Blut in den Venen ist die gemeinsame Quelle für die Milch wie für den Menstrualfluss. Kann das Blut frei circuliren, so ist genügend Material für diese beiden Ausscheidungen vorhanden. Es gibt Venen, die gemeinschaftlich für die Brüste und den Uterus bestimmt sind, nämlich die Venae mammariae externae und epigastricae. Bewegt sich das Blut nach den einen hin, werden die anderen trocken. Bei Anwendung der entsprechenden Mittel hat man aber diese Secretionen zu controliren. Man muss nämlich wissen, dass der Menstrualfluss zuweilen wärmerer und kräftiger Mittel bedarf, weil die Venen des Unterleibes schwerer offen zu erhalten sind, als jene der Brust, denn der Uterus trägt nicht zum Blutaffluxe bei. Das Menstrualblut wird wohl gegen den Uterus getrieben, doch von letzterem nicht attrahirt, während bei den Brüsten das Blut sowohl hingetrieben als attrahirt wird. Daher braucht man für den Menstrualfluss stärkere Mittel als für den Milchfluss. Mittel welche die Milchbildung befördern, sind daher auch menstruationsbefördernde.

Die arabischen Schriftsteller behandeln alle dieses Capitel so ziemlich gleichartig.

Avicenna empfiehlt ebenso wie Serapion Ligaturen um die Oberschenkel, Venaesectionen aus der Saphena und Emenagoga, wie Moschus, Castoreum und Myrrhen.

Haly Abbas ist für Bäder, die stimulirende Mittel enthalten und ebenso für stimulirende Arzneien. Er macht Venaesectionen und schröpft die Oberschenkel.

Alsaharavius behandelt nahezu ebenso, wie Aëtius. Um die Schmerzen zu mildern, die zuweilen dem Eintritte der Menstruation vorausgehen, gibt er laue Bäder, empfiehlt eine mässige körperliche Bewegung und eine verdünnende Kost.

Rhazes und Eros sind für Blutentziehungen an den Knöcheln, heisse Bäder, Frictionen und Purgantien.

4. Uterinal-Hämorrhagien waren den Alten wohl bekannt, ebenso waren sie mit den fundamentalen Principien der Behandlung, die wir heute einleiten, vollkommen vertraut.

Hippokrates spricht von den Blutungen in den Aphorismen.

Um sie zu stillen empfiehlt er das Auflegen eines möglichst breiten Schröpfkopfes. Es war ihm daher der sympathetische Connex zwischen Uterus und Mamma nicht unbekannt. Wenn ein Weib, welches weder schwanger, noch nach der Geburt eines Kindes ist, Milch hat, so ist ihr Menstrualfluss gehemmt.

Galenus erklärt diese Erscheinung in der oben angeführten Weise, ebenso Teophilus. Ob Hippokrates der gleichen Meinung war, lässt sich nicht gut entscheiden.

Oribasius kennt auch den Connex zwischen Uterus und Brüsten und gibt folgende Beispiele desselben. Wenn der Uterus in der Gravidität wächst, vergrössern sich auch die Mammae. Während das Gebärorgan den empfangenen Samen zur Frucht umbildet, bereiten die Brüste die zukünftige Nahrung für das Kind vor. Wenn die Menses fliessen, fliesst keine Milch und umgekehrt. In der Menopause atrophiren die Brüste und schrumpft der Uterus. Stirbt die Frucht ab, so verkleinert sich der Uterus mit den Brüsten. Contrahiren sich die Brüste während der Schwangerschaft, so kann eine vorzeitige Geburt vorausgesagt werden.

Paulus beschreibt die Uterinalblutungen in folgender Weise. Unmässige Blutabgänge treten zuweilen nach einer Retention der Menstruation, zuweilen nach einer natürlichen Geburt oder namentlich häufig nach einem Abortus ein. In solchen Fällen muss man Ligaturen um die Achselhöhlen und Schaamleisten legen. Ausserdem müssen Arzneimittel in die Vagina gebracht werden, um die Blutung direct zum Stillstande zu bringen, wie den Saft von Hypocistitis oder der Acacie gemengt mit Essig. Ein ausgezeichnetes Mittel ist das Einlegen eines in Essig oder in flüssiges Pech eingetauchten Schwammes oder das Einlegen von Schwamm- oder Korkasche. Ausserdem sind äusserlich feuchte und adstringirende Umschläge angezeigt. Sehr wirksam sind Pessarien von gepulverten Galläpfeln oder Rosmarin. Ausserdem räth Paulus intrauterine (wahrscheinlich intravaginale) Injectionen verschiedener Art an.

Aëtius schliesst sich in seinen Ansichten so ziemlich an Paulus an, nur spricht er sich gegen die Anwendung der Kälte aus, weil sie dem Uterus nicht gut thut.

Galen, Oribasius, Actuarius, Soranus und Moschion sagen uns das, was bereits oben erwähnt wurde.

Octavius Horatianus schreibt Räucherungen mit adstrin-

girenden Mitteln vor und räth an, Schwämme oder Wolle, eingetaucht in styptische Flüssigkeiten, einzulegen.

Rhazes ist für Venaesectionen, adstringirende Mittel, Schröpfköpfe auf die Brust, Tamponaden der Vagina mit Wolle, die Tampone eingetaucht in eine Mischung von Galläpfeln, Antimon, Acacia, Alaun u. d. m. Ausserdem befürwortet er Pessarien aus Aetzmitteln und bei Blutungen intra partum adstringirende Kälte auf die Extremitäten.

Haly Abbas hebt hervor, dass diese Blutungen zuweilen von einer allgemeinen Plethora herrühren und empfiehlt daher Blutentziehungen. Ist diese Plethora mit einer wässerigen Beschaffenheit des Blutes complicirt, so gebe man eine kräftige Kost.

Serapion und Alsaharavius sprechen sich ähnlich aus. Avicenna bespricht dieses Capitel unter allen arabischen Schriftstellern am ausführlichsten. Bei allgemeiner Plethora sind Purgantien und Blutentziehungen angezeigt. Sind Ulcerationen die Ursache der Blutungen, so gebe man Adstringentia, Narkotika u. d. m. In manchen seiner Recepte führt er bereits das Opium an.

Den Alten waren die wohlthätigen Folgen einer entsprechenden Lagerung des Körpers bei allzu profuser Menstruation wohlbekannt. Hippokrates und Antyllus u. A. empfehlen zu dem Zwecke die Frau so zu legen, dass die Füsse höher liegen als der Kopf, namentlich dann, wenn die anderen therapeutischen Mittel wirkungslos bleiben.[1])

5. Die Leukorrhoe wird von den Alten häufig erwähnt.

Hippokrates gibt eine recht gute Beschreibung der Symptome, welche sie zuweilen begleiten, nämlich die Schwellung des Antlitzes, die Gesichtsblässe, die Umfangszunahme des Unterleibes, das Anasarca und Oedem der unteren Extremitäten mit der zurückbleibenden Grube nach angewandtem Fingerdrucke, den kurzen Athem, die Körperschwäche u. d. m. Er hebt die Schwierigkeiten hervor, diese Erscheinungen zu beseitigen, räth aber doch an, es mit Diureticis, nassen Umschlägen, trockener Diät und Körperbewegung zu versuchen.

---

1) In neuester Zeit empfahl ein deutscher Gynäkologe, als etwas Neues, die Hochlagerung der unteren Körperhälfte, um die zu profuse Menstruation zu mindern. Hätte der Betreffende historisch-medicinische Kenntnisse besessen, so wäre ihm nicht der Lapsus passirt, etwas als neu anzuführen, was den Alten längst bekannt war.

Aetius nennt die Leukorrhoe bereits „weissen Fluss“ und empfiehlt in seiner Therapie gegen dieses Leiden Frictionen und Adstringentien.

Galen sagt, dass dieses Leiden namentlich bei Individuen phlegmatischer Natur vorkomme.

Paré beschreibt die Leukorrhoe als einen continuirlichen schmerzlichen Ausfluss aus dem Uterus, der namentlich dann bedeutende Beschwerden bereite, wenn der Uterus exulcerirt sei. Er empfiehlt dagegen die gleichen Mittel, wie man sie gegen Menorrhagien anwendet, ausserdem noch Mineralwässer. Man soll diesen Ausfluss nicht zu rasch hemmen, weil sonst die Leber erkranken, ein Hydrops eintreten kann oder Fieber, Gehirnkrankheiten und Uterusexulcerationen nachfolgen können.

6. Die Lageveränderungen des Uterus.

Der Prolapsus uteri wird von den Alten häufig besprochen.

Hippokrates beschreibt einen Fall von Procidentia uteri sehr gut. Er sagt, der Uterus hängt wie ein Scrotum hervor und ordnet unter diesen Umständen an, kalte Umschläge auf die Scham zu machen, Waschungen der vorgefallenen Theile mit adstringirenden Flüssigkeiten vorzunehmen und die Reposition zu versuchen, wobei das Weib mit abducirten gebeugten Beinen auf dem Rücken zu liegen habe.

Paulus sieht den Prolapsus als ein seltenes Ereigniss an. Er kommt auf verschiedene Weise zu Stande, durch einen Fall von der Höhe, wobei die Haltebänder des Uterus zerreissen, durch ein ungeschicktes Entfernen der Nachgeburtstheile, wenn sie fest angewachsen sind, durch eine ungeschickt vorgenommene Embryotomie, durch einen Schlag, durch psychische Alterationen, wie Schreck, Kummer, Sorge, denen eine Erschlaffung des gesammten Organismus folgt. Nach dem Prolapsus stellt sich zuweilen Lähmung und Atonie der betreffenden Theile ein, was man namentlich bei heruntergekommenen Weibern beobachtet. Paulus kennt nur den incompleten Prolapsus. Er sagt zwar, es werde wohl auch berichtet, dass der ganze Uterus hervortrete, doch glaubt er nicht daran, denn wie könnte man ihn dann wieder reponiren und an seiner früheren Stelle erhalten. Seine Therapie ist folgende. Zuerst hat man die Därme zu entleeren und den Harn zu nehmen, um den Uterus von jedem Drucke zu befreien. Dann

lege sich das Weib auf den Rücken, das Kreuz erhöht und schiebe man die vorgefallene Gebärmutter mittels eines Stückes Wolle, das man in Acaciensaft getaucht, vorsichtig wieder zurück. Die Wolle verbleibe in der Scheide. Nach gelungener Reposition liege das Weib auf dem Rücken mit überschlagenen gestreckten Beinen. Auf den Nabel setze man Schröpfköpfe und am dritten Tage gebe man ein Sitzbad von adstringirenden Abkochungen. Darnach entferne man den Wolletampon und lege einen neuen ein. Diese Behandlung werde alle drei Tage wiederholt, bis die Frau genesen ist. Kann man den Vorfall nicht reponiren, so schneide man, wenn Mortification eintritt, den vorgefallenen Uterus ruhig ohne Sorgen ab, denn es sei dies schon einmal ohne weitere üble Folgen gethan worden. Er beruft sich hier auf Aetius und dieser wieder auf Soranus. Zuweilen beruft sich Paulus bei Besprechung der Lageveränderungen des Uterus auf die Aspasia.

Alsaharavius empfiehlt die gleiche Behandlung wie Paulus. Er ist auch für die Exstirpation des Uterus, wenn die Reposition nicht gelingt.

Avenzoar theilt zwei Fälle mit, in denen der Uterus gänzlich vorgefallen war, den einen Fall sah er, den anderen einer seiner Freunde.

Haly Abbas sagt ebenfalls, dass zuweilen der ganze Uterus vor die Vagina trete.

Solide Pessarien, um mittelst dieser den prolabirten Uterus zurück zu halten, scheinen die Alten nicht gekannt zu haben.

Paré rühmt sich, unter solchen Umständen einmal mit günstigem Erfolge den Uterus exstirpirt zu haben und erwähnt ausserdem noch einige einschlägige Fälle. Ausserdem berichtet er über einen Fall, in dem nach eingetretener Gangrän eine spontane Amputation des Uterus erfolgte und das Weib dennoch genas.

Oribasius' Therapie ist folgende: Warme Bäder, um die Fäces zu erweichen und deren Abgang zu befördern, die Entleerung der Harnblase, worauf er das Gleiche thut wie Paulus. Auch er befürwortet eine eventuelle blutige Entfernung des irreposiblen Uterus, ebenso wie Themison.

7. Die Mole bildet sich nach Hippokrates bei Ueberschuss von menstrualem Blute, complicirt mit einer üblen Beschaffenheit des Sperma. Der Unterleib schwillt, wie in der

Schwangerschaft, an. Fruchtbewegungen stellen sich aber keine ein und ebenso enthalten die Brüste keine Milch, obgleich der Schlund anschwillt. Dieser Zustand dauert zu mindest 2, manchmal auch 3 Jahre an. Ist die Mole solid, so stirbt das Weib, denn der Uterus kann diese feste Masse nicht heraustreiben. Besteht dagegen die Mole aus mehreren Theilen oder bricht sie entzwei, so stellt sich ein Blutsturz ein und es gehen aus der Scheide Stücke Fleisch ab. Die Diagnose stellt man aus der Vergrösserung des Unterleibes bei Fehlen der Fruchtbewegungen, denn ein Knabe fängt sich im 3., ein Mädchen im 4. Monate zu bewegen an. Ist nun dieser Zeitraum verflossen, ohne dass sich Bewegungen im Unterleibe einstellen, so ist die Gegenwart einer Mole sehr wahrscheinlich. Ein anderes wichtiges diagnostisches Zeichen ist das Fehlen der Milch. Die Behandlung besteht darin, das Weib zu purgiren und den Uterus auszuwaschen, doch kann man dadurch auch eine bestehende Schwangerschaft unterbrechen. Zuweilen erreicht man den Abgang der Mole auch dadurch, dass man das Weib auf knappe Kost setzt, wodurch die Gewebe erschlaffen und Abortus eintritt.

Paulus liefert eine viel bessere Beschreibung. Die Mole ist nach ihm eine skirrhöse Geschwulst, die sich zuweilen in der Nähe des Muttermundes, zuweilen im Körper der Gebärmutter bildet und sich wie ein Stein anfühlt. Das Weib ist hierbei abgemagert, blass und hat keinen Appetit. Die Menstruation sistirt, die Brüste schwellen an, so dass man an eine Schwangerschaft oder eine Wassersucht denken kann. Die letztere kann man ausschliessen, wenn die Anschwellung eine harte ist und man beim Anschlagen des Unterleibes mit den Fingern nicht den Schall des Wassers vernimmt. Zuweilen übergeht die Krankheit aber in der That in eine Wassersucht. In manchen Fällen veranlasst die Mole einen Blutabgang. Es ist daher angezeigt, das Weib in ein kühles, dunkles Zimmer zu legen, die Füsse erhöht und sie Ruhe einhalten zu lassen, denn Bewegungen jeder Art begünstigen den Eintritt von Blutungen. Die Behandlung sei gegen die Anschwellung, die wassersüchtigen Ergüsse und die Blutungen gerichtet. Paulus erwähnt fernerhin, dass Manche mit dem Worte Mole nicht organisirte fleischige Massen bezeichnen, die sich an den Wänden der Gebärmutter bilden und die wie eine Frucht geboren

werden.[1]) Bei solchen Gewächsen hat man erschlaffende Mittel zu geben, um ihren Abgang herbeizuführen. Edward W. Jenks meint, unter der erst genannten Mole seien fibröse Tumoren der Ovarien oder vielleicht carcinomatöse Erkrankungen der Cervix zu verstehen und unter der zweit erwähnten vielleicht Hydatiden, wie sie von vielen der Alten, wie von Hippokrates, Aristoteles, Plutarch, Plinius, Actuarius, Nonnus, Moschion, Rhazes u. A. beschrieben werden.

Galenus und Avicenna sehen die wahre Mole als das Product eines verdorbenen Sperma an, daher sie, ihrer Ansicht nach, nie bei Jungfrauen vorkommt. Eine entgegengesetzte Ansicht vertreten neuere gynäkologische Schriftsteller wie Paré, Martinus, Akakia, Mercatus und Ruysch.

Aëtius bespricht nur die erst erwähnte Molenform des Paulus.

Nach den Schriften Oribasius', Soranus', Aëtius' und Actuarius' zu schliessen, scheint unter der s. g. Mole häufig eine Extrautrinal-Schwangerschaft verstanden worden zu sein.

8. Der Cancer des Uterus. Hippokrates sagt, dass der bereits vorgeschrittene Krebs unheilbar ist und es besser sei, keine Behandlung einzuleiten, denn bei einer solchen sterbe die Frau früher, als wenn man den Fall sich selbst überlasse.

Paulus kennt die noch nicht aufgebrochenen Carcinomknoten sowie die Krebsgeschwüre mit ihrem jauchigen Secrete. Er erklärt die Krankheit für unheilbar und sagt, man könne nichts Anderes thun, als die begleitenden Beschwerden mildern.

Oribasius spricht sich in gleicher Weise aus und empfiehlt zur Linderung der Schmerzen medicamentöse Bäder, Vaginalinjectionen von Weibermilch und Pessarien, mit Opium und Saffran angemacht.

9. Die Entzündung des Uterus kommt nach Oribasius durch einen Schlag, durch die Retentio mensium, den Abortus, einen plötzlichen Frost, durch Flatulenz oder Ulceration zu Stande. Die Symptome dieser Krankheit sind folgende: ein acutes brennendes Fieber, locale Schmerzen in verschiedenen entfernten Körpertheilen, speciell im Kopfe, Nacken, in den Augen und Händen. Eine bedeutende Höhe erreichen diese Schmerzen nur, wenn sich der

1) Ohne Zweifel fibröse Polypen.

Uterus in einem krankhaften Zustande befindet. Im Uterus selbst fühlt die Frau bohrende Schmerzen. Bei Entzündung des rückwärtigen Theiles der Gebärmutter haben die Schmerzen ihren Sitz in der Scham, dabei wird das Rectum comprimirt und bei Seite gedrängt, so dass die Defäcation behindert ist. Sitzt die Entzündung in der vorderen Uterushälfte, so ist die Harnentleerung erschwert. Der Muttermund ist immer geschlossen. Ist die untere Hälfte der Gebärmutter entzündet, so fühlt sich der Muttermund härter und wärmer an als gewöhnlich. Um das Leiden zu beseitigen, lässt er die Kranke Ruhe einhalten sowie Einreibung mit Wein und Oel in der Schamgegend machen. Bekommt die Entzündung einen Rothlauf ähnlichen Charakter, so muss man Kälte anwenden und Sitzbäder anordnen.

10. Abscesse des Uterus (Beckenabscesse) kannten die Alten.

Oribasius z. B. sagt, man solle, falls die Entzündung des Uterus in Eiterung übergeht, letztere durch Gerstenmehlumschläge und irritirende sowie erhitzende Pessarien befördern. Bricht der Abscess auf, so entleert sich der Eiter durch den Muttermund, zuweilen durch die Blase, am häufigsten aber durch das Rectum.

Paulus bespricht die Abscesse sehr eingehend. Wandelt sich die Entzündung in Abscedirung um, so werden die Krankheitssymptome heftiger. Es stellen sich auch Fieberbewegungen ein. Knapp bevor der Abscess aufbricht, tritt Fieber ein und werden die Schmerzen sehr heftig und gleichzeitig ist die Harn- sowie Stuhlentleerung wegen des Druckes von Seite des geschwollenen Uterus behindert. Die Gegenwart der Abscesse erkennt man mittels des Spiegels, mittels des untersuchenden Fingers und aus der Intensität des Schmerzes. Man trachte den Eintritt der Eiterung durch Kataplasmen, Sitzbäder sowie Pessarien mit Terpentin und Myrrhe zu befördern. Tritt der Durchbruch nicht spontan ein, so entleere man den Eiter mittels eines Einschnittes.

11. Die Ulcerationen des Uterus. Nach Paulus exulcerirt der Uterus nach schweren Geburten, nach eingeleitetem Abortus, scharfen Medicamenten oder ist die Exulceration die Folge eines aufgebrochenen Abscesses. Man erkennt die Exulceration mittels des Spiegels oder bei höherem Sitze derselben aus dem eitrigen Ausflusse. Besteht eine Ulceration, so reinige man die

eiternde Stelle und verwende hierzu besänftigende Mittel, namentlich solche aus Mohnköpfen bereitete. Breitet sich die Eiterung aus, so nehme man Adstringentien. Ausserdem lasse man äusserlich Kataplasmen auflegen, denn sie wirken in die Tiefe durch die Poren der Haut. Paulus entnimmt dies Alles aus den Compilationen Aëtius', der wieder sagt, dass er das Mitgetheilte aus den Schriften des Archigenes, der Aspasia und des Asklepiades geschöpft habe.

12. Fissuren, Condylome und Hämorrhoiden des Uterus. Paulus ist es bekannt, dass die Fissuren, die Einrisse des Muttermundes, Folgen einer schweren Geburt sind. Im Beginne übersieht man sie, späterhin aber fühlt man sie mit dem untersuchenden Finger. Sie bluten während des Coïtus in Folge der stattfindenden Friction. Man sieht sie auch von der Vagina aus. Chirurgisch braucht man sie nicht zu behandeln. Zu ihrer Heilung gibt er eine Reihe von Mitteln an. Zuweilen geschieht es, dass diese Fissuren, wenn sie lange andauern, Anlass zur Entstehung von Condylomen geben. Die Condylome werden wie die Fissuren behandelt. Hämorrhoiden bilden sich am Muttermund und am Halstheile der Gebärmutter. Man entdeckt sie mittels des Speculum. Am besten entfernt man sie mit der Scheere, doch kann man auch Adstringentien anwenden.

Edward W. Jenks glaubt, dass man unter diesen s. g. Fissuren, Condylomen und Hämorrhoiden wahrscheinlich Tumoren des Uterus verschiedener Art zu verstehen habe.

Aëtius unterscheidet harte, varicöse und maligne Tumoren. Die harten, nicht blutenden fasse man mit der Zange, unterbinde sie und schneide sie dann ab.

Celsus und auch Aëtius erwähnen Condylomata, die durch Entzündung entstehen. Paulus dagegen bezeichnet mit diesem Terminus bloss callöse Tuberkeln des Uterus.

Octavius Horatianus gibt gegen die Condylome arsenhältige Trochisci, die ausgezeichnet wirken sollen.

Andere Autoren empfehlen wieder sehr warm den Gebrauch von Terpentin enthaltenden Pessarien.

13. Phimus im Uterus (Stenose). Unter Phimus verstanden die Alten Verengerungen des Muttermundes durch callöse Massen. Sie sind die Folgen von Ulcerationen und werden, nach

Paulus, mit emolliirenden Sitzbädern und erweichenden Pessarien behandelt. Aëtius erwähnt eine eingreifendere aber gefährlichere Behandlungsmethode. Er führt einen Pressschwamm ein, der mit einer Arsenik oder Alaun enthaltenden Salbe angefettet ist. Hippokrates empfiehlt den Grünspan, während Avicenna nur chirurgisch vorgeht.

14. Die Atresie der Vagina und des Uterus kannten die Alten.

Hippokrates sagt, dass zuweilen nach der Geburt Verengerung der Vagina eintrete. Wenn die Weichtheile zerreissen, entstehen wunde Stellen, diese entzünden sich und schliesslich verwachsen die sich berührenden Muttermundslippen. Der Menstrualfluss kann dann nicht abgehen und es treten Beschwerden ein. In dem Falle muss man operativ eingreifen, die Stenosirung trennen und weiterhin zu verhindern trachten, dass die getrennten Flächen nicht wieder zusammen wachsen. Er führt einen einschlägigen Fall an, in dem er auf die Weise Heilung erzielte. Dieses Weib gebar hernach noch einige Male.

Oribasius meint, dass im Falle einer Imperforation des weiblichen generativen Organes die abschliessende Membran zuweilen zwischen den Labia majora, zuweilen in Mitten der Vagina oder gar am Muttermunde liegt.

Nach Paulus ist die Atresie angeboren oder in Folge früherer Krankheiten erworben. Je nachdem der Verschluss tief unten am Scheideneingange oder höher oben sitzt, ist er fleischig oder membranös. Der Verschluss verhindert die Cohabitation und die Conception, zuweilen auch den Abfluss des Menstrualblutes. Hat man sich die Stenose ohne oder mit dem Speculum zu Gesicht gebracht, so trennt man sie, wenn sie eine blosse Adhäsion ist, einfach mittels eines Zuges oder, wenn sie substantieller ist, mit dem Messer, nachdem man sich sie früher mit Haken angezogen hat. Hierauf wird die Blutung gestillt und trachtet man Heilung ohne Wiederverwachsung zu erzielen. Zu diesem Zwecke bedient sich Paulus eines Priapus ähnlichen Instrumentes.

Soranus, Aëtius und Celsus beschreiben auch diese Operation. Der Letztgenannte macht bei membranösem Verschlusse einen Kreuzschnitt, worauf er die Membran vollständig heraus

schneidet. Zur Verhinderung der Wiedervereinigung legt er eine Bleiröhre ein.

Originell ist der Rath Abulkasis', statt des Bleirohres: „Coeat mulier omni die, ut non consolidetur locus vice alia".

Alsaharavius entfernt die verschliessende Membran mit dem Messer oder mit corrosiven Mitteln.

Rhazes durchtrennt die verschliessende Membran mit einem eisernen Instrumente und legt dann eine Sonde ein.

Aristoteles erwähnt gleichfalls die Imperforatio vaginae und beschreibt deren operative Beseitigung.

15. Die Zerreissung des Perineum. Paré erwähnt, das Mittelfleisch zerreisse zuweilen bei der Geburt und zwar bis in den Anus hinein. Dann sei es nöthig, einige Nähte anzulegen. Er hält dieses Ereigniss für bedenklich, denn bei neuerlicher Schwangerschaft dehnen sich die Theile nicht gehörig aus wegen der bestehenden Narben. Man sei gezwungen, Schnitte zu machen und dann die Weichtheile zu zerreissen, um die Geburt zu ermöglichen. Er ist der Erste, der eine secundäre Vereinigung des Perineum anempfieblt.

Guillemeau ist der Erste, der die Perineoraphie in allen ihren Details beschreibt.

16. Die Sterilität hat nach den Alten verschiedene Ursachen.

Hippokrates kennt folgende Ursachen der Sterilität: 1) Der Muttermund ist in Folge von Verdrehung schief gestellt; 2) die Innenwand der Gebärmutter ist entweder angeboren zu glatt oder ist die Glätte acquirirt durch Narben und Geschwüre, in beiden Fällen wird der Same nicht zurückgehalten; 3) in Folge von Suppression der Menses oder einer Obstruction oberhalb des Muttermundes wird die Empfängniss unmöglich; 4) findet die Schwängerung nicht auf dem Wege der Venen statt, so wird der Uterus derartig mit Blut überfüllt, dass er das Sperma nicht zurück hält. Das Gleiche erfolgt bei zu profuser Menstruation, weil bei dieser die Fähigkeit des Blutes, das Sperma zurück zu halten, geschwächt ist und das übermässig secernirte Menstrualblut das Sperma wegspült; 5) der Prolapsus uteri macht die Uterusmündung hart und callös und verhindert dadurch die Schwängerung.

Nach Paulus wird die Sterilität zuweilen durch eine mangel-

hafte Ernährung, zuweilen auch durch eine Plethora hervorgerufen. Es ist daher sehr wichtig, das Allgemeinbefinden zu regeln und eine entsprechende Diät einhalten zu lassen. Fette Weiber sind zur Zeugung untauglich, weil sie nicht genug Samen haben, ebenso heruntergekommene. Die Weiber müssen auf ihre Gebärmutter und den Menstrualfluss achten, dass er nicht verstopft werde und daher eine solche Kost zu sich nehmen, die den Monatsfluss befördert. Die Sterilität mag durch eine kalte üble Beschaffenheit (Intemperamentum) des Uterus herbeigeführt werden, die sich durch ein Ausbleiben der Regeln anzeigt. In solchen Fällen muss eine aromatische, stimulirende Kost gegeben werden, um die natürliche Wärme anzuregen. Gleichzeitig ist es gut, wenn der Unterleib frottirt wird. Ist der ganze Körper wärmer als gewöhnlich, die Menstruation spärlicher als sonst und schmerzhaft, sind die Geschlechtstheile exulcerirt, so erkennt man daraus, dass der Uterus ein warmes Intemperament hat. Da ist eine kühlende, feuchte Kost angezeigt und ebenso kühle Umschläge. Bei Sterilität, bedingt durch Feuchte des Uterus, sind die Menses dünn und profus. In diesen Fällen ist eine austrocknende Kost angezeigt. Bei grösserer Trockene der Gebärmutter heilt man die Sterilität mittels Bädern und Salben. Behindert dicker Humor die Conception, so muss dieser herauspurgirt werden. Ist dagegen die Gebärmutter aufgebläht, so gebe man aromatische Mittel und Pessarien. Einen verschlossenen Muttermund eröffne man mittels aromatischer Injectionen und gleichzeitig wende man Terpentin, Nitrum, Elaterium, Cassia und Theerwasser an. Bei klaffendem Muttermunde gebe man Adstringentien. Zuweilen ist die Unfruchtbarkeit dadurch bedingt, dass eine Distorsion des Uterus besteht. Da ist der Coitus a posteriori angezeigt.

Serapion, ebenso wie Aëtius, hat bei der Behandlung der Sterilität namentlich die Regelung der üblen Temperamente des Uterus im Auge.

Oribasius empfiehlt, ebenso wie Paulus, den Coitus a posteriori. Weiterhin sagt er, man müsse unter Umständen den Muttermund dilatiren, um die Conception zu ermöglichen. In anderen Fällen wieder sei man gezwungen, mittels Adstringentien die klaffenden Muttermundslippen einander zu nähern, um Conception zu ermöglichen, weil sonst das Sperma abfliesse.

Haly Abbas ist für stimulirende Räucherungen. Unter diesen von ihm hierzu angegebenen Recepten enthält eines Arsen.

Plutarch gibt eine Reihe von Ursachen an, warum das Weib nicht nach jedem Coitus concipire und zwar u. a. folgende.

Diocles behaupte, dies finde dann statt, wenn entweder kein Sperma oder zu wenig desselben ejaculirt werde, fernerhin concipire das Weib dann nicht, wenn der Körper zu wenig Wärme oder Kälte, Feuchte oder Trockene habe, ebenso, wenn der Uterus erschlafft sei.

Die Stoiker glauben, dass an dem Nichteintreten der Conception die Schiefheit des Penis Schuld trage, weil in dem Falle das Sperma nicht gerade nach vorne getrieben werde. Andere Male sei die Ursache des Ausbleibens der Conception ein Grössenmissverhältniss zwischen den beiderseitigen Genitalien.

Erasistratus lehrt, dass die Sterilität durch Callositäten und fleischige Excrescenzen bedingt werde oder sei der Uterus zu schwammig oder zu klein.

17. Abscesse der Brust. Oribasius sagt, wenn ein Mamma-Abscess einen chirurgischen Eingriff erfordert, so muss der Eiter entleert und die zurückbleibende Höhle mit Charpie ausgefüllt werden. Hierbei hat man aber darauf zu achten, dass die Weichtheile nicht zu sehr gedrückt werden, weil sonst leicht eine Fistel entsteht. Nach dem 3. Tage lege man ein Heftpflaster auf und reinige die Wunde fleissig, um die Granulationsbildung zu befördern.

Seinem Aufsatze fügt Edward W. Jenks zwei Tafeln mit Abbildungen antiker gynäkologischer Instrumente und Geräthe bei. Wir finden auf diesen Tafeln 10 Specula, ein Bistourie cachée (Scalpellus deceptorius), einen Vaginaldilatator, eine Räucherlampe, einen Katheter (vollkommen dem modernen von Simpson erfundenen, zwei Krümmungen tragenden, gleichend), 3 Instrumente zum Abbinden der Uteruspolypen von Paré (1575) und 2 Paré'sche Vaginalpessarien abgebildet, ausserdem noch eine Illustration nach Scultetus, darstellend die Amputation der Mamma. (Die Mamma, mit Stricken fixirt und vom Thorax abgezogen, wird eben mit dem Messer abgetragen.)

Wenn in den Spalten dieses Journales eine vollständige Uebersetzung und nicht bloss ein Auszug der E. W. Jenks'schen histo-

rischen Arbeit gegeben wurde, so geschah es desshalb, weil uns bisher, geschweige einer Geschichte der Gynäkologie, selbst nur der Versuch eines Abrisses der Geschichte dieser Disciplin vollständig fehlt und dieser hier der erste ist, der uns geboten wird.

Vielleicht gibt die Arbeit des genannten Amerikaners den ersten Anstoss zur historischen Bearbeitung der Gynäkologie. Eine Geschichte der Gynäkologie unter gleichzeitiger Berücksichtigung der allgemeinen Geschichte und Culturgeschichte würde an Interesse und Werth die Geschichte jeder anderen medicinischen Disciplin, selbst jene der Chirurgie, weit übertreffen, denn keine andere Disciplin wurde durch die Fortschritte und temporären Rückschritte der Cultur so beeinflusst, wie eben die Gynäkologie.

XI.

Die Getränke der Griechen und Römer vom hygienischen Standpunkte.

Von

K. B. Hofmann,

Professor der medicinischen Chemie in Graz.

(Schluss.)

II. Obgleich man die Unverfälschtheit des Weines zu schätzen wusste — Columella[1]) bemerkt „jener sei der vorzüglichste, der von selbst angenehm schmeckt" — so begann doch nicht selten schon an der Kelter die Behandlung des Rebensaftes (mustum curari.[2]) Die einfachste bestand in dem theilweisen Eindampfen des Mostes und ward besonders in nassen Jahren geübt, wenn derselbe geringhaltig war (mustum per pluvias frequentes leve). Demokritos[3]) giebt an: wenn das Jahr nass ist und die am Stock befindliche Traube zu viel Feuchtigkeit aufgenommen hat oder bei der Weinlese übermässig nass wird, so solle man, sobald die erste Gährung vorbei ist (*τὴν πρώτην ζέσιν ζέσῃ*), den Most sogleich in andere Fässer umleeren, wobei die Unreinlichkeit (Hefe) am Boden liegen bleibe, und ihn dann salzen. „Einige, die es besser machen, kochen den Wein, bis dass der 20. Theil verdampft ist und fügen den 10. Theil Gyps zu. Die Lakedämonier dagegen kochen so lange, bis der fünfte Theil eingeht."[4]) — Dass dieses Einengen in Bleikesseln vorgenommen ward, kann nach dem, was

1) Columella XII, 19: id enim praestantissimum est, quod suapte natura placere poterit.

2) Pallad. XI, 14.

3) Auszüglich in Cassianus Bassus l. c. VII, 4.

4) *μένει γὰρ ἐν τῷ πυθμένι πᾶν τὸ ὑλῶδες διὰ τὸ βάρος* (l. c. VII, 4).... *Τινὲς δέ κάλλον ποιοῦντες, ἑψοῦσι τὸν οἶνον ἄχρι τοῦ τὸ εἰκοστὸν μέρος*

wir über die Bereitung der Sapa und des Defrutum wissen, kaum einem Zweifel unterliegen. In gleicher Weise suchten sie dem Moste unausgereifter Trauben aufzuhelfen (θεραπεῦσαι).[1] Dass man betrügerischer Weise auch die umgekehrte Operation vornahm und schon den Most mit Wasser versetzte, braucht kaum erwähnt zu werden.[2]

Eine zweite Behandlungsart des Weines bestand in Anwendung von Zusatzmitteln. In Italien und den angrenzenden Provinzen, sowie in Griechenland setzte man ganz gewöhnlich dem Moste Harz bei (οἶνος ῥητινίτης; resinâ condire musta vulgare est Italiae provinciisque finitimis[3]); eine Gepflogenheit, die sich noch in Griechenland erhalten hat (vino recinato in der lingua franca, bei den heutigen Athenern Krasi). Man mischte das Harz fein gepulvert (flos resinae) zu, oder wählte Pech, das man nach der ersten Gährung (etwa nach 8 Tagen) hineinwarf, oder ein eigens bereitetes Harz (Crapula[4]). Man theilte dem Weine den harzigen Ge-

---

αὐτοῦ ἀφεψηθῆναι, γύψου τὸ ἑκατοστὸν προσεμβάλλοντες. Λακεδαιμόνιοι δὲ ἕως τοσούτου εἰς τὸ πῦρ ἑῶσι τὸν οἶνον, ἕως ἂν τὸ πέμπτον μέρος ἀφεψηθῇ, καὶ μετὰ δ' ἔτη χρῶνται.

1) Nach Cass. Bassus V, 47 (Auszug aus Leontinus) schätzt man ab, wie viel Most ungefähr von den Trauben zu erwarten ist, setzt ein Drittel dieses gemuthmassten Volums Wasser zu, stampft die Trauben und dampft den Saft wieder auf 1/3 Vol. ein: Τινὲς αἰταῖς ταῖς σταφυλαῖς ἐμβάλλουσιν ὕδωρ, εἰκάζοντες πρὸς τὸ ἐσόμενον γλεῦκος τὸ τρίτον μέρος καὶ μετὰ ταῦτα συμπατηθεισῶν τῶν σταφυλῶν τὸ γλεῦκος ἕψουσιν, ὥστε ἀπαναλωθῆναι αὐτοῦ τὸ τρίτον.

2) Die Alten schlugen verschiedene Wege ein, um eine solche Verdünnung zu constatiren. Die verschiedenen, offenbar fruchtlosen Methoden bei Seite lassend, will ich nur zwei erwähnen, welche Demokritos (Cass. Bass. VII, 8) angiebt und von denen Eine das Princip des Aräometers vertritt, die andere eine Art physikalisch-chemischer Probe vorstellt. Man warf in den Wein verschiedene Körper (Holzbirnen ἀχράδας, Heuschrecken ἀκρίδα oder Cicaden); wenn diese untersanken, so galt der Most als mit Wasser verdünnt. Der andere Weg wird so beschrieben: „Einige giessen zum sog. Titanos (gebrannter, ungelöschter Kalk) von dem Wein; wenn er Wasser enthält, so löst er den Kalk auf, wenn er unverfälscht ist, so wird der Kalk zusammenbacken." (Τινὲς δὲ τῇ λεγομένῃ τιτάνῳ, τουτέστι ζώσῃ ἀσβέστῳ, ἐπιβάλλουσι τοῦ οἴνου· κἂν μὲν ὕδωρ ἔχῃ ὁ οἶνος, διαχύσει τὴν ἀσβεστον· εἰ δὲ καθαρόν ἐστι πήξει τὴν τίτανον.)

3) Plin. XIV, 24. — Zu Dioskorides Zeit besonders in Galatien V, 43.

4) Bereitung: Plin. XVI, 22.

schmack mit, und hoffte dadurch auch auf die Stärke desselben einzuwirken[1]) und ihn dauerhaft zu machen. Bisweilen setzte man, um den Wein zu verbessern und „aufs Alter" zu ziehen", Hefe von edlen Weinsorten dem Moste zu[2]); in anderen Fällen aber, was minder glücklich gewählt war, auch vorjährige Hefe oder gar Essig.[3]) — Das häufigste Verbesserungsmittel bildete aber bei Römern und Griechen das Defrutum.[4]) Man wählte lieber das bereits ein Jahr alte, als das frisch bereitete[5]), weil es sich bereits dauerhar erwiesen hat, während man sonst auch bei gut bereitetem Defrutum nicht sicher war, ob es nicht säuert und so den Wein, der mit demselben condirt wird, verdirbt.[6]) Man liess den frisch gepressten Most zwei Tage stehen, am dritten fügte man das Defrutum (in wechselnder Quantität) zu.[7]) Nach weiteren zwei Tagen that man gepulvertes Kochsalz, das vorher so lang erhitzt ward, als es noch decrepitirte (quamdiu strepitum edit), und das Mehl von vorher in Wein macerirtem, dann getrocknetem foenum Graecum hinein. Sobald der Most ausgegohren und „zur Ruhe gekommen" war, ist, bevor man die Fässer schloss, noch etwas Gypsmehl zugesetzt worden. Dieser Behandlung pflegte sich Columella's gleichnamiger Oheim zu bedienen, dem der Neffe nachrühmt, er sei ein illustris agricola gewesen.[8])

---

1) Plin. XIV, 25, 3. — Cato 23 gab auf einen culeus (525 Liter) Most 3 Pf. (0,98 Kilo) Harz. — Pallad. XI, 14.

2) Nach Columella XII, 28 giebt man auf einen cadus (26,26 Liter) Most 3 Sextare (1,64 Liter) frische edle Hefe (faecis generosae) oder einen Sextar (0,55 Liter) besten Weines; nach Pallad. XI, 14 verwendet man faeces vini dulcis. Vergl. auch Cass. Bass. VII, 12.

3) Plin. XIV, 24.

4) Dass auch die Griechen den Wein damit condirten, geht schon aus Palladius XI, 14 hervor, der die Frucht seiner Lectüre mittheilend (Ne lecta praeteream, quae Graeci sua fide media de condiendi vini genere disputarunt), ausdrücklich bemerkt: In condiendo ergo vino aliqui Graecorum mustum decoctum ad medietatem vel tertiam partem vino adjiciunt. Vergl. auch Cassianus Bassus l. c. VII, 13.

5) melius est, si anno requieverit. Columella XII, 21; reponitur, ut post annum sit in usu.

6) Columella XII, 20.

7) Cato gab den 40. Theil defrutum zu (cap. 23).

8) Dem Most von Trauben aus bergigen Lagen setzt er auf 2 urnen (26,26 Liter) $^1/_6$ congius (0,55 Liter), dem von Feldern aber 3 heminae (0,82 Lit.),

Die feinen Weine wurden nicht mit Defrutum versetzt. Columella sagt: „Jene Weinsorte, welche ohne Zusatz (sine condimento) auszudauern vermag, halten wir für die beste, und man darf ihr durchaus nichts zusetzen, wodurch das natürliche Bouquet verdunkelt und verdorben würde.“ [1]) Ebenso wenig wird man die ordinären, aber sonst guten Weine, denen man nicht gerade den Schein einer besseren Qualität ertheilen wollte, condirt haben. So erklärt es sich am einfachsten, dass Plinius ausdrücklich sagt, die geringeren Weine seien die minder schädlichen (innocentius iam est, quodcunque et ignobilius). [2])

Es war griechische Sitte, den Most mit Seewasser zu mengen (*μιγνύειν θάλασσαν*), und solche Weine hiessen *οἶνος τεθαλασσωμένος* [3]) oder *θαλασσίτης*, auch *οἶνος θαλασσίας*. — Die Einen versetzten den abgepressten Most mit Seewasser, die Andern liessen die Trauben vorher in der Sonne eintrocknen und kelterten sie dann mit Seewasser. [4]) Das letztere holte man möglichst weit vom Gestade, denn es war da freier von den Bestandtheilen verwesender Pflanzen und Thierreste, klarer und reiner. [5]) Man folgte beim Einsammeln abergläubischen Ansichten über den Einfluss der Jahreszeiten, des Mondes und der Windrichtung.

Diese Erfindung wird den Koërn zugeschrieben, welche reichlich von Seewasser zusetzten. [6]) Doch folgten diesem Beispiel andere Stämme, so auch die asiatischen Griechen. Dem koischen Weine

---

bei leicht säuerndem Most gar 2 Sextare (1,1 Liter) defrutum zu; dazu kam ½ Unze (13,64 Gramm) Kochsalz, ebenso viel Gyps und ungefähr 11 CCm. Mehl von foenum graecum (Columella XII, 21). Es enthielten sonach 2 urnen Gebirgswein ungefähr 390 Milligramm, Thalwein etwa 582 Milligramm und der schlechteste Most 781 Milligramm Blei.

1) Columella XII, 19: Quaecunque vini nota sine condimento valet perennari, optimam esse eam censemus, nec omnino quidquam permiscendum, quo naturalis sapor ejus infuscetur.

2) Plinius XXIII, 20.

3) Athen. I, 32 d und Plin. XIV, 10, 2.

4) Dioskorides V, 27.

5) Columella XII, 21 Sumitur autem haec (sc. aqua) quam longissime a litore; nam liquidior et prurior est, quantum altiori mari hausta est, — Auch Plin. XIV, 25, 5.

6) Plin. XIV, 10, 1. — Nach Cass. Bass. VIII, 24 sind 3 Theile Most mit 1 Theil Seewasser auf ⅓ eingekocht worden. Das Einkochen wird sonst nicht angegeben.

ähnlich war der Rhodier und der noch salzreichere Phorineer [1]), sparsamer mit Seewasser versetzt war z. B. der Klazomenier und Ephesier.[2]) — Unzweifelhaft werden die süditalischen Griechen die gleiche Behandlungsart gehabt haben.

Unter den Römern soll diese Condirung merkwürdiger Weise der sonst allem hellenischen Wesen abholde Cato eingeführt haben.[3])

Die Menge des zugesetzten Seewassers war in verschiedenen Gegenden und Zeiten verschieden; auch behandelte man es meist sorgfältig [4]) vor dem Gebrauch. Aus Andeutungen des Columella (XII, 21) zu schliessen, scheint es den Alten nicht selten passirt zu sein, dass sie den Wein versalzten. Darum soll nach seinem Rath ein diligens pater familias (ein sorgsamer Hausvater), sobald er die Wirthschaft antritt, gleich bei der ersten Weinlese 3—4 Proben mit verschieden grossen Zusätzen machen, um zu ermitteln, wie viel Salzwasser der Wein vertrage ohne den Geschmack zu verletzen. [5])

---

1) Plin. XIV, 10, 2.

2) Plin. XIV, 9.

3) Plin. XIV, 10, wo sich der arge Irrthum findet, Cato hätte vorgeschrieben, ihn in sole quadriennio reifen zu lassen, während Cato von vier Tagen spricht. Cato nennt den Wein: vinum Coum (cap. 112) oder vinum Graecum (cap. 24). Er lässt die Beere am Stock wohl ausreifen, trocknet sie dann 2—3 Tage in der Sonne, die abgepflückten (gerebelten) werden in das Seewasser eingepresst, ut combibant aquam marinam, dann zugedeckt stehen gelassen und am 4. Tage gekeltert (cap. 112). Eine andere Art der Bereitung des vinum Graecum giebt er cap. 24 an; er keltert sehr gut ausgereifte apicische Trauben und versetzt einen culeus (525,3 Liter) Most mit 2 quadrantalen Seewasser (52,5 Liter, also 10 %).

4) Cato (cap. 112) sammelt es an einem windstillen Tag an einer Stelle, wo sich kein Brakwasser mehr findet. Nachdem es 30 Tage ruhig gestanden, giesst er es in ein anderes Fass vom Bodensatz ab und wiederholt dies nach 20 Tagen noch einmal, um das Wasser dann in weitern 20 Tagen zu benutzen. Besonders gute Wirthe, z. B. Columella's Oheim, liessen das Wasser 3 Jahre in verschlossenen Gefässen, gossen es dann in andere ab, warteten nochmal 3 Jahre und dampften es dann auf $^1/_3$ Volum ein (Colum. XII, 21). Davon gab man 0,53 Liter auf 1 Amphora (26,26 Liter) Most. Palladius giebt an, dass manche das Seewasser ein Jahr stehen lassen, in welcher Zeit es den bitter-salzigen Geschmack verliere, und davon $^1/_{80}$ Volum (also 0,34 Liter auf eine Amphora) verwendeten. XI, 14.

5) ut exploratum habeat, quantum plurimum salsae vinum, quod fecerit, sine offensa gustus pati possit (Col. XII, 21).

Es lag nahe an Stelle des Seewassers Kochsalz selbst zu verwenden, wie es auch schon Cato[1]) empfahl.

Ein anderes häufig geübtes Verfahren bestand in dem „Gypsen" des Weines. Im Gegensatz zu dem früheren scheint es zuerst in Italien geübt worden zu sein und dann erst in Griechenland Aufnahme gefunden zu haben.[2]) Man setzte Gyps bald dem ausgegohrenen Weine, in anderen Fällen dem Moste zu. Man that den fein gepulverten Gyps (flos gypsi) meist in die Fässer. Eine besondere Art schildert Didymus[3]) (im Auszuge des Cass. Bassus VI, 18). „Man werfe den Gyps in ein flaches Gefäss, giesse hernach mit so viel Most darüber, dass er eben den Gyps bedeckt, rühre tüchtig und lasse dann absetzen, so dass die gröberen Theile des Gypses sich am Boden ablagern. Das Ueberstehende vom Most werde abgehoben, so dass durch die Bewegung nichts vom Gyps mitgehe."

Die Menge des Gypses bemass man nach der Qualität des Mostes. Am meisten verwendete man bei dem Moste aus feuchten Lagen, weniger bei solchem aus neu angelegten Weinbergen, noch weniger, wenn er aus alten und trockenen stammte. Uebrigens

---

1) Auch hier schwanken die Mengenangaben. Cato empfiehlt (cap. 23) auf einen culeus (525 Liter) Most 1½ Pf. (491 Gr.) Salz, ein andermal (c. 24) die unglaubliche Menge von 1 modius (8,75 Liter). Die Zahlenangaben in den Classikern flössen bei genauerer Beschäftigung mit den Realien ein geringes Vertrauen in die Richtigkeit der Texte ein. — Eines Gemisches von 10 Theilen Most, fast ebenso viel altem Seewasser, 2 Theilen scharfen Essig, 2 Theilen Sapa und 50 Theilen Wasser erwähnt als eines Wintergetränkes Cato, cap. 104. — Cassian. Bass. VII, 4 führt den Demokritos als Gewährsmann für das folgende Verhältniss an = auf 10 Metreten (394 Liter) Most 3 Kotylen (0,82 Liter) Salz.

2) Theophrast (de lapidib. IX, n. 67) sagt, der Gyps werde *περὶ δὲ Ἰταλίαν καὶ εἰς τὸν οἶνον* verwendet. Dies ist so besonders hervorgehoben, dass man dadurch den Eindruck erhält, seiner Zeit sei das Gypsen des Weines in Hellas nicht üblich gewesen. Später war es aber auch dort gebräuchlich. S. Palladius XI, 14. — Dioskorides V, 9. — Cass. Bass. VII, 13 *τινὲς δὲ γύψον ἐμβάλλουσιν.*

3) *τὴν γύψον ἐμβλητέον εἰς ἀγγεῖον πλατύ, εἶτα καὶ γλεῦκος ἐπιχυτέον, ὥστε ὑπερέχειν αὐτὸ τοῦ γύψου, κινητέον τε αὐτὸ πυκνῶς, καὶ οὕτως ἐατέον καταστῆναι, ὅπως τὰ παχύτερα τοῦ γύψου εἰς τὸν πυθμένα ἐπικαθεσθείη· τὰ δὲ ἀνωτέρου τοῦ γλεύκους ἀπαντλητέον, ὡς ἐν τῷ τοῦ κινήσεως μηδὲν ὑφιζάνῃ τοῦ γύψου.*

sind auch hier offenbar die Urtheile über die richtigen Mengen bei verschiedenen Weinzüchtern auseinander gegangen.[1])

Man erwartete von dem Zusatz des Gypses und des Seewassers nicht bloss eine grössere Dauerbarkeit, sondern auch einen grösseren Glanz des Weines (pollicentur non aetatem solum vino, sed splendorem quoque coloris afferre).[2])

An das Verfahren des Gypsens schloss sich das Zusetzen von Mamormehl, wie es schon Cato[3]) empfiehlt. Das gleiche war bei den Griechen in Uebung.[4]) Dieselbe Bedeutung hatte der Zusatz von Kalk, den die Carthager[5]) besonders übten, oder von gebrannten Muschelschalen.[6]) Die letzten zwei Behandlungsarten ver-

1) Columella XII, 28: Dem Most aus sumpfigen Lagen sind auf 7 Amphoren (183,8 Liter) 3 heminae (0,82 Liter) = 0,45 %, aus neuen Weingärten 1 Sextar (0,55 Liter) = 0,3 %, aus alten, trockenen Lagen 1 hemina (0,27 Liter) = 0,2 % zuzusetzen. Ein andermal (XII, 20) empfiehlt er bei Weinen, die sich schlecht halten lassen, auf 1 Amphora des um 1/10 Vol. eingedampften Mostes ausser 2 Sextaren (1,1 Liter) Drittels-Defrutum eine Unce Gyps (27,3 Gr.), also auf 7 Amphoren 191 Gr. (ungefähr 165 CCm.) zu verwenden, um wenigstens bis zur nächsten Lese den Weingeschmack zu erhalten." — Colum. XII, 26. „In quo agro vinum acescere solet", soll man den zehnten Theil einkochen, und „in sextarios VII musti heminam gypsi" zumischen. Diese Stelle ist ganz unzweifelhaft corrumpirt und muss mit Rücksicht auf Col. XII, 28 statt „sextarios VII musti" heissen „amphoras septem musti". Die Angaben des Palladius, Compilationen aus seiner griechischen Lektüre, wie er XI, 14 selbst sagt, gehen weit auseinander. Einmal sollen dem Most 2 % Gyps und wenige Zeilen später nur 1 % Gyps zugesetzt werden. Die letzte Stelle halte ich für ein Excerpt aus Demokritos, wie ein Vergleich der S. 269 Anm. 4 citirten Stelle mit folgendem Wortlaut wohl unzweifelhaft beweist: Omne mustum decoqui jubent, donec pars ejus vicesima possit absumi: melius quoque fieri, si centesimam partem gypsi adjicias. Lacedaemonii vero eo usque decoquere, donec vini quinta pars pereat, et quarto anno usibus ministrare. Auch hier wie dort ist vom „mustum, quod per pluvias frequentes leve est" die Rede.

2) Pall. XI, 14. — Cass. Bassus VII, 12: *γύψος ἐμβληθεῖσα κατὰ μὲν ἀρχὰς δριμύτερον τὸν οἶνον ποιεῖ, τῷ χρόνῳ δὲ τὸ μὲν δριμὺ διαπνέει, τὸ δὲ ἀπὸ τῆς γύψου χρήσιμον ἐπιπολὺ διαμένει.* „Der zugesetzte Gyps macht zwar anfangs den Wein etwas scharfschmeckend, mit der Zeit aber verduftet die Schärfe, der Nutzen des Gypses aber bleibt auf lange hin." (Auszug aus Fronto.) Man setzt in Griechenland noch heute 2 % gebrannten Gyps mit Pech dem gährenden Moste zu, um diesen zu klären und vor dem Sauerwerden zu schützen (Landerer, Berg- und Hüttenm. Zeit. 1876. S. 407.)

3) C. 23 auf einen culeus (525,3 Liter) 1 Pf. (327,5 Gr).

4) Plin. XIV, 24. 5) Plin. XXXVI, 48.

6) Cass. Bass. VII, 12: *οἱ δὲ κογχυλίων τὰ ὄστρακα καύσαντες καὶ τρίψαντες*

folgten unzweifelhaft den Zweck: die freie Säure möglichst zu binden. Den gleichen Erfolg hatte der Zusatz von Asche. Man gab der von Weinreben und Eichenholz den Vorzug.[1] Cato wendete ein defrutum an, in welchem gleich die Lauge (cinis lixivius Plin., cinis lixivia Colum.) mitgekocht war, und zwar zu $^1/_{40}$ des ausgegohrnen Weines.[2]

Man machte auch verschiedene Versuche den trüben Wein zu klären (*οἶνον διαυγῆ ποιῆσαι*) und zwar mit gepeitschtem Eiweiss (*ὠᾶν λευκά*), dem Salz zugesetzt war; mit Thon[3]), „der alles Trübe mit sich in die Hefe reisst" und ähnlichem.

Trotz all' dieser auf Erhaltung der Weine gerichteten Behandlung oder vielmehr zum Theil wegen derselben verdarb der Wein sehr leicht. Die Essiggährung, das Umschlagen[4]) des Weines (vappa), die schleimige Gährung (mucescere) war von den Alten wohl gekannt und gefürchtet, und Plinius sagt[5]), es gebe eine ganze Bibliothek von Büchern über die Gegenmittel (exstantque medicinae volumina). Es war daher auch die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ob der Wein zur Verderbniss neige, wohl vor allem, ob nicht bereits die Essiggährung begonnen habe. Man bemühte sich in der verschiedensten Weise: aus dem Geruch der Hefe[6]), aus dem Geruch und Geschmack des Weines, aus der Farbe und der physikalischen Beschaffenheit der obenauf schwimmenden *ἄνθος*, der grösseren Süsse oder Herbheit des Mostes u. s. w. zu

---

ὡς λειότατα ἐμβάλλουσιν ἐξ αὐτῶν τῷ οἴνῳ „die Andern setzen gebrannte und möglichst fein gepulverte Muschelschalen dem Weine zu."

1) Plinius XIV, 25, 5, auch Cass. Bass. VII, 12 *σποδιὰν ἀπὸ κλημάτων ἀμπέλου κεκαυμένων* und *σπέρμα ἢ ξύλον δρυὸς καύσαντες* ... auch gebrannte Olivenkörner *πυρῆνας ἐλαιῶν κατακαύσαντες* ...

2) cap. 23.

3) *ἡ ἄργιλλος μετὰ τὸ ζέσαι τοὺς οἴνους ἐμβαλλομένη καθαίρει τούτους, καταφέρουσα σὺν ἑαυτῇ τὸ θολερὸν εἰς τὴν τρύγα* ... Cass. Bass. VII, 12.

4) Vitiumque musto quibusdam in locis (von einigen Lagen) iterum sponte fervere: qua calamitate deperit sapor, vappaeque accipit nomen. Plin. XIV, 25, 4.

5) Plin. XIV, 26.

6) Die Hefe wird in primitivster Weise mit einem Rohr, das man in gerader Richtung durchbohrte (*κάλαμον ἐπ' εὐθείας τρήσαντες*) und als *σίφων* benutzte, vom Boden des Gefässes herausgehoben, indem man vorher die obere Oeffnung mit dem Daumen schloss (*πωμάσαντες τοῦ καλάμου τὸ ἄνω τρῆμα τῷ μεγάλῳ δακτύλῳ*) und die Hefe dann aufsteigen liess oder sie hinaufsog (*εἶτα διεκμυζῶντες ἀνασπῶσι μέρος τοῦ τρυγός*) Cass. Bass. VII, 15.

errathen, ob der Wein dauerbar sein oder rasch säuern werde (*τρέπεσθαι, ὀξίζειν*). Zwei Proben scheinen mir besonderes Interesse zu verdienen. Die eine ist im Prinzip mit unserer gewöhnlichen Prüfung des Alkohols auf Fusel identisch — beruhend auf dem Anhaften gewisser stark riechender Bestandtheile auf der Haut, nachdem die flüchtigern verdunstet sind. Man tauchte die Hand in Wein, und sobald sie trocken ward, beurtheilte man aus dem anhaftenden Geruche, ob bereits die Essigbildung begonnen habe.[1]) Die andere Probe beruhte auf der Einwirkung verdunstender Essigsäure auf Blei, Zinn und Kupfer. Drei Finger lange und breite aus diesen Metallen angefertigte Platten kittete man mit Wachs an die Innenfläche des Fassdeckels, schloss das Fass mit dem Deckel luftdicht und liess 40 Tage stehen. War der Wein gesund, so blieben die Platten blank, war Säuerung zu fürchten (oder vielmehr war sie bereits eingeleitet), so fand man auf dem Zinn einen schwarzen, sauerschmeckenden Reif, die Kupferplatte war mit übelriechenden Blasen besetzt, die Bleiplatte[2]) „weisslich, mit Schuppen nach Art der Cerussa bedeckt."

Wie wir schon oben gesehen haben, war man bemüht, durch Zusätze von Seewasser, Salz, Gyps, kohlensaurem Kalk und Pottasche das Verderben des Weines zu hindern. Dem gleichen Zwecke[3]) sollten süsse Mandeln, an der Sonne getrocknetes und gepulvertes foenum graecum (*τῆλις*) oder Fenchelsamen (*σπέρμα μαράθρου*),

1) *τὰς χεῖρας βάψαντες εἰς τὸν οἶνον, διαψυχθεισῶν τῶν χειρῶν ἐκ τῆς ἀποφορᾶς κρίνουσιν· ὀξυτέρα γὰρ ἡ ἀποφορὰ φαίνεται τοῦ τρεπομένου.* Cass. Bass. VII, 15.

2) *ἐὰν δέ τι μέλλῃ πάσχειν, εὑρήσεις τὸ πέταλον τοῦ μολίβδου λευκαινόμενον καὶ λεπίδας ἔχον ψιμμυθοειδεῖς. ἐὰν κασσίτερος ᾖ, καὶ μέλλῃ τρέπεσθαι ὁ οἶνος, εὑρήσεις ἱδρῶτα ἐν τῷ κασσιτέρῳ γινόμενον μέλανα, καὶ τὸν ἱδρῶτα ὀξὺν ὄντα....* Cass. Bass. VII, 15. — Plin. XIV, 25, 7 giebt nur ganz oberflächlich die Probe mit der Bleiplatte an: „laminae plumbeae mutatus colos."

3) Obige „medicinae" sind dem Bruchstück des Fronto entnommen, das uns Cass. Bass. VII, 12 erhalten hat. Dieser Fronto scheint der schon früher als Feinschmecker erwähnte Rhetor, der unter Severus in Rom lebte, zu sein. Ausser den schon angeführten Zusätzen ist noch zu erwähnen, dass man Wurzeln des Weinstocks, Leinsamen, geröstete schwarze Kichererbsen (*ἐρέβινθοι μέλανες*), das Mehl der weissen Kichererbse (*ὄροβος λευκός*), aber auch sehr bedenkliche Stoffe: Alaun (*στυπτηρία*), schwarze und weisse Niesswurz als Erhaltungsmittel verwendete.

Galläpfel (κηκίς), trockene Cedernfrucht (καρπὸς κέδρου), gebrannter Tuffstein (λίθος πώρινος) dienen. Man tauchte wohl auch glühendes Eisen oder brennende Fichtenspäne (δᾷδας) in den Most. — Bereits in vappa übergehenden Wein glaubte man noch zu retten, wenn man ihn von der eigenen Hefe auf die Hefe eines guten Weines abgoss.

Der condirte Wein sollte nicht sogleich nach der Gährung auf kleine Fässer abgezogen werden, sondern im Fass ausruhn (sinito in doliis quiescere)[1] und erst zur Zeit der Rosenblüthe, also in Süditalien im ersten Frühling (Ende April) wohl befreit von Hefe und ganz klar (limpidissimum) in reine, wohlgepichte Gefässe überleert werden.[2]

Neben der Erzielung einigermassen haltbarer Weine, war man auch bedacht, ihr Bouquet (εὐοσμίαν) zu erhöhen (οἶνος ἀνθοσμίας). Zu den gewöhnlichsten „odoramenta", — wie man diese Zusätze nannte — gehörte in altem Wein vorher getränktes, dann getrocknetes und gemahlenes Foenum graecum, die gepulverte Wurzel der Iris, ferner Schoenum.[3] Man rieb auch die Mündung und die Hälse der Fässer mit Zweigen von pinus (πίτυος) oder Cypressen ein[4], kochte mit dem Most, den man zusetzen wollte, Quitten, warf in den Wein Aepfel, bittere Mandeln, verwendete Blüthen der wilden Rebe (οἰνάνθη), des Spargels, Blätter von asarum europaeum, die man in Leinenbeuteln oder geflochtenen Körbchen in die Fässer hing, doch so, dass sie den Wein nicht berührten, ausserdem noch eine grössere Zahl von Pflanzen, die man heute nicht bestimmen kann.[5] Man kannte auch „Wermuthwein"; um

1) Columella XII, 28.

2) Nach Damogeron (Cass. Bass. VII, 13) sollte man erst den ausgegohrnen Wein, in welchem sich bereits die Hefe abgesetzt hatte, condiren (ἀρτύειν), was noch mehr unter das Capitel der „Weinpantscherei" gehört.

3) Columella XII, 28 giebt folgendes Recept an:

Iriswurzel	9/12 Pf.	= 245,59 Gr.
Pulver von Foenum .	9/12 „	= 245,59 „
„ „ Schoenum	5/12 „	= 136,44 „

Von diesem Gemenge werden auf 7 Amphoren (183,8 Liter) Most 1/9 Pf. (36,5 Gr.) gegeben.

4) Diese und die folgenden Angaben finden sich Cass. Bass. VII, 20.

5) Z. B. ἀσπάλαθος. Es mögen ein paar Beispiele von sehr complicirten Recepten (πανάκεια) noch mitgetheilt sein: 1 Drachme (3,4 Gr.) Crocus, um

ihn darzustellen, hing man gestossenen pontischen Wermuth (*ἀβρότονον*) in einem Säckchen eingebunden in den Most.[1]) — Bisweilen wurde die Würzung des Weines nicht lange vor dem Genuss[2]) vorgenommen, wie man bei uns aus frischem Waldmeister den „Maitrank" bereitet. Die Alten wählten dazu die im Schatten getrocknete Blüthe der wilden Rebe (vitis arbustiva, *οἰνάνθη*). Das Fässchen brauchte nur 6 oder 7 Tage wohl verschlossen gehalten zu werden. Aehnlich verwendete man auch die wohlriechenden Beeren einer Myrtenart.[3])

Was nun die Ansichten der Alten über die sanitäre Bedeutung ihrer Condituren betrifft, so dürften sie zu verschiedenen Zeiten nicht die gleichen gewesen sein. Cato und auch noch Columella scheinen die Beimischungen von Seewasser, Salz, Gyps und Marmor nicht gefürchtet zu haben. Theophrast dagegen denkt von dieser Weinbehandlung gar nicht gut.[4]) Die späteren Römer und Griechen sagen ihr durchweg schlimme Wirkungen für die Gesundheit nach. Dioskorides[5]) äussert sich ungünstig über die mit

---

Farbe zu geben (*εὔχροον ποιεῖ*), 4 grammata (4,8 Gr.) gesiebten männlichen Weihrauch (*λίβανος ἄρσην*), um ihm Schärfe zu geben (*αὐστηρὸν ποιεῖν*), ein wenig (*σφαιρίον*?) von Phyllon, um Geruch zu ertheilen (*εὐωδίαν παρέχειν*); von dem fein gepulverten und gesiebten Gemenge gab man 2 Kochliarien (0,54 Liter) auf 1 Amphora (26,26 Liter) ausgegohrnen Weines. — Ein anderes Recept: Gleiche Gewichte von Cardamomen, illyrischer Iris, Zimmt (*κασσία*), *ναρδόσταχυς* (Spiekanard), Melilotus, Costus, Späne und andere Abfälle von Amyris balsamifera (*ξυλοβάλσαμον*), Schoenanthus (*σχοῖνος Ἀλεξανδρίνη*), Valeriana celtica (*νάρδος κελτική*). Alles gepulvert und gesiebt. Cass. Bass. VII, 13.

1) 8 Drachmen (34,9 Gr.) auf 1 Amphora (26,26 Liter) Most. Cass. Bass. VIII, 21.

2) Pallad. XI, 14 Vinum quoque intra paucos dies optimi odoris effici.

3) *Μυρτίδες*. Cass. Bass. VII, 20. — baccae myrti agrestis montanae. Pallad. XI, 14. Von der Weinblüthe setzte man 1 choinix (1,1 Liter) auf 3 cadi (118,2 Liter).

4) De odoribus XIV (65).

5) Dioskorides V, 9. Der mit Seewasser versetzte Wein ist schlecht für den Magen, erzeugt Durst, ist nachtheilig den Nerven, erzeugt leichten Stuhl, ist unzuträglich den von Schwächezuständen sich erholenden (*ὁ δὲ τεθαλασσωμένος κακοστόμαχος, διψοποιός, νεύρων κακωτικός, εὐκοίλιος, ἀνεπιτήδειος τοῖς ἐξ ἀσθενείας*) und V, 11 *πρὸς δὲ τὴν ἐν ὑγείᾳ χρῆσιν εὔθετοι οἱ ἀθάλασσοι* (für den Gebrauch im gesunden Zustand sind günstig die ohne Seewasser). Auch Plin. XXIII, 24.

Seewasser versetzten Weine und warnt ebenso vor den gegypsten.[1]) Alle späteren Aerzte dürften wenigstens den letzteren verworfen haben. Noch Alexander von Tralles nennt bei der Angabe der Diät ausdrücklich ungegypsten Wein[2]), während er einen mit Gewürzen (*οἶνος κονδῖτος*) versetzten gelegentlich bei verschiedenen Krankheiten gestattet. — Plinius hält auch denjenigen Wein für den gesündesten, dessen Moste nichts zugesetzt worden ist. „Wer — selbst ein Gesunder —“ ruft er aus[3]), „würde vor einem mit Marmor oder Gyps oder Kalk versetzten Wein nicht zurückscheuen?“ Und nachdem er die oben beschriebenen Behandlungsarten angeführt hat, schliesst er mit der Bemerkung[4]): „Tot veneficiis placere cogitur: et miramur noxium esse.“ (Durch so viel Giftmischerei erzwingen wir seinen Wohlgeschmack: und dann wundern wir uns, dass er schädlich ist!)

Auch von dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft erscheinen, ganz abgerechnet Condituren wie Helleborus, Asarum und ähnliche, mehrere der Zusätze nicht unbedenklich. Grössere Mengen Seewasser müssen wohl, wie es schon Dioskorides ausspricht, der Verdauung abträglich gewesen sein. Vor Allem aber war die Verwendung von Gyps tadelnswerth. Hätte man nur ausgegohrenem Weine Gyps zugesetzt, so wäre dies nach Griessmayers Untersuchungen[5]) unbedenklich oder doch gewiss minder erheblich gewesen. Der Alkohol, der namentlich in süditalischen und griechischen Weinen gewöhnlich in beträchtlicher Menge mag enthalten gewesen sein, gestattete nicht, dass allzuviel von Gyps in Lösung ging; überdies war ein Theil des Weinsteins bereits abgesetzt. — Fügt man aber dem Moste Gyps zu, so erfolgt nach

---

1) Dioskorides V, 9: *ὁ δὲ τὴν γύψον ἔχων κακωτικὸς τῶν νεύρων, καρηβαρικός, πυρώδης, κύστει ἄθετος* (der gypshaltige Wein ist schädlich den Nerven, schweren Kopf erzeugend, erhitzend, der Blase nachtheilig). Vom Zusatz der sapa und des defrutum habe man Eingenommenheit des Kopfes, Trunkenheit, üble Wirkung auf den Magen zu fürchten. Von den mit Harz und Pech angemachten denken Dioskorides und Plinius (c. XXIII, 24) milder: innocentius pice sola conditum.

2) ed. Puschmann I, S. 525.

3) XXIII, 24.

4) XIV, 25, 7.

5) Industrieblatt 1877, S. 249.

Kayser's Versuchen[1]) ein Austausch der Weinsäure gegen Schwefelsäure im Sinne der Gleichung $SO_4Ca + C_4H_5KO_6 = SO_4HK + C_4H_4CaO_6$. Es bleibt, da sich aus dem Moste noch kein Weinstein abgeschieden hat, das ganze Kalium als saures Sulfat im Wein, während das Calciumtartrat sich abscheidet. Es wurde dann der Wein allerdings seiner Säure befreit, dafür aber eine nicht unwesentliche Menge eines dem Darme nicht gleichgiltigen Salzes eingeführt. Nach Pollacci's Analysen ist der Gehalt an saurem Kaliumsulfat 1 Gr. im Liter, wenn der Gyps dem Wein zugesetzt war; 5—6 Gr., wenn er dem Most zugesetzt mit diesem die Gährung durchmachte. Ueberdies bildet sich bisweilen Schwefelwasserstoff und Aethylmerkaptan (Gaz. chim. ital. IX, 37).

Neben diesen zum Theil in unehrlicher Absicht[2]), zumeist aber doch bona fide vorgenommenen Manipulationen begegnen wir unzweifelhaft absichtlichen Weinfälschungen.

Bei den Griechen muss die Weinfälschung frühzeitig begonnen haben. Homer (Odyss. IV, 220 ff.) lässt die Helena ein betäubendes Pharmakon in den Wein thun, das sie aus Aegypten, dem Lande der Pharmaka, besass. „Warf alsbald in den Wein, von welchem sie tranken, ein Mittel, Kummer und Groll zu verscheuchen und jeglichen Leides Gedächtniss."

Theophrast[3]) erwähnt, dass die Thasier einen schlafmachenden Wein präparirten. Einen „Thasischen" Wein bereitete man speciell so, dass man 5 Tage die Weinbeeren in der Sonne trocknen liess (*ἡλιάζειν*), am 6. die noch von der Sonne erhitzten in Most und in ein zur Hälfte eingedampftes Meerwasser tauchte und dann presste; nach der Gährung gab man den 25. Theil sapa zu (Florentinus „de re rustica" excerpirt von Cassianus VIII, 23). — Später

1) Repert. f. analyt. Chem. I, S. 3.

2) Palladius XI, 14 bemerkt z. B. bei einer der Behandlungsarten: frequens enim respectus faciet judicare, utrum vendenda sit species an tenenda (eine fleissige Erwägung werde einen lehren, ob die Sorte verkauft oder behalten werden soll).

3) Hist. Plantar. IX, 18 (11) *αὐτοί τινα ποιοῦσιν οἶνον ὑπνωτικόν.* Wenn er erzählt, in Achaia bei Kerynia wachse ein Wein, der Abortus erzeuge (*ἀμπέλου τι γένος ἐστὶν ἀφ' ἧς ὁ οἶνος ἐξαμβλοῦ ποιεῖ τὰς ἐγκύμονας*), so wird, falls die Thatsache richtig ist, wohl zuerst an eine Fälschung gedacht werden müssen.

gaben Manche *βούγλοσσον* zum Wein, um ihm erheiternde Kraft zu ertheilen (Plut. Sympos. I, 1, 4).

In welchem Maasse bei den Römern in der Kaiserzeit die Fälschung betrieben ward, darüber erhalten wir durch einige Bemerkungen des Plinius eine Vorstellung. Er bespricht die feinsten Weinsorten und nennt als solche, welche bei den Vorfahren am meisten geschätzt waren: den Albaner, Falerner und die Weine von Sorrent. Die Meinungen über den Vorzug derselben hätten sich später geändert. Doch, fährt er fort, wenn man darüber auch einig wäre, — welcher Bruchtheil der Menschen könnte wohl diese Sorten geniessen? Nicht einmal mehr die Vornehmsten erfreuten sich der unverfälschten (sinceras). So weit sei man gekommen, dass nur die Etiquetten der Weinfirmen gekauft würden, und der Wein schon an der Kelter gefälscht sei.[1])

Das schonendste Verfahren in dieser Richtung war das Aufbessern eines Weines mit einem andern, um ihn älter erscheinen zu lassen. Dazu diente besonders der Tmolier.[2]) Eine andere Art, einem jungen Weine das Ansehen eines alten zu geben, bestand darin, dass man die Scherben von irdenen Fässern, in denen gute alte Weine aufbewahrt gewesen sind, pulverte und mit Hefe von altem Wein zusammenrieb. 1/2 Modius (4,4 Liter) dieses Gemisches ist in 1 Amphora (26,26 Liter) frischen, jungen Weines gethan und 14 Tage bei luftdichtem Verschluss der Gefässe stehen gelassen worden. „Du wirst meinen," sagt Damogeron, „der Wein sei 10 Jahre alt."[3])

Man versuchte aus schwachen Weinen starke herzustellen, ohne dass recht einzusehen ist, wie man mit den angewandten Mitteln z. B. Buxbaumblättern, Apiumsamen zum gewünschten Ziele gelangte.[4])

Ueber die Ausdehnung solcher Fälschungsgeschäfte erfahren wir auch aus Plinius Näheres. Ueber den Charakter der narbonensischen Weine erklärt er nichts Bestimmtes angeben zu können (asservare non est), „da man ja für diesen Artikel Fabriken errichtet

1) XXIII, 20 eo venere mores, ut nomina modo cellarum veneant, statimque in lacubus vindemiae adulterentur.

2) Plin. XIV, 9, 1.

3) *δείξεις εἶναι τὸν οἶνον ἐτῶν δέκα.* Cass. Bass. VII, 24.

4) Pallad. XI, 14.

hat, indem man mit Rauch, leider sogar mit Kräutern und schädlichen Zusätzen färbt. Kauft man doch selbst Aloe, um damit Geschmack und die Farbe zu fälschen.“ [1])

Man war bemüht, gewisse beliebte Weine nachzuahmen z. B. den durch sein feines Bouquet (ἀμινίζειν) sehr geschätzten aminaeischen. Didymos [2]) gab folgendes Recept an:

Von Aloe hepatica	2	Drachmen	(8,7 Gr.)
„ Amomum (?)	3	„	(13,1 „)
„ Costus (indisches Gewürz) . . .	4	„	(17,5 „)
„ Melilotus	9	„	(39,3 „)
„ Phyllon (folia malabathrae) . . .	4	„	(17,5 „)
„ Indische Narde	2	„	(8,7 „)
„ Xylocinnamomum (geringer Zimmt)	3	„	(13,1 „)

Auf 7 Amphoren (183,8 Liter) Wein zu verwenden.

So weit uns Recepte zur Weinfälschung erhalten vorliegen, bieten sie vom hygienischen Standpunkte kein besonderes Interesse. Bei ihrer Durchsicht gelangt man zur Ueberzeugung, dass die zum Fälschen verwendeten Ingredienzien die Gesundheit der Weinconsumenten kaum mehr gefährdeten, als dies durch die oben abgehandelten, auf keine Fälschung abzielenden Conditamente geschah. Ein paar Beispiele ausser den bereits angeführten werden daher ausreichen, eine Vorstellung von dem Verfahren zu geben. Die hier gewählten stammen aus einer Schrift des Damogeron und mögen in nicht geringem Ansehen gestanden haben, da sie sich in zwei verschiedenen Werken wörtlich übereinstimmend vorfinden; in Cassianus Bassus als Auszug, in Palladius als Uebersetzung. Beide Recepte sollten dazu dienen, einem jungen Weine den Geschmack eines alten zu verleihen (παλαιοφανεῖς οἴνους ποιήσεις):

Bittere Mandeln, Absynth, Gummi von Pinolen [3]) und foenum Graecum zu gleichen Theilen zusammen gerieben, davon einen

1) Plin. XIV, 8, 8 quoniam officinam eius rei fecere tingentes fumo, utinamque non et herbis ac medicaminibus noxiis. Quippe etiam aloen mercantur, qua saporem coloremque adulterant.

2) Ein anderer Zusatz bestand in je 4 Drachmen (17,5 Gr.) Myrrha, Cassia (Zimmt) und Crocus oder in bittern Mandeln, etwas Phyllon und Defrutum (Cass. Bass. VIII, 22).

3) Der griechische Text l. c. VII, 24 ist an dieser Stelle corrumpirt; statt πίτνος καρπίμου κόμης soll es heissen κόμμεως. Pallad. übersetzt gumen (Gummi) und das giebt einen bessern Sinn, als Laub der Pinus pinea (πιτνίς).

Kyathos (46 CCm.) auf 1 Amphora Wein zu verwenden. Das andere Recept: 1 Unze (27,3 Gr.) Melilotus, 1 quadrans = 81,9 Gr. Süssholz (*γλυκυρρίζα*), 1 quadrans Valeriana celtica (*νάρδος Κελτική*), 1 sextans = 54,6 Gr. Aloe (*ἀλόη ἡπατῖτις*). Palladius [1]), der hier genauer ist als der griechische Compilator, fügt noch hinzu: „setze zu 50 sextaren (27,5 Liter) 6 Cochlearien (1,8 Liter) davon zu und stelle im Rauch auf."

Wenn es mir auch nach Andeutungen des Dioskorides und Galen unzweifelhaft scheint, dass die Griechen und Römer gelegentlich Bleizucker unter die Hände bekamen, so kannten sie ihn doch nicht und wendeten ihn zum Süssen des Weines nicht an. Vinum plumbeum heisst nicht ein mit Blei versetzter, sondern ein aus beliebig welchem Grunde missfarbig gewordener Wein. Dessenungeachtet scheint mir eine Angabe des Demokritos [2]) auf ein Verfahren zu deuten, welches den gleichen Zweck mit ähnlichen Mitteln erreichte. Um säuerndem Moste aufzuhelfen (*γλεύκει ἐξίζοντι βοηθῆσαι*) soll man Zibeben so lange einweichen, als sie noch aufquellen, dann auspressen und von dem Saft 2 Kotylen (0,54 Liter) zu einer Amphora (26,26 Liter) Most fügen, dann soll man durch Flusssand filtriren oder 4 Drachmen (17,5 Gr.) *σάνδυξ* zusetzen. Nach Plinius' Angabe [3]) wird aber dieses durch Rösten von gleichen Theilen Ocker und Sandarach erhalten. Letzteres ist Schwefelarsen oder (und hier auch wahrscheinlicher) im Ofen erhitztes Bleiweiss. Dieses fügte man also zur Entsäuerung zu. Dass Sandyx gelegentlich auch einen Pflanzenfarbstoff bedeutet, ist richtig, aber dessen Wirkung würde schwerer an dieser Stelle zu verstehen sein, als die von Mennig, der mit Essigsäure Bleiacetat liefernd, den ursprünglich sauern Wein süssschmeckend machte.

An die gewöhnlichen Weine schliessen sich einerseits der Nachwein (*οἶνος δευτερίας*, lora, vinum faecatum [4]), den Plinius gar

1) XI, 14.

2) Cass. Bassus VI, 19.

3) XXXV, 22. 23. — Nach Dioskor. V, 103 hat man Bleiweiss so lange zu erhitzen bis es die Farbe von Sandarach (rothem Schwefelarsen) annimmt, *τὸ δὲ* (nämlich Bleiweiss) *οὕτω σκευασθὲν σάνδυξ ὑπό τινων λέγεται*. Wie über die Metalle Blei und Zinn waren auch über die Farbstoffe die Ansichten unklar. Nicht bloss Plinius, auch Vitruvius VII berichtet: „Cerussa in fornace cocta sandaracham efficit."

4) *οἶνος δευτερίας*: Poll. VI, 17 und Plin. XIV, 12; lora: Cato c. 57. Man

nicht zu den Weinen rechnen mag, an, andererseits die Süssweine, die „dulcia“ oder „bellaria“ der alten Comödien, welche man zum Nachtisch trank.[1]) Der ἀεὶ γλεῦκος (Immer Most)[2]) wurde erhalten, indem man die Gährung des Mostes durch Einkühlung hinderte; das „dulce“ der Vocontier war Rosinenwein. Die Stiele der Trauben wurden umgedreht und die Traube längere Zeit noch am Stamme hangen gelassen. Unsern „Ausbrüchen“ und „Strohweinen“ entsprach das „passum“. Man liess die Beere am Stock einschrumpfen, bis sie die Hälfte des Gewichtes verloren hatte, oder trocknete 8 Tage lang die abgepflückte, auf Hurten gebreitete Traube in der Sonne (diachyton) oder tauchte sie in siedendes Oel, bevor sie unter geringem Drucke gepresst wurde. Das Protropum[3]) war der vor dem Pressen freiwillig ablaufende Most, der, sofort in Flaschen gesammelt, darin vergohr. Alle diese „dulcia“ sind ohne hygienische Bedeutung.

Der Sapa ähnlich war der οἶνος ἀδύναμος, πότιμος, ein Gemisch von gleichen Theilen Most und Wasser bei langsamem Feuer (πρὸς πυρὶ μαλακῷ) auf das ursprüngliche Volum (ἄχρις ἂν ἐξαναλωθῇ τὸ ὕδωρ) eingedampft, wozu natürlich auch Bleikessel dienten.[4])

III. Ausser dem Wein hatten die Alten, besonders die Römer der Kaiserzeit, eine grosse Zahl anderer Getränke; nach Plinius' Schätzung (XIV, 29, 2) kannte man deren 195, mit den Nebenarten gar doppelt so viele. Fast alle, so weit sie bekannt sind — was allerdings zum geringsten Theile der Fall ist —, bieten nur geringes hygienisches Interesse. Eine flüchtige Uebersicht über dieselben mag genügen. Dem Weine am nächsten standen andere gegohrene Getränke, theils aus Getreidearten: Weizen, Gerste, Spelt (ὄλυρα), Hafer, Hirse (κέγχρος) und welschem Fench (ἔλυμος, Panicum italicum) bereitet, theils berauschende Getränke aus Früchten

goss auf Trestern den zehnten Theil Wasser von der Menge Most, den die Trauben geliefert hatten, auf und presste nach 24 Stunden ab, oder weichte sie im dritten Theil Wasser ein, presste ab und dampfte auf ⅓ Vol. ein; ja man presste sogar die Weinhefe mit Wasser aus (faecatum) Cato, 153.

1) Gellius XIII, 11, 7.

2) Plin. XIV, 11, 3 (aigleucos).

3) Plin. XIV, 11, 4.

4) Dioskor. V, 13. Andere mischten gleiche Theile See- und Regenwasser, long und Most und setzten das Gemisch 40 Tage der Sonne aus.

(vina fictitia), so aus Lotos, Datteln, Aepfeln und Birnen, Mispeln und Speierlingen, Cornelkirschen (*κράνον*), entkernten Granaten (rhoïtes), grünen Feigen (sycites, catorchites), trockenen Maulbeeren, selbst aus zerdrückten, in Weinmost geweichten Pinolen.

Daran reihen sich „angesetzte" Weine, Kräuterweine, Gewürzweine (Aromatites) in sehr grosser Zahl (Plin. XIV, 19, 5 ff.), die als „magenstärkende" Getränke vor dem Frühstück und Speisen (*προπόματα*) genossen wurden. Die meisten von ihnen scheinen, wenigstens ursprünglich, einen medicinischen Gebrauch gehabt zu haben; später ging es mit ihnen, wie wir es von Myrtites mit Bestimmtheit wissen und aus Plinius (XIV, 21) auch von andern vermuthen können, wie in neuerer Zeit mit dem Branntwein, der anfänglich auch nur ärztliche Verwendung fand und allmählich Genussmittel ward. Als solche wären (mit Uebergehung der ausschliesslich therapeutischen Zwecken dienenden) zu nennen: Der Rosenwein[1] (*οἶνος ῥοδίτης*), der Dillenwein[2] (*οἶνος ἀνηθίτης*), der Aniswein[3] (*οἶνος ἀνισίτης*), Fenchelwein[4] (*οἶνος μαραθρίτης*), Petersilienwein[5] (*οἶνος πετροσελινίτης*), Majoranwein[6] (*οἶνος ὑσσωπίτης*) und andere.[7] Von diesen gilt das beim Wein und der Sapa Gesagte, insofern sie mit diesen beiden bereitet wurden.

Besonders beliebt war ein mit Myrrhe (Amyris Kataf) angemachter Süsswein: murrhina[8], *μυρινίτης*, *μυῤῥίνη*[9], den namentlich Frauen gerne tranken.[10]

Eine zweite Gattung von Getränken enthielt Honig. Das bei den Römern beliebteste dieser Art war das Mulsum, *οἰνόμελι*, eine Mischung von Honig mit Most oder Wein in verschiedenem Mengenverhältnisse. Zu Most von den besten Trauben gab man $^1/_6$ oder $^1/_3$, wollte man sparen $^1/_7$ des feinsten attischen Honigs, der wohl

1) Cass. Bass. VIII, 2. — Auch Plin. XIV, 19, 4.

2) l. c. VIII, 3: „verdaut die Speisen" (*πέπτει τὰ σιτία*).

3) l. c. VIII, 4: „ist den Gedärmen wohlthätig" (*σπλάγχνα ὠφελεῖ*).

4) l. c. VIII, 9: „macht Appetit" (*ὄρεξιν κινεῖ*).

5) l. c. VIII, 12: „reizt den Appetit" (*ὀρέξεις ἐγείρων*).

6) l. c. VIII, 15: „befördert die Verdauung" (*πέψιν ποιεῖ*), besonders warm getrunken.

7) Plin. XIV, 19, 3—7 führt noch zahlreiche andere an.

8) Plin. XIV, 15.

9) Theophr. de odor. 9: *τὰ μύρα τοῖς οἴνοις ἐπιχέοντες.* Dioskor. V, 65.

10) Gellius Noct. Att. X, 23.

abgerieben oder durch Erhitzen vom Wachs befreit war. Unter häufigem Umrühren liess man (gewöhnlich 50 Tage lang) gähren.[1]) Andere stellten das Mulsum aus altem Wein dar — von den griechischen eignete sich besonders der apamenische, von den italienischen der Praetutier — dem man 1/4 abgeschäumten Honig zumischte.[2]) Man genoss das Mulsum beim zweiten Frühstück (prandium) zu kalten Gerichten oder zu den Vorspeisen (gustus oder geradezu promulsis genannt), wie bei uns Muscat Lunel, Frontignac, Xeres und andere Secte.[3]) In diese Klasse gehören auch der Myrtites, den schon Cato[4]) darstellte und der Kydonites[5]), welcher durch seine Bereitungsart zu den bedenklichsten Getränken gezählt werden muss, da er bedeutende Mengen von Bleiacetat oder Grünspan enthalten musste, je nachdem man das Einkochen in einem Kesselchen (λέβης) von Blei oder Bronze vornahm. Es war nämlich eine Mischung von 2 Theilen Quittensaft, 2 Theilen Honig und

1) Pallad. XI, 17. — Dioskorid. V, 16. — Cass. Bass. VIII, 26.

2) Plin. XXII, 53. In jüngster Zeit hat der bekannte Bienenzüchter Dzierzon in der „Fundgrube" ein ähnliches Getränk angepriesen: Man siedet 50 Liter Wein mit 10½ Kilo Honig in einem blanken Kupferkessel, reinigt dann durch auf einander folgendes Kochen mit Kreide, Holzkohle nnd Eiweissschaum und lässt gähren.

3) Ein besonders feines, durch zugesetzte Aromata gewürztes Mulsum war der Nectar. Ein Recept dafür giebt Cassianus (VIII, 25):

Auf 24 Sextare (13 Liter) Wein kamen:

6	Sextare	(3,3 Liter)	attischer Honig
6	grammata	(6,8 Gramm)	Myrrhe
12	„	(13,6 „)	Cassia (Zimmt)
2	„	(2,27 „)	Kostos
4	„	(4,5 „)	Narde
4	„	(4,5 „)	Pfeffer.

Man liess 40 Tage stehen.

Der Melitites (μελιτίτης) scheint wohl nur als Laxans angewendet worden zu sein (Plin. XXII, 54) und unterschied sich vom Mulsum durch den Zusatz von Kochsalz Diosk. V, 15.

4) Cato cap. 125. Vergl. Plin. XV, 37; XIV, 19, 4 und Columella XII, 38. — Der Myrtites wurde aus Most und dem Saft der Myrtenbeere, häufiger aus letzterem mit Honig und altem Wein bereitet. Die Mengenverhältnisse wechselten. Auf 5,5 Liter Wein 1,6 Liter, nach Andern 1,6 Kilo Myrtenbeeren und 1,6 Kilo, nach Andern doppelt so viel attischer Honig (Pallad. II, 18 u. III, 27).

5) Pallad. XI, 20. — Nach Cassianus Bassus VIII, 27 war ein ähnliches Getränk das ὑδρόμηλον: 1 Th. Quittensaft, 2 Th. mellis despumati, 3 Theile Regenwasser. Gleich bedeutend ist μηλόμελι und κυδωνόμελι.

1 1/2 Theilen Essig (!) so lange zu kochen, bis sie die Consistenz des Honigs annahm. Wenn der Kydonites auch kaum ohne Zusatz von Wasser getrunken wurde, so muss er doch zu den gefährlichsten Genussmitteln gerechnet werden.

Endlich hatte man noch ein aus Honig und Regenwasser, das fünf Jahre lang und länger aufbewahrt war, bestehendes Getränk — die aqua mulsa, ὑδρόμελι.[1]) Diese Mischung ward zur Zeit des Aufgangs des Hundssternes bereitet, 40 Tage der Sonne ausgesetzt und dann im obern Stockwerk aufgestellt, um geräuchert zu werden. Plinius[2]) giebt an, sie hätte im Alter den Geschmack des Weines angenommen. Die beste aqua mulsa war die phrygische. — Früher als Heilmittel verwendet, ist das Hydromeli zu Plinius' Zeiten von den vernünftigeren Aerzten aufgegeben gewesen, „da man einsah, dass es die nämlichen Nachtheile hat wie süsser Wein (d. h. den Magen beschwere), ohne dessen Vortheile zu besitzen.“ [3])

Ueber all' diese Getränke spricht Plinius das wegwerfende Urteil: et hercule, coactus eorum usus videri potest! (beim Himmel! ihr Genuss scheint ein erzwungener zu sein).[4])

Indem der Leser in der vorliegenden Darstellung von einem neuen, wie ich glaube, bisher unbetretenen Standpunkte — dem der Hygiene — die wesentlicheren Daten überschaut hat, die durch die Zeiten auf uns gekommen sind, wird sich, hoffe ich, in ihm die Ueberzeugung entwickelt haben, dass nicht bloss der oft beklagte unmässige Genuss der Getränke, der wohl unter den Lagiden und römischen Kaisern eine des Menschen unwürdige Höhe erreicht hat, die Gesundheit untergrub, sondern dass diese auch durch die Bereitungsart selbst in ungeahnter Weise gefährdet ward.

---

1) Cass. Bass. VIII, 28. — Colum. XII, 12: Statt des lange aufbewahrten Regenwassers pflegte man auch frisches Regenwasser auf 1/3 oder 1/4 Volum einzukochen. Auf 1/2 Liter Regenwasser wurde 1 Pf. (327,5 Gr.) oder 1/4 Liter Honig, wollte man weniger süss haben, 3/4 Pf. (245,6 Gr.) verwendet.

2) Plin. XIV, 20.

3) Plin. XXXI, 36. — Das Thalassomeli, ein Gemisch von gleichen Theilen Seewasser, Honig und Regenwasser, scheint nur ein Medicament gewesen zu sein. Wenn im Herbst der Honig aus den Stöcken genommen war, befreite man ihn sogleich von Wachs und macerirte letzteres im Wasser. Dieses ward abgepresst, in einem Bleikessel zur Dicke des Defrutum eingekocht und unter dem Namen mella sowie Defrutum oder aqua mulsa verwendet Col. XII, 11.

4) Plin. XIV, 21.

XII.

Kritiken.

Allgemeine Medicin.

1. *Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disciplinen.* Rede gehalten am 4. October 1882 bei Uebernahme des Rectorates der Franz-Josefs-Universität Czernowitz. Von Dr. juris Friedrich Kleinwächter, k. k. Reg.-Rath und o. ö. Professor der Staatswissenschaften. Berlin 1882. Verlag von Carl Habel.

* Seit vielen Jahren haben wir das orthodoxe Dogma der „naturwissenschaftlichen Schule" bekämpft, welche es als eine grosse Errungenschaft hinstellte, die Medicin habe unter ihrer Aegide aufgehört, „Kunst" zu sein und sei zum Range einer „Wissenschaft" avancirt. Das Falsche, Unhistorische und Unlogische dieses neuen Dogma's haben wir so oft erörtert, dass wir es für überflüssig halten, hier darauf zurück zu kommen. Da selbst in der neuesten Literatur diese Irrlehre stellenweise noch festgehalten wird, so constatiren wir mit grosser Genugthuung, in dem Professor der Staatswissenschaft an der Universität Czernowitz, Herrn Kleinwächter, einen Alliirten gefunden zu haben. In obiger Schrift erörtert er in höchst scharfsinniger und anziehender Weise zunächst den Begriff der Wissenschaft überhaupt, dann das Verhältniss der Wissenschaft zur Kunst, setzt nun auseinander, wie die Nationalökonomie als Wissenschaft, die Statistik dagegen als Kunst aufgefasst werden müsse. Hierauf das Verhältniss der Nationalökonomie zu den übrigen Wissenschaften besprechend, giebt er eine Classification der verschiedenen Wissenschaften, verwahrt sich gegen die Ansicht, dass die Kunst nicht in den Kreis derjenigen Disciplinen gehöre, die an den Universitäten gelehrt werden sollen, da dieselben die Pflegestätten der Wissenschaft und Kunst seien, und hebt den dualistischen Charakter der Medicin insbesondere hervor. Denn, sehr wahr bemerkt er, „dass Alles in der Medicin, was auf die Behandlung der Kranken abzielt, keine Wissenschaft mehr, sondern Kunst sei."

Die geistreiche Schrift sollte jeder Arzt, vor allem aber die fanatischen Jünger und Apostel der naturwissenschaftlichen Schule lesen

2. *Universität und Specialistenthum.* Rede beim Antritt des Rectorats am 17. October 1880 gehalten von Dr. Herm. Schmidt-Rimpler, ordentl. öffentl. Professor der Medicin und Director der ophthalmiatrischen Klinik zu Marburg. Marburg 1881. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

* Den enragirten jungen Specialisten, die in der Rückkehr vom empirischen banausischen Specialismus zum wissenschaftlichen Universalismus sich in ihrer Existenz bedroht sehen und schon anfangen, sich mit dem Heiligenschein des Martyriums zu umgeben, indem sie ganz unberechtigter Weise von einer „Specialistenhetze" reden, kommen solche Schriften, wie angezeigte, allerdings sehr ungelegen. Wir begrüssen dieselbe aber als die Morgenröthe einer wissenschaftlichen Aera auf's Freudigste. Es verdient alle Anerkennung, dass der Kampf gegen den Specialismus jetzt vorzugsweise von den Specialisten selbst geführt wird. Obige Schrift deckt die Mängel und Einseitigkeiten des Specialistenthums mit Offenheit und Freimüthigkeit auf. Nicht minder bekämpft Verf. den, mit dem Specialistenthum im innigsten Connex stehenden, Thatsachencultus und das hiermit eng verbundene Dogma von „der Wissenschaft um ihrer selbst willen". Sehr richtig und wahr bemerkt er: „Das Thatsachen-Sammeln ist wie Geldzusammenscharren; es ist Geist und Herz tödtend; erst ein bestimmter und nutzenbringender Zweck giebt beiden Interesse und Werth." Wir empfehlen angelegentlich die Lectüre der trefflichen Schrift.

3. *Das medicinische Paris* von Dr. Josef Schreiber. Wien und Leipzig 1883. Urban und Schwarzenberg.

* Frankreich hat in politischer Hinsicht sein Prestige verloren und wird dasselbe so leicht nicht wieder gewinnen. Trotzdem nimmt es in wissenschaftlicher Beziehung und namentlich in der Medicin noch mit den ersten Rang ein. In Folge des, der Nation nun einmal angeborenen, guten Geschmacks haben die Excentricitäten der Medicin, an denen die deutsche Medicin leider so reich ist, niemals dort Boden finden können. Beweise dafür erblicken wir unter anderm in dem Umstande, dass in der neuesten Zeit die beiden ersten Kliniker von Paris, German Sée und Peter sich uns in der Bekämpfung der Schablonen-Anwendung der kalten Bäder bei fieberhaften Krankheiten, und der modernen deutschen Fiebertheorie, welche wir bei ihrer ersten Emanation mit physiologischen, historischen, logischen und praktischen Gründen anfochten, auf's Energischste angeschlossen haben. Paris sollte daher, vor wie nach, ein Wallfahrtsort der jungen deutschen Aerzte bleiben, da die französische Medicin im grossen Ganzen oft ein Correctiv gegen deutsche Träumerei und Hypothesensucht ist. So zahlreich und vortrefflich nun auch die Literatur über das medicinische Paris ist, die bezüglichen Bücher sind ohne Unterschied

veraltet. Verfasser hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, uns im angezeigten Buche das heutige medicinische Paris vorzuführen. Wenn die Achtung, welche der ärztliche Stand geniesst, ein Barometer der Cultur genannt zu werden verdient, so nimmt Frankreich auch heute, trotz seiner politischen und socialen Niederlagen, noch eine hohe Stufe derselben ein. Denn das Ansehen, welches die Aerzte in Paris im Allgemeinen besitzen, ist, wie aus den Schilderungen des Verfassers hervorgeht, ein sehr grosses. Obiges Buch hat nicht bloss Interesse für diejenigen Aerzte, welche nach Paris reisen und eines Wegweisers daselbst bedürfen, sondern für Jeden, welcher mit dem literarischen und wissenschaftlichen Leben der Pariser Aerzte sich vertraut machen will.

4. *Dr. Leonhard Jörg, die Naturwissenschaft des Paracelsus.* Programm der Kgl. Studienanstalt zu Landau. 1882. 8°. 30 S.

Das Schriftchen ist wieder einmal ein Beweis, wie heutzutage „wissenschaftliche Arbeiten" gemacht werden. Das Ganze ist nichts als ein Auszug aus Rixner und Siber's Biographie des Paracelsus in den „Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker" Heft I. Ausser dieser kleinen Schrift [deren bedeutend erweiterte und vielfach verbesserte 2. Auflage von 1829 er nicht einmal kannte, sonst würde er den Druckfehler Silvoranus für Siloranus, den die 2. Auflage corrigirt, nicht nachschreiben] hat Jörg nichts über und von Paracelsus gesehen und gelesen. Man kann sogar fest behaupten, dass J. nicht einmal eine der Gesammtausgaben der Werke des Paracelsus in der Hand hatte. Er citirt nur die von R. u. S. benutzte Folio-Ausgabe von 1616—18. „Rixner u. Sieber [muss heissen 'Siber'] machten Excerpte daraus, welche im Jahre 1819 erschienen." Diese Excerpte hat also Jörg wieder excerpirt und 1882 als Programm erscheinen lassen, „den Lesern eine belehrende und vielleicht auch einige Erheiterung bereitende Lectüre zu bieten." Leider findet der sachverständige Leser nur Erheiterung auf Kosten des Herrn Gymnasialprofessor Jörg.

Vielfach, wo er wörtlich R. u. S. abschreibt, hat J. allerdings Anführungszeichen hingesetzt [doch keineswegs immer!]. Diese Anführungszeichen sollen aber beim Leser den Eindruck erwecken, als wenn das Citirte des Paracelsus eigene Worte wären. Das ist aber nur an wenigen Stellen der Fall. Meist sind es Paraphrasirungen von R. u. S., oft nicht einmal glückliche! Schreiber dieser Zeilen hat sich die Mühe genommen, Satz für Satz mit Rixner u. Siber zu vergleichen, und kann daher mit aller Bestimmtheit behaupten, dass ausser einigen allgemeinen Bemerkungen kein Wort in der ganzen Abhandlung steht, das nicht aus R. u. S. stammte und meist verbotenus! Allerdings hat Jörg den Stoff anders ge-

ordnet und auf einander folgende Sätze bei ihm stehen bei R. u. S. oft viele Seiten weit getrennt.

Die Auswahl der Stellen aus R. u. S. ist eine absolut willkürliche, vielfach nur durch das Streben nach „Erheiterung des Lesers“ bestimmte; dass sich Jörg darum, ob die Gedanken aus mit Recht oder Unrecht dem Paracelsus zugeschriebenen Schriften stammen, gar nicht kümmerte, ist demnach selbstredend. Für ihn existirt ja nur Rixner u. Siber 1. Auflage. Die kritischen Arbeiten späterer, namentlich von Marx, sind für ihn nicht geschrieben. Als Beispiel, welche Confusionen Jörg dabei noch vorbringt, will ich nur eines erwähnen. S. 4 heisst es: „Sigmund Fugger, Wundarzt zu Schwatz in Tirol. Dem Chirurgen Sigmund Fugger verdankt Paracelsus u. s. w.“ Also Sigmund Fugger, der grosse Kaufherr, Bergwerksbesitzer und berühmte Kenner der Metallurgie aus Augsburg (cf. z. B. Gmelin, Gesch. d. Chemie Bd. I, S. 370) war ein Wundarzt oder Bader! Wie kommt Jörg hierzu? Dies die Lösung: Rixner u. Siber schreiben S. 4 „Sigmund Fuggern zu Schwatz und viele Mitarbeiter desselben.“ Dazu die Anmerkung unter dem Text „Chirurg. p. 102“, was heissen soll, vergleiche des Paracelsus Chirurg. Schriften Seite 102. Jörg macht aber einen „Chirurgen Fugger“ daraus! — Seite 5 schreibt Jörg: „Sie nannten ihn in der damals florirenden derben Ausdrucksweise den Cacophrastus.“ Das legt den Verdacht doch sehr nahe, dass J. zuvig mit cacare verwechselt. Cacophrastus heisst einfach „Schlechtschwätzer“, wie man provinciell sagt. — Dies sind die Leistungen eines humanistisch gebildeten „Gymnasialprofessors der Mathematik und Physik.“ Wie wird es werden, wenn die Mathematiker und Physiker meist nur noch Realschulbildung besitzen?! Einstweilen hoffen wir, dass Verf. nicht ebenso die andern 6 Bände von Rixner u. Siber, Excerpte aus Helmont, Cardanus, Jord. Bruno u. s. w. der Reihe nach ausschlachtet.

Sudhoff, Bergen bei Frankfurt a. M.

5. *Précis d'histoire de la Médecine* par J. Bouillet, Docteur en médecine de la faculté de Paris, avec une introduction par A. Laboubene, professeur d'histoire de la médecine à la faculté de médecine de Paris. Paris 1853. Librairie J. B. Bailliere et fils.

* Thatsächlich erfreut sich die Geschichte der Medicin in Frankreich eines weit grösseren Ansehens als in Deutschland, wo die Regierungen, die Lehrer und die grosse Menge der Aerzte derselben gleichgültig gegenüber stehen, und die Leistungen in historischen Thematen im Allgemeinen ausserordentlich hervorragen. Daher ist denn auch die Zahl der Lehrbücher der Geschichte der Medicin in Frankreich eine weit grössere als in Deutschland, zu-

dem das übersetzte historische Werk von Sprengel bis auf diesen Augenblick dort mit Recht den ersten Rang einnimmt. Von allen, seit dem letzten Decennium daselbst erschienenen Lehrbüchern, von denen kein einziges dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entspricht (wir verweisen auf unsere bezüglichen Kritiken über Daremberg, Bouchut, Frédault, Rochard u. s. w. in den Schmidt'schen Jahrbüchern), ist keines so schlecht wie vorliegendes. Es ist eine in jeder Beziehung oberflächliche und kritiklose Compilation, an der weiter nichts zu loben ist als der gute Stil des Verfassers.

Es ist uns unbegreiflich, wie der officielle Professor der Lehrkanzel der Geschichte der Medicin an der Pariser Facultät, Laboubène, den Muth besitzen konnte, ein solches, von falschen Daten, Thatsachen und, denen entsprechenden, falschen und einseitigen Urtheilen wimmelndes Buch seinen Landsleuten zu empfehlen.

XIII.

Miscellen.

a) Barbarismen in der medicinischen Sprache und Rudolf Virchow.

* In dem *„ersten Hefte des Archivs für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin für das Jahr* 1883" erörtert Virchow manche Barbarismen, welche sich in die medicinische Terminologie eingeschlichen haben. Was er da über „luetisch", „hochgradig", „geschwellt" u. s. w. sagt, haben wir bereits zu wiederholten Malen in Kritiken hervorgehoben, und in der *„allgemeinen Charakteristik der Classiker"* [1]) schon im Jahre 1875 als die Zeichen des Verfalls der Sprache hingestellt.

Wenn Vf. aber die Bildung des Wortes „Diphtheritis" von Bretonneau bemängelt, so ist dieser Vorwurf ungegründet. Denn das Wort soll nicht, wie Virchow behauptet, eine „Entzündung der Haut" schlechtweg bezeichnen; *διφθέρα* bedeutet nämlich im Griechischen nicht die Haut schlechtweg, sondern die „abgezogene, lederartige Haut". Wer viele Diphtherische behandelt, weiss, dass Einem in dieser Weise die Diphtheritis entgegentritt. Man bekommt den Eindruck, als wenn auf der Schleimhaut sich ein lederner Beleg befindet, oder ein solcher derselben eingesenkt ist. Bretonneau hat also eine ganz glückliche Wahl getroffen, obgleich es besser gewesen wäre, er hätte den ursprünglichen Namen *„angina maligna* oder *gangraenosa"* als den histori-

1) Geschichte der deutschen Medicin von Heinrich Rohlfs. Erl. 1875.

schen beibehalten. Durch diesen wird mehr das Wesen der Krankheit bezeichnet, während der von Bretonneau gewählte sich blos auf eine äussere Aehnlichkeit bezieht. Unmöglich können wir aber dem von Virchow nach Farre's Vorgang vorgeschlagenen Worte „Diphtheria" den Vorzug geben; Diphtheritis ist wenigstens etymologisch richtig geformt und verdient nicht den Vorwurf einer „barbarischen Bezeichnung." Vielmehr passt dieses epitheton für das Wort Diphtheria, da es der Etymologie gänzlich entgegen gebildet ist. Wir wollen nicht davon reden, dass *διφθερίας* einen „mit einem Zeuge aus Ziegenfellen Bekleideten" bedeutet.

Wenn Virchow sagt, dass das Wort Rachitis „griechisch klingt, aber auf keine bekannte Sprache passt", so lässt sich diese Behauptung auch nicht beweisen. Bei Pape, welcher bekanntlich das beste griechische Lexikon verfasst hat und noch dazu in der Vorrede bemerkt, dass er die späteren Philosophen, Geschichtschreiber und Kirchenschriftsteller gar nicht berücksichtigte, finden wir Folgendes über das Wort: „*ῥαχῖτις, ἡ*, mit oder ohne *νόσος* die Rückgratskrankheit, englische Krankheit." Dies ist daher nicht blos ein griechisch klingendes, sondern ächt griechisches Wort. Was daher ferner davon zu halten, wenn Virchow sagt, dass Glisson den Namen von dem schon vorher vorhandenen populär-englischen Worte *„the ricketts"* hergenommen hat, so erinnert diese Etymologie doch gar zu drastisch an die Ableitung des Wortes *„lucus a non lucendo"*. Man darf daher nicht Rachitis, sondern muss Rhachitis schreiben, weil die Griechen es mit einem Spiritus asper aussprachen. Ueberdies lehrt die Geschichte resp. die Literatur, dass Glisson nicht allein den Namen Rhachitis von dem englischen Worte „ricketts" nicht entlehnte, sondern auch ebenso wenig der erste Beschreiber dieser Krankheit gewesen ist. Bereits der gelehrte Gruner wies vor einem Jahrhundert diese, von Brendel in Scene gesetzte, Legende zurück[1]) und zeigte, dass Bootius die Rhachitis bereits 1649, also 22 Jahre vor Glisson, beschrieben, und dass Hippokrates uns eine classische sachliche Schilderung hinterlassen. Dieselbe war auch dem französischen Pädiatriker le Vacher de la Feutrie[2]) bekannt. Denn in seiner Monographie *„traité de Rakitis"* 1772 bezieht er sich auf sie und auch zugleich auf Horaz, und August Gottlieb Richter stimmt ihm vollständig bei. Auch Haller[3]) schloss sich der Gruner'schen Ansicht an und giebt die plastische Schilderung von Bootius mit folgenden Worten wieder: „Infantibus caput grandescit, reliquum corpus contabescit, ossa in articulis tument, dextrum hypo-

1) Morborum antiquitates 1774.
2) Chirurgische Bibliothek II. B. 2 St. S. 62. 1772.
3) Bibliotheca medicinae practicae 1779.

chondrium tumore aequali prominet: hoc malum multis millibus infantum molestum est.“

---

b) Eine wahrscheinlich sehr seltene Ausgabe des Galen.

Die ersten und bedeutendsten Bibliographen und Literatoren Linden, Manget, Albrecht von Haller, Ackermann, Blumenbach, Choulant, Ebert, Graesse und Brunet citiren dieselbe nicht.

Obige Ausgabe erschien in 4 Bänden und zwar in Folio bei Cratander in Basel von 1530—33 und gehörte also, wenn man die Incunabeln, wie Viele thun, auf ein Jahrhundert, von 1440 bis 1550 ausdehnt, zu den Incunabeln.

Der Titel des ersten Bandes lautet: CLAVDII GALENI PERGAMENI, MEDICORUM PRINCIPIS DE COMPOSITIONIBUS MEDICAMENTORUM *Κατὰ γένη* LIB VII. Per *JOANNEM GUINTERIUM Andernacum* jam primum latinitate donati. Ejusdem de ponderibus et mensuris liber, D. *ANDREA ALCIATO* interprete. BASILEAE, ANNO M. D. XXX. Der Titel des im folgenden Jahre erschienenen Bandes lautet: CLAUDII GALENI PERGAMENI De anatomicis administrationibus libri novem, de constitutione artis medicae liber, de Theriaca, ad Pisonem commentariolus, de pulsibus, ad medicinae candidatos liber. *Per JOAN. GUINTERVM ANDERNACUM* latinitate jam recens donati. BASILEAE apud And. Cratandrum. Anno 1531.

Der in demselben Jahre erschienene andere Band führt den Titel: CLAUDII GALENI PERGAMENI *OPERA*, IAM RECENS VERSA: QUORUM CATALOGUM PROXIMA INDICAVIT PAGINA. BASILEAE EX AEDIBUS AND. Cratandri. Anno 1531.

Auf der Reversseite liest man: Hoc Opere Contenta:

INTERPRETE

Theodorico Gerardo Gaudano

De simplicium medicamentorum facultatibus lib XI

Joachimo Martinio Gaudano

De alimentorum facultatibus lib. III.

Joanne Guinterio Andernaco

De ratione victus privatorum in Hippocratis libellum Commentarius

Joanne Fichardo Francofordiano

de libris propriis liber, de ordine librorum suorum, de praesagiis ex insomniis sumendis, quomodo morbum simulantes sint deprehendi, de exercitatione parvae pilae, consilium in morbo comitiali.

Der Titel des im Jahre 1533 erschienenen 4. Bandes lautet: CLAUDII GALENI PERGAMENI SECUNDUM HIPPOCRATEM medicorum facile principis, de usu partium corporis humani libri XVII, Magna cura ad exemplari graeci veritatem castigati, universum hominum generi apprime necessario.

Nicolao Regio Calabro interprete
EJUSDEM
De diebus decretoriis libri III.
De morborum temporibus lib. unus
De generalibus morborum temporibus lib. unus
Incerto interprete
De purgantium medicaminum facultate
De his quos purgare oporteat, quibusque medicamentis
Et quo tempore de Ptisana.
Interprete Joanne Pollio
De renum affectus dignotione et medicatione
Christophoro Heyl Vuissbadensi interprete
BASILEAE 1533.

Von diesen citirt Ackermann den ersten Band als eine besondere Schrift, welche denselben Inhalt hat als der obige. Dasselbe ist mit dem 2. Bande der Fall. Dagegen beschreibt er nicht den dritten, in demselben Jahre erschienenen.

Endlich erwähnt er auch als einer besonderen Ausgabe den 4. Band. Der von ihm angegebene Inhalt enthält aber nur die Bücher: *de usu partium, de Ptisana* und *de renum affectus dignotione et medicatione*, während die übrigen fehlen. Ob die in meinem Besitze befindlichen 4 Foliobände ursprünglich als eine Gesammtausgabe erschienen sind, vermag ich selbstredend nicht zu entscheiden. Der 3. Band ist bis jetzt noch nie von mir irgendwo angeführt gefunden und der Inhalt des vierten entspricht, wie eine Vergleichung zeigt, nicht dem, des von Ackermann angegebenen Werkes. Ebenso kann ich nicht die Frage zum Austrage bringen, ob die beiden von Ackermann citirten Sonderausgaben mit den meinigen identisch sind.

Die Ausstattung und der Druck sind so schön, dass das Werk zu den typographischen Meisterwerken gezählt werden kann. Jedoch vermag ich nicht zu bestimmen, von welcher Koryphäe die wahrhaft künstlerischen Randzeichnungen und die Initialen herrühren. Sie legen auf jeden Fall ein glänzendes Zeugniss davon ab, auf welch' hoher Stufe die Xylographie im Anfange des 16. Jahrhunderts in Deutschland stand. Die Initialen haben, was den Stil betrifft, grosse Aehnlichkeit mit den, welche sich in der berühmten „*Collectio Torini*“ [1]) finden. Da es nun historisch feststeht, dass die Initialen und Randleisten in der torinischen Sammlung von Holbein herrühren, die in obiger Ausgabe jenen auf ein Haar gleichen, so dürften auch sie von diesem Künstler herstammen.

1) Albani Torini collectio de re medica. Basel in aedibus Cratandri 1578.

XIV.

Die klimatischen Verhältnisse des Freigerichts.

Vortrag,

gehalten von Dr. med. **Karl Kihn** auf einer Versammlung des „Freigerichter Bund" zu Dettingen am 7. Mai 1882.

Wer es unternimmt über die klimatischen Verhältnisse einer Landschaft zu berichten, der hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt: er muss vor Allem die Oertlichkeit berücksichtigen in ihrer geographischen Lage und ihrer geologischen Zusammensetzung, alsdann muss er auf alle jene Factoren sein Augenmerk richten, welche in irgend einer Hinsicht das Wohl und Wehe der Bevölkerung dieser Gegend zu beeinflussen im Stande sind.

Und so begeben wir uns denn hin nach dem Nordwesten des rechtsrheinischen Bayern an jenen Punkt, wo dasselbe gegen Westen von dem Silberbande des Mains eingefasst an das Grossherzogthum Hessen grenzt, und wir haben jene herrliche Landschaft vor uns, welche mit ihrem nördlichen Theile in das ehemalige Kurhessen hineinragt und nach Osten im obstreichen Kahlgrund von den grün-düstern Bergen des Spessarts umschlossen gehalten wird.

Das Freigericht, vormals reichsunmittelbare „Republik", bestehend aus den vier Centgerichten Wilmundsheim, jetzt Alzenau, Hörstein, Mömbris und Somborn, liegt in Mitteldeutschland unter 26° 37′ bis 26° 52′ östlicher Länge und 50° 1′ bis 50° 10′ nördl. Breite. Der tiefstgelegene Punkt ist Kahl, etwas über 100 M. über dem Meere und ca. 10 M. über dem Mainspiegel, der höchste Punkt ist der Hahnenkamm, welcher 437 M. über dem Meere liegt, also eine absolute Höhe von ungefähr 337 M. (den Mainspiegel bezw. die Ebene als Grundlage genommen) besitzt. Das Freigericht, soweit es nach Bayern gehört, ist demnach der am tiefsten und am weitesten nach Nordwesten gelegene Theil des rechts-

rheinischen Bayern. Wie das Freigericht in politischer Hinsicht zwei Staaten, Preussen und Bayern, zugetheilt ist und wie es in natürlicher Theilung durch die Kahl in einen nördlichen Bezirk, die Sölzert, und einen südlichen, die Wüstenbach, zerfällt, so zeigt es in terrestrischer Beziehung eine doppelte Beschaffenheit, welche das kleine Gebiet in vortheilhafter Weise auszeichnet: es repräsentirt sich den Augen des Touristen nach Osten die herrlichste Gebirgslandschaft des Vorspessarts mit dem baumgekrönten Hahnenkamm (Höhenfels) in der Mitte, nach Westen aber der fruchtbare Saum der oberrheinischen Tiefebene.

Diese Art der Lage und Begrenzung des Freigerichts beweist, dass dasselbe in gesundheitlicher Beziehung nicht vortheilhafter liegen kann. Denn da wir es als bekannt und ausgemacht anzunehmen haben, was Professor Geigel in seiner öffentlichen Gesundheitslehre von der günstigen Lage eines Ortes verlangt, dass „derjenige menschliche Wohnort in Bezug auf seine Lage am meisten begünstigt sei, welcher der von Süden scheinenden und wärmenden Sonne und den von Westen und Osten wehenden Winden freien Zugang gewährt, gegen Norden aber geschützt ist", so dürfen wir diese Bedingungen hinsichtlich unserer Landschaft als erfüllt betrachten. Gen Mitternacht nämlich ist das Freigericht geschützt durch die Vogelsberge vor der Nordluft und dem schleichenden Höhenrauche; der Südwesten ist frei den Einwirkungen sanfter Luftströmungen und glühender Sonnenstrahlen ausgesetzt, welche feuriges, lieblich schmeckendes Traubenblut an den anmuthigen Rebenhügeln zu Hörstein, Michelbach, Neuses und Bernbach kochen; durch den Kahlgrund endlich weht uns aus dem tannen- und fichtenbewaldeten Spessart die frischeste und erquickendste Ostluft entgegen, eine Gebirgsluft, wie sie die gletscherbepanzerten Alpenriesen nicht kräftiger, wohlthätiger und reiner für gesunde und kranke Menschenlungen liefern können. Und so sehen wir denn einen Schlag Menschen, welcher allen Stürmen trotzt und nicht nach Art der Treibhauspflanze krankt und abstirbt, wenn rauhe Winde durch Berg und Thal ziehen. Wie das Klima von Aschaffenburg, welches König Ludwig I. wegen seiner herrlich-milden Lage sein „bayrisches Meran" genannt hat, von dem des Spessarts, in welchem es so recht eigentlich nur zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter, gibt, verschieden ist, so verhält

s sich mit dem Klima der Gebirgslandschaft und der Ebene des reigerichts. Während in letzterer die Sonnenstrahlen im Allgeneinen mit sanfteren Uebergängen ihre Wärme verbreiten, in den m Main gelegenen Markungen bei dem vielen Flugsande oft unangenehm wirken können, nehmen wir in dem gebirgigen Theile einen grelleren Wechsel zwischen Tageswärme und nächtlicher Kühle wahr. Von dieser Thatsache kann sich jeder überzeugen, der aus dem Kahlgrunde an einem Sommer- oder Herbstabende von Hüttengesäss oder Dörsthof kommend, bei der Herrnmühle das „Thor zum Spessart" betritt: Statt des kühlenden Windes säuselt ihm plötzlich ein laues Lüftchen sirokko- oder zephirähnlich, wie der Dichter sagen würde, entgegen. Im Ganzen aber ist das Klima des Vorspessarts und Freigerichts derartig günstig, dass nicht nur das schmackhafteste Obst, welches uns kühlenden Aepfelwein liefert, hier gedeiht, sondern auch „ein Wein wächst an den Bergen und der Wein ist gar nicht schlecht", da er sich in Feuer und Wohlgeschmack den besten Erzeugnissen am Rhein an die Seite stellen kann. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 9,5° R.

Aber auch die Bodenbeschaffenheit, welche ja ebenfalls bei Betrachtung der klimatischen Verhältnisse in Rechnung kommt, ist so zusammengesetzt, dass Pflanzen, Thiere und Menschen vorzüglich gedeihen können. Prof. Dr. Bücking, zur Zeit zu Forschungszwecken in die Umgebung von Athen gesandt, hat hierüber eingehende Untersuchungen angestellt. Wir unterscheiden drei Gattungen: In der Ebene nach Westen hin ist der Sand, mitunter von Lehm gemischt, vorherrschend; in der Nähe vom Main, der hier oftmals seinen Lauf geändert haben mag, wie noch deutliche Spuren und Bezeichnungen, wie „Schiffslache" u. dgl. beweisen, stösst man auf Kies- und Torflagen von alten Betten. Der Torfbruch, welcher die einstige Römerkolonie zu Gross-Krotzenburg (Oppid. Cruciburgum) wie ein Festungsgraben umschliesst, war jedenfalls ein Arm des Mains. Dieses Wechselverhältniss am Main, welches theils in der Bodenbeschaffenheit, theils in dem Wasserstande, dem Steigen und Fallen des Flusses beruht, ist natürlich von Einfluss auf die Luft und mithin auf die Gesundheit der Bewohner. Durch die Ausdünstung von stagnirenden Wässern, wie wir sie gegen Hanau hin in Folge der ausgegrabenen Kieslagen für die Bahnbauten mehr und mehr finden, werden bekanntlich mancherlei Krankheiten hervorgerufen.

Wir hätten nicht nothwendig, um uns hiervon zu überzeugen, nach der alluvialen Tiefebene des norddeutschen Flachlandes an der Ost- und Nordsee oder nach den Rheinfestungen zu ziehen, wenn nicht ein wichtiger Factor bestände, der diese krankheitserregenden Miasmen absorbirt und unschädlich macht, nämlich die Grosse Bulau. Dieser harzausdünstende Tannenbezirk macht aber nicht nur die Ausdünstungen der Sümpfe, sondern auch die schlechten Gerüche, die den Schlöten der Fabriken entströmen, unschädlich und schützt dadurch das Freigericht vor den nachtheiligsten Einflüssen.

Günstiger als am Main direct und oberhalb Dettingen auf dem Schlachtfelde von 1743 gestaltet sich die Bodenbeschaffenheit bereits gegen Alzenau hin, indem unter der sandigen Bodenrinde Basaltlagen sich befinden, welche gesundes, frisch und angenehm schmeckendes Trinkwasser liefern. Dieses ist ja neben der Luft eines der wichtigsten Lebenssubstrate. In dieser Beziehung aber gerade können wir uns keine bessere Gebirgsformation denken, wie diejenige des östlichen Freigerichts. Den Eisen- und Kalkschichten der Berge entströmen die klarsten und frischesten Quellenbäche, wie die Kahl, Reichenbach u. s. w., die nicht nur das Blut edler Forellen erquicken, sondern auch Geist und Körper der Menschen (speciell auch der wasserdurstigen Frankfurter, die aus dem benachbarten Biebergrunde zum Theil ihr Quellwasser beziehen) frisch erhalten. Allerdings thun das Rebenblut, sowie die Milch der auf den sammtgrünen Matten weidenden Kühe für den müden Wanderer auch ihr gut Theil mit zur Labung und Stärkung.

Und wenn nun alle Verhältnisse, welche bei Betrachtung eines Landes ins Gewicht fallen, für das Freigericht günstig sind, so fragen wir: wie war es trotzdem möglich, dass epidemische Krankheiten auch in diesem von der Natur so ausserordentlich bevorzugten Lande so gewaltige Verheerungen anrichteten, dass man jetzt noch mit Scheu von der Pest, die namentlich in Hörstein gewüthet, spricht? Gewiss waren auch damals die örtlichen Verhältnisse keine viel ungünstigeren als jetzt; aber sie waren eben nicht derart mächtig, dass sie allgemeine Krankheiten, welche die ganze alte Welt heimsuchten, Epidemien, die zu Pandemien herangewachsen waren, aufhalten konnten. Dass der schwarze Tod im Jahre 1348 auch im Freigerichte seine Opfer verlangte, davon haben wir zwar keine spec. geschichtliche Gewissheit; aber zweifeln

dürfen wir daran nicht nach den allgemeinen Monographien über diese grässliche Krankheit. Am öftesten aber wüthete in früherer Zeit die Pest. Im 16. Jahrhundert trat sie häufiger, allgemeiner auf denn je, besonders mörderisch in der oberrheinischen Tiefebene. Im folgenden Jahrhundert ward insbesondere das Freigericht davon heimgesucht. Nachdem die Pest bereits in den Jahren 1605 und 1608 namentlich in Hörstein gewaltig unter den Bewohnern aufgeräumt hatte, so raffte sie im Jahre 1625 allda innerhalb weniger Wochen 400 Menschen hin. „Das Freigericht war," so erzählt Hofrath Dr. Steiner, „um das Jahr 1640 so entvölkert, dass da, wo Menschen wohnten, Raub- und andere wilde Thiere ihre Lager hatten." Dies war in der schrecklichen Zeit des 30jähr. Krieges, der Deutschland so viel geschadet hat; es herrschten „Pest, Hunger und Krieg." Kaum zwei Jahre nach dem Friedensschluss wurden abermals die überlebenden Menschen beunruhigt. Nach dem grünen Buche vom Jahre 1650 waren von den vor der Pest vorhandenen 56 Unterthanen der Pfarrei Mömbris noch 11 übrig, und im Jahre 1660 zählte man in der ganzen Pfarrei Somborn, wozu damals auch noch Albstadt gehörte, nur 17 Familien, das Dorf Horbach lag ganz verwüstet. Im Jahre 1666 war die Pest abermals von Mainz, Frankfurt und Hanau eingedrungen und hatte sich in Hörstein eingenistet und hartnäckig in diesem ummauerten Dorfe gehalten. Die Ursachen, warum die Pest sich gerade hier so lange geltend machte, liegen nicht in den klimatischen Verhältnissen, sondern einzig in den Verhältnissen der Zeit. In den Jahren 1597 und 98 war Hörstein vom Amtmann Val. v. Schönborn mit Mauern umgeben worden, und es war nach Zerstörung der Burgen zu Mömbris, Hauenstein, Hüttengesäss und Wasserlos der einzige befestigte Ort im Freigericht. Hier suchten die Soldaten der beiderseitigen Armeen Schutz, und zumeist waren es desorganisirte Truppentheile, welche die Keime von vielen Krankheiten mit sich dahin schleppten. War dann endlich einmal „Wallensteins Lager" anders wohin verlegt worden, dann „krochen die halb verhungerten Bewohner aus ihren ebenfalls in dem durch Mauern befestigten Hörstein aufgesuchten Zufluchtsstätten heraus, um sich ein wenig Feld zur ärmlichen Nahrung anzubauen." Hatten sie ihren Zweck, wie in den Jahren 1636, 38 und 40 erreicht, dann kam die wilde Soldateska und nahm ihnen wieder die schöne

Gabe der Ceres. Kein Wunder, dass unter solchen Umständen, in denen die Beerdigung der Gestorbenen gar nicht oder nur mangelhaft vorgenommen wurde, die Verbreitung von Krankheiten auch in klimatisch ganz gesunden Gegenden befördert ward und dass unter den damaligen Wohnungs- und Lebensverhältnissen, sowie bei dem steten Wechsel, Kommen und Gehen gesunder und kranker Menschen die Widerstandskraft auch des kräftigsten Volksschlages gegen eingeschmuggelte Krankheiten mehr und mehr abhanden kommen musste.

Bei dieser gewiss interessanten geschichtlichen Abschweifung haben wir sehen können, dass die Verhältnisse der Zeit mächtiger sind als die Verhältnisse des Ortes. Die klimatischen Verhältnisse einer Gegend aber lassen sich nicht nach den Zufälligkeiten der Zeit bemessen, sondern allein nach den länger dauernden regelmässigen, günstigen oder ungünstigen topographischen Zuständen. Glücklicherweise sind wir heute in Folge der wissenschaftlichen Fortschritte besser daran als unsere Altvordern in Beseitigung und Fernhaltung trüber, unglücklicher Zeiten, wie in der Nutzbarmachung des Guten, Schönen und Annehmlichen. Und was die von uns behandelte Oertlichkeit angeht, so haben wir alle Vortheile einer Gebirgsgegend zu verzeichnen, wie wir sie an der Bergstrasse, den Abhängen des Schwarzwaldes, der Haardt und des Taunus nach der oberrheinischen Tiefebene hin finden. „Gesunde Luft und vortreffliches Quellwasser wehen und fliessen allerorts," schreibt der Dichter Dr. Franz Alfred Muth in seinen „Landfahrten durchs Freigericht". „Bäche durchströmen das Land nach allen Seiten." Dabei funkelnder, feuriger Riesling, von dem der spanische Legat im „Trunk von Hörstein" nach Alex. Kaufmann ruft, nachdem er in langen Zügen getrunken:

„Ja das, das nenn' ich Wein![1])
Gott hab' ihn ewig selig, den hochgelobten Stein,
Wo solch' ein Trunk gewachsen!"

Wir schauen auf fetten Triften milchende Kühe, in den Bauernhöfen herrliches Mastvieh, edles Wild in schattigen Laub- und Nadelwäldern, dem grünen Gehege des wilden Spessarts entsprungen. Wahrlich, ein Land wie geschaffen zur Erholung und Hei-

1) „Hoc est vinum!" Den Wein zu Hörstein rühmt Weinkens in seiner Navarchia Seligenstadtensis 1714:

lang, wie zur Erhaltung der Gesundheit, geeignet zur Ferienkolonie für verweichlichte Stadtkinder! Wundern muss man sich daher in der That, dass nicht längst speculative Köpfe Kaltwasser-, Trauben-, Molken- und Milchkuranstalten, Fichtennadelbäder und andere Heilanstalten allhier eingerichtet haben.

Und doch eignen sich in diesem gesegneten Lande so manche Punkte, wie die Ruine Randenburg am Fusse des Hahnenkamm, Dörsthof, Hüttengesäss, Brücken u. aa. hierzu vortrefflich.

Freih. v. Savigny, Vater („V. d. deutschen Rechts") und der Sohn (Minister) wohnten und ruhen im Freigericht auf dem Hofgute Trages., der Engländer Parish besitzt das Hofgut zu Wasserlos (früher der Graf Benth.-Teklenbg.), Schaafhausen von Bonn besitzt Maisenhausen, Senator Domer von Frankfurt und seine Schwiegersöhne Hendschel (die Herausg. v. H.'s Telegraf), Maler Becker von Düsseldorf und Dr. Cornil, Pr. in Marburg, besitzen das Schloss in Michelbach. Es haben sich also schon viele hervorragende Persönlichkeiten hier niedergelassen.

„Fürwahr, ein schönes Stückchen deutscher Erde, und das nenne ich mein!" rief König Ludwig I. begeistert aus, als er zum ersten Male vom höchsten Ausläufer des Spessarts, dem Hahnenkamm, da, wo jetzt der Ludwigsthurm „zur Erinnerung an das 700jährige Wittelsbacherjubiläum" steht[1]), auf's Freigericht und seine grossartig schöne Umgebung herabblickte.

„— — Hoc hornum nobile vinum est
Laetitiae adsertor, quoque certa medela doloris
(Expertus loquor) et spes una et maxima curis.
Nam defaecato bullantes sanguine venas
Implet, et ipsius cordes penetralia sensim
Exhilarare solet, volitantes discutit umbras,
Quae cerebrum obfuscant, vitalem spirituum vim
Viviscat, stomachi macentis taedia succo
Nectareo expellit, spirantia flamina ventris
Discutit, innatum favet observatque calorem."

Die „Alma Julia", Chronik des 300jähr. Jubil. der Univ. Würzburg (1882), schreibt über den Jubiläumswein von Hörstein: „Es verdient erwähnt zu werden, dass in unserem Jahrhundert der „Hörsteiner Riesling" vom Jahre „1846", als er schon nach 11 Jahren zur Neige ging, zuletzt den höchsten bekannten Preis mit 12 fl. (20½ M.) per Flasche erzielte."

[1]) In der Nähe des Aussichtsthurmes ist jetzt auch eine Hütte „Touristen zum Schutz, dem Wetter zum Trutz" errichtet.

Drum, wenn der Mai wieder gekommen, wollen auch wir dahin ziehen: „Das reinste Ozon weht uns entgegen, Föhrenduft umgiebt uns in den düstern Waldgründen an der klaren, schattigen Quelle, wo Farrenkräuter ihre grünen Schleier niederwehen lassen und wo in der Nähe Blumen wundersamen Teppich weben", wie der Dichter sagt. Hier wollen wir bleiben und fröhlich sein bei mancher Flasche edelsten Freigerichters von den benachbarten Berghalden, den uns Medicinalrath Dr. Jodocus Reuss in seiner Abhandlung vom „Rheinwein" als den „gesündesten" anrühmt, „wie diejenigen bestätigen können, welche denselben beständig trinken", und wovon A. Kaufmann nach dem Trunk des Spaniers weiter sagt:

„Gelöst war nun der Bann,
Indess die Kraft des Weines Zauber auf Zauber spann.
Der Stumme lernte reden — wie nun die Sprache floss,
Bis endlich süsser Schlummer die sel'gen Augen schloss!"

XV.

Carl Ferdinand von Gräfe, der Vater.

Literatur.

Diss. inauguralis *de notione et cura angiectaseos labiorum*, ratione habita communis vasorum morbosae extensionis specimen. Lipsiae, ap. Renger. 1807. gr. 4. nebst 4 Kpfrn. — *Augiectasie.* Ein Beitrag zur rationellen Cur und Erkenntniss der Gefässausdehnungen. Leipzig bei Köhler. 1808. gr. 4. — Rec.: Hufeland, Bibl. der Heilk. Bd. 23. 1810. Apr. S. 141—164; Langenbeck, Bibl. für Chir. Bd. 2. St. 2. 1808. S. 316—368, mit 1 Kpfr.; Horn, N., Archiv für medicinische Erfahr. Bd. 9. 1809. H. 1. Art. 2. S. 189—199; Leroux, Journal de Méd. T. 36. 1816. Nr. 1. Mai p. 37—56; Medic. chir. Zeit. 1809. Bd. 2. Nr. 30. S. 65—72; Allg. medic. Annal. Jan. S. 91. 92; Allg. Literaturzeitung 1807. Nr. 191. S. 287; Leipz. Intelligenzblatt, 22. St. 1807. — *Der salinische Eisenquell im Selkethale am Harz, jetzt Alexisbad.* Leipzig bei Köhler 1809. 8. — Rec.: Horn, N. Archiv für medic. Erfahr. Bd. 10. 1809. H. 2. Art. 6. S. 360—362; Med.-chir. Zeit. 1809. Bd. 4. Nr. 79. S. 17—19; Allg. medic. Annal. 1809. Mai, S. 464. Juni, S. 517. — *Normen für die Ablösung grösserer Gliedmaassen, nach Erfahrungsgrundsätzen entworfen.* Berlin bei Hitzig 1814. gr. 4 nebst 7 Kpfrn. Rec.: Hufeland, Bibl. der Heilk. Bd. 33. 1815. Juni, S. 296—344; Langenbeck, Bibl. für Chir. Bd. 4. St. 3. 1812, S. 463—522 nebst 1 Kpfr.; Horn, Archiv für medic. Erfahr. 1812, Bd. 3. Nr. 66. S. 225—237, Nr. 67. S. 241—252; Allg. medic. Annalen der Heilk. 1812, Jan., S. 82—83, Mai, S. 437—472; Leroux, Journal de Méd. T. 40. 1817. Nr. 1 et 2. Sept. et Octbr. p. 114—123; Chirurgische Kupfertafeln. H. 4. 1821. Tab. 18. Fig. 9. — *Die Kunst, sich vor Ansteckung bei Epidemien zu sichern.* Ein ärztlicher Rath an Torgau's Bewohner. Berlin 1813. 8. Rec.: Hufeland, Bibl. der Heilk. Bd. 35. 1816, Mai, S. 235. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin bei Fleischer und bei Jul. Eduard Hitzig; Halle bei Hammerde u. Schwetschke 1814. 12. Rec.: Med.-chir. Zeit. Ergzgsbd. 18. 1815. Nr. 464. S. 125—128. Dritte Auflage. Erfurt 1814. 8. — *Vorläufige hohen Orts genehmigte Instruction für die ärztlichen Dirigenten und Oeconomiebeamten der Militär-Lazarethe.* Halberstadt 1813. Fol. — *Jahresberichte über das klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin* für die Jahre 1816—1834, 17 Jahrgänge. 4. — *Repertorium augenärztlicher Heilformeln.* Berlin bei Reimer. 1817. gr. 8. Rec.: Pierer, Allgemeine medic. Annalen 1822. April, S. 494—495. — *Rhinoplastik oder die Kunst, den Verlust der Nase organisch zu ersetzen, in ihrem früheren Verhältnisse erforscht und durch neuere Erfahrungsweisen zur höheren Vollkommenheit gebracht.* Berlin bei Reimer. 1818. gr. 4 nebst 6 Kpfrn. Rec.: Hufeland, Bibliothek d. Heilk. Bd. 40. 1818. Sept., S. 113—179; A. v. Kotzebue's litt. Wochenblatt Bd. 2. 1819. Nr. 15, S. 119; Sohn des Vaterlandes (Russisch), 1822, Jan., Nr. 3; Medic.-chir. Zeit. 1819. Bd. 3. Nr. 59, S. 113—123; Allg. med. Annalen 1818. Juli, S. 981—982, Sept., S. 1196—

1223. Lateinisch: *De Rhinoplastice sive arte curtum nasum ad vivum restituendi commentatio;* latine edidit Jul. Fr. Carol. Hecker. Berolini ap. Reimer. 1818. 4. Rec.: Hufeland, Bibl. der Heilkunde. Bd. 40. 1818. S. 179—180; Allg. medic. Annalen 1818. Oct., S. 1391. — Italienisch: in Schönberg's Schrift sulla restituzione del naso. Napoli 1819. gr. 4. Russisch: von Nikitin. Petersburg bei Plawilszczikow 1822. — *Die epidemisch-contagiöse Augenblennorrhoe Aegyptens in den europäischen Befreiungsheeren, ihre Entstehung, Erkenntniss, Vorbeugung und Heilart während der Feldzüge 1813—1815.* Berlin bei Reimer. 1813. gr. Fol. nebst 5 Kpfrn. u. 1 Vign. Rec.: Hufeland, Bibl. der Heilk. Bd. 1823. Octbr., S. 183—230; Rust, krit. Repertor. für Heilk. Bd. 4. 1824. H. 3, S. 451—472; Arch. gén. de Méd. T. 6. 1824. Octbr., p. 318—320; Med.-chir. Zeit. 1825. Bd. 3. Nr. 59, S. 113—128. Nr. 60, S. 129—144; Pierer, Allgem. medicin. Annalen 1824. Jan., S. 43—64; Chirurg. Kupfertafeln. H. 24. 1824. Tab. 120. 121. Fig. 1—4. Mit v. Walther gab v. Gräfe heraus: *Journal für Chirurgie und Augenheilkunde.* Mitherausgeber des zu Berlin seit 1828 erscheinenden encyklopädischen Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften. Er schrieb Vorreden zu: 1) G. H. Rau, Commentat. de nova hernias inguinales curandi methodo. Berolini 1813. 4. 2) Charles Bell, System der operativen Chirurgie übersetzt von Kosmeli. Berlin 1815. 8. 2 Th. 3) Zu Carpue, Geschichte zweier Fälle, wo der Verlust der Nase vermittelst der Stirnhaut ersetzt wurde; aus dem Englischen von Michaelis. Berlin 1817. 4. 4) Charles Scarle, über die Natur der Cholera. Berlin 1831. 8. 4) Zu Frz. Schwerdt, die Gaumennaht. Berlin 1829. gr. 8. 6) Scoutetten, die Ovalairmethode. Potsdam 1831. gr. 8. — Antheil an *Inauguraldissertationen*, welche unter seinem Vorsitze vertheidigt wurden und Gräfe's eigenthümliche Curmethoden abhandeln: 1) J. F. E. Spoerl 1811. 2) G. H. Rau 1812. 3) C. F. W. Young 1813. 4) J. D. S. Rau 1816. 5) G. A. Eschke. 6) C. Mayor. 7) D. Sommer. Er hatte ferner Antheil an der Herausgabe von Dupuytren's praktischen Vorlesungen über die Verletzungen durch Kriegswaffen, bearbeitet von Kalisch. Berlin 1836. gr. 8. — *Blutungen durch Trepanation erregt*, ihre Wichtigkeit und die Mittel, sie zu beseitigen; nebst der Abbildung eines neuen Instruments in Hufeland, Journal der Heilk. Bd. 27. 1808. St. 2. S. 102—127 nebst Kupfert., gezeichnet vom Verf. — Das verbesserte *Compressorium gegen Blutungen der Meningalarterien* nebst der Abbildung, ebendaselbst. Bd. 31. 1810. Novbr., S. 35—46 nebst zwei Kpfrn. — *Bestätigung der Wirksamkeit des Geilnauer Quells.* Ebend. Bd. 32. 1811. Febr., S. 115. 119. — *Teleangiektasie der Augenlider.* Eine in der medicinisch-chirurgischen Societät zu Berlin am 8. Dec. 1812 gehaltene Vorlesung, ebend. Bd. 35. 1812. Decbr., S. 104—119. — *Ueber die Bestimmung der Morgagni'schen Feuchtigkeit der Linsenkapsel und des Faltenkranzes*, als ein Beitrag zur Physiologie des Auges, in Reil, Archiv für Physiologie. Bd. 9. 1809. H. 1. S. 225—236 nebst Abbild. Auch in Abhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Erlangen. Bd. 1. 1810. S. 389. — *Etwas über den diesjährigen Besuch der salinischen Eisenquelle Alexisbad* in Horn's Archiv für medicinische Erfahrung. Bd. 14. 1810. H. 1. Sept. u. Octbr. S. 147—152. — Entstehen und Vorschreiten der Keratonyxis, ein Beitrag zur Augenheilkunde, in A. F. Hecker, Annalen der Medicin als Wissenschaft und Kunst. Bd. 3. 1811. S. 357—366. — Zwei Fälle von Nasenersatz aus der Arm- und Stirnhaut in Med.-chir. Zeit. 1817. Bd. 4. S. 269—271. — Mit v. Walther: *Ueber den gegenwärtigen Zustand der Chirurgie in Deutschland* in Gräfe's u. Walther's Journal d. Chirurgie u. Augenheilkunde. Bd. 1. 1820. S. 3—12; Bd. 7. 1825. S. 1—6. — *Die Gaumennaht, ein neu entdecktes Mittel gegen angeborene Fehler der Sprache.* Ebend. Bd. 1. 1820. St. 1. S. 3—54 nebst Abbild. Nachtrag, S. 556—583. — *Ueber Benutzung des Wooz zu schneidenden chirurgischen Instrumenten.* Ebend. St. 3. S. 550—553. Anhang von Link, Bd. 2. S. 166. — *Ueber die Wirkung des Cadmii sulphurici* als Augenheilmittel. Ebend. S. 554

—555. — *Angabe eines neuen Operationstisches.* Ebd. St. 4. S. 561—575. — *Neue Beiträge zur Kunst, Theile des Angesichtes organisch zu ersetzen.* Ebend. Bd. 2. S. 1—35 nebst Abbildungen. — *Winke über das Bilden vikärer Pupillen,* als Vorläufer einer der ausführlichen Erörterung dieser Operation besonders gewidmeten Schrift. Ebend. Bd. 2. 1821. S. 562—567. — *Ueber die Indicationen, nach welchen die Jodine gegen Kröpfe anzuwenden ist.* Ebend. S. 616—622. — *Gebrauch des weissen Präcipitäts gegen die contagiöse Ophthalmie.* Ebend. Bd. 3. 1822. S. 105—109. — *Ueber die Filaria papillosa (ein im Pferdeauge vorkommender Wurm) als (nicht gültiger) Grund des ägyptischen Augenübels.* Ebend. S. 110—112. — *Ueber Scrotalsteine.* Ebend. S. 339—402. — *Trichosis bulbi,* beobachtet und geheilt. Ebd. Bd. 4. 1822. S. 134—139 nebst Abbildungen. — *Der Chichm-Saamen als Heilmittel gegen Augenblennorrhoen.* Ebend. Bd. 4. 1822. S. 164—183. — *Nachricht über eine gegen Blutextravasation unternommene Eröffnung der Rückgrathöhle.* Ebend. S. 324—325. — *Ueber Poldams Heilquellen.* Ebend. Bd. 5. 1823. S. 1—11; Bd. 7. 1825. S. 259—260. — *Die Waffenbahre.* Ebd. Bd. 6. 1824. S. 189—224 nebst 2 Abbild. — *Ueber Minderung der Gefahr beim Kaiserschnitte, nebst der Geschichte eines Falles, in welchem Mutter und Kind erhalten wurden.* Ebend. Bd. 9. 1826. S. 1—85 nebst Kpfrn., auch einzelne. Berlin bei G. Reimer. 1826. gr. 8. — *Fall einer lebensgefährlichen, glücklich geheilten Fettsucht.* Ebend. S. 367—393 nebst 1 Steindruck. — *Merkwürdige Heilung* einer wichtigen, mit Verlust zweier Gelenkköpfe verbundenen Schusswunde. Ebd. Bd. 10. 1827. S. 5—44 nebst Abbild. — *Ueber Versendung natürlicher Gesundbrunnen* mit Bezug auf den Werth künstlicher Mineralwasser. Ebend. Bd. 14. 1831. S. 437—448. — *Ein weit ausgedehntes Aneurysma racemosum am Hinterkopfe,* mit Glück operirt. Ebd. S. 639—641. — *Rückblicke auf Alexisbad und dessen Literatur.* Ebd. Bd. 15. S. 1—19. — *Zwei Fälle von partieller Resection des Unterkiefers,* wegen *Hydrostasis carcinomatodes* in Joh. Gottlob Bernstein, Geschichte der Chirurgie. Th. 2. S. 575—577. — *Graefe's Coreoncion* in Chirg. Kupfert. H. 40. 1828. Tab. 199. Fig. 21. — Die von ihm verbesserte *Stückelberger'sche Bandage* bei *Labium leporinum.* Ebend. H. 44. 1829. Tab. 225. Fig. 8. 9. Ausserdem Aufsätze in Kleinert, Extrablatt Cholera oriental., K. Preuss. Staatszeitung und in Berl. encyklopäd. Wörterbuch der med. Wissenschaften unter der Namenziffer v. G. Die von Gräfe erfundenen chirurgischen Instrumente und Maschinen sind sämmtlich aufgezählt in Bernstein's *Geschichte der Chirurgie* Bd. 2. S. 568—579.

Bildnisse: 1) del. Burghardt, sc. Schröter. Leipzig 1810. 2) del. Kirchhoff, sc. Bollinger, 8 vor Krünitz Encyklopädie. Th. 129. 3) del. Kirchhoff, sc. Büscher. Berlin bei Wittich. 1819. 4. 4) del. Krüger, lithog. Schall. Berlin bei den Gebrüdern Gropius. 1830. Fol. 5) del. Krüger 1831. sc. Fr. Bolt, vor Rust's Magazin für Heilkunde. Bd. 33. 1831. Auch einzeln in Quartform. Berlin bei G. Reimer.

Ueber Gräfe erschienen: Michaelis, H. S., C. F. v. Gräfe in seinem 30jährigen Wirken für Staat und Wissenschaft. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte, aus eigner Anschauung, historischen Zeugnissen und officiellen Acten bearbeitet. gr. 8. Berlin 1840. A. Hirschwald. — Medicinischer Almanach für das Jahr 1841 von Johann Jacob Sachs. Sechster Jahrgang. Berlin 1841. Liebmann u. Comp. — Denkschrift auf Karl Ferdinand von Gräfe, vorgelesen im ärztlichen Verein in „*Abhandlungen aus dem Gebiete der Augenheilkunde*" von Dr. T. W. G. Benedict, Königl. preussischen geheimen Medicinalrath und Professor der Chirurgie an der Universität zu Berlin. I. B. Breslau 1842 bei Leopold Freund. — Nicht im Buchhandel erschienen: *Geschichtliche Darstellung der Arbeiten und Leistungen der Hufeland'schen Gesellschaft seit dem Jahre 1833.* Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Gesellschaft bearbeitet. Berlin 1860. Herausgeg. von der Hufeland'schen Gesellschaft. (Der nicht genannte Vf. ist der verstorbene Sanitätsrath Dr. Posner.)

Es wird von Alexander d. G. berichtet, dass er Achilles glücklich gepriesen, weil er im Homer seinen Biographen gefunden habe.[1])

Wenn diese Sage auf Wahrheit beruht, und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, so hat Alexander d. G. Achilles doch wohl nur in dem Sinne glücklich gepriesen, als er annahm, Homer habe seinen Held wesentlich so gezeichnet, als er in Wirklichkeit gelebt und kein blosses dichterisches Phantasiewerk geliefert.

Von diesem Standpunkte aus kann man Gräfe nicht glücklich preisen. Zwar fand er schon in Michaelis einen Biographen noch während seines Lebens und in Sachs nach seinem Tode.

Sie hätten von Gräfe aber sicher einen bessern Dienst erwiesen, wenn sie beide nichts über ihn veröffentlicht oder wenigstens sich jedes Urtheils über ihn als Chirurgen und Menschen enthalten hätten.

Wie es so oft oder fast gewöhnlich der Fall ist, dass, wenn durchaus nicht historisch gebildete Aerzte das Leben eines Mannes der Wissenschaft zu schreiben versuchen, sie nicht als Historiker schreiben, von der Aufgabe derselben gar keine oder sehr mangelhafte Begriffe haben, entweder unter dem Einflusse der Liebe und der Dankbarkeit oder des Hasses produciren, das finden wir auch bei diesen Biographen.

Ersteres war mit Michaelis, einem ehemaligen Schüler Gräfe's, der Fall, und so machte er Gräfe sowohl als Chirurgen wie als Menschen zu einem Gotte.

Letzteres mit Sachs, dem Begründer der medicinischen Centralzeitung. Er war ein gewandter und routinirter Journalist, gehörte aber trotzdem zu den Naturen, von denen Bismarck aussagte, dass sie ihren Beruf verfehlt haben; ja, es war von ihm bekannt, dass er berühmte Gelehrte sogar während ihres Lebens, wenn er sich durch sie in seiner Eitelkeit verletzt glaubte, mit seinen berüchtigten Nekrologen bedrohte.

Seine parteiische journalistische Thätigkeit wurde bereits von Dr. Minding (Beleuchtung des literarischen Treibens des Redacteurs und Buchhändlers J. J. Sachs, ein Beitrag zur Geschichte der Presse. Berlin, Hirschwald 1843) an den Pranger gestellt.

1) M. Tullii Ciceronis orationes. Edidit A. Moebius. Hannov. 1829, p. 118 *„O fortunate adolescens qui tua virtutis Homerum praeconem inveneris!“*

Während er Gräfe, wenn auch nicht in solcher enthusiastischen und byzantinischen Weise wie Michaelis, während des Lebens oft in den Himmel erhoben, macht er als höchst einseitiger Journalist sich kein Gewissen daraus, Gräfe, den Menschen, nach dessen Tode in geradezu verletzender Weise in den Staub zu ziehen, ohne zu berücksichtigen, dass kein Mensch fehlerfrei ist, und bei vielen genialen Leuten die Schattenseiten ihres Charakters oft nur gar zu leicht hervortreten.

Am richtigsten ist Gräfe noch von Benedict gezeichnet. Doch erinnert seine Arbeit auch zu sehr noch an das „pro amico".

Das Beste an der Benedict'schen Arbeit ist die von ihm zwischen Gräfe und Rust gezogene Parallele; wenn auch in derselben eine gewisse Animosität und seine von Rust gekränkte Persönlichkeit hervortritt, indem er ihm vorwirft, dass er bis zu seinem Tode consequent in seiner Abneigung gegen ihn gewesen; doch im Ganzen ist er gerecht.

Die Posner'sche Arbeit aber ist eine blosse aphoristische Skizze, dem Rahmen des von ihm entworfenen Gemäldes allerdings vollkommen entsprechend.

Lassen wir, die Klippen vermeidend, an denen Michaelis und Sachs strandeten, daher objectiv bloss die Thatsachen selbst reden und versuchen, an der Hand dieser, ein Bild von Carl Ferdinand von Gräfe zu entwerfen.

Derselbe ist den 8. März 1787 zu Warschau geboren. Sein Vater, Geschäftsführer des Grosskronmarschalls von Polen, Grafen Moszynski, hielt ihm einen deutschen Hauslehrer, Hermann von Meyer im Flecken Dolck bei Turszisk.

Bereits sehr frühzeitig zeigte sich bei dem jungen Gräfe seine Liebe und sein Talent für Chirurgie. Denn schon als Knabe hat er öfters den Bauern auf dem Dorfe einen halben oder ganzen Gulden geschenkt, um ihnen einen Zahn ausziehen zu dürfen.

Im Jahre 1800 wurde er nach Bautzen auf's Gymnasium geschickt, über das Gedicke das Directorat führte, und als vorzüglicher Lehrer Hartung wirkte; später kam er auf die Kreuzschule zu Dresden und genoss den Unterricht von Beutler nnd Brauniger. Auf der medicinisch-chirurgischen Akademie in Dresden bereitete er sich zum Studium der Medicin unter Hedenus, Andreas, Hänel und Lorenz vor.

Hänel unterwies ihn in der Anatomie, Lorenz in der Geburtshülfe und Hedenus in der Chirurgie. Von grossem Nutzen wurde ihm der, von letzterem ertheilte Operationscursus, in welchen er alle ihm gezeigten Operationen auf der Stelle gut und tadellos zu vollziehen lernte und die ganze Zufriedenheit seines Lehrers erntete. Nur den Steinschnitt liess er ihn, um befriedigt zu sein, zweimal machen. Hedenus hatte, indem er ihn zu den meisten Operationen zuzog, einen grossen Einfluss auf Gräfe, der hier zuerst ihm bei den zahlreichen Exstirpationen der thyreoidea assistirte, in welchen er später selbst eine so grosse Meisterschaft erreichte.

Obgleich Gräfe ja dort bloss den Grund zu seiner medicinisch-chirurgischen Ausbildung legte, war doch sein innerer Drang, sein chirurgisches Talent praktisch auszuüben, so gross, dass er sich nicht enthalten konnte, ohne approbirt zu sein, schon in Dresden zu practiciren. Zum Glücke für ihn wurden die damals bestehenden Pfuschergesetze sehr mild gehandhabt. Doch steht sicher fest, dass die schwunghaft von ihm betriebene Zahnchirurgie seinem späteren Talente zu plastischen Operationen grossen Vorschub leistete. Er besass den damals üblichen ganzen Fauchard'schen Apparat zur Anfertigung künstlicher Zähne und verdiente sich damit viel Geld.

1804 bezog Gräfe die Universität Halle.

Unter dem Rectorate von Eberhard wurde er dort immatrikulirt und hörte Philosophie bei dem bekannten Naturphilosophen Steffens, Physik bei Gilbert, Botanik bei Sprengel, Anatomie bei Loder, Arzneimittellehre bei Bergner, Pathologie und Therapie bei Reil, Chirurgie bei Loder, Froriep und Bernstein.

Sein unwiderstehlicher Hang zur Praxis sollte ihm aber in Halle verhängnissvoll werden. Wie es so oft auf Universitäten der Fall ist und namentlich bei den medicinischen Facultäten, standen sich dort zwei Parteien feindlich gegenüber, als deren Spitze Reil und Loder bezeichnet werden mussten. Gräfe fühlte sich zu dem, idealistischen, naturphilosophischen Anschauungen huldigenden, Reil hingezogen, während der in seinem Charakter zweideutige Loder ihn abstiess. Da Gräfe nun nicht bloss seine Zahnpraxis in Halle fortsetzte, sondern auch viele Staaroperationen vollzog, so verklagte ihn Loder. Reil schützte ihn vor Bestrafung dadurch, dass er ihn zu seinem Amanuensis ernannte, und die Klage wegen unbefugten Kurirens dann zurückgewiesen wurde. Loder

überschüttete ihn von jetzt an mit Höflichkeiten und lud ihn sogar zu seinen Soiréen ein.

Eine schwere Krankheit seines Vaters war die Veranlassung, dass G. in Halle seine Studien unterbrechen musste. Auf einem Philisterpferde trat er seine Reise nach der türkischen Grenze an. Aber der Gaul war den Strapazen der Reise nicht gewachsen. In Pulow an der Weichsel fiel er um, und Gräfe musste auf andere Weise seine Reise fortsetzen. Er traf seinen Vater noch am Leben, der erst 4 Monate nachher starb. Auf der Rückreise ging ihm in Breslau sein Geld aus. Er wusste sich nicht anders zu helfen, als dort als Zahnarzt aufzutreten. Die von ihm herumgeschickten Karten mit *„le dentiste Graefe"* brachten ihm in kurzer Zeit eine grosse Kundschaft zu. Und da die Medicinalpolizei ihn dort ungeschoren liess, war er bald im Stande, seine Reise fortsetzen zu können. Hier zeigte Gräfe, dass er nicht bloss das Talent besass, seine Geschicklichkeit zu zeigen, sondern auch klingende Münze dafür einzutauschen.

Dann wandte er sich nach Leipzig, hörte hier noch den berühmten Anatomen Rosenmüller, die Vorsteher der klinischen Anstalt Reinhold und Eckold und trieb fleissig Philosophie unter Platner, um dort seine Studien zu beenden. Nach bestandenem Examen und nachdem er seine Abhandlung „de notione et cura Angiectaseos labiorum" öffentlich vertheidigt hatte, wurde er daselbst zum Doctor promovirt.

Gräfe hatte gleichsam im Sturme die Feste der medicinischen Wissenschaft sich erobert.

Dieser Sturmesschritt charakterisirt denn auch seine ganze wissenschaftliche Carriere bis zu seinem Tode.

Wie hervorstechend die Talente Gräfe's gewesen sein müssen, geht am besten aus den Worten E. Platner's, des zeitigen Prokanzlers der Universität zu Leipzig in der von ihm damals herausgegebenen „Panegyris medica" (Questiones forenses XXVII. Lips. 1807) hervor. Dort heisst es: „Qui praestantissimas ingenii dotes, inusitato discendi studio et ardore, ad medendi scientiam et artem ita subegit et conformavit, ut in utroque tentamine, quod cum eo, per colloquia, Noster Ordo nuper habebat, omnium exspectationem, quae haud exigua de eo fuisset, mire superaret."

In demselben Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der Chirurgie an die Universität Krzemieniec. Doch Gräfe, dem

Orte der Geburt nach nur Pole, Deutscher aber von Abstammung und Gesinnung, konnte sich nicht entschliessen, sein eigentliches Vaterland zu verlassen und schlug daher die ehrenvolle Berufung aus. Nach Halle zurückgekehrt, wo er mit dem edlen und hochherzigen Reil in inniger Freundschaft verbunden war, erzielte er grosse Erfolge an dem ihm anvertrauten Hospitale.

Nach kurzer Zeit erhielt er eine Berufung als Leibarzt und Hofrath des regierenden Herzogs Alexius von Anhalt-Bernburg nach Ballenstedt, welche er auch annahm.

Mit unglaublichem Erfolge wirkte er hier als Arzt und erlangte in kurzer Zeit eine grosse und ausgedehnte Praxis, so dass sein schnell erblühender Ruf viele Patienten aus entfernter Umgegend zu ihm heranzog.

Auch den berüchtigten Lenhardt in Quedlinburg, der durch seinen geheimen Gesundheitstrank für Schwangere ein grosses Vermögen sich erworben und von einer Rose am Unterschenkel befallen wurde, welche in Brand überging, stellte er wieder her, da jener sich selbst nicht helfen konnte.

Doch beschränkte er sich bei seinem feurigen Geiste nicht allein auf die Praxis.

Seinem Forscherblicke konnte die salinische Eisenquelle in dem benachbarten und lieblichen Alexisbad nicht entgehen. Er unterwarf sie einer chemischen und therapeutischen Prüfung.

Die Versuche und Untersuchungen schlugen so günstig aus, dass Gräfe den Herzog veranlasste, dort ein Bad anzulegen, das dann unter dem Namen Alexisbad sich unter die eisenhaltigen Bäder einreihte und in kurzer Zeit einer grossen Beliebtheit und nicht unerheblichen Frequenz sich erfreute und bis auf diesen Augenblick zu erhalten wusste.

In demselben Jahre gründete er in Ballenstedt ein bis dahin fehlendes Krankenhaus.

Mit Blitzesschnelle verbreitete sich in derselben Weise der wissenschaftliche Ruf Gräfe's.

Schon nach einem einjährigen Aufenthalt in Halle erhielt er durch den Baron von Leist im Auftrag der Westphälischen Regierung einen Ruf nach Halle an die Stelle von Reil.

Man sieht hieraus, dass man Gräfe's Leistungen als innerer Arzt ebenso würdigte als seine chirurgischen, mit denen er sich

durch seine Inauguraldissertation in die Wissenschaft eingeführt, dass man die höchsten Erwartungen von ihm hegte, da er doch als einfacher praktischer Arzt bislang keine Beweise für seine Fähigkeit an den Tag gelegt.

Der Staatsminister Wilhelm v. Humboldt lernte G. während seiner Durchreise durch Halle bei Reil kennen. Gräfe hatte auf ihn einen solchen guten Eindruck gemacht, dass Humboldt die Absicht hegte, ihn an die Universität in Königsberg zu bringen.

In dem Briefe desselben an den Dr. Motherby in Königsberg heisst es:

„Ich bin jetzt beschäftigt, Ihnen einen guten Chirurgen und Operateur nach Königsberg zu schaffen. Gräfe aus Ballenstedt, den Sie vielleicht dem Rufe nach kennen, ist dazu bestimmt. Er hat zwar noch nicht vollkommen angenommen, allein ich denke, dass es sich noch so fügen soll, dass er sich hinzugehen entschliesst. Ich dächte, er müsste sich auch auf eine einträgliche chirurgische Praxis Rechnung machen können. Ich sah ihn bei meiner neulichen Durchreise durch Halle, wo er gerade war, bei Reil und habe in ihm einen noch jungen und sehr liebenswürdigen Mann gefunden."

Auch diesen Ruf lehnte Gräfe ab.

Die meisten Menschen werden durch Unglück niedergebeugt, sie ergeben sich mit Murren in ihr Schicksal und werden schliesslich verbittert. Ebenso ist es mit den Nationen.

Das preussische Volk und sein König Friedrich Wilhelm III. aber machten eine Ausnahme. Beide zeigten in der Stunde des Unglücks sich gerade am grössten.

Die Zeit von der Schlacht von Jena bis zur Völkerschlacht von Leipzig ist vielleicht die ruhmvollste Periode in der Geschichte Preussens, die ruhmvollste, weil die ethischste.

Wohl nie sah man mehr als damals, dass Preussens König und Preussens Volk eins war, eins in derselben Weise, wie Körper und Geist.

In keiner Periode wurden in dem preussischen Staate in socialer und politischer Beziehung solche Fortschritte gemacht.

Es war, als wenn alle edlen Elemente der deutschen Nation damals nach Preussen gravitirten, um dort gleichsam die Krystallisationspunkte zu bilden, von denen ein neues Leben für's Volk erblühen sollte.

Zu den hervorragendsten Schöpfungen in dieser äusserlich für Preussen so traurigen Periode gehörte auch die Gründung der Berliner Universität.

Bis dahin hatte Preussen vorzugsweise nur den Militarismus cultivirt. Es war in der That das Schwert Deutschlands, und die grossen Sympathien, welcher Friedrich der Grosse auch bei den nicht preussischen Stämmen Deutschlands sich erfreute, galten nicht so sehr seiner Person, sondern der wieder auferstandenen politischen Grösse Deutschlands.

Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke der preussischen Regierung, dass sie in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung erkannte, wie, wenn sie ihre Mission erfüllen wolle, sie nicht bloss die materiellen Interessen fördern und das Volk wehrhaft machen, sondern dem Idealismus eine Metropole, ein Centrum schaffen müsse.

Denn Napoleon fürchtete mehr als die deutschen Waffen den deutschen Idealismus.

Die Gründung der Universität Berlin war daher eine befreiende That, durch sie wurde der Keim gelegt zum späteren Befreiungswerke.

Kein Weitsehender verkannte diese Bedeutung, und die Lehrer, welche berufen wurden, sie alle waren durchdrungen von der Wichtigkeit und hohen Bedeutung ihrer Pflicht.

Als daher an den 24jährigen Gräfe auch eine Vocation gelangte, wie hätte er, welcher durch und durch sich deutsch fühlte, es über's Herz bringen können, diese abzuschlagen, wie hätte er es vermocht, einen Wirkungskreis auszuschlagen, in dem ihm die Möglichkeit gegeben war, alle seine Geisteskräfte zu entfalten!

In kurzer Zeit wurde er ein ebenso beliebter und gefeierter Lehrer als gesuchter Arzt.

Sein freundschaftliches Verhältniss zu Reil, welcher auch einen Ruf nach Berlin angenommen, verwandelte sich leider in die bitterste Feindschaft. Doch liegt sicher die Schuld hier mehr auf Seiten Reil's. Letzterer verlangte nicht nur die Direction über die innere, sondern auch über die chirurgische Klinik. Dies konnte und wollte Gräfe sich nicht gefallen lassen. Denn die Zeiten waren vorüber, wo die Chirurgen bloss die Befehle und Ordinationen der inneren Aerzte als gehorsame Diener vollzogen.

Sein glänzender Ruf trug viel dazu bei, junge Mediciner nach Berlin zu ziehen und den Glanz der medicinischen Facultät zu erhöhen.

Als nun aber die Befreiungsstunde geschlagen hatte, da besann

sich Gräfe keinen Augenblick, seinen Lehrstuhl und seine glänzende Praxis aufzugeben und den militärärztlichen Waffenrock anzuziehen.

Die Anstellung war direct von Seiten des Königs erfolgt. Und dies war ein grosses Glück für den preussischen Staat und beweist abermals, dass es nicht immer gut, dem Rath der sogenannten „Experten“ und Vorgesetzten zu folgen. Wäre der übrigens hochverdiente, aber seiner Stellung nicht mehr gewachsene, Generalstabsarzt Görcke befragt worden, so würde Gräfe diesen Posten nie erhalten haben. Benedict, welcher seine Berufung als Professor nach Breslau, da er in seinem Vaterlande Sachsen ein Opfer des Nepotismus geworden war, Gräfe verdankte, erzählt, dass Görcke, als er die Beförderung Gräfe's, ohne seinen Willen erfolgt, erfahren, in Benedict's Gegenwart seine grauen Haare ausgerauft und sich über das ihm widerfahrene Unrecht beklagt habe.

Einen Mann also, wie Gräfe, welcher sogar sein ganzes Gehalt, das er als Divisions-Generalchirurgus bezog, den Lazarethen schenkte, wagte Sachs geldgierig zu nennen. Freiwillig eine Praxis aufgeben, welche ihm jährlich zehntausend Thaler einbrachte, sieht doch wahrhaftig nicht nach Geldgier aus!

Und eine Anschuldigung, welche so im Widerspruch mit den Handlungen Gräfe's steht, zerfällt doch wohl von selbst in Nichts? Dies sollte man wenigstens glauben.

Trotzdem müssen wir uns hüten, einen Menschen bloss nach seinen Handlungen zu beurtheilen. Es ist dies ebenso trügerisch, als wenn man den Menschen allein nach seinen Gesinnungen beurtheilen wollte. Die besten Handlungen sind oft weiter nichts als ein Deckmantel und Maske der gemeinsten Gesinnungen.

Da fast Alle damals so handelten wie Gräfe, ihre Penaten im Stiche liessen, so können wir in dieser That Gräfe's, nicht wie Michaelis, so etwas ganz Besonderes finden.

Gräfe war aber nicht nur ein vielseitiger Arzt, sondern in demselben Grade ein vielseitiger Mensch.

In seinem neuen Berufe entwickelte er ein bewunderungswürdiges Organisationstalent.

Er hatte ursprünglich die Administration der Militärheilanstalten Berlins gehabt.

Aber schon nach einigen Monaten wurde ihm das Lazareth-

wesen des 4. Armeekorps, die Direction des Hauptreservelazareths der Armee und die Inspection sämmtlicher, zwischen der Weichsel und Weser gelegenen, Provinzial-Militärlazarethe übertragen. Diese Anstalten bestanden aber nur dem Namen nach und auf dem Papier.

Gräfe's Aufgabe war, sie nicht bloss in's Leben zu rufen, sondern auch sie zu organisiren und für passende ökonomische und ärztliche Kräfte zu sorgen.

Die ihm gewährten Mittel waren nichts weniger als opulent, und er musste mit der grössten Sparsamkeit zu Werke gehen.

Und dennoch gelang es ihm in erstaunenswerther Weise.

Die Thätigkeit, welche er hierbei entwickelte, war wirklich eine übermenschliche und zeigte, welch' eine enorme Arbeitskraft Gräfe war.

Die Zahl der Verwundeten und Kranken zwischen der Weichsel und Weser belief sich vom 5. April 1813 bis den 31. Aug. 1814 auf 117,999 Mann. Alle die Anstalten, welche diese grosse Menge aufnahm, wurden von dem Hauptreserve-Feldlazarethe organisirt, ebenso die Beamten von hier nach den Provinziallazarethen gesandt, um dort so lange zu wirken, bis die nöthigen Civilbeamten hinlänglich eingeübt waren. Ueber alle diese führte Gräfe die Aufsicht und fehlte nirgends, wo seine Gegenwart erforderlich war.

Noch schwieriger als die Organisation war die Reorganisation der vorher schon bestandenen, ganz verwilderten Lazarethe. Zu ihnen gehörten die zu Berlin, Potsdam, Brandenburg, Zerbst, Halle, Eisleben, Frankenhausen, Quedlinburg, Halberstadt, Halberstadt-Gröningen, Barby und Torgau.

Hier musste eine regellose Verwaltung in eine geordnete umgewandelt, Missbräuche abgestellt, schlaffe, untaugliche Beamte gegen brauchbare und zuverlässige umgetauscht werden. Gräfe gewann sich hierbei durch sein energisches Vorgehen zahlreiche Freunde, aber vielleicht noch mehr Feinde. Ebenso aufopfernd und pflichtgetreu war sein Verhalten im Feldlazarethe selbst, und er verstand es, seinen Geist dem ganzen Personal desselben einzuflössen und mit leuchtendem Beispiele voranzugehen.

Dies war um so schwieriger, als die äusseren Verhältnisse sehr primitiver Natur waren. Die meisten Beamten waren unberitten, nur mit einzelnen Beutepferden versehen. Und doch musste man den Bewegungen des ganzen Armeekorps folgen, und die Strapazen

waren keine periodischen, sondern fast beständige. Das gute Beispiel, mit dem Gräfe selbst voranging, jede Anstrengung theilend und nie ermüdend oder erschlaffend, wirkte aber auf alle Untergebenen wahrhaft elektrisirend.

Die Gefechte bei Dessau und Coswig, die Belagerungen von Erfurt und Torgau, der Sturm von Wittenberg und die Blokade von Magdeburg gaben alle den Beweis der persönlichen Tapferkeit und Pflichttreue G.'s, welche der commandirende General Tauentzien in einem Armeebefehl öffentlich lobte.

Gräfe selbst sah man an den gefährlichsten Orten; er liess es sich nicht nehmen, den commandirenden General bei den Recognoscirungen und Gefechten zu begleiten.

Die durch die Administration Gräfe's erzielten ärztlichen Resultate waren höchst günstig. Vom 5. April 1813 bis zum 31. Aug. 1814 wurden in dem Hauptreserve-Feldlazareth statt der etatsmässigen 37,000 Mann, 54,358 aufgenommen und behandelt; von je 100 wurden 36 und zwar die leichtesten Kranken evacuirt; es starben 8 Procent und drei wurden invalidisirt.

Dass die günstigen Resultate aber vorzugsweise den umsichtigen und in jeder Beziehung zweckmässigen und der Hygiene, bis in's Kleinste hinein Rechnung tragenden, Maassregeln Gräfe's zu verdanken waren, beweist am besten die in Halle ausgebrochene Typhusepidemie.

Dieselbe hatte durch schlecht eingerichtete Lazarethe und Ueberfüllung derselben mit Kranken solche Dimensionen angenommen, dass die meisten Aerzte starben, und viele Einwohner davon ergriffen und hingerafft wurden.

Sobald die von Gräfe organisirte Sanitätscommission dagegen in Wirksamkeit trat, verminderte sich sofort die Sterblichkeit, das Sterbeverhältniss fing an zu sinken, und in kurzer Zeit war die Epidemie erloschen.

Ebenso hülfreich zeigte sich seine Thätigkeit in Anklam. Die in dem dortigen Lazarethe ausgebrochene Epidemie spottete aller Anstrengungen der dortigen Civilärzte und Ortsbehörden. Als Gräfe energisch eingriff und das Lazareth umschuf erlosch die Epidemie.

Am glänzendsten aber zeigte sich Gräfe als Feldarzt bei der fürchterlichen Typhusepidemie in Torgau. Unter allen Typhus-

epidemien, welche jemals geherrscht haben, möchte sie wohl eine der mörderischsten gewesen sein.

Man nimmt an, dass 30,000 Franzosen dieser Seuche zum Opfer gefallen seien. Als die Festung sich ergab lagen noch 35 Officiere und 3133 Gemeine danieder.

Gräfe übernahm jetzt die Administration der Hospitäler und zeigte sich hier im eigentlichsten Sinne des Wortes als ein medicinischer Herkules. Die Unordnung der französischen Lazarethadministration überstieg alle Vorstellung, und es galt hier den Stall eines Augias zu reinigen.

Die Zustände in der Stadt waren in der That unerhört. Michaelis beschreibt sie folgendermaassen:

„Die Lazarethe stellten in der That nichts anderes als grosse Kloaken vor. Ganz besonders in dem Schlosse war jetzt fast jedes Fenster ein Abtritt geworden, menschlicher Unrath klebte daher an allen Wänden und hatte sich zu ungeheuren Haufen auf den Höfen gesammelt. Durch das Bombardement waren alle Fenster zersprengt worden, und weder Holz vorhanden noch die Oefen gehörig im Stande, um die Krankenzimmer zu heizen. Die armen Unglücklichen, noch obendrein nur sehr schlecht mit warmen Bedeckungen versehen, lagen daher bei der damals sehr strengen Frostkälte wie auf offener Strasse, ihnen erfroren häufig Hände und Füsse, und ihre Arzeneien, Getränke, sowie Excremente wurden neben ihren Lagerstellen in Eis verwandelt. Von einer regelmässigen ärztlichen Behandlung war gar nicht die Rede mehr, was hätte sie auch in der That hier nützen können! Aber auch nicht einmal Lebensmittel wurden reichlich genug und regelmässig ausgetheilt. Hauptsächlich fehlte es an Brennholz, um die Speisen zu bereiten, an warme Speisen war daher gar nicht zu denken, und auch die Suppen erhielten die Kranken stets ganz kalt."

Und ferner:

„Bei dem gänzlichen Mangel an gehöriger Aufsicht nahm die Unsauberkeit bald so überhand, dass sich die Kranken in ihrem eigenen Unrath wälzten und bei lebendigem Leibe verfaulten. Es soll in den Lazarethen zu den gewöhnlichen Ereignissen gehört haben, dass der von einem brennenden Durst gequälte Kranke, aus Mangel an Trinkwasser, den Urin seines Nachbars gierig verschlungen hat. Die Todten blieben häufig Tage lang bei ihren noch lebenden Kameraden, nicht selten sogar in denselben Betten liegen. Die noch etwas stärkeren Kranken entrissen den schwächeren und sterbenden ihr Lagerstroh, ihre Decken und andere Geräthschaften, um sich ihre Lage nur einigermaassen zu erleichtern. Die gierigen Hände teuflischer Krankenwärter durchwühlten, statt ihnen beizustehen, fortwährend die Lagerstellen der Kranken und lange vorher, ehe ein gewisser Tod die Augen des Unglücklichen schloss, war er auch schon beerbt. Nur aus Achtung für die Menschheit darf man den Erzählungen glaubwürdiger Männer, welche versichern, noch Lebende und sich dagegen Sträubende in die Todtenkammer herabschleppen und selbst aus den Fenstern des Lazareths herabstürzen gesehen zu haben, keinen Glauben beimessen. Sehr natürlich ist es, dass die leichteste Verwundung, die unbedeutendste Unpässlichkeit tödtlich wurde und dass man es beinahe als ein ausgesprochenes Todesurtheil ansehen konnte, wenn ein Kranker in eins der Lazarethe gebracht wurde."

Diese Schilderung Michaelis' ist durchaus nicht übertrieben, sondern entspricht ganz der Wahrheit; dies geht aus einer Stelle aus dem „Neuen Deutschland" hervor.

In der officiellen Bekanntmachung an die Einwohner Torgaus heisst es dort:

„Die Quelle der hier ausgebrochenen Epidemie, die so vielen Tausenden das Leben kostete, ist in der bedeutenden frühern Ueberfüllung und jetzigen noch höchst nachtheiligen Beschaffenheit der von französischen Behörden bisher geleiteten Lazarethe dieses Orts einzig zu suchen. Der dirigirende Divisions-Generalchirurgus Gräfe, der in diesen Tagen die Anstalt untersuchte, fand auf den Lazarethhöfen mit Leichen angefüllte Wagen, für deren Fortschaffung wenig Sorge gehegt wurde. Einzelne Cadaver lagen unbeerdigt, halb von Schnee bedeckt, an den Eingängen des Lazareths. Die Krankenstuben waren auf empörende Weise ohne Ausnahme so sehr auf alle Art verunreinigt, dass sie den unsaubersten Orten gleich gestellt werden konnten. Die Luft war hierdurch, sowie durch das faule Lagerstroh der Bettstellen in allen Krankenstuben zu einem Grade verpestet, der das Athmen nur mit Beschwerde und Ekel möglich machte. Es sind bereits alle Vorkehrungen getroffen, um die Kranken, die noch in jener traurigen Stätte an 2000 liegen, in die ganz neuen, schon zu diesem Behufe eingerichteten, mit allem Nöthigen versorgten, völlig isolirt liegenden Anstalten nach Repitz, eine Viertelstunde von Torgau, zu bringen."

Auch jetzt erfüllte Gräfe wieder die Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte.

Wie ein Feldherr mit prüfendem Blicke das Schlachtfeld überblickt und seine Pläne in Einklang bringt mit den Terrainverhältnissen und Oertlichkeiten einer Gegend, so traf er sofort, nachdem er mit allen Einzelheiten sich bekannt gemacht, seine Anstalten zur Bekämpfung dieser schrecklichen Seuche. In die von ihm gebildete Sanitätscommission glückte es ihm, die richtigen Männer zu bringen.

Die Universalität seines Geistes zeigte sich auch in seiner tiefen Menschenkenntniss. Denn in hohem Grade besass er die Fähigkeit, die Menschen sofort nach ihrem wahren Werthe zu erkennen und zu taxiren und er stand in dieser Beziehung Napoleon I. wohl kaum nach.

Dank den von ihm getroffenen, ebenso umsichtigen als energischen Maassregeln verminderte sich die Epidemie von der Stunde an, wo ihm die Oberleitung übertragen war und bald verschwand sie ganz. Was energisches hygienisches Handeln zu leisten vermag, wurde hier auf's Schlagendste bewiesen.

Während in den benachbarten Orten, wie Leipzig, Dresden und Wittenberg der Typhus weiter wüthete, erfreute sich Torgau einer beständigen Immunität.

Trotzdem Gräfe körperlich und geistig während dieser Zeit den grössten Strapazen unterworfen war, fand er dennoch Zeit, eine hygienische Schrift zu verfassen, in der er seine Erfahrung zur Kenntniss des Publikums brachte.

Nachdem die Verbündeten 1814 Paris eingenommen hatten, gab Gräfe seine feldärztliche Thätigkeit auf und kehrte zu den Seinigen zurück.

Bereits bei seiner Uebersiedelung nach Berlin hatte er die Tochter des Oberbergraths von Alten geheirathet.

Napoleons Flucht von Elba und der damit ausbrechende zweite Feldzug war auch für Gräfe wieder das Signal, von Neuem seinen feldärztlichen Beruf wieder aufzunehmen.

Diesmal wurde ihm die Leitung des Lazarethwesens im Gouvernement zwischen Weser und Rhein, in Holland und Belgien, im Grossherzogthum Berg und Niederrhein, sowie die Formation der gesammten Reserve-Feldlazarethe der Armee übertragen.

Da Gräfe in diesem Feldzuge die Erfahrungen des ersten zur Seite standen, so übertrafen seine Leistungen noch die des ersteren.

In den von ihm getroffenen Maassregeln zeigt sich eine Ruhe, Sicherheit und Entschlossenheit, wie nur ein feldärztlicher Veteran sie äussern kann.

Die Resultate entsprachen denn auch den Anordnungen. Als Gräfe den 25. Nov. 1815 dem Könige seinen Schlussbericht überreichte, ging aus diesem hervor, dass vom 10. Juli bis 31. Octbr. 1815 in dessen Lazarethbezirke 16,954 Patienten behandelt wurden, wovon 621, also 3 Procent starben, 11,871 mit Einschluss von 1480 Invalidisirten genasen und 4462 dem Nachfolger übergeben wurden. Dem Dr. Karl Kärnbach hat er versichert, in jener Zeit an einem Tage 54 Amputationen gemacht zu haben (Isensee, Geschichte der Medicin. II. Theil. 5. Buch. S. 948. Berlin 1844).

Die unter Gräfe geleitete Lazarethadministration ersparte während dieser Zeit der Staatskasse gegen die festgestellten Preise der Entreprise über eine halbe Million Thaler.

Mit folgendem, in der Vossischen Zeitung abgedruckten Schreiben verabschiedete Gräfe sich von der Armee. Cöln, 13. Nov. 1815:

„In geneigter Vermittelung des Königl. hohen Ministeriums des Innern hat die medicinische Facultät bei der Königlichen Universität in Berlin mich durch das Königl. hohe Kriegsministerium reclamirt."

„Diesem ehrenvollen Rufe pflichtgemäss folgend, scheide ich aus dem während der Dauer des gegenwärtigen Feldzuges mir anvertrauten Wirkungskreise, für den ich willig alle meine Kräfte opferte und welchen ich um so lieber betrat, als ich mir dadurch die Ueberzeugung sicherte, nicht zurückgeblieben zu sein, wenn das Vaterland in einer verhängnissvollen Zeit neue Anstrengungen von seinen Söhnen forderte.“

„Zugleich fühle ich mich gedrungen, die Empfindungen des innigsten Dankes für die mir von allen Seiten zugegangenen so kraftvollen als erfolgreichen Unterstützungen laut auszusprechen, die das gemeinnützige und wahrhaft humane Werk, zu welchem ich berufen ward, um so mehr erreichen halfen, als die Masse der Kranken und Verwundeten in den Militärlazarethen meines Inspectionsbezirkes um ein Bedeutendes abgenommen hat, und als davon so viele genesen bereits zum Heere zurückgegangen sind. Jene erfreulichen Resultate sind herbeigeführt durch den nachdrücklichen und unausgesetzten Schutz der hohen Behörden, mit welchen ich das Glück hatte, in unmittelbarer Verbindung zu stehen, durch die unermüdete Beihülfe einer beträchtlichen Zahl wohlwollender Menschenfreunde, deren reiche Gaben es möglich machten, ausserordentliche Spenden den Heilanstalten zugehen zu lassen, und endlich nicht minder durch die Sorgfalt und angestrengte Thätigkeit mehrerer ausgezeichneter und kenntnissreicher Militärbeamten, die sich kraftvoll für die Kriegsheilanstalten vereinigt hatten. Mit inniger Rührung bringe ich allen diesen grossmüthigen Beförderern des wahrhaft Guten und Nützlichen meinen lebhaftesten Dank! Möge das schöne Bewusstsein redlich erfüllter Pflicht in ihrem grossen Beruf ihnen so reichen Lohn gewähren, als das Andenken an die Zeit, die mich mit ihnen zu einem gemeinsamen Wirken verband, stets zu den glücklichsten Momenten meines Lebens gehören wird.“

Gräfe, welcher jetzt in sein Verhältniss zur Universität zurückkehrte, erhielt als Anerkennung der dem Vaterlande geleisteten Dienste den Geheimraths-Charakter. In der königlichen Cabinetsordre wurde zugleich der Wunsch ausgesprochen, dass Gräfe, wenn abermals eine Berufung zu gleichen Diensten nothwendig sein sollte, mit demselben Eifer dieselbe wieder übernehmen würde.

Von jetzt an verlief das Leben Gräfe's in gleichem Gleise, der Lehre, der Wissenschaft und der Kunst gewidmet, doch ohne Rast, mit Hast.

Im Jahre 1817 wurde er Mitglied der wissenschaftlichen Deputation im Ministerium der Geistlichen, Medicin- und Unterrichtsangelegenheiten, 1820 Mitglied der Oberexaminations-Commission für die medicinischen Staatsprüfungen und 1822 dritter Generalstabsarzt der Armee, wie es in der Cabinetsordre heisst:

„In Anerkennung der rühmlichen Dienste, welche Sie in einem ausgebreiteten Wirkungskreise meinem Heere in den beiden letzten Kriegen geleistet haben und in gerechter Würdigung Ihrer ausgezeichneten Verdienste um die Wissenschaft.“

Diese Anstellung erfolgte auf eine Bitte Görcke's, der jedoch, nachdem er 1815 Gräfe's Entlassung aus dem Heere durchgesetzt, sich inzwischen mit ihm, die geistige Grösse desselben

erkennend, versöhnt hatte und, was seinem Verstande wie seinem Herzen gleiche Ehre machte, von seinem letzten Krankenlager aus beim Könige die Wiederanstellung Gräfe's in Vorschlag brachte.

Zugleich wurde Gräfe die besondere Leitung des Unterrichts und der wissenschaftlichen Ausbildung bei dem gesammten Militär-Medicinalwesen übertragen, und er zum Mitdirector bei dem medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut und der medicinisch-chirurgischen Akademie für das Militär ernannt.

Nachdem Gräfe 1816 zuerst die Gaumennaht mit Glück ausgeführt hatte, veröffentlichte er im Jahre 1817 im Hufeland'schen Journale diese Operationsmethode.

Wir übergehen hier die zahlreichen äusseren Ehrenbezeugungen, welche Gräfe zu Theil wurden und unterlassen desshalb die Aufzählung der vielen Akademien, Universitäten und gelehrten Gesellschaften, welche ihn zu ihrem Mitgliede erwählten, ebenso der vielen Orden, mit welchen er überhäuft wurde.

Wie hoch sein Ansehen im Auslande stand, und man ihn als Mann der Wissenschaft schätzte, beweist sein Aufenthalt 1814 in Paris. Die dortigen Aerzte gaben ihm zu Ehren ein Festmahl, und Desgenettes feierte in einer zündenden Rede die Verdienste, welche Gräfe sich um die medicinische Wissenschaft und speciell um die französischen Soldaten bei der Belagerung von Torgau erworben hatte.

Der Senat des Königreichs Polen beantragte 1825 bei dem Kaiser Alexander die Erhebung Gräfe's in den polnischen Adelstand; der inzwischen zur Regierung gekommene Kaiser Nicolaus vollzog dieselbe. Der König von Preussen erkannte sie durch eine Cabinetsordre an und stattete seinen Glückwunsch ab.

Zweimal wurde Gräfe zur Behandlung des Königs Friedrich Wilhelm III. als consultirender Arzt hinzugezogen. Im J. 1827 erhielt er für die Kur desselben 5000 Thaler in Gold als Honorar. Prinz Karl erwählte ihn zu seinem Leibarzte, der Grossfürst Constantin berief ihn nach Warschau, der Grossfürst Michael consultirte ihn in Berlin. Mit dem Herzog Alexius in Bernburg stand er bis zu seinem Tode in den vertrautesten Beziehungen und dem Herzog war es Bedürfniss, Gräfe jedes Jahr wenigstens einmal zu besuchen.

Eine so rastlose und unausgesetzte Thätigkeit konnte aber nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf seine Gesundheit bleiben.

Um sich zu stärken unternahm er 1830 über Tirol eine Reise nach Italien, nachdem er zuvor Alexisbad besucht hatte.

Seine Gattin und Kinder liess er in Neapel zurück und beauftragte seinen Neffen Adrejelky die Gasarten der Hundsgrotte zu untersuchen.

Er selbst hatte das Unglück, am Fusse des Aetna einen Schuss durch die Schulter zu erhalten, indem sich die Büchse eines seiner Reisebegleiter zufällig entlud. Dies nöthigte ihn, seine Weiterreise aufzugeben und, ohne seine Heilung abzuwarten, seine Heimkehr anzutreten.

Er selbst beschreibt („die Gasquellen Süditaliens und Deutschlands") diesen Vorgang folgendermaassen:

„Den Wunsch, das Treiben des mächtigsten europäischen Vulkanes in der Nähe kennen zu lernen, versagte mir das Schicksal, indem ich vor erwähntem Ziele, durch die Unvorsichtigkeit eines dienenden Begleiters, der mit über dem Rücken gehangenen Percussionsgewehr unmittelbar neben mir vom Maulthiere sprang, eine Schusswunde erhielt, welche die rechte Schulter nebst der Brust durchdrang und erst nach 6 Jahren völlige Zuheilung gestattete."

Ueberdies näherte sich die Cholera Berlin, und Gräfe hielt es für seine Pflicht, auch ihr gegenüber zu treten. Als er zurückgekehrt, seine erste Klinik abhielt, war sein Auditorium mit Blumen ausgeschmückt, und seine Büste bekränzt. Seine Schüler überreichten ihm ein in schwungvollen Dithyramben abgefasstes Gedicht.

Ein Triumph für ihn, wie für die deutsche Chirurgie, war seine Berufung nach England im Jahre 1833, um an dem Herzog von Cumberland, dem nachherigen König von Hannover, mit Erfolg die Operation des grauen Staars zu vollziehen.

In kurzer Zeit wurde Gräfe, der für diese Operation das königliche Honorar von 1000 Pf. Sterling erhielt, in ähnlicher Weise populär wie der Feldmarschall Blücher.

Die täglichen Journale wurden nicht müde, ihre Leser von dem Feldmarschall der deutschen Chirurgen zu unterhalten. Als es nicht gelang, Gräfe zu bestimmen, seinen bleibenden Aufenthalt in England zu nehmen, liess man ihn von einem der ersten Künstler in ganzer Figur und in preussischer Generalstabsuniform zeichnen.

Auf seiner Rückreise, Paris berührend, wurde er dort nicht weniger gefeiert. Dupuytren wollte ihm seinen Lehrstuhl im Hôtel Dieu einräumen; erst nach vielem Nöthigen konnte sich Gräfe entschliessen, vor dem zahlreich dort versammelten Publikum

einen Vortrag über Staphyloraphie und Exarticulation nach seiner Methode zu halten, der mit stürmischem Beifall aufgenommen wurde.

Wie sein ganzes Leben als ein Flug erscheint oder einem Blitze zu vergleichen ist, so sollte auch der Tod rasch und plötzlich ihn antreten.

Im Jahre 1840 war er nach Hannover berufen, um an dem Kronprinzen, von dem er schon öfters consultirt war, eine Augenoperation zu vollziehen. Dieselbe schlug fehl und Gräfe wurde von einem Typhus ergriffen, der ihn in wenigen Tagen am 4. Juli hinwegraffte.

Das Glück, das ihn auf eine beinahe unglaubliche Weise, man kann sagen von seinem ersten Auftreten an, verfolgt hatte, wurde ihm in Hannover untreu.

Denn seine letzte Operation misslang, und Gräfe, mitten in seiner Siegeslaufbahn stehend, musste in der Blüthe seiner Mannesjahre jählings von der Bühne abtreten: ihm, der so vielen Tausenden geholfen, war es nicht vergönnt, sich selbst zu helfen. Die neidische Nemesis war gesühnt.

Wie wir bereits erwähnten, waren die Ansichten über Gräfe als Menschen schon während seines Lebens getheilt und, wenn die eine Partei ihn zu einem Gotte erheben wollte und erhob, so hatte die gegnerische nicht genug an seinem Charakter zu tadeln.

Schon Isensee fällt in seiner Geschichte der Medicin 4 Jahre nach Gräfe's Tode folgendes Urtheil über ihn:

„Gräfe war keineswegs ohne Schattenseiten. Einige Collegen wollen ihn nicht immer aufrichtig gefunden haben und es mag hierin, sowie in der nicht überall glücklichen Wahl seiner Vertrauten und Mitarbeiter endlich in seinen zuweilen an Charlatanismus streifenden, vielleicht nur von zu lebhafter Phantasie dictirten Berichten, der Grund liegen, dass er schon bei Lebzeiten viele Feinde und bald nach seinem Tode einige missliebige Biographen fand."

Wenn auch sein dritter Biograph Posner in seiner „*Geschichtlichen Darstellung* der Arbeiten und Leistungen der Hufeland'schen Gesellschaft seit dem Jahre 1833. Zur Feier des 50jährigen Bestehens derselben bearbeitet" nur Lob für ihn hat, so existiren bis auf diesen Augenblick die, sich einander gegenüber stehenden, Strömungen über Gräfe's Charakter.

Der bekannte Leibarzt des deutschen Kaisers, Dr. Lauer, den ich um seine Meinung über Gräfe interpellirte, schreibt mir:

„Auf Ihre geschätzte Zuschrift vom 14. d. Monats erwidere ich Ihnen ganz ergebenst, dass ich allerdings C. F. von Gräfe nicht nur gekannt habe,

sondern auch sein Schüler gewesen bin. Näher stand ich ihm aber nicht. Er war ein Mann von den feinsten, gewandtesten Formen, welcher auch verstand, als Lehrer die Aufmerksamkeit und das Interesse der Schüler in hohem Grade zu erwecken. Mit Rust und Jüngken stand er nicht auf gutem Fusse. Wie viel dies seine, wie viel der Anderen Schuld war, weiss ich nicht. Ein Verhältniss zu seinen Schülern, wie wir es von Langenbeck kennen, bestand allerdings nicht. Letzteres ist aber auch ein Unicum. Man kann sagen, dass Langenbeck der Einzige ist, der wirklich eine „Schule" gegründet hat. Was Gräfe's Geldgier betrifft, so kann ich darüber Nichts aus eigner Erfahrung sagen, ich muss aber zugestehen, dass G. allerdings in dem Rufe der Geldgier stand. — Von den Collegen wurde G. nach Verdienst anerkannt; dass er viele Freunde unter ihnen gehabt, ist mir nicht bekannt. Die Biographie von Michaelis kenne ich nicht; so viel ich mich entsinne, war M. Assistent in der Privatpraxis und mag daher wohl Gelegenheit gehabt haben, ihn näher zu kennen. Nehmen Sie, geehrter Herr College, mit diesem Wenigen vorlieb. Mit freundlichem Grusse und vorzüglicher Hochachtung habe ich die Ehre zu sein Ihr ganz ergebenster Dr. v. Lauer."

Wir bemerken hierzu, dass, wenn das Verhältniss von Gräfe zu Jüngken kein gutes gewesen, ersterer wohl nicht der Schuldige gewesen sein dürfte. Jüngken war Schüler von Gräfe; letzterer rechnet ihn selbst in seiner Schrift über Rhinoplastik zu seinen „theuersten" und gab ihm Gelegenheit, diese Operation in seiner Klinik auszuführen. Dass spätere Schüler, wenn sie klüger als ihre Meister sein wollen, leicht in Differenzen mit ihnen gerathen, ist eine bekannte Sache.

Was Gräfe's Stellung zu Rust betrifft, so kann sie auch keine sehr animose gewesen sein. Denn sonst würde er im 33. Bande des von ihm herausgegebenen *„Magazins für die gesammte Heilkunde"* wohl nicht das Bildniss von Gräfe aufgenommen haben. Gewiss mit Rücksicht auf Gräfe gab er diesem Bande das Motto aus „Wilhelm Meister" mit auf den Weg: „dass ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an."

Der geheime Sanitätsrath Dr. Steinthal, Vorsitzender der Hufeland'schen Gesellschaft urtheilt über Gräfe folgendermaassen:

„Ihre gefällige Anfrage glaube ich zunächst nicht praktischer beantworten zu können, als indem ich Sie auf S. 90 der anliegenden Jubilarschrift der Hufeland'schen Gesellschaft verweise. Aus dieser Biographie geht klar hervor, dass Gräfe weder ultra ehrgeizig noch geldgierig war.

Ich selbst lernte Gräfe zuerst im Jahre 1820 als einen zwar strengen, aber humanen Examinator kennen und schätzen.

In den zwanziger Jahren (1828) bei Gelegenheit einer Staaroperation bei meiner seligen Mutter, steigerte sich meine Verehrung für ihn desshalb, weil er sich nach allen Richtungen hin als ein hochbegabter, menschenfreundlicher und sorgsamer Arzt und Operateur bewährte.

Einen persönlichen Beweis seiner liebenswürdigen Humanität, dessen Rückerinnerung mich noch heute tief beschämt, hatte ich einige Jahre später.

Er begegnete mir bei der neuen Wache, liess seinen Wagen anhalten, stieg aus, begrüsste mich auf's Freundlichste, belobte mich wegen eines damals von mir erschienenen Aufsatzes.

Die Verehrung für Gräfe war, so weit meine Erinnerung reicht, unter den Koryphäen der Universität, sowie unter seinen zahlreichen Schülern eine hohe, eine allgemeine.

Seine äussere Erscheinung, seine Manieren waren stets die eines Hofmannes. Bei so allgemein anerkannten, hohen Verdiensten um die Wissenschaft, um das Vaterland, um die leidende Menschheit hat sich der Verewigte für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal errichtet.

Unter solchen Verhältnissen, etwaige kleine Mängel und Schwächen, die wohl jedem Staubgeborenen anhaften, auch nur leicht zu berühren, scheint mir in der That, um mich eines milden Ausdrucks zu bedienen, in hohem Grade unduldsam. Mit collegialischem Grusse

Ihr ganz ergebenster Steinthal."

Und trotzdem mussten wir sie berühren, ohne jedoch zu befürchten, dass man uns unduldsam nennen wird.

Versuchen wir, Gräfe's geistige Natur zu erklären — denn Alles erklären, heisst Alles verzeihen; wir sind überzeugt, auch Gräfe's Feinde werden dann verstummen.

Gräfe gehört zu den incommensurabeln Menschen, welche aus diesem Grunde nicht mit dem gewöhnlichen Maassstabe gemessen werden dürfen. Fern von uns liegt, desshalb die Fehler, welche sie haben, beschönigen oder gar dieselben zu Tugenden aufbauschen zu wollen. Aber wenn es gelingt, die ihnen anhaftenden Fehler zu erklären und zu begreifen, wird jedes scharfe Urtheil sich in ein mildes verwandeln.

Dass Gräfe mit ganz ungewöhnlichen Geistesgaben begabt gewesen, wer wollte dies leugnen? Es wohnte ihm ein schöpferisches Genie inne, wie es unsere grössten Dichter, Feldherrn und Tonkünstler nur gezeigt haben. Bei ihm war alles angeboren, was Andere sich mühselig und durch langen anhaltenden Fleiss erst erwerben müssen oder gar nicht erwerben können; eine lebhafte Phantasie, ein treues Gedächtniss, eine schnelle, scharfe Auffassungsgabe, ein scharfes, eindringendes Urtheil, eine divinatorische Begabung, in jedem einzelnen Falle das Richtige zu treffen, begleiteten ihn von frühester Jugend an und liessen ihn eine Laufbahn zurücklegen, deren Glanz Jeden blenden, bei Vielen Bewunderung und Ehrfurcht, bei Vielen aber auch Neid und Hass erregen musste.

Wir können es nicht unterlassen, hier die Worte zu citiren, welche ein ehemaliger Schüler Gräfe's am Abend seines Lebens

der geniale Stromeyer über ihn äusserte. In seinen „Erinnerungen eines Arztes“ heisst es:

„Gräfe's Persönlichkeit machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck. Er hatte schwarzes Haar und schöne blaue Augen, seine nicht ganz regelmässigen Gesichtszüge hatten einen freundlichen Ausdruck. — Sein Vortrag war klar und verständlich, seine operative Geschicklichkeit eminent. Er besass den Willen und die Fähigkeit, ein guter Lehrer zu sein. Ich habe in den beiden Semestern, in welchen ich seine Klinik besuchte, nichts von ihm gesehen, was er nicht vor Gott und den Menschen hätte rechtfertigen können, er unternahm keine Operation, von der sich nicht etwas Gutes für den Patienten erwarten liess, keine aus Eitelkeit oder der eigenen Uebung wegen. Er suchte die Diagnose so viel als möglich festzustellen, ehe er operirte und wandte Alles an, den Erfolg sicher zu stellen. Er war in Allem exact, jede Bindetour war ihm wichtig, nichts durfte übereilt oder nachlässig ausgeführt werden. — Seit 50 Jahren bemühen sich die Chirurgen aller Länder, auf der von ihm beschrittenen Bahn fortzugehen, und wenn erst jetzt die soliden Fortschritte, welche darin liegen, zum Vorschein kommen, wie in der Behandlung der Blasenscheidenfistel, so verdient doch der nicht vergessen zu werden, welcher den Keim dazu legte. Todtschweigen konnte man ihn nicht, man suchte ihn zu verkleinern.“

Wie es bei allen wirklich genialen Naturen schwer ist, zu entscheiden, in wie weit sie ihr Schicksal schufen, wie weit das Schicksal sie schuf, so war es auch bei Gräfe der Fall. Eine Summe von Geisteskräften vereinigte sich bei ihm, die hingereicht haben würde, einem nicht vom Schicksal Begünstigten eine hohe Stellung im Leben und in der Wissenschaft zu erringen.

Gräfe aber reichte überdies von seiner Geburt an das Glück gleichsam die Hand, schüttete sein Füllhorn über ihn aus und verliess ihn erst kurz vor seinem Tode.

Bei solchen Naturen wie Gräfe, wo der kritische Verstand, die abwägende und überlegende Vernunft und die schöpferische Phantasie als Trias den ganzen Menschen bestimmen und gleichsam den Compass der Lebensrichtung bilden, da werden diejenigen Geistesrichtungen, welche man gewöhnlich als Gemüth zu bezeichnen pflegt, von selbst zurück gedrängt.

Sie sind vorhanden, wenn auch oft nur im latenten Zustande; je mehr die ersteren dabei prävaliren und ihren Glanz entfalten, treten letztere in den Hintergrund, ja ganz in den Schatten.

Daher machen solche Naturen keinen allgemein sympathischen Eindruck. Viele werden allerdings, bloss dem Eindruck der ersten sich hingebend, durch sie geblendet, zur Bewunderung hingerissen, bleiben aber doch kalt, viele aber werden durch sie geradezu zurückgestossen.

Gräfe bei aller Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr, bei allen seinen feinen Formen, die er im Umgange entwickelte, konnte aber unmöglich einen harmonischen Eindruck hervorbringen, weil sein Verstand zu sehr auf Kosten seines Gemüths entwickelt war. Dieser beherrschte ihn ganz. Und wo bei Anderen die Stimme des Herzens die Entscheidung bringt, entschied bei ihm alles der kalte Verstand.

Er konnte eben nicht anders; würde er anders gehandelt haben, so wäre er nicht mehr Gräfe gewesen.

Eins aber müssen wir hervorheben, und ist dies ihm gewiss sehr hoch anzurechnen, seine grosse Pietät vor seinen Lehrern, die man bei ausserordentlich begabten Menschen so oft vermisst.

Wenn Sprengel ihm gewissermaassen die historische Richtung gegeben hat, und diese ja seine Grösse bedingte, so tritt Gräfe's Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Lehrer der Chirurgie, den ehrwürdigen Bernstein, nirgends deutlicher hervor, als in einem Briefe von ihm an dessen Sohn. Letzterer hat diesen der reizenden, heute natürlich gänzlich in Vergessenheit gerathenen, Selbstbiographie seines Vaters angefügt. Dort heisst es:

„Schon von Jena aus, noch bevor ich ihn persönlich kennen gelernt, erleichterten mir seine gehaltreichen Schriften das vor 3 Decennien noch wenig begünstigte Studium der Chirurgie. An Richter's Meisterwerke schlossen sich zu jener Zeit nur die Schriften ihres trefflichen Vaters, aus welchen der Zögling für das Selbststudium Belehrung schöpfen konnte. Aber nicht nur vermöge einfach klarer, von praktischer Brauchbarkeit nie abweichender Schriften, sondern auch dadurch, dass der wackere Mann mit den ersten Anstoss zur Errichtung förmlicher chirurgischer Kliniken gab, trug derselbe ungemein viel zur Ausbildung der höhern Chirurgie in Deutschland bei. Während der Feldzüge 1813—1815 übernahm der treffliche Mann meine Stellvertretung bei der Klinik. Hier am Krankenbette wirkend, zeigte er, wie nicht bloss im Gebiete der Medicin, sondern auch in jenem der Chirurgie, den Gang der Krankheit forschend zu beobachten, wie der Natur Seitens der Kunst nur zu Hülfe zu kommen und wie wenig diese zu bemeistern sei; hier *lehrte er, wie der Wundarzt nie den Menschen vergessen soll, wie er das ihm anvertraute Gut des Lebens und der Gesundheit pflegen, entschlossen bewahren soll, nie aber dasselbe durch kecke, dem Verbrechen nahestehende Unternehmungen in Gefahr bringen dürfe, um in strafbarer Selbstsucht sich mit erweislichen grossen Handlungen, mit sogenannten genialen Versuchen auf Kosten des, seinen Händen übergebenen Lebens, brüsten zu können.*"

(Bruchstücke aus dem Leben Johann Gottlob Bernsteins, herausgegeben von dem Sohn Dr. Chr. Bernstein. Frankfurt am Main 1836.)

Der glänzende Erfolg nun, den G. bei allen seinen Unternehmungen hatte, diente nur dazu, diese ihm angeborene Eigenthümlichkeit immer weiter zu entwickeln und stärker hervortreten zu lassen.

Gräfe war ein geborener Herrscher und als solcher erzielte er seine Erfolge.

Wenn es nun überhaupt zu den grössten Seltenheiten gehört, dass hochbegabte Naturen keine Feinde haben — es ist ja bekannt, dass selbst der biedere und uneigennützige Heim in den ersten Jahren seiner Praxis von Feinden rings umgeben war und viel zu leiden hatte — so ist es bei solchen Menschen, wie Gräfe, gar nicht anders möglich.

Selbstverständlich tragen die Feinde dann dazu bei, alle, an und für sich kleinen, an ihren Gegnern bemerkten, Schwächen aufzubauschen und zu vergrössern.

So bildet sich denn die öffentliche Meinung; und diese herrscht dann nicht bloss während des Lebens, sondern durch Tradition oft noch lange nach dem Tode.

Dazu kommt bei Gräfe, und dies ist, um ihn richtig beurtheilen zu können, von ungeheuerer Wichtigkeit, dass nicht wie bei Richter und Dieffenbach der Schriftsteller und Mensch bei ihm in eins verschmolzen sind.

Besässen wir von Dieffenbach weiter nichts als seine *„Operative Chirurgie"*, so wäre man doch im Stande, aus dieser allein, ein getreues und mit der Natur übereinstimmendes Gemälde von seinem Charakter zu entwerfen.

Ganz anders verhält es sich mit den Schriften von Gräfe. Der Mensch spiegelt sich in ihnen nicht ab; man erfährt nichts über seine Denkart. Der Mensch und Schriftsteller ist bei ihm vollständig getrennt. Man lernt aus ihnen nur Gräfe den Chirurgen kennen.

Wie Gräfe nun in seinen Schriften sich giebt und zeigt, denselben Eindruck hat er gewiss im persönlichen Verkehr gemacht.

Bei aller Liebenswürdigkeit und Formgewandtheit ist bei ihm sicher mehr das rein ärztliche Element als das rein menschliche hervorgetreten.

Bei den meisten hat er daher keinen sympathischen Eindruck hervorgerufen, und nach diesem bildete sich das Gesammturtheil.

So erklärt es sich, dass bis auf diesen Augenblick das ungünstige Urtheil über Gräfe's Charakter sich erhalten konnte.

Gräfe war, wie jeder Sterbliche, gewiss nicht frei von Fehlern; dieselben waren aber nur die nothwendigen Garnirungen

seiner Tugenden, seiner bewunderungswürdigen Pflichttreue, seiner hochherzigen Vaterlandsliebe, seiner riesigen Arbeitskraft, seiner aufopfernden Humanität gegen seine Kranken, seines stetigen Fleisses, seiner ärztlichen Genialität.

Seine Fehler und Tugenden sind so eng mit einander verwachsen, dass wir sie nicht von einander trennen können; letztere überwiegen aber in solchem Maasse, dass erstere gegen sie verschwinden, und von dem, welcher nur ein Auge für das Edle hat, gewiss gar nicht bemerkt oder gar übersehen werden.

Desshalb mögen die bekannten Worte auf ihn angewendet werden: „sit ut est aut non sit". Wenn man bei den meisten Menschen aus der Physiognomie auf ihren Geist, ihre ganze Eigenart schliessen kann, und die Physiognomie in der Regel der sicherste Schlüssel ist, in das Verständniss des innern Menschen einzudringen, ich will nur an Lessing, Schiller und Goethe erinnern, deren Gesicht uns den ausführlichsten Commentar über ihr Sein als Menschen ersetzt, so trifft dies durchaus nicht bei Gräfe zu.

Betrachtet man das, dem „Rust'schen Magazin" vorgedruckte Bildniss Gräfe's, so frappirt Einen sofort der Widerspruch, in dem dasselbe zu der geistigen Grösse des Verfassers steht. Gräfe, im Leben und in der Wissenschaft ein Aristokrat, tritt uns hier mit einem ganz plebejischen Gesichte entgegen. Der kleine runde Kopf, das vom Untergesicht nicht abgegrenzte, sondern in einer ovalen Linie verlaufende, kaum bemerbare Kinn, die aussergewöhnlich langen Ohren, die im Verhältnisse zum Kopfe zu weit geschweiften Augenbogen, die stumpf auslaufende Nase, der spärlich gesäete, sich nicht bis zum Kinn erstreckende, Backenbart machen durchaus keinen sympathischen Eindruck, lassen am wenigsten vermuthen, dass hinter dieser Oberfläche ein genialer, dazu durch und durch aristokratischer, Geist sich verstecke. Auch das Auge verräth nichts von Gräfe's ungewöhnlichen Geistesanlagen; es strahlt durch und durch Güte, Sanftmuth und Bonhommie.

Kurz, das Gesicht Gräfe's wird Jedem ein Räthsel sein, und auch der feinste Physiognomiker durch dasselbe in Verlegenheit gesetzt werden.

So schwer es daher in jeder Beziehung ist, Gräfe als Menschen richtig zu würdigen und ein absolut richtiges Bild von ihm zu entwerfen, so leicht ist es, ihn als Chirurgen zu daguereotypiren. Wir

brauchen nur seine Schriften, die Denkmäler, welche er sich für ewige Zeiten gesetzt, zu lesen, um ein klares, unverfälschtes Bild von ihm zu erhalten.

Weiter unten wollen wir eingehend die Verdienste schildern, welche Gräfe sich um die Chirurgie erwarb und hier uns damit begnügen, im Allgemeinen die Stellung zu charakterisiren, welche er in der deutschen Chirurgie einnahm.

Gräfe bildet die continuirliche Fortsetzung von Schreger. War bei ihm das scientifische Element in den Vordergrund getreten, so überwog bei Gräfe entschieden das künstlerische.

Auch seine Stellung zu den Naturwissenschaften ist, wie die aller übrigen chirurgischen Classiker, eine durchaus correcte, logische und historische.

Er stellte nicht, wie die moderne Medicin, die Naturwissenschaften über die Medicin, welche ja die Mutter derselben ist, schätzte sie aber als Hülfsmittel sehr hoch, er cultivirte sie, ohne in einen Hypercultus derselben zu verfallen.

Obgleich in Polen geboren, concentrirt sich in Gräfe der Prototypus des deutschen Chirurgen.

Oben zeigten wir, wie im Gegensatze zu anderen und namentlich den semitischen Völkern, deren Specialdomaine seit Alters die Religion und der Handel waren, die Deutschen, denen es gelang, die römische Weltherrschaft zu stürzen, dazu berufen waren, eine neue Cultur auf dem Boden der abgestorbenen alten zu schaffen, indem sie einestheils eine somatische Infusion, anderntheils eine geistige den alten Völkern beibrachten. Durch die Kreuzung der germanischen Völker mit den römischen bildeten sich als junges neues Volk die Romanen.

Sie und die reinen Germanen übernahmen nun die Führung, welche früher Hellas und später Rom gehabt hatte.

Die Germanen rissen unter Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern nicht bloss bis zur Reformation die politische Führung an sich und waren die eigentlichen Herren Europas, sondern sie wirkten auch umgestaltend auf die gesammte Cultur durch die Entdeckung des Pulvers, der Buchdruckerkunst, der Xylographie und der Oelmalerei.

Wie der Nihilismus die slavischen Völker charakterisirt, so der Conservativismus und das schaffende, regenerirende Element die

deutschen. Unter den sogenannten Culturvölkern stehen sie desshalb oben an.

Wie wir früher zeigten, feiert die deutsche Chirurgie ihre höchsten Triumphe in der conservativen Chirurgie.

Und die Ehre, ihr erster Träger, ihr erster Begründer zu sein, kommt Gräfe zu. In seine Fussstapfen trat dann später das glänzende Dreigestirn Dieffenbach, Stromeyer und Esmarch.

Bei Gräfe herrschte das künstlerische Element entschieden vor, ja, es steigerte sich bei ihm, der eine schöpferische Phantasie besass, in dem Maasse, dass er es als die höchste Aufgabe des Chirurgen betrachtete, nicht zu zerstören, sondern zu erhalten, ja selbst zu schaffen.

Sein historischer Sinn hatte ihn auf's Genaueste mit dem Studium der Literatur seiner Wissenschaft bekannt gemacht. Während daher seiner Zeit Viele die plastischen Erfolge Branca's und Taliacotius' und die Resultate der indischen Medicin als Märchen anzusehen pflegten, erkannte Gräfe nicht bloss die Möglichkeit, sondern er wurde durch die Einführung der Rhinoplastik der Wiederhersteller einer edlen Kunst, welche schon früher in der alten Heimath der Deutschen ausgeübt, zum zweiten Male in Deutschland ihre Auferstehung feiern sollte.

Und so wurde Gräfe durch die Einführung der künstlichen Nasenbildung und der Gaumennaht, beide in ein und demselben Jahre vollzogen, der eigentliche Begründer der conservativen und plastischen Chirurgie.

Haben an ersterer freilich Viele gewirkt, auch Manche ihm vorgearbeitet, so verdient offenbar diesen Namen nur der, welcher principiell dies Verfahren in die Chirurgie einführte und es als höchstes Ziel, als Krönung des Gebäudes der Chirurgie hinstellte.

Geschichte.

Wir zeigten oben, dass Gräfe vorzugsweise durch seinen ausgeprägten historischen Sinn befähigt wurde, für die Chirurgie als Choragos und Gesetzgeber aufzutreten.

Wer in einer Wissenschaft etwas leisten will, der muss auf's Genaueste ihren Zustand, wie er sich von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart entwickelt hat, kennen. Erst dann bekommt

er ein klares Bild von ihr und kann sich ein richtiges Urtheil über ihren gegenwärtigen Zustand bilden.

Wenn auch meistens dasselbe dahin ausfallen wird, dass im Allgemeinen ein Fortschritt gemacht wurde, so wird es doch nicht ausbleiben, dass ein scharfer Blick bei der neuesten Chirurgie Manches vermissen wird, was man früher schon kannte und hatte, das aber im Laufe der Zeit aus verschiedenen Ursachen wieder verloren ging.

Wer es versteht, diese Lücken zu bemerken, dem bietet sich die schönste Gelegenheit, wirkliche Fortschritte seiner Wissenschaft anzubahnen.

Gräfe, auf's Tiefste in die Geschichte seiner Wissenschaft eingedrungen, erkannte alsbald, wo er seine Kräfte einsetzen müsste.

Sucht man seinen Namen als Historiker vergeblich in den Lehrbüchern der Geschichte, so rührt dies daher, dass die meisten, welche wir besitzen — das ausgezeichnete Werk von Sprengel ausgenommen — ja bekanntlich blosse Compilationen sind, von Quellenstudien fast nie bei ihnen die Rede ist.

So werden denn von diesen Verfassern der historischen Lehrbücher, welche alle die Methode befolgen, aus den vorhandenen ein neues zu compiliren, das sie mit ihrem Namen versehen, nur solche als Historiker aufgeführt, welche selbst ein Lehrbuch oder Handbuch schrieben.

Vergeblich sucht man aber dort die Männer, welche irgend eine historische Monographie verfasst haben. So war bislang auch von Gräfe als Geschichtsforscher nichts bekannt.

Zeigen wir jetzt, in welcher Weise und wie Gräfe als medicinischer Historiker sich hervorthat. Als solcher debütirte er zuerst in der Schrift „der salinische Eisenquell im Selkethale am Harze".

Wenn man bislang immer annahm, Gräfe habe dieses Bad zuerst gegründet, so wird diese Meinung am besten durch die historische Skizze, die er in jener Schrift von demselben entwirft, widerlegt.

In derselben weist er nach, dass dasselbe wahrscheinlich durch den Fleiss des Bergmanns zufällig eröffnet wurde.

Um die Grundwässer der sogenannten vereinten Grube, welche im Harzgeröder Felde auf Bleierz getrieben ward, zu lösen, legten

holländische Gewerke einen Stollen an dem Orte an, wo jetzt der Quell fliesst.

Im Jahre 1692 war er schon 1505 Fuss getrieben und erzeugte ein Jahr darauf einen bedeutenden Ertrag von Schwefelkies, der auf Schwefel genützt, dem Stollen den Namen Schwefelstollen gab.

Als später der Kies so fest wurde, dass in einem Quartal kaum ein Lachter ausgefahren werden konnte, gab man das Unternehmen als zu kostspielig und nicht rentirend auf. Im Jahre 1721 fand man den Stollen ganz verfallen. Im Jahre 1759 wurde er auf Befehl des regierenden Fürsten Victor Friederich wieder aufgenommen.

Schon vor mehr als hundert Jahren zog der Quell die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sich.

Zuerst untersucht wurde er 1766 auf Befehl des, damals zur Regierung gekommenen, Friedrich Albrecht von dem Arzte Paldamus.

Von dieser Zeit her datirt die eigentliche Gründung des Bades

Es wurde ein Behälter gebaut und in der nahgelegenen Mühle sechs Stuben und ebenso viele Kammern zum Aufenthalte von Badegästen eingerichtet.

Das Bad wurde mit sehr grossem Erfolge von mehreren Kranken besucht.

Es erschien 1768 die erste Badeliste, welche unter 50 Personen mehrere fürstliche aufzählt.

Paldamus veröffentlichte 1769 die erste Schrift, in der er seine Beobachtungen über die Bäder mittheilt.

Von da an erhielt sich der Besuch des Bades, bis Gräfe die Reorganisation desselben vornahm.

Zu Gräfe's Thätigkeit als Historikers müssen wir auch seine journalistische Wirksamkeit zählen.

Dahin rechnen wir zunächst seine Theilnahme an der Herausgabe des „encyclopädischen Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften", herausgegeben von den Professoren der medicinischen Facultät zu Berlin: C. F. v. Gräfe, C. W. Hufeland, H. F. Link, K. A. Rudolphi, E. v. Siebold.

Nichts hat mehr dazu beigetragen, das Ansehen der jungen Berliner medicinischen Facultät zu heben, als dieses grosse, in seiner Art einzige und unübertroffene Unternehmen.

Das Werk war ursprünglich auf 25 Bände berechnet und sollte in sechs Jahren vollendet sein. Der 1. Band erschien im Jahre 1828.

Statt dessen wuchs es aber auf 37 Bände an und erlebte seine Vollendung erst 21 Jahre später im Jahre 1849.

Link war der einzige der Herausgeber, welcher die Vollendung erlebte; von Gräfe, Hufeland, Rudolphi, von Siebold waren alle miteinander verstorben und statt ihrer D. W. H. Busch, J. F. C. Hecker, J. C. Jüngken, J. Müller in die Redaction eingetreten, von denen jetzt auch Keiner mehr zu den Lebenden zählt. Unter den 120 Mitarbeitern findet man die ersten wissenschaftlichen Capacitäten der damaligen Zeit; von ihnen sind Professor Henle in Göttingen, Professor Brücke in Wien, Professor Stannius in Rostock, Professor Radius in Leipzig, Professor Valentin in Bern, Professor Budge in Greifswald, Geh. Sanitätsrath Steinthal in Berlin und Professor Bischoff in München wohl die einzigen, welche noch leben.[1])

Diese Berliner Encyclopädie hat sehr dazu beigetragen, einen allgemeinen wissenschaftlichen Sinn unter den Aerzten Deutschlands zu verbreiten.

Bei der Redaction hatten die Herausgeber folgende Grundsätze festgestellt:

1) Alle, dem Arzte nothwendige, wissenschaftliche Gegenstände, sollen erörtert werden.

2) Dieses soll nicht in weitläufigen und ausführlichen Abhandlungen geschehen, sondern in möglichst gedrängter Kürze, um die Bändezahl nicht zu gross und das Werk nicht zu kostbar zu machen.

3) Eine kurze Geschichte, der jetzige Standpunkt der Erkenntniss und die literarischen Hülfsquellen sollen angezeigt werden.

4) Zugleich soll das Werk als Wörterbuch dienen und die Erklärung technischer, auch veralteter, aber doch noch vorkommender und zum Verständniss älterer Schriftsteller dienender Worte geben.

Die an das Werk geknüpften Erwartungen haben die Herausgeber nicht getäuscht.

Es ist ein strahlendes Monument deutschen Fleisses und deutscher Gelehrsamkeit und beweist auf's Schlagendste, dass schon vor dem Jahre 1830 oder 1835 die deutsche Wissenschaft nicht bloss

1) Valentin und Bischoff sind inzwischen auch gestorben.

der der übrigen Culturvölker ebenbürtig war, sondern auch sie in den meisten Punkten übertraf und dass es total falsch und unhistorisch ist, die Selbstständigkeit der deutschen Wissenschaft erst von dem Anlauf der nihilistischen medicinischen Bilderstürmer zu datiren.

Nicht minder verdient um die Journalistik machte sich Gräfe durch das, in Verbindung mit Philipp von Walther herausgegebene, *„Journal für Chirurgie und Augenheilkunde"*. Zahlreiche chirurgische Journale waren seit Eingehen der Richter'schen Bibliothek entstanden, kein einziges aber hatte solch' einen Einfluss wieder erlangen können.

Während Richter vorzugsweise durch seine Kritik eine so grosse Wirkung erzielt hatte, glaubten Gräfe und Walther den weiteren Fortschritt der deutschen Chirurgie und Augenheilkunde hauptsächlich dadurch erzielen zu müssen, dass sie ein Journal gründeten, in welchem nicht die referirende und kritische Tendenz, sondern jene der freien Untersuchung und eigenen Hervorbringung die vorherrschende ist.

Ihre Absicht haben sie denn auch in erwünschter Weise erreicht, und es ist ausgemacht, dass obiges Journal mächtig zum Aufschwung der deutschen Chirurgie während des langen Zeitraums seines Bestehens beigetragen hat. Es bestand auch nach Gräfe's so frühzeitig erfolgtem Hinscheiden fort und ging erst im Jahre 1849 mit von Walther's Tode ein.

Von grosser Tragweite und Bedeutung ist der von den beiden Autoren gemeinschaftlich verfasste Aufsatz *„Ueber den gegenwärtigen Zustand der Chirurgie in Deutschland"*, welcher zugleich gewissermaassen ihr Programm enthält und gleich dem ersten Bande vorangedruckt ist.

Nachdem des glücklichen Umstandes der Wiedervereinigung der Chirurgie mit der Medicin gedacht und des wohlthätigen Einflusses, welcher dadurch der ersteren erwachsen, verbreiten sie sich darüber, wie in den Ländern, wo die Trennung fortbestehe z. B. in Frankreich, in der französischen Schweiz, in England diese Wirkung in ähnlicher Weise sich geltend mache wie früher in Deutschland.

Es erfolgt nun eine eingehende vergleichende Kritik, welche klar darlegt, welch' einen hohen Stand die deutsche Chirurgie schon damals, als sie das Journal gründeten, der ausländischen gegen-

über einnahm und am besten den Wahn widerlegt, als habe erst vom Jahre 1830 an die deutsche Medicin und Chirurgie von Frankreich sich emancipirt. Da sie dasselbe ausführt, was wir in der „allgemeinen und differentiellen Charakteristik der chirurgischen Classiker" bewiesen haben, überdies das Wesentliche und Unterscheidende der deutschen Medicin in echt kritischer und künstlerischer Weise entwickelt, so wollen wir theilweise jene Abhandlung hier wieder produciren:

„Wie aber jede Trennung und Vereinzelung nur eine einseitige und eben darum nie vollständig genügende Bildung zulässt, so trifft auch die französische und die englische Chirurgie, bei aller Trefflichkeit der operativen Technik, der gerechte Tadel der Einseitigkeit. Eine chirurgische Operation ist immer nur Ein Vorgang in der Reihe derjenigen Veranstaltungen, die zur Beseitigung eines bestimmten Krankheitszustandes zu treffen sind: sie ist freilich oft der wichtigste; allein nie das einzige für sich genügende. Sie will durch eine vorbereitende Cur eingeleitet sein und durch eine nachfolgende zweckmässige Behandlung des Operirten muss diesem die Erreichung des Zweckes der Operation gesichert, jede Gefahr, woher sie ihm drohe, beseitigt, der Heilungsprocess zweckmässig geleitet und zum Ziele der Vollendung geführt werden. Die Chirurgie hat aber nirgendwo ein gegen die Medicin geschlossenes und vermarktes Gebiet; überall ist sie im lebendigen Zusammenhange mit derselben und durch keine dialektische Künstelei ist eine logisch richtige Theilung des wissenschaftlichen Gebietes, durch keine polizeiliche Verordnung ist eine gedeihliche Trennung des Geschäftes zu Stande zu bringen. Der Gegensatz der Medicin und der Chirurgie ist ein organisch gebildeter; wie im lebenden Organismus zwei Organe mit einander verbunden sind, jedes für sich lebend und bestehend und doch nur in dem andern lebend und durch dieses bestehend, so ist auch das Verhältniss der Medicin und Chirurgie.

Der organische Körper ist ein in sich vollendetes, geschlossenes und zur Freiheit gebildetes Ganze; was der kleinste Theil leidet, das empfinden die entferntesten Theile mit, besonders aber jene centrirenden Organe und Systeme, welche Strahlenheerde der Lebenskräfte und gleichsam Erreger, Sammler und Directoren ihrer Actionen sind. Diese reagiren gegen jeden Localangriff, auf welchen Theil des Körpers er immer geschehe, um so schneller, je edler und mit je höheren Lebenskräften begabt sie sind. Die erste Reaction ist jene des Nervensystems, die zweite die des Gefässsystems, die dritte die des zur Ernährung und Stoffbildung dienenden Visceralsystems. Bei irgend bedeutender Verletzung wird man daher immer eine dreifache Reihe sogenannter Zufälle sich entwickeln und den Krankheitszustand der Verwundeten durch drei Perioden verlaufen sehen. Nicht selten, unter günstigen Verhältnissen, ist die eine oder die andere Reihe dieser Krankheitserscheinungen fast unmerklich; aber leise Anklänge derselben sind, mehr oder weniger deutlich, immer vorhanden. Das Maass der Reaction des Gesammtorganismus gegen den Localangriff auf das einzelne Organ giebt die grössere oder geringere Heftigkeit des Wundfiebers, welches, sowie jedes Fieber, der Ausdruck des Strebens zur Wiederherstellung des aufgehobenen Gleichgewichts entzweiter Lebensaction ist, und wobei besonders das Gefässsystem, als das vermittelnde aller Gegensätze und entzweiten Actionen, thätig aufgeregt erscheint. Die Chirurgie wäre ein leichtes und nur geringe Geisteskraft erforderndes Geschäft, wäre das Object derselben eine leblose Maschine, deren Hebel- und Federwerk ausgebessert und geordnet werden sollte. Allein es ist ein organisch gegliederter Leib, dessen organisch-bildende, dynamisch-vitale und selbst psychische Re-

action gegen einen mechanischen Eingriff in seine rein somatische Sphäre nie ausbleibt und die ganze Reihenfolge dieser, zum Theil krankhaften, zum Theil als heilsame Naturbestrebungen zu würdigenden Reactionen gehörig leiten, — wo sie zu heftig sind, sie mässigen, die trägen anspornen, — ihnen eine zum Ziele der Heilung führende Richtung geben — das kann nur der vollkommene Arzt.

Dadurch, dass die Alexandriner die Chirurgie auf die Anatomie gründeten, dadurch, dass diese von den spätern Griechen, von den Arabern und Arabisten wieder verlassene Bahn durch Guido Cauliaco auf's neue eröffnet, von Ambrosius Paräus, von Fabricius Hildanus, von Severinus und Anderen eifrig verfolgt wurde, kam erst einige Sicherheit und Bestimmtheit in die operative Technik. Wie wichtig es aber sei, auch in chirurgischer Beziehung die Structur der Organe nicht als einen in sich abgeschlossenen fertigen Mechanismus, sondern in der Evolution und eben darum comparativ-anatomisch und im Rückblicke auf die Fötal-Metamorphosen, somit die Organe nicht in ihrer Stetigkeit, sondern gleichsam im Flusse und in den Vorgängen der Entwickelung zu betrachten, dies geht mit überzeugender Klarheit aus der in unserer Zeit so sehr vervollkommneten Lehre von den Inguinalhernien hervor, deren wahre Natur und Entstehungsweise nur aus der physiologischen Geschichte des Durchganges der Hoden durch den Bauchring und der sie begleitenden Peritonealhüllen richtig bestimmt werden konnte. Die Bildungsfehler, welche so oft, wenigstens die geringeren und nicht geradezu an Monstrosität angrenzenden, ein Gegenstand chirurgischer operativer Behandlung werden, erhalten nur aus der Physiologie des Fötus ihre wahre Aufklärung. Die Anatomie hat offenbar sich selbst überstiegen dadurch, dass sie aufhörte eine sterile Topographie des menschlichen Körpers zu sein, dadurch, dass zu ihr eine allgemeine Anatomie hinzukam, dass sie sich in comparative Thieranatomie ausbreitete, und dass sie anfing, die Organe nicht mehr in ihrem vollkommen entwickelten Zustande, sondern zugleich in ihrer Entstehung und successiven Ausbildung zu betrachten. Wir wollen nicht der Chirurgie ihre alte Grundlage, die Anatomie, rauben, aber jene soll nicht auf dem bequemen Polster der alten bloss descriptiven Anatomie ruhen. Viele Chirurgen kennen den heutigen vervollkommneten Zustand der Anatomie nicht. Will man die heutige Chirurgie auf die Anatomie gründen, so muss man sie nicht auf die alte, sondern auf die heutige, vervollkommnete, immer mehr zur Physiologie sich erhebende Anatomie gründen. Und dass dieses geschehe, wird der unterscheidende Charakter der deutschen Chirurgie sein.

Zu allen Zeiten gab es in Deutschland einzelne treffliche operative Chirurgen, welche an Virtuosität in der Kunst den berühmtesten des Auslandes nicht nachstanden, an Gelehrsamkeit aber und umfassender wissenschaftlicher Bildung sie leicht übertrafen. Aber es waren nur Einzelne, an Höfen, auf Lehrstühlen und in grossen volkreichen Städten. Es fehlt an einer Masse von guten Chirurgen, die sich gegenseitig unterstützt hätten.

Aber nun ist die Saat aufgegangen, welche Richter im nördlichen, Siebold im südlichen Deutschland, Mursinna im preussischen Staate ausstreuten. Wir sehen eine Zeit der Blüthe. Nun zeitigt die Frucht.

Es sind bei uns eine Masse von Chirurgen vorhanden, so kunstgewandt als nur immer französische und englische Wundärzte es sein können. Der deutsche Fleiss hat die Mühen einer langen Kunstübung nicht gescheut und endlich auch die kleinsten, aber eben darum oft bedeutendsten Vortheile der Technik errungen. Bald wird auch ein reisender Franzose es anerkennen müssen, dass er in Deutschland eine Chirurgie und zwar eine des Preises würdige gefunden habe.

Worin besteht nun aber der eigenthümliche Charakter dieser deutschen Chirurgie, wie sie sich unter unsern Augen seit wenigen Decennien immer herrlicher entfaltet? — Darin, dass unsere besten Chirurgen durchgehends und

beinahe ohne Ausnahme treffliche Aerzte sind, was man bei anderen Nationen noch nicht, wenigstens nicht in dieser Allgemeinheit und in dieser anerkannten Nothwendigkeit antrifft. „Erst seit der Zeit," sagt Reil, „dass gelehrte und auf Akademien gebildete Aerzte sich der Chirurgie widmeten, stieg sie zu dem Grade der Cultur hinauf, den sie jetzt hat. Die Gilden der Barbiere trugen dazu nichts bei." Gründlichere und vollständigere medicinische Kenntnisse veranlassen bei diesen eine treuere Naturbeobachtung, eine grössere Aufmerksamkeit der Heilungsprocesse und eine genauere Erforschung seiner Bedingungen. Eine eigentlich chirurgische Pathologie, zu welcher nur erst schwache Anfänge vorhanden sind, wird in Deutschland entstehen und ebenso eine Materia chirurgica, von welcher man wohl spricht, die aber nirgends existirt. Eben darin zeigte sich der unwissenschaftliche Zustand der bisherigen Chirurgie, dass wir überall nur die Theile hatten und nirgendwo das Ganze, dass Alles vereinzelt dastand und dass dem Einen keine Beziehung auf das Andere gegeben ward. Welche Gewaltthaten verübte Richerand an den chirurgischen Krankheitsformen, um sie in Reihe und Glied zu stellen! Ist dies, möchte man fragen, der gerühmte Vortheil der analytischen Methode? Was zum Abschluss reif ist, das schliesst Niemand besser ab als der Deutsche, wenn ihn nicht abstracte Begriffe und die Befangenheit in engen Schulformen daran hindern.

Es besteht eine durch ganz Deutschland verbreitete Chirurgie. Ohne äusseres Band und ohne sichtbare Vereinigung ist eine übereinstimmende Richtung in den Bestrebungen und ein tiefgefühltes Bedürfniss der gegenseitigen Mittheilung vorhanden."

In seinem Werke *„Normen für die Ablösung grösserer Gliedmaassen nach Erfahrungsgrundsätzen entworfen"* hat G. eine *„Geschichte der Gliederablösungen"* geliefert, die, wenn sie auch nicht erschöpfend ist, doch insofern auch heute noch unser Interesse in Anspruch nimmt, als sie documentirt, wie dem Verf. die Geschichte der Medicin nicht als die Aufzählung von blossen Thatsachen oder als blosse Chronologie bedeutsam erscheint, sondern insofern sie uns den Entwickelungsgang der einzelnen Verhältnisse darstellt und uns lehrt, wie aus deren Zusammenstellung allein der allmähliche Fortschritt und die bessere Handlungsweise hervorgeht. In kurzen Zügen schildert der Verf. hier die Vorbauungen gegen Blutungen während der Operation; Archigenes', Morell's, Petit's Handlungsweise, die Mittel, die Blutung nach geschehenem Schnitte zu stillen, das Verfahren der Araber, Hildan's, Brasfort's, Paré's, Kern's, Koch's Verfahrungsarten.

Er beschreibt dann die Vorschläge, welche Theodorich, Guy Chauliac, Morée und Faust zur Minderung der Schmerzen machten.

Er bespricht hierauf die Methoden zur Gestaltung der Wundfläche, wie Celsus die Hautersparniss anräth, Lowdham die Fleischlappenbildung, Alanson den Kegelschnitt empfiehlt und

Waldenburg ihn unausführbar findet, Desault dagegen und Richter Encheiresen angeben, die ihn möglich machen sollen.

Am Schlusse verbreitet er sich über die Geschichte der Behandlung der Amputationswunde — Verduin verlangt die schnelle Behandlung, O'Hallaran verwirft sie — und die Schicksale der Einigungsmittel und die Mängel der dynamischen Behandlung des Stumpfes.

Die bedeutendste geschichtliche Leistung, selbst bis jetzt unübertroffen und schon desshalb noch heute von Werthe, weil sie die erste der Zeit nach war, ist seine *„Geschichte der Rhinoplastik"*, den zweiten Abschnitt seines Werkes über *„Rhinoplastik"* bildend.

Gräfe unterscheidet in ihr drei Perioden.

Die erste und älteste umfasst den Zeitraum, in dem diese Kunst sich in den Händen der Braminen befand und gegen das Ende des 15. Jahrhunderts nach Italien übertragen und von dem Arzte Branca geheimnissvoll ausgeübt war.

Die Rhinoplastik knüpft sich an die Mysterien indischen Priesterthums. Die Kooma's als unleugbare Abkömmlinge der Braminen machen noch heute dort die Astrologen, Physiker und Aerzte aus. Bei allen übrigen Völkern finden wir einen gänzlichen Mangel dieser Kunst. Wenn man die vielen bei der Vorrichtung der Operation noch festgesetzt gebliebenen religiösen Ceremonien betrachtet, so ist der Indisch-Priesterliche Ursprung derselben ganz ausser allem Zweifel stehend. Durch Tradition erbt sich die Methode von einer Generation in ihrer ursprünglich einfachen Gestalt gleichmässig weiter. Die Häufigkeit der scheusslichen Entstellungen als zahllose Folge der Bestrafung und rohen Rachbegier gab hinreichend Veranlassung, den Beistand der erfahrenen Kooma's aufzusuchen.

Hierdurch breitete sich die Kenntniss der Nasenbildung allmählich über alle südlichen Theile Asiens, über Persien und Arabien aus.

Der engen Verbindung, in der Sicilien mit Arabien lebte, verdanken wir wahrscheinlich die Uebertragung der Nasenbildung vom Orient nach Italien.

Denn nach einem, in der Dominikaner-Bibliothek zu Palermo aufbewahrten Manuscripte wurde sie von dem Sicilianischen Arzte Branca zuerst im Jahre 1442 mit völlig befriedigendem Erfolge

dort ausgeübt. Von ihm ging sie auf seinen Sohn Antonius und weiter auf die Familie der Bojani's über. Alle bewahrten sie als Geheimniss und die Verfahrungsart wurde nie bekannt.

Die zweite Periode geht vom freien wissenschaftlichen Entkeimen der Kunst, vom Entstehen der italischen Methode, die Nase aus einem vernarbten Armhautstücke zu ersetzen, bis zu ihrem gänzlichen Verfall, vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Calabrische Aerzte, um die Entstellung der Stirn, welche bei der indischen Methode stets zurückbleibt und die Gefahr zu vermeiden, welche durch die Entblössung des Schädels zuweilen entsteht, benutzten zuerst statt der Stirnhaut die des Armes als Material zum Wiederersatz. Der letzte der Bojani starb 1571. Das Nähere über die vervollkommnete Methode blieb aber auch verborgen.

Taliacotius brachte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Methode von Calabrien nach seiner Vaterstadt Bologna; er entriss sie der Geheimbewahrung und veröffentlichte sie. Ob er ein Schüler Bojani's gewesen, ist nicht entschieden. In dem geschichtlichen Theile seines Werkes ist nicht die mindeste Auskunft darüber enthalten, wie die Kunst von Indien nach Italien übertragen wurde. Taliacotius selbst hatte die völligste Unbekanntschaft mit der indischen Methode, denn im 13. Capitel seiner Schrift erklärt er, dass die Stirnhaut wegen ihres unterliegenden Muskels zu dem vorbenannten Zwecke durchaus nicht gebraucht werden könne.

Die Schrift von Taliacotius ist classisch. Sie giebt eine ausführliche Anweisung, den Verlust der Nase organisch herzustellen und Unterricht, wie man die Kranken vorbereiten und die einzelnen Acte der Operation und die Nachbehandlung ausführen müsse.

Der Verlust der Nase wird aus einem Stücke der Armhaut ersetzt, die man, nach geschehener Lösung, noch mit dem Arme zusammenhängend lässt, um sie während dieser Zeit zur künftigen Ueberpflanzung zweckmässig vorzubereiten. Die Anhaftung geschieht nicht eher, als bis der an drei Rändern und in seiner Zellgewebsfläche getrennte Hautlappen beinahe in allen Punkten seiner Lösung fast ganz mit Narbe überzogen ist. Das Ende der Cur kann sich bis zu einem Jahre hinziehen. Taliacotius starb, innig verehrt und tief betrauert, schon im 53. Jahre 1599 als Professor der Medicin und Anatomie zu Bologna. Gleich nach seinem Tode be-

gann der Verfall dieser Kunst. Der letzte, der sie verrichtete, war Molinetti, welcher zu Anfange des 17. Jahrhunderts zu Venedig lebte.

Neid und Spott thaten das ihrige, die Methode gänzlich in Vergessenheit zu bringen. Vincent Crucius, Professor 1612 in Rom, erklärte die Operation für unmöglich. De la Fay suchte ihre Unausführbarkeit dadurch nachzuweisen, dass es ihm misslang, von den Händen abgeschnittene Haut- und Fleischstücke wieder anzuheilen. Heister leugnet sie ab, Eloy schliesst auf ihre Unausführbarkeit aus dem vollkommenen Aufhören ihrer Anwendung, Dionis spottet über sie. Auf Dubois' Initiative leugnete die Pariser medicinische Facultät ihre Möglichkeit. Selbst Sprengel und Schreger hielten es nicht der Mühe werth, die Schriften von Taliacotius selbst zu prüfen, weil sie irrig berichten, er habe sich des Muskelfleisches statt der Haut bedient. Das Verfahren wurde von Akademikern nur als Stoff benutzt, um merkwürdige Beispiele der Verirrungen des menschlichen Geistes recht klar aufzustellen oder um mit ihren Zuhörern die Stunden erhabener Lehre in lächerlich fabelhaften Märchen verscherzen zu können.

Die dritte Periode beginnt mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts und kennzeichnet das Wiedererwachen der seit 200 Jahren verlorenen italienischen Methode in Deutschland und Aufstellung der deutschen Operationsart.

Gräfe wurde durch seinen Glauben an die Realität des Taliacozzo'schen Verfahrens veranlasst, schon im Jahre 1811 den Versuch anzustellen, einem Mädchen die fehlende Nasenspitze aus den häutigen Seitentheilen wieder herzustellen. Dies gelang vollkommen. Erst nach Rückkehr aus dem Kriege am 8. Mai 1816 konnte bei einem jungen Manne, der bei Montmartre die Nase verloren, also nach 200 Jahren, die Operation wieder vorgenommen werden.

Mehrere Monate später theilte ihm Rudolphi mit, dass in demselben Jahre Carpue ein Werk über das indische Verfahren herausgegeben habe. G. übergab es Michaelis zum Uebersetzen mit einer Vorrede von ihm.

So verdienstvoll dessen Buch ist und ihm die Ehre gebührt, zuerst in seinem Vaterlande die Operation vollbracht und belehrend mitgetheilt zu haben, so hatte er Taliocozzo doch gar nicht ver-

standen, giebt ganz irrige Nachrichten über dasselbe und zeigt zu unbedingte Vorliebe für die indische Methode.

Dieselbe vollzog Gräfe zur Prüfung zuerst 29. Juli 1817.

Um die Nachtheile der indischen und italienischen Methode zu vermeiden, erfand G. die deutsche, welche schon binnen vier bis fünf Wochen zur Heilung führt.

Er unternahm diese zuerst an einem 20 jährigen Mädchen am 11. Sept. 1817. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen; binnen vier Wochen fand gänzliche Heilung statt.

Nachdem er selbst mehrere Male mit Erfolg operirt, liess er seinen jüngsten Bruder Dr. Eduard Gräfe und seinen Assistenten Jüngken auch die Operation verrichten.

Wie Gräfe kein wissenschaftliches Thema, über das er Licht verbreiten wollte, ohne geschichtliche Vorstudien in Angriff nahm, so beschäftigte er sich auch auf das Eingehendste mit der *Geschichte der ägyptischen Augenkrankheit.*

Seine Abhandlung ist bis jetzt die erste und einzige Monographie, welche wir über diese wichtige Krankheit besitzen und offenbar hat die geschichtliche Durchforschung des vorliegenden Materials sehr dazu beigetragen, Gräfe zu richtigen und bahnbrechenden Ansichten dieses Leidens mit zu verhelfen; sie ist ein ebenso wichtiger Beitrag zur Epidemiographie. Seine Forschungen ergaben folgende Resultate.

Hippokrates kennt das Uebel bereits unter dem Namen *Ὀφθαλμία ῥοώδης.* Im „*βίβλιον προῤῥητικόν*“ findet man das angeführte Uebel von allen anderen Augenaffectionen genau unterschieden; auch die Gebildungs-, Secretions- und Sensations-Anomalien, die Ursachen der verschiedenen Dauer, die mannigfachen Beziehungen, auch ihr trauriger Ausgang durch Bersten des Augapfels, durch Geschwüre, Trübungen und Augenlidumstülpungen sind erörtert. H. berichtet im Buche „*περὶ ἀέρων*“, dass die Augenblennorhöe sehr oft als *νόσημα πάγκοινον* vorkomme und dass zu ihrer allgemeinen Verbreitung allgemein wirkende Agentien, anhaltende kalte Winde, feuchte Atmosphärenconstitution und Herbstwitterung vorzüglich beitragen. Im Buche „*περὶ ὄψιος*“ wird auseinander gesetzt, wie epidemische, alljährlich wiederkehrende Logadoblennorhöen durch Venäsectionen, Abführungen, Lichtentziehung und magere Kost zu heilen sind. Auch die von Xenophon in der

„Anabasis" beschriebene Augenkrankheit muss für dieselbe Krankheit gehalten werden. Celsus und Galen folgten ganz Hippokrates. Doch unterscheidet Celsus bereits die *Hydorrhöe* von der *Phlegmatorrhöe*; Galen erörtert das Contagium genau. Aëtius von Amida, Alexander von Tralles und Paul von Aegina sind flüchtig in Aufzählung der Symptome und Ursachen und beschränken sich darauf, eine Menge von Arzneimitteln aufzuführen. Avicenna giebt eine getreue Schilderung und zeigt, dass sie in südlichen Gegenden häufiger als in nördlichen ist. Im Orient dauerte die Krankheit ununterbrochen fort. Volney beschreibt sie auf einer Reise nach Syrien und Aegypten. Französische, englische und italienische Aerzte beobachteten sie dann während des Feldzugs in Aegypten von 1798—1804, veröffentlichten viel und stimmten im Wesentlichen überein. Die wichtigsten sind Assalini, Larrey, Frank und Vetch.

G. bespricht ferner die Epidemie, wie sie von 1798—1801 im französischen Heere und von 1800—1818 in der englischen Armee verbreitet war, dann wie sie von 1800—1801 nach Italien verschleppt wurde und giebt zum Schlusse die Geschichte der in den Jahren 1813—1815 durch die Befreiungskriege erzeugten, im Heere der Verbündeten durch Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, Schweden und Norwegen verbreiteten Augenblennorrhöe. Der Charakter derselben war selten synochös, öfters torpid und meistens erethisch. Einzelne Regimenter wurden besonders befallen. Das Kurmärkische Landwehr-Infanterieregiment hatte in dem einen Jahre von 1813—1814 1500 Kranke. Die höchste Entwickelung der Epidemie fand 1815 Statt; 1816 erfolgte ein Erlöschen. Eine warme, feuchte, hinsichtlich der Temperatur oft wechselnde Witterung unterstützte durchgängig die Evolution der Blennorhöen. Besonders gedieh sie in allen sumpfigen, mit unreiner Luft erfüllten Gegenden. Nicht bloss im Orient, sondern auch in unserem Welttheile herrschten die Logadoblennorhöen sowohl epidemisch als contagiös, sie waren aber alle geringer als die nach Beendigung des ägyptischen Feldzugs sich verbreitende; sie war weit schlimmer als die Epidemien, welche 1565 in Holland, 1703 zu Rom, 1712 zu Ferrara, 1788 von Penada in Italien beobachtet, 1699 bis 1701 in Breslau, 1761 und 1762 in Westphalen und 1777 in Wien herrschten.

Chirurgie.

Haben wir oben Gräfe als Chirurgen im Allgemeinen zu charakterisiren gesucht, so erübrigt es jetzt, seine Leistungen im Einzelnen in's Auge zu fassen und hervorzuheben, durch was er sich vor den übrigen Classikern auszeichnet.

Ueberblickt man die Geschichte der Deutschen Chirurgie von den ältesten Zeiten, so datirt ihr erster wissenschaftlicher Aufschwung seit der Zeit, als sie anfing, sich auf Anatomie zu stützen.

Richter war es vorbehalten, durch ihre Vereinigung mit der inneren Medicin sie zu einer Kunst zu erheben; einen weiteren Schritt zu ihrer Entwickelung that Schreger, indem er principiell die chirurgische oder topographische Anatomie in ihr zur Anwendung brachte.

Gräfe ging noch einen Schritt weiter.

Wenn er auch von dem schädlichen Einflusse der Naturphilosophie sich frei erhalten hatte, so konnte und wollte er sich ihrem guten Einflusse doch nicht entziehen.

Zu letzterem gehören die Verdienste, welche die Naturphilosophie sich um die Entwickelungsgeschichte und um die vergleichende Anatomie erworben hat.

So erkannte er denn auch zuerst die Wichtigkeit dieser beiden Disciplinen für die Chirurgie und trat zuerst für ihre Cultivirung ein.

Als echter Classiker hielt er sich aber fern von dem Extrem, sie als Zweck statt als Mittel aufzufassen.

So gelang es ihm, nicht in eine Adoration derselben zu verfallen.

Seine künstlerischen Leistungen stehen daher mit seinen wissenschaftlichen insofern in den engsten Beziehungen, als sie gleichsam die Resultate der letzteren sind.

Auf seine chirurgische Entwickelung hat sein Lehrer Sprengel, den er an vielen Stellen seiner Schriften erwähnt, den grössten Einfluss gehabt; ihm verdankt er seine prononcirt ausgesprochene historische Richtung.

Gräfe war kein blosser Chirurg. Chirurgie und Humanismus waren auf's Schönste bei ihm, als classisch gebildetem Arzte, verbunden. Die alten wie neueren grossen Dichter fanden an ihm ihren Bewunderer und Verehrer.

Wie der Humanismus ihn als Chirurgen auf's Tiefste durch-

drang, so war es ihm unmöglich, die Kranken, nach naturwissenschaftlicher Auffassung, als blosse Objecte zu betrachten. Hand in Hand mit seiner chirurgischen Behandlung ging eine psychische, welche ihm die Liebe seiner Patienten und das unbegrenzte Vertrauen zu ihm gewann.

Bei grösseren Operationen stellte er besondere Assistenten an, um physisch und seelisch belebend und erquickend auf den zu Operirenden einzuwirken; und zu einer Zeit, wo die Anästhesie noch nicht erfunden war, gehörte er zu den wenigen Operateuren, welche es sich nicht nehmen liessen, bei gewissen Operationen, durch vorher gereichte Opiate, dem Patienten den Schmerz erträglich zu machen. Auch darin zeigte er seine Humanität, dass die Patienten den Operationsapparat nicht zu sehen bekamen, dass derselbe vielmehr mit einem Tuche bedeckt in's Operationszimmer hinaufgetragen wurde.

Als chirurgischer Künstler offenbarte G. eine entschieden positive Tendenz und war das gerade Gegentheil derjenigen Chirurgen, welche bloss im Zerstören und Wegnehmen einzelner Theile den Hauptzweck der Chirurgie erblickten. Vielmehr erkannte er als ihre höchste Aufgabe die Plastik, die Schöpfung von neuen Organen. Ebenso wenig begnügte er sich auch als Lehrer mit einer bloss passiven Ausbildung seiner Schüler.

Als er die Stellung eines praktischen Arztes mit der eines Lehrers vertauschte, waren die meisten auf den deutschen Universitäten errichteten chirurgischen Kliniken noch jungen Ursprungs. Daraus erklärt sich, dass sie durchaus nicht in jeder Beziehung vollkommen waren.

Es entsprach daher Gräfe's innerster Natur, dass er sofort erkannte, der junge Arzt dürfe in der Klinik nicht allein darauf beschränkt werden, bloss zu sehen oder zu hören oder höchstens selbst Kranke zu behandeln, oder wenn er sich zum Chirurgen ausbilden wolle, allenfalls einen chirurgischen Leichencursus durchzumachen. Nein, er sah ein, der junge Arzt müsse sofort, nachdem er die nöthigen Kenntnisse, Technicismen und Encheiresen sich angeeignet, das chirurgische Schlachtfeld betreten, müsse sofort an Lebenden seine Geschicklichkeit und nicht nur an Todten seine Kunst versuchen, wenn er sich zu einem wirklichen Meister ausbilden wolle.

So war er denn der erste chirurgische Kliniker, welcher es sich zum Principe machte, seine Schüler unter seiner Leitung und Aufsicht selbst operiren zu lassen und somit das Ideal einer chirurgischen Klinik realisirte. Hören wir, wie er in dem klinischen Jahresberichte von 1824 seine Ansichten über die Einrichtung einer Musterklinik entwickelte:

„Mit Errichtung klinischer Anstalten begann in der neuen Zeit für den ärztlichen Unterricht eine wichtige Periode. Noch vor wenigen Jahrzehenden trat der junge Arzt aus den Hörsälen der Professoren über in die praktische Laufbahn. Aller Wust von gehäuften, aus alten Sprachen noch so schulgerecht hergeleiteten Nomenclaturen, alle bestrittenen und bewiesenen Theorien zeigten sich ihm gar bald in ihrer Nichtigkeit. Ja selbst treue naturgemässe Krankheitsschilderungen und gediegene, aus tiefer Erfahrung mitgetheilte Heilvorschriften blieben unvermögend, den Verlassenen zu leiten, genügten nicht, sobald er mit einem Male unbefangen wahrnehmen, umsichtig urtheilen, selbstständig handeln sollte. Wenn auch manche in Hospitälern Zutritt fanden, um während eiliger Umgänge Verordnungen zu hören, die grösstentheils ohne Erörterung des Grundes ausgesprochen wurden, wenn auch andere, besonders Begünstigte, an ältere Aerzte sich wandten, um von diesen geleitet die ersten Schritte zu wagen, so wurden doch bei Weitem die meisten erst spät mit Krankheitserscheinungen vertraut, erst nach Jahren fähig, die erworbenen Kenntnisse auf gegebene Fälle zweckmässig anzuwenden. Wie anders ist es jetzt. Der wohlunterrichtete Mann schliesst sich an die klinische Anstalt, — und alle Wege sind ihm offen, um Krankheitsphänomene aufzufassen, um an der Hand des bewanderten Führers zu lernen, wie im Concreten die Art des Leidens zu erforschen, und wie die Cur, nach Erwägung der individuellen Verhältnisse, am erspriesslichsten anzuordnen sei. Nur auf diese Weise ging die todte Lehre durch sprechende Züge, durch klare, zum innersten Bewusstsein gelangte Erkenntniss sicher und fest über in's thätige Leben. Jenen für die Ausbildung so hohen Zweck suchte nun auch unser bereits seit 14 Jahren bestehendes Institut hauptsächlich durch folgende Einrichtung zu erringen. Die Klinicisten sind in zwei Abtheilungen, in die der Auscultanten und jene der Praktikanten getheilt. Neu Eintretende verweilen das erste halbe Jahr, um sich zu regerer Theilnahme vorzubereiten, in der erwähnten unteren Classe. Während des zweiten Semesters werden sie, als Praktikanten, an zu dem Behufe gewählten Subjecten in der Krankenprüfung, im Feststellen der Diagnose, wie in Behandlung leichter Fälle geübt, wobei es ihnen gestattet ist, unter der nöthigen Anleitung, geringere Operationen selbst zu verrichten. Entwickeln die Studirenden ihren Beruf bestimmter, zeigen sie Fleiss, Kenntnisse und erworbene Geschicklichkeit, so werden denselben im dritten Semester wichtigere Kranke und nach festgesetzter Reihenfolge auch schwerere Operationen anvertraut. Damit durch die Belehrung des Einen die Uebrigen mit gewinnen, geschehen alle Verhandlungen wie alle chirurgischen und augenärztlichen Operationen öffentlich im Kreise der versammelten Zuhörer. In ihrer Mitte werden bei bedeutenden Fällen deutsch oder lateinisch verfasste, über eben vorgezeigte Kranke handelnde Krankheitsgeschichten und Curpläne vorgelesen, erörtert und da, wo nach erfolgter Aufforderung Mehrerer, widersprechende Ansichten an den Tag kommen, diese den Umständen gemäss berichtigt. Um den Zuhörern die ausgedehntesten Mittel zum Beobachten darzubieten, finden ausser den bemerkten Vortragsstunden täglich noch zwei Umgänge durch alle Krankenstuben statt, welchen eifrige Klinicisten behufs genauer Würdigung der angewandten Curmethoden, ununterbrochen beiwohnen. Nach grösseren Operationen, wie bei acuten lebensgefährlichen Kranken, sind die Praktikanten gehalten, in Ablösungen von 4 zu 4 Stunden den Leiden-

den nicht zu verlassen, um bei drohenden Ereignissen die vorläufige und mit Hinzuziehung des Hospitalarztes die möglichst vollständige Hülfe auf der Stelle zu geben. Endlich sind jedem zur Praxis berechtigten Klinicisten zugleich einige Stadtkranke zugetheilt. Diese besucht derselbe in ihren Privatwohnungen, damit er auch jene Schwierigkeiten bekämpfen oder tragen lerne, welche sich der letzten Form des ärztlichen Wirkens entgegenstellen. Das Vortheilhafte der getroffenen, hier nur kurz angedeuteten Einrichtung enthüllte bald die Zeit — denn schon sind mehrere Medico-Chirurgen aus der Anstalt hervorgegangen, die derselben als berühmt gewordene Universitätslehrer, als Vervollkommner ihrer Fächer, als ausgezeichnete Praktiker zur grossen Ehre gereichen."

Wie ganz anders es jedoch damals in dem übrigen Deutschland aussah, und wie Gräfe's Clinicum gewissermaassen als Unicum dastand, wird durch nichts besser bewiesen als durch das Urtheil v. Walther's, des Zeitgenossen und berühmten Collegen von G., des Professors der chirurgischen Klinik in München, wenn auch von der Naturphilosophie bestrickt, doch eines Meisters seines Faches.

Derselbe äussert sich in seinen *„Aphorismen"* (Journal der Chirurgie und Augenheilkunde, Bd. XXI, Heft 2) folgendermaassen:

„Nichts ist verschiedener, als die Art und Weise, wie dieser Unterricht in englischen, französischen und deutschen Schulen ertheilt wird. Es fehlt durchaus an einem leitenden Principe, wenigstens an einem allgemeinen Einverständniss über ein solches. Bei uns treibt jeder klinische Lehrer die Sache als purer Naturalist, sowie es eben die Zufälligkeiten seiner Anstalt, die Anzahl seiner Zuhörer und seine eigene Persönlichkeit mit sich bringen. — Eine eigenthümliche glänzende Erscheinung, kühn und genial improvisirt, wie alles was von seinem Urheber ausging, ist von Gräfe's Clinicum in Berlin, zu welchem sich ein Vorbild weder in Frankreich, England oder im nördlichen Italien oder Holland findet. Die Einrichtung ist ganz national, ganz deutsch."

Mit genialem Blicke hatte Gräfe erkannt, dass die Entwickelungsgeschichte mit demselben Nutzen wie für die Cbirurgie, so auch für die Propädeutik und Hodegetik verwendet werden könne; in diesem Sinne schuf er seine Musterklinik, an der sich alle übrigen ein Beispiel nahmen.

Und nun zu den einzelnen und vorzüglichsten Leistungen Gräfe's auf dem Gebiete der Chirurgie.

Gräfe's Genius leitete ihn gleichsam divinatorisch, seine erste schriftstellerische That auf einem Gebiete zu vollziehen, dessen Cultivirung ihm nachher bei der Wiedererweckung der plastischen Chirurgie am meisten zu Gute kam.

Als Student hatte er Gelegenheit gehabt eine eigenthümliche Krankheitsart zu beobachten, genauere Untersuchungen darüber angestellt und gefunden, dass die richtige Kenntniss derselben in

den medicinischen Schriften vermisst werde. Dieselbe kommt meistens an den Lippen vor, wird oft mit Lippenkrebs verwechselt, wie es auch in dem von ihm beobachteten und operirten Fall Statt fand. G. belegte sie mit dem, von ihm zuerst eingeführten Namen, Telangiektasie. Er beschrieb denselben ausführlich in seiner, in lateinischer Sprache verfassten, Inauguraldissertation.

Dieselbe wurde von der Kritik so günstig aufgenommen, dass Gräfe sich entschloss, sie zu einer eignen Monographie umzuarbeiten und das Allgemeine der Gefässausdehnungen, zu denen sie als Spielart gehört, pathologisch und therapeutisch zu schildern. Ueber die Krankheiten der Gefässe, welche oft sogar in den Lehrbüchern der Chirurgie ganz fehlten, herrschten damals höchst vage und unbestimmte Begriffe. Während der aneurysmatische Zustand grosser Gefässe schon von frühen Zeiten die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen, hatte man jedoch die Angiektasien der Capillargefässe und Lymphgefässe sehr oberflächlich nur studirt und sie wieder gemeinschaftlich unter den Geschwülsten, Muttermälern und Hautflecken abgehandelt.

Gräfe schuf durch seine vortreffliche Abhandlung *„Angiektasie, ein Beitrag zur rationellen Cur und Erkenntniss der Gefässausdehnungen“* hierin Wandel.

Er untersucht darin zunächst die anatomisch-physiologische Beschaffenheit der Gefässhäute und die dynamischen Abweichungen der Contraction und Expansion der Gefässe, sichtbar im verletzten Normaldurchmesser derselben, hierauf die organischen Abweichungen vom Normaldurchmesser, erörtert dann ihre Diagnose und die Differenzen der Gefässausdehnungen; als solche nimmt er Aneurysmen, Varicen und Cirsen als Genera. Unter den zufälligen Differenzen rechnet er wahre, falsche, gemischte, circumscripte, diffuse, totale, partielle, solitäre, complicirte Ektasien. Er bespricht dann den Varix aneurysmatosus und die exsudirenden Gefässausdehnungen und durch sie gebildeten Blutgeschwülste. Diejenige Gefässausdehnung, bei der alle drei Arten von Gefässen ausgedehnt sind, also zugleich Aneurysmen, Varicen und Cirsen Statt finden, belegte Gräfe mit dem Namen „Telangiektasie“. Sodann giebt er eine Tabelle der bislang untersuchten Angiektasien. Oefters beobachtete er die Telangiektasie der Conjunctiva; dann ist die ganze Conjunctiva in Gefässe aufgelöst. Was

Richter als Ursache der Cirsophtalmie an einigen Gefässen sah, fand er bei allen. In Halle operirte er eine Telangiektasie der Hornhaut, die unter der Form eines Staphyloms auftrat. Statt des Mikroskops bediente er sich bei der Untersuchung der weggenommenen Theile der Loupe; er fand hier die Hornhaut aus kleinen, in sich verwebten, Gefässchen zusammengesetzt, doch die Anzahl der Lymphgefässe bei Weitem vorherrschend. Die Telangiektasie der Sclerotica beobachtete er mehrere Male, ebenso der Choroidea, der Retina. Telangiektasie der Hornhaut betrachtet er als eine Art des Traubenauges. Telangiektasie der Sclerotica ist das von Richter durch Vorfall der Choroidea erklärte Staphyloma Scleroticae. Scarpa's Staphyloma Scleroticae ist von jenem ganz verschieden; Aneurysma der Centralarterie und Telangiektasie der Retina sind Ursachen des grauen Staars; Aneurysmen der Zähne verursachen Caries und starke Blutungen beim Ausnehmen der Zähne. G. stellt dann die in der Literatur bekannt gewordenen Angiektasien des Rumpfes und der Gliedmaassen zusammen. Cirsocele ist Telangiektasie des Testikels.

Nachdem er dann eingehend über die Aetiologie, die Cur und die Prognose der Angiektasien sich verbreitet hat, beschreibt er die von ihm beobachtete und geheilte Telangiektasie beider Lippen. Die Geschwulst bestand aus einem Convolut von circumscripten Aneurysmen, Varicen und Cirsen; an der Oberfläche waren aber mehr Lymphgefässe als an der Tiefe. Weder Muskelfasern noch Ueberbleibsel der Labialdrüsen waren zu sehen, alles war gleichsam in Gefässe aufgelöst, sie allein bildeten des erkrankten Theiles Parenchym.

Am Schlusse stellt G. die von ihm und Anderen untersuchten Telangiektasien des Angesichts zusammen, die der Augenlider, T. nasi exsudans, zwei kleine Telangiektasien als Bild der Entstehung grösserer, die Telangiektasie an der inneren Fläche der Unterlippe, die Leopoldinische Lippe (der römische Kaiser Leopold hatte seit seiner Geburt eine ungewöhnlich grosse niederhangende Lippe, die, so oft er in Zorn gerieth, auf das Kinn herabfiel), die Telangiektasie von Dr. Faxe und Zerstörung des ganzen Gesichts durch dieselbe von James Parson.

Ist durch die Fortschritte der mikroskopischen und pathologischen Anatomie auch Vieles in diesem Buche überholt, so bildet

es doch stets die Grundlage aller, über diesen Gegenstand seitdem erschienenen, Schriften und hat auch heute noch seinen Werth durch die ausgezeichnet formelle Behandlung dieses Themas.

Das Buch *„Normen für die Ablösung grösserer Gliedmaassen nach Erfahrungsgrundsätzen entworfen"* ist, um es mit wenigen Worten zu bezeichnen, einmal ein Protest gegen die hyperconservative Chirurgie, indem es nachweist, dass diese gerade ihren Zweck verfehlt und weit mehr Opfer fordert als die in bestimmten Grenzen eingeschlossene rationelle conservative Chirurgie.

Gewissermaassen ein medicinisches Gesetzbuch, ein Codex chirurgicus, in dem Verf. mit der grössten Genauigkeit alle Principien und Maximen präcisirt, die man bei der Absetzung der Glieder zu beobachten hat, wie sie sich seit den ersten Anfängen der Chirurgie bewährt, weiter entwickelt und ausgebildet und wie sie ihm die günstigsten Resultate gegeben haben.

Für alle Zeiten werden die hier gegebenen goldenen Regeln im grossen Ganzen gültig sein, wenn auch Vieles zu modificiren ist.

Man darf dreist behaupten, was Richter im Allgemeinen leistete, zur Feststellung der Principien der classischen Chirurgie, das leistete hier Gräfe speciell für die Gliederablösungen.

Seinen chirurgischen Conservativismus aber zeigt er dadurch, dass er sich gegen die Exarticulation von Knie-, Ellbogen-, Hand- und Hüftgelenk ausspricht.

Ganz ihm eigen, aber von grossem praktischen Werth ist die von ihm beliebte Eintheilung der Entzündung in synochöse, erethische und torpide. Sollte dieselbe Schönlein auf die von ihm aufgestellten Fiebercharaktere gebracht haben?

Obgleich diese Schrift bereits im Jahre 1811 vor der Betheiligung Gräfe's an dem Befreiungskriege geschrieben wurde, so hatte er doch schon damals so viele Erfahrungen gesammelt, dass er mit vollem Rechte diesem Buche jenen Titel geben konnte.

Von 13 von ihm vollzogenen Amputationen blieb Keiner ungerettet. Die meisten wurden in der kurzen Zeit von 12 Tagen, die wenigsten am Ende der dritten Woche so weit hergestellt, dass die Narbe sich vollkommen geschlossen hatte.

Dem zweiten Abschnitt des Buches, der über die Nothwendig-

keit der Gliedmaassen handelt, setzt er als Motto die Worte Schiller's vor:

„Ernst ist der Anblick der Nothwendigkeit
Nicht ohne Schauder greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnissvolle Urne."

Gräfe entwickelt folgende Grundsätze:

Jedes topische Leiden eines Gliedes, das an sich unheilbare Affectionen des Totalorganismus nach sich zieht, die dem Leben gewisse Gefahr bringen, macht die Ablösung absolut nothwendig.

Ausser der absoluten giebt es noch eine relative Nothwendigkeit, Glieder abzulösen. Sie ist die traurigste, ist nur durch Ungunst äusserer Verhältnisse gesetzt und doch leider in manchen Fällen unvermeidlich, wenn Rettung des Lebens gefördert werden soll. Im Kriege, nach verheerenden Schlachten findet jeder Unbefangene sprechende Belege hierzu. — Eintreten des Transports macht Verletzungen bei der grössten Sorgfalt oft gefährlich. Wir verlieren nun den Kranken, der, wäre er amputirt worden, den Transport ertragen hätte. Diese Grundsätze leiteten die Feldärzte der Franzosen, jener im Kriege seit so vielen Jahren geübten Nation. Bei ihnen wird nach jeder, mit bedeutender Knochenverletzung verbundenen Schusswunde amputirt, wenn die Hospitäler noch nicht vollkommen organisirt, wenn der Krieg noch unentschieden, die Bewegungen schnell wechselnd, und die Hülfsmittel entfernt sind. Folge ist, dass sie, deren Behandlung der deutschen oft nicht gleich kommt, weit weniger Kranke an bedeutenden Verletzungen verlieren als die bedächtigeren Aerzte unseres Vaterlandes, die so lange zögern, bis die Zeit der möglichen Hülfe vorüber gegangen ist.

Die Ablösung ist ferner relativ nothwendig bei Verletzungen, die schwerer als Amputationswunden zu heilen sind und nach der Heilung ein natürliches Glied zurücklassen, welches weniger als ein künstliches gebraucht werden kann. Wozu hier den Kranken einer höheren Gefahr aussetzen, um einen ungünstigeren Erfolg zu erreichen? Verletzungen des Unterschenkels verdienen vor anderen nach dieser Ansicht beurtheilt zu werden, weil der künstliche Wiederersatz des genannten Gliedes vollkommen brauchbar geschehen kann. Vorzüglich gehören diejenigen Verletzungen hierher, bei welchen mit bedeutender Verderbniss der Weichgebilde zugleich ein ansehnliches Knochenstück aus der Mitte verloren geht. Letzteres

wird, wenigstens bei grösseren Röhren, auch durch die vollkommenste Behandlung nie vollkommen ersetzt. — Den gut gefertigten künstlichen Unterschenkel gebrauchen die Amputirten so, dass sie den Verlust des Gliedes gar nicht vermissen, mit dem künstlichen Vorderarm kann man Beugung und Streckung bequem üben. Weniger vollkommen geschieht dies nach Amputationen des Oberarms. Beim Oberschenkel ziehen die Kranken eine Krücke dem künstlichen Beine vor. Manche Verhältnisse machen die Bestimmung, ob amputirt werden soll oder nicht, sehr schwer. Es giebt Fälle topischer Affectionen, die weniger das Gepräge einer mechanischen, mehr das einer dynamischen Anomalie an sich tragen. Hierher gehören der Brand ohne zureichende mechanische Verletzung, verschiedene Ulcerationen, Intumescenzen, Degenerationen der Weichgebilde wie Knochen. Sie erscheinen nicht selten mit einem Allgemeinleiden, was leicht für eine Folge des örtlichen genommen wird, während das Umgekehrte Statt findet. Dort beschleunigt die Amputation den Tod. Die anomale Disposition muss, wo sie Ursache der örtlichen Affection ist, zuvor entdeckt und nach ihrer Art beseitigt und dann erst die Amputation vorgenommen werden. Hierher gehören die scorbutische, syphilitische, carcinomatöse, cariöse, herpetische und scrophulöse Dyskrasie.

Auch dem dritten Abschnitt, „Gefahr bei Gliederablösungen“ hat er als poetisches Motto die Worte des Dichters vorgesetzt:

„Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
Auf bleichen Gesichtern der Tod:
Rett' uns vom Gipfel der Noth!“

Die erste Gefahr droht durch Nervenaffecte. Das Nervensystem ist der Leib der Seele und die Seele des Körpers, zwischen Beide gelegt knüpft es Beide zur Einheit, wird aber auch von Beiden gleichmässig ergriffen. Psychische wie physische Affecte des Nervensystems trüben jene Kraft desselben, die für den Einklang des Ganzen stimmen soll. Der Seelenschmerz reibt wie der des Körpers die Lebensthätigkeit um desto mehr auf, je heftiger, je anhaltender der eine oder der andere ist. Beide finden wir mit der Amputation gegeben. Gewöhnlich wird auf diese Nervenaffecte, welche mit der Amputation eintreten, zu wenig geachtet. Ohnmachten, die einige Aerzte lieben, sind zu fürchten. Der treueste

Beobachter der Natur, Hippokrates, so wahrhaft in seinen Prognosen, fürchtet nichts so sehr als Ohnmachten, welche während der Operation eintreten. Theodorich von Cervia suchte deshalb seine Kranken durch Fenchel und Essig beständig wach zu halten.

Eine andere Gefahr droht durch die Gefässverletzungen. Es fehlt auch an Mitteln, den Blutungen zu begegnen, doch kommen oft Fahrlässigkeiten vor. Sehr viel hängt von der Anlage des Tournikets ab. Ist die Pelotte nicht genau auf den Hauptstamm der Arterie gelegt, ist das Band nicht fest genug angezogen, so bluten die Pulsadern während der Operation fort. Je entfernter das Tourniket vom Amputationsort gelegt wird, desto stärker ist der Blutverlust. — Der Nachtheil übermässiger Blutungen bringt, wenn auch nicht allgemeine, doch örtliche im Stumpfe hervor, indem sie asthenische Entzündung daselbst erzeugt, statt ausgeschwitztem Faserstoff tritt Eiterung ein. Ueberdies leidet die Vitalität.

Die dritte Gefahr ist bedingt durch örtliche in höherem Grade verwendete Produktionskraft.

Die Produktion eines Theils zieht immer einen Kraftaufwand nach sich, der mit der Quantität des zu erzeugenden in gleichem Verhältnisse steht. Die topisch regere Vegetation reibt die Kräfte des Totalorganismus auf, er wird in seinen Grundfesten erschüttert und sinkt, gleich dem ergiebigen Baume, dessen Leben durch einen zu leichten Fruchttrieb erschöpft ward. Das Granulationsprincip ist mit bedeutendem Kraftaufwande von Seiten des Ganzen verbunden. Bei Adhäsionsprocessen erscheint die Produktivkraft mit weit geringerem Einfluss auf das Allgemeine. Liegen Wundflächen zusammen, deren Gebilde auf einer verschiedenen Fläche der Vitalität stehen, so wird jener Process auf der einen Seite schon rege, während er auf der anderen unentwickelt ist. Es scheint, als wenn der Wechsel der Materie träger, der Stand der Vitalität in den Gebilden um desto niedriger wäre, je mehr sie an Festigkeiten gewinnen. Bänder, Sehnen-, Knorpel- und Knochensubstanz reproduciren sich langsamer als die Gebilde des Muskels. Je mehr die Theile differiren, desto grösser ist das Missverhältniss der beschleunigten Zusammenwachsung. — Jedes Gelenk hat sein Kapselband; desshalb gelingt die prima intentio weit seltner als bei wohlverrichteten Amputationen. Bei Gelenken kann die Bedeckung ohne

Fleischlappen fast nie mit Haut geschehen. Die Amputation, weil sie den Adhäsionsprocess begünstigt, verdient desshalb den Vorzug vor der Exarticulation.

Wenn die Haut nicht ganz den Stumpf überzieht und die Muskelwände in der Tiefe hin und wieder von einander stehend bleiben, so bilden sich Störungen des Adhäsionsprocesses. Geronnene Blutklumpen bilden zuweilen Zwischenlagen, welche die unmittelbare Berührung der Wundflächen hindern; Sandkörner aus den Waschschwämmen bleiben zuweilen zurück; ebenso hinderlich sind oft aufgestreute Styptica, ein nachlässig angelegter Vereinigungsapparat. Endlich hängt die Möglichkeit der ersten Vereinigung von dem Stande der Vitalität im Stumpfe ab. Nur mit einem mässig synochösen Entzündungsprocesse findet die schnelle Einigung Statt, nur mit ihm exsudirt fester Faserstoff. — Das Zusammensein der gesunkenen Energie mit erhöhter Sensibilität giebt den Begriff des erethischen Zustandes. Die Merkmale beginnen oft bald nach der Operation; der Stumpf wird höchst empfindlich, heiss, die Wunde hat ein trockenes Aussehen; der Zustand geht entweder in torpor über oder endet in Brand. — Der torpide Charakter des Vegetationsprocesses hat die gesunkene Energie mit dem erethischem gemein, unterscheidet sich aber durch gleichzeitig geminderte Sensibilität.

Der vierte Abschnitt, als Motto die Worte Zimmermann's tragend:

> „Die wahren Aerzte verbinden mit der Vernunft die Erfahrung, weil ohne die Vernunft die Erfahrung betrügt und ohne Erfahrung die Vernunft lügt."

beschäftigt sich mit der Methode bei Gliederablösungen im Allgemeinen. Bei dem Verfahren vor der Operation bemühe man sich, dem geängsteten Kranken Ruhe zu geben. Aber der Kranke bedarf nicht bloss einer psychischen, sondern auch physischen, die leider nur zu oft ausser Acht gelassen wird. Die Amputation darf, wenn man die Gefahr des Schmerzes mindern will, nie bei einem hohen Grade der Sensibilität vorgenommen werden. Desshalb gebe man Narcotica und zwar den Mohnsaft. Er hat oft üble Nebenwirkungen. Desshalb erprobe man ihn vor der Operation. Wenn kleine Dosen ohne üble Folgen ertragen werden, so kann man am Operationstage dreist grössere

geben. Contraindicationen finden fast nie Statt. Nur darf man Opium nicht kurz und nicht zu lange vor der Operation geben. Gräfe giebt 3 Stunden vor der Operation 16 Tropfen Laudanum, solchen, die schon während der Krankheit welchen genommen, kann man eine grössere Dosis reichen. — Die Wirkung ist eine vorzügliche. Auch äusserlich suche man durch Narcotica die Sensibilität herabzustimmen: man gebe ein Lavement von 2—3 Unzen, dann 1 Quentchen thebaischer Tinctur oder als Inf. von 1 Scrupel Belladonnawurzel mit Chamillenthee, vier Stunden vor der Operation. Abends vor der Operation ein Lavement aus Chamomillenöl mit Leinöl.

Ferner versehe man sich mit allem Bedarf, der bei der Operation nöthig ist; bei der Operationsstube falle das Lichts stets von oben, nur beim Staar ist Seitenlicht besser. G. bespricht dann die Besorgung des, während der Operation nöthigen Lagers, den Apparat zur Ablösung (der ganze Apparat der zur Trennung bestimmten Werkzeuge werde, mit einem Tuche bedeckt, vor den Augen des Kranken verborgen gehalten), den Apparat gegen Blutungen, den Apparat zur Einigung, die leinenen Verbandstücke, die Erfrischungsmittel, die Anweisung der Gehilfen (einen zur Zurückziehung der Haut und Muskeln, einen zum Halten des Gliedes unter dem Orte der Absetzung, der dritte zum Reichen der Instrumente, der vierte bloss für die Pflege des Kranken zur Erfrischung).

Bei dem Verfahren während der Operation ist Folgendes zu beobachten. Um der Blutung vorzubeugen, lege man noch ein Feldtourniket unterhalb des ersten an. Mangel der Pulsation unterhalb derselben dient nicht als ein Zeichen des erreichten Zweckes; der Kranke soll oberhalb derselben Pulsation fühlen und die Eigenwärme muss unterhalb vermindert sein, die Operation muss so rasch als möglich vollführt werden. Gräfe gebrauchte zur Ablösung des Oberschenkels, die Durchsägung des Knochens mit inbegriffen, nie länger als eine volle Minute.

In Bezug auf die Bestimmung der Ablösungsstelle gelte, so geschehe der Einschnitt stets im Gesunden, überdies suche man einen Ort auf, wo eine reine, mit hoher Vitalität ausgerüstete Muskelfläche gewonnen werden kann. Desshalb löse man den Unterarm nie am Handgelenk, den Unterschenkel in einiger Entfernung

von den Knöcheln, den Oberschenkel nicht zu nahe am Knie und den Oberarm jedes Mal in nöthiger Ferne vom Ellbogengelenk, ab. So sehr die Exarticulationen des Oberschenkels und Oberarms aus ihren Pfannen insofern zulässig sind, als bei beiden eine hinreichende Muskelmasse gewonnen wird, so wenig sollte man Glieder aus den Knie-, Ellbogen-, Hand- und Hüftgelenken ausschälen. Hier werden grosse Knorpelflächen meist mit Sehnen und Ligamenten in Berührung gesetzt, ohne dass man durch den länger erhaltenen Stumpf das Mindeste gewönne. Nur die Auslösung des Unterfusses, zwischen dem Sprunge und Würfel und dem Knochen- und Fersenbeine verdient, trotz der weniger reinen muskulösen Umgebung den Vorzug vor der Amputation des Unterschenkels, weil bei ersterer die vollkommene Lage des Gliedes mit der Ferse erhalten und ein künstlicher Unterschenkel ganz entbehrlich gemacht werden kann.

Bei der Gestaltung der Wundfläche handelt es sich zur Erzielung des Adhäsionsprocesses den Knochen möglichst mit Haut und Muskelmasse zu überziehen; die Schnittflächen sollen in allen Punkten eine genaue Berührung eingehen. Keine Gestalt erfüllt mehr diese Bedingungen als der Trichterschnitt, bei dem die Haut den kreisförmigen Rand, die abgesägte Knochenfläche die Spitze und die Muskularsubstanz die gekrümmte Wand des Trichters bildet. Er passt aber nur für einröhrige Glieder; bei zweiröhrigen muss man seine Zuflucht zur Fleischlappenbildung nehmen.

Bei der Ablösung der Knochen säge man den Knochen möglichst hoch in den Muskeln, wo der schiefe Schnitt durch die Weichgebilde auf den Knochen traf, ab; jede Nebenverletzung vermeide man, damit keine Entzündung der Beinhaut entsteht, die sich nicht selten bis zum nächsten Gelenke erstreckt und zu gefahrvollen Nervenzufällen und Vereiterungen Anlass giebt. Die Beinhaut darf nie höher abgeschält werden, als die Säge späterhin eingreift. Nach vollendetem Muskelschnitte lasse man die Retraction mit möglichster Kraft ausführen, setze ein Skalpell möglichst hoch an und durchschneide die Beinhaut mittelst eines festen Kreisschnittes; hierauf verrichte man das Schaben von jenem Schnitte nur von oben nach unten. Die Säge muss mit Oel überzogen werden, damit sie reiner und besser schneidet, man führe sie nur mit leichten Zügen, nur mässig geschwind, damit keine Erhitzung

des Blattes eintritt, endlich muss der Knochen während des Sägens mässig gebeugt werden. Spitze und scharfe Ränder des Knochens beseitige man durch die Knochenscheere.

Bei der Blutstillung suche man zunächst die grösseren Gefässe auf und lüfte allmählich das Tourniket; auch die grösseren Venenstämme unterbinde man bei Exarticulation des Oberarms und Oberschenkels; bei doppelt gewichsten Zwirnfäden erfolgt kein Durchschneiden. Die Blutungen der kleinen Gefässe stillt man durch Zusammendrücken eines mit eiskaltem Wasser gefüllten Schwammes.

Die Union vollziehe man mittelst Nadeln. Das Heft muss die Muskelsubstanz jedes Mal mit fassen. Das oberflächliche Klaffen hebe man durch Pflasterstreifen. Um diese lege ein bis zwei circuläre Streifen. Dann schlage man Longuetten über und befestige diese durch eine Mütze und um diese eine Binde.

Bei dem Verfahren nach der Operation lagere man den Stumpf durch ein untergeschobenes Polster so, dass seine Schnittfläche etwas höher als seine nächste Exarticulation zu liegen kommt. Die Tournikets bleiben bis die Unterbindungsfäden gelöst am Orte, aber nur mässig angezogen. Der Kranke wird warm zugedeckt, weil er zu Kälteschauer geneigt ist. Hebt sich der Puls, lässt das Frösteln nach, so geht man allmählich zu einem kühleren Verhalten über. Leichtere Blutungen werden durch fortgesetztes Begiessen des Stumpfes mit eiskaltem Wasser gestillt.

Beim Erethismus ist Energie gesunken und Sensibilität erhöht. Man muss die letztere mindern, ohne die tiefere noch mehr niederzudrücken und beide Heilanzeigen sowohl gegen das Allgemeine wie gegen das Oertliche richten.

Ausser dem Mohnsafte mit etwas beigemischtem Salpeter wirkt nichts besser zur Minderung der Sensibilität als Kirschlorbeerwasser (Emuls. amygd. ℥VII, Aq. laurocer. ʒII—ʒIII. Alle 2 Stunden 1 Esslöffel).

Gegen den örtlichen Erethismus hilft auch am besten eiskaltes Wasser.

Bei dem Torpor ist Sensibilität und Energie gesunken. Die Energie muss durch nährende Mittel gehoben werden; starke Bouillon, braunschweiger Mumme; bei Armen Tischlerleim mit Gewürz und Zucker — als Reizmittel Glühwein mit Eigelb, Zucker, Zimmt und Nelken bereitet. Diesem entspricht die örtliche Behandlung.

Man fomentirt den Stumpf mit weinigen Aufgüssen der Krausemünze, Melisse, begiesst ihn mit Kampherbranntwein oder spritzt Terpentinöl durch die Nadelstichwunden oder durch die Wundspalten ein.

In Bezug auf die mechanische Fortbehandlung des Stumpfes nimmt man in der Regel den Verband zum ersten Male den dritten Tag ab und wechselt bloss die Longuetten, die Mütze und die Civilbinde; am 5. Tage lege man den 3. Verband an, die locker gewordenen Heftpflaster ersetze man durch frische. Die Unterbindungsstücken gehen meistens durch gelindes Anziehen weg. Dann verbinde man ein um den andern Tag. Am 12. Tage sind meistens die Stichwunden und die Spalte cicatrisirt.

Bei nicht ganz gelungener Vereinigung der Wundflächen findet man gleich beim ersten Verbande die ganze Wundfläche stark nässend; es läuft viel Lymphe aus. Hier wechsle man den Verband täglich. Allmählich bessert sich der lymphatische Ausfluss und der Eiter wird gutartig.

Die Ausscheidung des Knochenkranzes ist insofern unangenehm, als die fast ganz vollendete Vernarbung durch sie verzögert wird. In diesem Falle sieht man gewöhnlich in der Spalte zwei Stellen unvernarbt; hier bilden sich bohnenartige Geschwürchen, aus deren speckigem Grunde eine seröse Feuchtigkeit abgesondert wird. Man darf sie nicht heilen. Mit einem Zängelchen kann man die Knochenstücken später herausholen.

Nach vollendeter Vernarbung gewinnt der Kranke an Kräften. Zuweilen tritt Schwindel, Nasenbluten u. s. w. ein. Die vermehrte Sanguification muss jetzt in Schranken gehalten werden.

Beim Anlegen der künstlichen Glieder darf man sich nicht übereilen. Sind 8 Wochen verflossen und kann man mit der flachen Hand das Muskelpolster stark gegen den Knochen drücken, ohne dass der Kranke davon Empfindung hat, so darf die Ansetzung des künstlichen Gliedes versucht werden.

Im fünften Abschnitt, den G. mit den Worten Zimmermann's einleitet:

„Wir müssen das Bekannte wissen, ehe wir das Unbekannte suchen; wir müssen von Anderer Erfahrung unterrichtet, auf Anderer Flügeln getragen werden, wenn wir selbst erfinden sollen“

untersucht er ebenso genau die Encheiresen der Gliederablösungen und endlich im sechsten Abschnitt, den er mit den Worten Herder's eröffnet:

„Wenn nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluss nicht Neid!
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit"

den künstlichen Gliederersatz.

In seinem Hauptwerke *„die Rhinoplastik"* ergeht sich Gräfe im ersten Abschnitte über *„allgemeine Betrachtungen über den organischen Ersatz verloren gegangener Theile des thierischen Körpers."*

Jede organische Wiederherstellung geschieht nach den allgemeinen Gesetzen des Bildungstriebes. Diese Reproduction ist in den verschiedenen Thieren und in den verschiedenen Organen ein und desselben Thieres verschieden entwickelt. Wo mehr universelle Bildung vorwaltet, gewinnt die Reproduction, wo dagegen die Gebildung mehr individualisirt hervortritt, wo sich die Systeme des Organismus immer bestimmter trennen, da verliert die Reproduction an Extensivität.

Bei den niedrigsten Thieren, den einfachsten gallertartigen Geschöpfen den Polypen ist Nerven- und Gefässsystem in eine völlig gleichartige Masse verschmolzen. Ihnen zunächst stehen jene Thiere, in welchen das Nervensystem zwar schon getrennt ist, aber doch ohne Centralbildung entweder fadenförmig, wie bei einigen Würmern oder netzförmig, wie bei den Aktinien, immer durch alle Theile des Körpers völlig gleichförmig ausgebreitet ist.

Hier feiert die Reproduction ihren höchsten Triumph. Bei den Polypen, bei den Aktinien, bei den Majaden und bunten Regenwürmern, erzeugen sich grosse ganz getrennte Theile nicht nur wieder, sondern aus dem abgelösten Theile wächst ein neues Thier hervor.

Bei den kaltblütigen Thieren höherer Animalisation nimmt die Reproduction ab. Die Fortpflanzung der Art durch mechanische Trennung hört gänzlich auf. Nur einzelne Organe können wieder ersetzt werden. Bei dem Geschlechte der Schnecken wachsen wieder die abgeschnittenen Köpfe, bei den Krebsen die Scheeren, bei den Sepien die Fangarme, bei den Fischen die Flosse, bei den Salamandern das ausgeschnittene, schon sehr vollkommen organisirte Auge, der getrennte Schwanz und die abgelösten Füsse. Bei weitem geringer ist die Regeneration schon in dem Erdsalamander, obgleich derselbe dem Sumpfsalamander sehr ähnlich ist. Bei

den warmblütigen Geschöpfen geht die Wiedererzeugung selbst für einzelne getrennte Theile ganz verloren. Die Reproduction beschränkt sich auf die organische Wiedervereinigung getrennter Theile. Bei den hierher gehörigen Thieren ist im Vergleich mit den Menschen die Heilbarkeit der Wunden ungemein ausgedehnt; sie können grosse Theile ihres Körpers verlieren, und die Wundflächen werden ohne alle Kunst durch sehr vollkommene Narben geschlossen. Bei dem Menschen ist eben durch die vollendetste Bildung der Centraltheile die mindeste Reproductivität, und dieselbe findet nur bei den Gebilden der untersten Stufe Statt, in welchem die einzelnen Systeme des Organismus noch innig verschmolzen sind. Das Zellgewebe regenerirt sich am vollkommensten; es wird aus der lebendig ergossenen, der untersten Thierart, den gallertartigen Polypen so ähnlichen, aus der zitternden Gelatina wiedererzeugt. Die in der Stufenreihe auf das Zellgewebe unmittelbar folgenden Gebilde, als die Haut und die Knochen sind, gleich den Aktinien, einer meist vollkommenen Reproduction fähig. Muskel, Bänder und Sehnen werden weit schwieriger reproducirt. Ganze Glieder, Sinnesorgane werden gar nicht wieder erzeugt. Doch hat White einzelne Fälle beobachtet. Da nun durch Erzeugung eines neuen Zellgewebes und durch dessen fortgesetzte Metamorphose organische Bildung getrennter Theile möglich wird, so muss man dies benutzen, um Theile, die sich auf keine Weise wiedererzeugen, dahin zu verpflanzen, wo sie verloren gingen. Bei diesem Vorgang ist die adhäsive Entzündung der productiven Suppuration vorzuziehen. Bei allen Verpflanzungen muss man sich daher bestreben, die organische Einigung mittelst der Adhäsiventzündung zu bewerkstelligen.

Obgleich Fälle nun vorliegen, wo gänzlich getrennte Theile, wie Ohren, Nasen u. s. w. wieder anheilten, so hängt dies immer doch mehr von Glück und zufälligen Umständen ab. Man muss daher bei der Verpflanzung darauf bedacht sein, den Zusammenhang mit dem ursprünglichen Boden so lange zu erhalten, bis die Adhäsion geschehen ist und der überzupflanzende Theil aus seinem Boden hinreichendes Leben schöpfen kann. Nächst dem Zellgewebe hat die Haut am meisten Reproductionskraft, eignet sich also am meisten zur Ueberpflanzung. Bei allen Transplantationen muss

die Haut gesund sein; ist dies nicht der Fall, dann soll man ganz davon absehen oder nach von Helmont fremde Haut benutzen.

Sehr wichtig ist die Berücksichtigung der Zeit bei den Transplantationen; bei der Menstruation und Diarrhöen ist die Plasticität gemindert; die Form der Wundfläche des überzupflanzenden Theiles muss der Form der Wundfläche des künftigen Bodens entsprechen. Alle Zwischenlagen, z. B. Blutklümpchen sind zu vermeiden, ferner Sand, Staub u. s. w. Nach geschehener Vereinigung ist der Zutritt der Luft abzuhalten, um in der Wundfläche keine krankhafte Reizung hervorzurufen und die Vegetationskraft nicht zu erregen; eine mässig-synochöse Entzündung soll Statt finden; nimmt die Entzündung einen erethischen Charakter an, so muss die hervortretende Sensibilität allgemein beschränkt werden. Der organische Ersatz der Nase ist von allen Ueberpflanzungen der wichtigste.

Im dritten Abschnitte beschreibt Verf. die Indische Methode. Anwendbar, sagt er, ist sie in allen denen Fällen, die uns zwingen die Deutsche und die Italienische aus irgend einem Grunde zu verlassen, ferner, wenn die Stirnhaut kräftig, durchaus fehlerfrei, vollkommen gesund, nicht zu dünn und nicht zu dick, wenn sie auf allen Punkten beweglich ist; sie setzt ferner eine hohe Stirne voraus; contraindicirt ist sie bei allgemeiner Haut-Vulnerabilität, endlich ist sie indicirt bei Individuen, denen die Nasenbeine gänzlich fehlen. Durch die Drehung des Stirnhaut-Lappens entsteht nämlich in der Gegend der Nasenwurzel ein Wulst, der dick und fest bei weitem am meisten geeignet, das Nasengewölbe wohlgestaltet zu erhalten.

Gräfe liefert dann die Operationsbeschreibung nach Cruso, Findlay, Pennant und Carpue.

Weiterhin stellt er die Normen für die Indische Rhinoplastik theils nach den früheren, theils nach seinen eigenen Erfahrungen zusammen. Am Schlusse giebt er eine ausführliche Krankheitsgeschichte einer Frau, bei der er am 28. Juli 1817 die Rhinoplastik nach der Indischen Methode mit Glück vollzog. Auf der angefügten Kupfertafel ist die Nase vor und nach der Operation abgebildet.

In derselben Weise wird dann die Italienische Methode abgehandelt. Sie schliesst sich an die Indische, wie das vollende-

tere Kunstwerk an den Elementarversuch, diese ist bestrebt, die Restitution aus unmittelbar angrenzendem Gebilde, also auf einfacherem Wege mit leichteren Handgriffen und geringeren Schwierigkeiten in Ausführung zu bringen. Jene schreitet hingegen dreister vor, wagt den verlorenen Gesichtstheil aus ganz entferntem Gebilde organisch zu ersetzen, hat dafür aber auch bedeutendere Hindernisse zu bekämpfen, erfordert mehr Gewandtheit, vielseitigere Umsicht und grösseren Reichthum an Kenntnissen. Vergleicht man das sehr künstliche, einen höheren Culturgrad nothwendig voraussetzende der Italienischen Methode mit dem einfachen leichteren Verfahren bei der Indischen Operationsweise, so wird diese schon ihrer Natur nach, als die Mutter der Italienischen hervorgehen.

Nachdem Verf. das Verfahren von Taliacotius beschrieben, giebt er die Normen für die neue Italienische Methode an und liefert die Operationsgeschichte eines Patienten, der 1814 vor Paris bei Montmatre durch einen Säbelhieb die Nase verlor und bei dem er am 8. März 1816 nach der Italienischen Methode die Operation vornahm; am 19. Oct. wurde die Ueberpflanzung des vernarbten Hautlappens vorgenommen. Ende April war die Heilung vollendet. Die Nase vor und nach der Operation ist abgebildet; letztere hat eine weit bessere Form.

Der Genesende wurde dem Könige von Preussen und den königlichen Prinzen vorgestellt. Die Nase hatte eine sehr vollkommene Gestalt erhalten und gab einen sprechenden Beleg ab gegen die frühere Meinung, dass die organisch ersetzten Nasen durch Kälte ungemein leicht absterben. Denn im Januar 1818, wo in Berlin mehrere Tage eine Kälte von —14° Réaumur herrschte, arbeitete der Mann in einer ganz offenen Schmiede mit vollkommen entblösster Nase, ohne später die mindesten nachtheiligen Folgen hiervon zu verspüren.

Die zuletzt abgehandelte Deutsche Methode ist die Erfindung Gräfe's. Um die Trennung aufzuheben, welche die Indische und Italienische Methode, zum Nachtheil der Kunst, bis auf die neueste Zeit von einander entfernte, übte er die eine, wie die andere zu wiederholten Malen aus. Hierdurch wurden ihm nach und nach alle einzelnen Vorzüge des Indischen sowohl als des Italienischen Verfahrens genauer bekannt, und er überzeugte sich bald,

dass der Vortheil einer überaus schnellen Heilung durch Ueberpflanzung des ganz frisch ausgeschnittenen Stirnhautlappens bei der Indischen Methode dem Verfahren der Italienischen Operationsart weder vorzuziehen noch nachzusetzen sei, da sie das Ersatzmaterial aus dem vernarbten Armhautlappen wählt, bei langsamer Heilung, durch mehr geschütztes Gelingen und durch gleichzeitige Vermeidung der Stirnnarbe sicherer gewährt, dass beide ihre Indicationen und Contraindicationen hätten und dass die bisher getrennten Vortheile beider Methoden durch die Wahl des Mittelwegs vereinigt werden könnten. So entstand die neue Methode, welcher er den Namen „der Deutschen" gab, weil sie im Deutschen Vaterlande entstand.

Die Vortheile derselben bestehen in folgenden Momenten. Man nimmt bei der Deutschen Methode genau nur den Hauttheil aus dem Arme der den Dimensionen der fehlenden Nasenstücke gleich ist, man verletzt daher den Arm weniger als bei der Italienischen, wo die Verletzung dreimal grösser ist; man hat ferner den Vortheil, dass die frisch angeheftete Haut hinsichtlich ihrer Stücke weit genauer mit der Nasenhaut übereinstimmt, also auch ein ebenes Zusammenstossen möglich macht; bei der Deutschen Methode gelingt die Heilung binnen 4 Wochen, während sie bei der Italienischen bis zum Jahre dauert; endlich vermeidet man die gefahrvolle Schädelentblössung der Indischen Methode.

Die Rhinoplastik nach Deutscher Weise kann mit sicherer Hoffnung eines glücklichen Erfolges da angewendet werden, wo bei, von allem Verdachte dyscrasischer Verhältnisse ganz entferntem, Körper eine vollkommen normale, derbe, leicht bewegliche Armhaut gegeben ist; wo dieselbe aber schlaff, welk, von Farbe nicht ganz gesund; bei anomaler Vulnerabilität, bei vorausgegangenen dyskrasischen Krankheiten ist sie zu unterlassen.

Gräfe beschreibt nun wirklich in wahrhaft plastischer Weise die Normen der von ihm erfundenen Deutschen Methode, die sich dadurch bekanntlich hauptsächlich von der Italienischen unterscheidet, dass der Armhautlappen frisch mit dem Nasenstumpfe vereinigt und schon nach 6—8 Tagen, nicht erst nach erfolgter Ueberhäutung vom Arme getrennt wird.

Als Beleg giebt er auch hier eine Krankheitsgeschichte. Sechs Wochen nach der Operation liess er die am 11. Sept. 1817 ope-

rirte Auguste Wilhelmine Braun aus Berlin, 24 Jahre alt, abbilden. Wenige Tage später wurde sie der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Berlin vorgestellt. Einstimmig theilten alle anwesenden Mitglieder, nachdem sie eine Vergleichung mit drei anderen Individuen angestellt hatten, denen die Nasen theils nach Italienischer, theils nach Indischer Weise hergestellt waren, die Meinung, dass die durch das Deutsche Verfahren ersetzte, den unbedingten Vorzug verdiene, dass sie alle gehegten Erwartungen weit übertreffe. Am Schlusse des Buches verbreitet sich G. über die zur Rhinoplastik gehörige Bandagenlehre.

Wie viele ausgezeichnete Werke über *„plastische Chirurgie“* die Chirurgie uns immer auch bringen mag, Gräfe's Rhinoplastik wird stets die Ilias unter ihnen bilden.

Die bedeutendste, weil seine ganze chirurgische Eigenthümlichkeit wieder- und abspiegelnde, Schrift, bleibt seine Abhandlung *„die Gaumennaht, ein neuentdecktes Mittel gegen angeborene Fehler der Sprache.“*

Zu bedauern ist, dass diese so bedeutende Leistung, die wirklich den Ausspruch des Ben Akibah widerlegt, nicht einmal in einer Separatausgabe erschienen und daher nur Wenigen zugänglich ist. Sie wurde zuerst in dem von Gräfe und Walther herausgegebenen Journal für Chirurgie und Augenheilkunde im 2. Bande 1820 veröffentlicht. Schon bald nach ihrem Erscheinen bemühte man sich, Gräfe die Ehre, der Erfinder der Gaumennaht gewesen zu sein, streitig zu machen. Es war Niemand Anders als der französische Wundarzt Roux, in der 1825 von ihm veröffentlichten Schrift: *„Mémoire sur la Staphylorrhaphie ou suture du voile de palais par Rh. Jos. Roux, Paris* 1825.“

Zwar wurde die Unverfrorenheit, mit der Roux sich diese Erfindung aneignete, von Gräfe selbst zurückgewiesen. Man braucht sich einfach nur an die erste Veröffentlichung der Operation zu halten, um zu entscheiden, dass ihm die Priorität zukomme.

Das Hufeland'sche Journal der practischen Heilkunde B. 34 vom Jahre 1817 enthält bereits S. 116 eine Nachricht, dass v. Gräfe in dem Jahre 1816 am 27. Dec. in der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft über die Gaumennaht einen Vortrag gehalten habe. Gräfe selbst berichtet am Schlusse seiner Abhandlung in einer Anmerkung: „Eben nach beendetem Abdrucke der ersten Bogen

dieses Aufsatzes, finde ich im Constitutionel (Vendredi 22. Octobre 1819, No. 296, p. 3), dass Roux in Paris, ganz vor kurzem eine Gaumennaht ebenfalls mit glücklichem Erfolge unternommen habe. — Wenn die Operation in dem bemerkten Blatte übrigens als eine, vor Roux noch nie geübte, angezeigt wird, so kann diese Angabe gewiss nicht von jenem, im Gebiete der Literatur nicht unbewanderten Arzte herrühren. Bereits im Frühlinge des Jahres 1816 übte ich die Gaumennaht, deren glücklichen Erfolg der Herr Staatsrath Hufeland, die Herren Geheimräthe Rudolphi und Richter, der Herr Professor Bernstein, die Herren Doctoren Böhm, Jüngken, Michaelis und Andere mit mir beobachteten" u. s. w.

Ammon schreibt 1823 in seinem bekannten Buche[1]): „Einen Triumph feiert die deutsche Chirurgie durch Gräfe's wichtige Entdeckung der Gaumennaht, als ein Mittel gegen angeborene Fehler der Sprache, über die französische Chirurgie, die einen schon oft betretenen Weg nicht verlässt, auf welchem sie sich die Erfindung dieser wichtigen Operationsmethode anzumassen gedenkt. Wenn wir nicht ohne Verwunderung in französischen Schriften lesen, dass Dupuytren der Erfinder der Keratonyxis sei, und wenn wir dabei nur der literarischen Unkunde dieses zuschreiben, so wurden wir doch anderer Meinung, als wir in dem Monate Januar 1822 auf eben die Weise wie es schon früher geschehen war (Constitutionel 22. Octobre 1819) im Constitutionell, einem viel gelesenen politischen Blatte, welches in Paris erscheint, einen Aufsatz fanden, in welchem die Gaumennaht als eine Erfindung Roux' gepriesen ward."

Ebenso entschieden weist Schreger die französische Anmassung zurück.

Nicht minder trat A. L. Richter in v. Gräfe's und v. Walther's Journale VII 631 der Ueberhebung Roux' entgegen.

Dieffenbach, welcher obige Schrift des letzteren in's Deutsche übersetzt hatte, sagt in der Vorrede daselbst:

„Roux' Verdienste um die Gaumennaht müssten daher hochgeachtet werden, wenn er einfach und bescheiden seine Beobachtungen mittheilte, doch verkündet er in pathetischen Redensarten überall sein eignes Lob und gedenkt nicht allein des wirklichen Erfinders dieser Operation, Gräfe's, der Jahre lang vor ihm die Gaumennaht mit Glück ausgeübt und beschrieben hat, auf eine höchst ungeziemende Weise, sondern rühmt sich vor der ganzen Welt als den Erfinder einer Operation, die nicht das Produkt eines tiefen anhaltenden Nachdenkens, sondern ihm gleichsam durch eine höhere göttliche Eingebung par une inspiration divine zugekommen sei."

1) Parallele der deutschen und französischen Chirurgie. Leipzig 1823.

Bei so vielen Zeugnissen für die Priorität Gräfe's hätte man glauben sollen, wäre dieses Gerede nachgerade verstummt, weil erstere ja doch über allen Zweifel erhaben dastand.

Aber nein! Nach den Arabern hat kein Volk so viel in Märchen und wissenschaftlichen Legenden geleistet als die Deutschen, und so finden wir wieder im Jahre 1856, dass ein gewisser Dr. Helft in einem Aufsatze der deutschen Klinik (dasselbst S. 3) den Ausspruch thut: „Gräfe, sein Nebenbuhler lud ihn zu Tische ein und dort in Gegenwart zahlreicher absichtlich versammelter Gäste, erklärt Gräfe, mit innigster tiefster Ueberzeugung, dass Roux allein und ohne Unterstützung zum Ziele gelangt sei und die Staphylorrhaphie erfunden und verbreitet habe, er selbst sei nur in der Entfernung seinen Schriften gefolgt."

Vergleicht man diese Worte mit den von Gräfe selbst gesprochenen, oben citirten, wird Einem doch recht klar, was die Deutschen wagen, ihren Landsleuten als Wahrheit aufzubinden.

Kann man sich dann darüber wundern, wenn der französische chirurgische Historiker Rochard, welcher die Deutschen an einer anderen Stelle „wissenschaftliche Parvenus" nennt, in seiner „Histoire de la Chirurgie française au XIX. siècle" den Ausspruch thut:

„C'est donc bien à lui que revient ce mérite d'avoir introduit la staphylorrhaphie dans la pratique, et il a eu la satisfaction de l'entendre déclarer à Berlin par Graefe lui-même."

Jeder sieht ein, dass Roux, obschon er die Unverfrorenheit im Anfang besass, seine Erfindung für eine göttliche Eingebung auszugeben, später sogar kein Bedenken trug, seinen Landsleuten aufzubinden, Gräfe habe selbst die Priorität zugestanden.

Auf diese Weise macht man Geschichte!

In jener Abhandlung bespricht Gräfe nun zunächst die Wichtigkeit des Gaumensegels für die Sprache und erörtert die vergeblichen Versuche, die man gemacht hat, durch Obturatoren dieselbe wieder zu verbessern. Er sah ein, dass dies nur durch eine Verschliessung der Spalte, vermöge einer organischen Verbindung der Ränder durch eine blutige Heftung des Gaumensegels zu erreichen sei. Dem Instrumente, das er zu diesem Zwecke erfand, gab er den Namen Uranotom. Es besteht aus einem Meissel und einer Unterlage. Der Meissel bis zu seinem Griffe hin ist in einem Messingcylinder vermöge einer Spiralfeder so beweglich, dass die Schneide desselben durch einen Druck auf den Griff in die, mit Holz ge-

fütterte, Unterlage eingesenkt werden kann. Die von ihm angewandten Gaumennadeln unterscheiden sich von gewöhnlichen Heftnadeln vornämlich durch ihre Krümmung. Cirkelförmig gebogen, wie die gebräuchlichen, durften sie nicht sein, die Krümmung muss aus zwei senkrechten und aus einem wagerechten Theile bestehen. Eine so gekrümmte Nadel braucht bei der Einlegung der Fäden, nur in gerader Linie vor- oder rückwärts bewegt zu werden. Der Gaumennadelhalter besteht aus dem Zangentheile, aus dem Ringtheile und dem Griffe. Es kommen ferner in Anwendung die Nadelzange, die Ligaturschräubchen, der Schraubenhalter und die Ligaturfädchen. Der erste Act der Operation besteht in der Lösung der Epidermis vom Rande der Spalte entweder durch den Schnitt oder durch Anwendung chemischer Mittel, des ätzenden Kalis, der concentrirten Salzsäure oder der concentrirten Schwefelsäure. Im zweiten Acte geschieht die Einlegung der Hefte, im dritten die Einigung. Auf's Minutiöseste beschreibt er diese beiden Acte. Sehr sorgfältig verbreitet er sich über die Nachbehandlung und giebt am Schlusse eine scharfsinnige Epikrise.

In demselben Jahre wich er bei einem anderen Falle insofern von seinem Verfahren ab, als er sehr lange Heftfaden wählt und, ohne Ligaturschräubchen in Anwendung zu bringen, legt er die beiden Faden eines Heftes ausserhalb des Mundes in einen chirurgischen Knoten zusammen, wand sich hierauf den Rest der Faden so um die Hände, dass das linke Ende des Fadens um die rechte, das rechte Ende des Fadens hingegen um die linke Hand geschlungen war, fasste nun die Spitze des Zeigefingers jeder Hand, nahe dem Knoten, auf das entsprechende Fadenende, liess den Mund weit öffnen und zog zuletzt die beiden Faden, indem er die Spitzen der Zeigefinger auf denselben immer tiefer in den Mund schob, so lange an, bis der Knoten nicht nur auf dem Gaumensegel ruhte, sondern bis die Wundlefzen mittelst desselben in hinreichend gerade Berührung getreten waren. Dann setzte er einen zweiten einfachen Knoten auf den ersten, um so die spätere Lösung des chirurgischen Knotens sicherer zu verhindern. Dann wurden die beiden Faden mittelst der Cooper'schen Scheere abgeschnitten. Die Wirkung übertraf alle seine Erwartungen; überall lagen die Wundlefzen genau aneinander.

Da Gräfe später selbst seinen Uranotom, mittelst dessen

er die erste Operation vollführte, aufgab, so hat derselbe nur noch historische Bedeutung. Er bediente sich später eines schmalen Messers mit langen Griffen zur Verwundung der Spalträuder. Auch bei dieser Methode zeigte Gräfe sich als ächten gottbegnadigten Künstler, indem er stets bestrebt war, sein Verfahren zu vereinfachen.

Der Erinnerung wieder werth und zu neuen Versuchen auffordernd, sind die Versuche, welche Gräfe mit dem Wooz anstellt. Sehr wahr bemerkt er, dass je schärfer die Werkzeuge sind, mit welchen wir Incisionen verrichten, desto mehr erhalten wir die Integrität der Wundränder, desto weniger Schmerzen werden veranlasst, desto eher gelingt die Einigung durch schnelle Adhäsion. Da nun aus dem härtesten Material die schärfsten Instrumente verfertigt werden können, das Wooz aber durch ungemeine Härte sich auszeichnet, so liess er aus England ein Theil des fraglichen Metalls kommen und dann von dem Hof-Instrumentenmacher Griebel einige Lanzettenbistouris, Staarmesser und Staarnadeln anfertigen. Er fand bei seinen Versuchen, dass sie die Instrumente von englischem Stahl übertrafen. Mit einem Woozinstrumente verrichtete er drei Brustamputationen, zwei Herniotomien, schälte fünf Tumores cystici von mittlerer Grösse aus, exstirpirte vier grosse Hämorrhoidalknoten, verrichtete ausserdem mit demselben viele Hautincisionen, ohne dass er irgend etwas von seiner Schärfe verloren hatte. Ebenso vortrefflich gelangen die Versuche mit den aus Wooz angefertigten Staarinstrumenten.

Das Wooz wird nun in Bengalen und dort auch geheimnissvoll bereitet, es ist weit härter als der beste englische Stahl; es verträgt durchaus keine grössere Glühhitze als bis zur kirschrothen Farbe und kann daher nicht, wie anderer Stahl, blau angelassen werden. Beim Anschlagen giebt es einen weit helleren klaren Ton und lässt sich nicht mit anderem Stahl und Eisen zusammenschweissen. Link und Mitscherlich fanden, dass das Wooz frei von Mangan und Arsen, nur reines Eisen und Kohle enthielt.

Später veröffentliche Professor Link im „Journal“, dass es Faraday gelungen sei, im Wooz Alaun- und Kieselerde nachzuweisen. Wer einen Ueberblick erhalten will über die ganze wundärztliche Thätigkeit v. Gräfe's, über das Glück, das er als Ope-

rateur wie als Wundarzt hatte, über die grosse Anzahl von Schülern, aus der ganzen Welt seiner Klinik zuströmend, über die Art und Weise, wie er sie zu Operateuren und Wundärzten heranbildete (bei jedem einzelnen ist angegeben, welche und wie viele Operationen er verrichtete), der muss seine zahlreichen Jahresberichte über das „klinisch-chirurgisch-augenärztliche Institut der Universität zu Berlin", die er in siebzehn Jahrgängen von 1816—1835 bei G. Reimer veröffentlichte, einsehen. Um bloss die Resultate von einem Jahre und zwar von dem Jahre 1820 anzuführen, wollen wir nur hervorheben, dass die Anstalt chirurgische Kranke 513, Augenkranke 285 aufnahm; die Gesammtzahl belief sich also auf 798. Chirurgische Operationen wurden, ohne Aufzählung kleiner, unbedeutender Unternehmungen 161 und augenärztliche bemerkenswerthe 35, im Ganzen also 196 ausgeführt. Gestorben sind innerhalb der erwähnten Zeit von den aufgenommenen Individuen nur 13. Sollte der Listerismus glücklichere Resultate geben? Die Klinik wurde in diesem Jahre von 182 Schülern besucht. In den späteren Semester fand eine bedeutende Zunahme Statt. Hervorheben müssen wir noch, dass so hervorstechend die conservative Richtung Gräfe's als Operateur war, diese aber ihn Operationen mit Glück ausführen liess, die unausgeführt sicher den Tod des Kranken herbeigeführt haben würden. Wie chirurgischer Hyperconservativismus kein Conservativismus mehr ist, sondern dieselben Wirkungen erzeugt als die Operationsmanie, haben wir schon oben bei der Besprechung seines Werkes „*Normen*" bewiesen.

Gräfe zeigt seinen chirurgischen Conservativismus daher auf eine ihm ganz eigenthümliche Weise, bei gewissen Fällen und chirurgischen Krankheiten nicht dadurch, dass er sein Operiren beschränkt, sondern seine operative Thätigkeit auf solche Fälle ausdehnt, wo Andere vor ihm bisher nicht operirt hatten.

Wir haben gesehen, wie die Telangiektasien vor ihm mit Blutschwamm und anderen Krankheiten zusammengeworfen und desshalb selten einer Operation unterzogen wurden; ebenso geschah es mit anderen Geschwülsten, wenn sie von einer Dyskrasie abhängig zu sein schienen; sie wurden nicht operirt, und die Kranken gingen daran zu Grunde.

Auch hier zeigte Gräfe, dass der ächte Conservativismus oft darin bestehen müsse, gerade zu operiren und zwar immer in den

Fällen, wo man annehmen dürfte, man habe es noch mit einem localen Uebel zu thun.

Seine Ansichten hierüber hatte er in seinen "*Jahresberichten von* 1833" niedergelegt und sie sind, auch heute, trotz der vorgeschrittenen pathologischen Anatomie und Histologie, von solcher Tragweite, dass wir uns nicht enthalten können, sie hier wieder zu geben:

„An diese Krankheitsfälle," bemerkt er, „in welchen der Blut- und Markschwamm täuschend von Dyskrasien abzuhängen schien, können wir aus mehr denn 21jähriger Erfahrung mehrere analoge Beobachtungen reihen, die uns in ihrer Gesammtheit berechtigen, folgende aus demselben hervorgegangene, für therapeutische Entschliessungen vielleicht nicht unwichtige Resultate hier niederzulegen. Gemäss derselben ist nämlich die unbedingte, neuerdings von Vielen behauptete Annahme eines ausschliesslich vorhandenen, ursprünglich gegebenen sympathischen Causalnexus jener Degeneration dahin zu beschränken, dass die betreffenden Krankheiten ohne allen Zweifel zwar in der weit vorwaltenden Mehrzahl von Individuen leider allgemein begründet sind, dass sie aber auch ebenso bestimmt in einzelnen Fällen als rein idiopathische, wenigstens bis zu einem gewissen Ausbildungsgrade durchaus örtliche, von Dyskrasien völlig unabhängige Uebel vorkommen. Oft genug haben wir ganz offenbare, mit sämmtlichen Attributen hoher Bösartigkeit einem deutlich scirrhösen Boden entsprossene, schwammige sowohl als phagadänische, die übelste Jauche absondernde Drüsenkrebse verschiedener Theile und sogar beide gleichzeitig erkrankte Brüste ausgerottet, oft genug mannigfache, von ihren pathognomonischen Kriterien begleitete Mark- und Blutschwämme durch das Messer entfernt, ohne dass die Krankheit bis jetzt, nach 16, 18 bis 20 Jahren ungetrübten Allgemeinbefindens, wiedergekehrt ist. Unmöglich hätte aber bei jenen Subjecten die Localausrottung so lange Jahre genügt, wären die betreffenden Degenerationen stets Produkte allgemeiner Anlage und kämen sie nie rein idiopathisch vor. Anlangend die in casuistischer Hinsicht, besonders für therapeutische Entschliessungen überaus wichtigen diagnostischen Beziehungen des einen wie des anderen Causalnexus, so ergiebt sich nach dem gegenwärtigen Stande der Semiotik, dass man wohl mit Bestimmtheit eine allgemeine Infection da vorauszusetzen hat, wo die fraglichen Localübel einen ungewöhnlich grossen Umfang einnehmen, wo sie mit ihrer eigenthümlichen Symptomengruppe bei einem Individuum an mehreren Orten zugleich vorkommen, oder wo dieselben von höheren Ausbildungsgraden der mit ihnen verbundenen Kachexien begleitet werden, dass es aber andererseits überall, wo die eben angeführten Bedingnisse fehlen, durchaus unmöglich ist, die Art des vorhandenen ätiologischen Verhaltens im Voraus festzusetzen. Nicht selten kommt es nämlich vor, dass, unerachtet verdächtiger Trübung des Allgemeinbefindens, dennoch Ausrottungen selbst vorgeschrittener bösartiger Degenerationen bleibende Heilungen gewinnen lassen, und umgekehrt sieht man, dass bei einzelnen, von durchaus gesunden Eltern abstammenden, jugendlichen Individuen, welchen das Gepräge des blühenden allgemeinen Wohlbefindens aufgedrückt ist, auch noch so kleine, angeblich bloss durch äussere Ursachen entstandene, völlig bewegliche Scirrhen, erbsengrosse, lediglich aus der Haut hervorwuchernde Schwämme, weggebeizt, weggebrannt, mit einem beträchtlichen Theile des noch völlig normalen, angrenzenden Gebildes ausgeschnitten werden, ohne dass ihre, am Orte der Operation oder auch in entfernteren Organen immer wiederkehrenden, den Kranken zum Grabe führenden Ausbrüche, auf irgend eine Weise zu verhindern wären. Wir müssen demnach unumwunden eingestehen, dass die specielle Semiotik in Bezug auf die Er-

kenntniss der jedesmaligen ursächlichen Beziehung jener Degenerationen uns noch im tiefsten Dunkel lässt und dass die Diagnosen-Renommisten nur verächtlich erscheinen, welche mit frecher Stirn lehren, dass ein blosser Hinblick ihres geübten Auges ausreiche, um die Natur des vorhandenen Uebels da zu verkünden, wo der erfahrenste Arzt, nach sorgfältiger Erwägung aller vorhergegangenen und gegenwärtigen Umstände, das wahre ätiologische Verhalten kaum zu ahnen, viel weniger denn mit kategorischer Bestimmtheit zu enthüllen vermag. Die Würdigung der ausgesprochenen diagnostischen Zweifel wird aber den Praktiker in seinen Entschliessungen nicht wankend machen; nein, sie wird, gleich jeder wahren Auffassung gegebener Verhältnisse, seinen Unternehmungen, seinem Hoffen, wie seinen Besorgnissen richtige Grenzen vorzeichnen, sie wird ihn warnen, bei noch so grossem Anscheine vortheilhaften Allgemeinbefindens, auch die geringste bösartige Degeneration mit unbedingt günstiger Prognose zu operiren und denselben ermuthigen, gegen die gangbare Ansicht auch da, wo Kachexien geringen Grades vorhanden sind, noch Exstirpationen versuchsweise zu unternehmen, ohne welche manche Kranke dem bittersten und ekelerregendsten Tode Preis gegeben bleiben, deren Leben durch frühzeitige operative Hülfe hätte gerettet werden können."

So steht denn Gräfe in den vordersten Reihen der Gründer der conservativen Chirurgie und machte die kühnsten Operationen, nicht um ein Parade- oder Bravourstückchen auszuüben, sondern nur um den Kranken das Leben zu erhalten.

Auch war er nach Dupuytren der vierte, welcher drei Mal die Resection des Oberkiefers mit Erfolg und ebenso vier Mal die des Unterkiefers vollzog. In dem einen Fall wurde zuvor der Stamm der linken Carotis unterbunden.

Zu seinen kühnsten Operationen gehört ohne Zweifel die am 1. März 1822 vollzogene Unterbindung der Arteria innominata bei ihrer Theilung in die Carotis communis und Arteria subclavia, wodurch es ihm gelang, ein Aneurysma zu heilen. Im Jahre 1823 exstirpirte er einen Uterus; in 2 Monaten war die Kranke vollständig genesen.

Sehr verdient machte sich Gräfe endlich um die Verbesserung und Erfindung von Instrumenten, Bandagen und Maschinen für Operationen am Kopfe, Augen und anderen Theilen, zu Thränenfisteln-, Hasenscharten-, Nasen-, Brust- und Bauch-Operationen, zum Steinschnitt, zur Infusion, zur Transfusion und Amputation.

Unter den von ihm erfundenen Maschinen verdienen der künstliche Fuss mit elastischer Wade, Winde zur Einrenkung des Oberarmes mit Schraube ohne Ende, Bandage zur Fractura patellae, Bandage zur Ruptur der Achilles-Sehne und Verkrümmung des Knies, Apparat zu Contracturen des Kniegelenks, Buckelmaschine und sein Operationstisch Erwähnung. Endlich erwarb er sich dadurch ein Verdienst, dass er die Lithotripsie, die er bei Civiale

in Paris kennen gelernt hatte, zuerst in Deutschland einführte. So wurde durch ihn ein ursprünglich deutsches Operationsverfahren — denn Gruithuisen und nicht Civiale war der Erfinder der Lithotripsie — in sein eigentliches Vaterland wieder zurückgeführt. Wenn man die ausserordentlichen chirurgischen Leistungen Gräfe's mit der kurzen Spanne Zeit vergleicht, in der es ihm vergönnt war zu wirken, dann kann man von ihm allerdings nicht behaupten, dass er „das Amerika der Heilkunst zuerst entdeckte und in Deutschland der Schöpfer der chirurgischen Klinik wurde und die Chirurgie aus roher Technik zur rationellen Kunst erhob", wohl aber kann man sagen, dass er als Stern erster Grösse in der Reihe der chirurgischen Classiker strahlt und im vollen Sinne des Worts ein chirurgischer Heros war und immer bleiben wird.

Augenheilkunde.

Gräfe glänzte nicht bloss als geschickter und glücklicher Augenoperateur, was am besten aus seinen zahlreichen Jahresberichten zu ersehen ist, sondern erwarb sich auch als Schriftsteller ein bleibendes Verdienst durch sein grosses Werk „die epidemische contagiöse Augenblennorhöe Aegyptens in den europäischen Befreiungskriegen".

In der zahlreichen Literatur über diesen Gegenstand nimmt es noch diesen Augenblick einen hervorragenden Platz ein und wird ihn noch lange Zeit behaupten, weil es von allen Schriften das gründlichste ist.

In dem ersten Buche, der Phänomenologie, bespricht er die Erscheinungen der Hydrorrhöe, Phlegmatorrhöe und Pyorrhöe, dann unter den secundären Krankheitserscheinungen die Folgekrankheiten der Augenlider, Augapfelbindehaut, der Hornhaut, der Iris, der Linse, der Glashaut, der Retina und der Folgekrankheiten im Centralgefässsystem des Auges.

Im zweiten Buche, der Nosologie erörtert er zuerst das Wesen des ägyptischen Augenübels, den synochösen, erethischen und torpiden Charakter dieser Krankheit, ihre Einfachheit und ihre Zusammensetzung mit anderen Krankheiten der Augen, mit Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, mit Fiebern, mit Exanthemen, mit Abdominalaffecten, mit Dyskrasien und Cacochymien, mit Wunden und Geschwüren, ihren Verlauf, ihr allgemeines Ver-

hältniss zu den sporadischen Schleimflüssen und die Reihenfolge der sporadischen Augenblennorrhöen von ihrer geringsten Ausbildung bis zu ihrem Uebergange in die epidemisch-contagiöse Form.

Das dritte Buch handelt von der, schon oben gewürdigten, Geschichte der Krankheit.

Das vierte Buch beschäftigt sich mit der Aetiologie. Als vorbereitende Ursachen betrachtet er solche, die mehr durch örtlichen Bezug auf die Bindehaut einwirken als übermässiger Lichtreiz, Blut-Congestionen nach dem Hirn und Auge, feiner Staub, zu kurzes Verschneiden des Haupthaares, Praedisposition des rechten Auges, vorhergegangene Augenblennorrhöen und solche, die durch allgemeine Beziehungen Augenblennorrhöen bedingen. So erkranken zarte jugendliche Individuen leichter, der untere und ärmere Stand leidet eher, Ungewohnheit des Feldlebens disponirt zur fraglichen Krankheit, besonders werden Individuen, die an dyskrasischen und cacochymischen Krankheiten gelitten hatten, von Blennorrhöen befallen. Unter die gelegentlichen rechnet G. die Ursachen, welche die Bindehaut unmittelbar zu gemehrter Secretion aufregen, als angesammelte animalische Dünste, dunstförmig in der Luft verbreitete Kochsalztheile, ferner Ursachen, die stärkere Absonderung im Auge dadurch bewirken, dass sie die Secretion in anderen Organen unterdrücken, als Secretionsbeschränkungen in den unteren schleimhäutigen Ausbreitungen, eine verringerte Darmsecretion und unterdrückte Harnröhrensecretion, ferner Secretionsbeschränkungen in der äusseren Bedeckungshaut durch Beiwachten, mangelhafte Bekleidung, Aufenthalt an wasserreichen Orten und Herbstwitterung. Als zweite gelegentliche Ursache betrachtet er das Contagium.

Das fünfte Buch enthält die Therapeutik. Es werden zunächst die ursächlichen Verhältnisse und die Entwickelungsstufen auf die Vorhersage, dann die Hinneigung zu bestimmten Folgekrankheiten in Bezug auf die Prognose besprochen.

Bei der Vorbeugung entwickelt G. die Grundsätze, nach welchen die Individuen zum Kriegsdienste auszuwählen sind, dann die Mittel, durch welche die Krankheitsursachen gemieden und die unvermeidlichen in ihrer Einwirkung beschränkt worden, hierunter die Bekleidung der gesunden Soldaten in diätetischer Hinsicht, die Kopf- und Leibesbekleidung, Schonung der Kräfte, Kühlung und

Reinigung gesunder Augen, Isolation der blennorrhöischen, zureichendes Voneinanderlegen derselben, Sorge für die höchste Reinlichkeit, Schutz gegen Verbreitungen des Ansteckungsstoffes bei Entlassung Convalescirter.

Bei der Cur des Augenschleimflusses wird zunächst die Beseitigung der entfernten Ursachen erstrebt, dann die Verschiedenheit der Charaktere des Augenschleimflusses berücksichtigt, je nachdem derselbe erethisch, synochös, oder torpid ist, ferner die Ausbildungsgrade der Logadoblennorrhöe; je nachdem Hydrorrhöe, Phlegmatorrhöe oder Pyorrhöe stattfindet, wurde kaltes Wasser, rothes und weisses Quecksilberoxyd und bei letzterer schwarzes Quecksilberoxyd angewendet. Der Chichm-Samen wird sehr gerühmt bei Entstehung und Abnahme des Uebels, wenn es weder heftig schmerzt, noch bedeutend absondert. Auch L. Frank, der Neffe empfiehlt ihn sehr. Professor John nahm auf Veranlassung von Gräfe eine Analyse vor und entdeckte in ihm einen Extractivstoff mit freier Säure. Endlich wird die Cur der Folgekrankheiten und zwar der Augenlider, der Augapfelbindehaut, der Hirnhaut, der Iris, der Linse, des Glaskörpers, der Retina und derer, welche im Centralgefässsystem des Auges entkeimen, besprochen.

Das sechste Buch bringt die Beschreibung einiger, bei Augenkrankheiten angewendeter Geräthe, Arzneiformeln, die Literatur und die Erklärung der Kupfertafeln.

Sehr verdient machte G. sich durch die Einführung der Blepharoplastik, des „Coreoncion“ für die künstliche Pupillenbildung und die Abhandlung *„Entstehen der Keratonyxis.“*

Langenbeck, der Vater hatte in einer besonderen Schrift die Behauptung aufgestellt, die Methode sei bei allen Staararten angezeigt, durch Gräfe wurde dieses Dogma erschüttert. Denn er zeigte, dass in zwei Fällen, in denen er sich dieser Methode bediente, die Resorption in langer Zeit nicht eintrat und in gewissen Fällen, z. B. bei ungleich verdunkelten Linsen keine Aufsaugung stattfände. Es wies ferner nach, dass der Ausgang unglücklich war, wenn die Reclination der Linse viel Kraft erforderte, dass mit der Iris verwachsene Linsen vor der Reclination gelöst werden müssen und nur freie, leicht weichende Linsen sich zur Reclination per corneam eignen.

Das „Repertorium augenärztlicher Heilformeln“

hat vorzugsweise einen principiellen Werth, insofern es zeigt, dass Gräfe einmal eine hohe Achtung vor den Mitteln besitzt, die durch die Erfahrung sanctionirt sind, anderntheils als es die Ansicht vertritt, die Wirkungen der Arzneimittel können nicht aus ihnen selbst gefunden werden, nicht die chemische Analyse, sondern die Erfahrung am Krankenbette müsse unsere Führerin sein. Er unterscheidet im Ganzen 12 Classen: die schleimartigen Mittel, die Fette, die ätherischen Stoffe, die narkotischen, die scharfen, die bitteren und zusammenziehenden, die Schwefelmittel, die Kalien, die Säuren, die Neutralsalze, die Metalle, die kieselhaltigen Mittel.

Jede Classe beschreibt er nach ihrem chemischen und physikalischen Verhalten und ihrer therapeutischen Einwirkung und giebt die einzelnen Receptformeln mit Angabe ihres Autors und Anführung der Krankheit, gegen welche sie wirken sollen. Hören wir ihn, wie er sich selbst äussert:

„Wo die Systeme des Organismus mehr in einander fliessen, wo mehr universelle Gebildungsform waltet, da finden wir zu heilbringendem Zwecke das entsprechende Gegenüberstellen des äusseren, des objectiven Factors leichter; schwieriger hingegen da, wo die Systeme im Organe getrennter vorkommen, wo denselben eine mehr individualisirte Natur zu eigen ward. Das Auge, die zarteste und schönste Blüthe des Nervensystems, ist das Gebilde, in welchem sich die einzelnen Systeme am vollkommensten trennen, in welchem alles zum individuellen Ausdrucke des Daseins gelangt. Bei ihm erfordert daher das Gegenüberstellen des objectiven Factors die vielseitigste Prüfung, die schärfste Erwägung. So lange wir die Heilkräfte der Arzneien nicht aus ihrem Wesen selbst, sondern aus den Wirkungen, die sie auf den Organismus hervorbringen, so lange wir sie bloss erfahrungsgemäss erkennen, so lange kann uns überhaupt und bei der Schätzung der Augenmittel ganz vorzüglich nur der Versuch leiten. Ernten wir aber auf diesem Wege den reichsten Gewinn für die thätige Ophthalmiatrie, so müssen uns vor allen andern solche Versuche, welche Jahre lang fortgesetzt wurden, unendlich viel werth sein, so müssen uns Zusammensetzungen geheiligt bleiben, die Jahrhunderte hindurch als der Augenindividualität entsprechend von einer Generation der Aerzte auf die andere forterbten.

Die Beurtheilung der Zusammensetzungen hat aprioristisch mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen und reicht weit hinaus über die beschränkte Entlehnung von einseitig chemischen Gründen. Wir sehen in der Erfahrung, wie die sonderbarsten Mischungen, deren Theile ganz verschiedenen Naturkörpern gegen alle chemische Regel entnommen wurden, wie gerade diese bisweilen die trefflichsten Wirkungen hervorbringen; wir sind oft ganz ausser Stande festzusetzen, ob die Wirkung dadurch erzeugt ward, dass die heilende Kraft des einen Naturkörpers rein dem Auge zufloss, während der Zutritt des zweiten die schädlichen Nebenwirkungen des anderen beschränkte, oder ob durch den gesetzten Verein ein uns unbekanntes Dritte entsteht, welches dem forschenden Physiker, wie dem mühevollen Chemiker, verborgen bleibt und dem Arzte nur allein durch das zarte Reagens des Auges in der Entwickelung heilbringender Umstimmung des kranken Lebens offenbar wird.

Wenn einerseits die genaue Berücksichtigung erforschter, einfacher und zusammengesetzter Arzneien als wichtig herausgehoben; wenn anerkannt

wurde, dass in keinem Theile der Heilkunde der Werth geprüfter Formeln so hoch als in der Ophthalmiatrie geachtet werden muss, so ist desshalb die Modification, die der geübte Heilkünstler vorsichtig dem Mittel nach der Besonderheit des Falles zu geben weiss, in ihrem hohen Werthe keineswegs zurückgesetzt und ebenso wenig dem rohen Empirismus das Wort gesprochen, der ohne Erkenntniss der Krankheit, ohne Einsicht in ihre Natur, ohne Bewusstsein ihrer Folgen nur nach dem äussern hascht, der all sein Gedeihen nur in angepriesenen Mitteln sucht und blind für die Wahrheit bleibt, dass die trefflichste Arznei ihren Ruf nur bewährt, wenn sie dem entsprechenden Krankheitszustande richtig gegenüber gestellt wird."

Balneologie.

Seine Vielseitigkeit bekundete G. auch durch die Bestrebungen, welche er auf Hebung dieser Disciplin verwandte, und durch mehrere Abhandlungen in Tagesjournalen wissenschaftlich documentirte, sowie durch die in Verbindung mit Kalisch herausgegebenen „Jahrbücher für Deutschlands Heilquellen und Seebäder". Ferner war er seit 1839 Mitredacteur der *„allgemeinen Zeitung des Brunnen- und Badewesens."* Besonders hervorheben müssen wir seine Schrift *„der salinische Eisenquell im Selkenthale am Harz."*

Wenn, wie man aus der historischen Skizze des Verfassers ersieht, Gräfe freilich nicht der Begründer dieses Bades war, so ist er doch jedenfalls der Restaurator desselben und derjenige, welcher am meisten dazu beigetragen hat, demselben in der Reihe der balneologischen Heilpotenzen einen bleibenden Platz zu verschaffen. In jener Schrift liefert Gräfe die Topographie und physikalische Untersuchung desselben; unter der chemischen Analyse theilt er 29 Experimente mit, die er mit dem Selkewasser vorgenommen hat. Am Schlusse erörtert er die Heilquellen des Selkebrunnens. Er eignet sich wegen seiner Verbindung mit Schwefel- und Salzsäure hauptsächlich in Anwendung zu Bädern. Während bei Pyrmont und Driburg die Brunnen innerlich Heilbringer sind, weniger aber durch ihre Bäder, da der grösste Theil des Eisens im Ocker zu Boden fällt und die Kohlensäure als Gas verflüchtigt wird, verliert der Selkequell, in dem Salz- und Schwefelsäure das Eisen binden, durch Erwärmung fast nichts. Als Bad hat er daher ausserordentliche Wirkung; man sieht es objectiv daran, dass die Excremente dunkel gefärbt erscheinen, ein metallischer Geschmack auf der Haut entsteht, und die Zähne von einem dunkelgelben Schleim überzogen werden. Er passt daher bei allen Schwächezuständen, ebenso bei Gicht in allen ihren Formen, bei den hart-

näckigsten Ausschlägen, Flechten, Finnen u. s. w., auffallend, topisch angewandt, bei Gesichtsschwäche, bei fistulösen und atonischen Geschwüren.

Das wichtigste, hier einschlägige, Werk Gräfe's „die Gasquellen Süd-Italiens und Deutschlands" wurde erst zwei Jahre nach seinem Tode von seinen Freunden P. Walther und Mitscherlich zusammen herausgegeben.

Es wird schon dadurch, wenn es auch augenblicklich, ebenso wie sein Verfasser, gänzlich vergessen ist, seinen bleibenden Werth behalten, dass die meisten Untersuchungen auf Autopsie beruhen, nicht aus anderen Büchern zusammen compilirt sind und jedem Bade, das Gasquellen enthält, eine historische Skizze vorausgeschickt ist.

Die universelle Bildung des Verfassers spiegelt sich nur in diesem Buche als in seinem letzten ab. Die hohe Bedeutung obiger Schrift können wir nicht besser kennzeichnen, als wenn wir die Worte Walther's hier wiedergeben, mit denen er dieselbe einleitet:

„Durch die vorliegende Schrift wird das Princip des Vulkanismus insofern zum ersten Male in die Thermologie (nicht nur Italiens, sondern auch Deutschlands, in welchem die Thermen insgesammt in einem concentrischen Halbkreise mit dem italienischen immer an den südlichen Abhängen ausgebrannter Vulkane liegen) eingeführt, als er früher wenigstens niemals in dieser Mächtigkeit und tieferen Begründung darin aufgenommen war. — Wenn auf solche Weise der ruhige und, was man zugestehen muss, allerdings auf ominöse Weise erworbene und daher scheinbar rechtliche und wohlbegründete Besitz der Neptunisten durch einen solchen plötzlichen Einbruch einer vulkanischen Explosion gestört wird, so ist diese darum nicht sehr zu bedauern, weil unter ihrer nun mehr als zwanzigjährigen Herrschaft die Thermologie bei einem wahren Diluvium von Badebüchern sich nicht eben besonders erhoben, vielmehr verflacht, seicht und zuletzt selbst wässerig und sogar schlammig geworden ist. Den Analytikern waren die freien Gase zu flüchtig und die gebundenen zu latent, als dass sie Vieles mit ihnen anzufangen vermochten. Die kürzeste Aushülfe war, den pneumatischen Theil der Thermologie mit möglichster Kürze zu behandeln und einem der wichtigsten Gase, dem die Animalisation vorzugsweise beherrschenden, keine Existenz mehr in den Mineralwassern zu gestatten. — Es lebt aber ein alter Volksglaube, dass in den Mineralwassern ausser und neben ihrem Salzgehalte noch ein anderes und zwar ein höheres Element vorkomme, welches gerade das Wirksame sei. Wenn dasselbe auch durch kein chemisches Reagens entdeckt wird, — so ist doch eine Reaction des unbekannten seit unvordenklichen Zeiten bekannt, jenes gegen den kranken, organischen Leib, welcher auch ein Reagens und zwar das empfindlichste in der Natur ist, wie aus seinen wundervollen Reactionen gegen kosmische, siderische, atmosphärische und tellurische Elementareinflüsse schon vor den entsprechenden Veränderungen im Stande des Barometers, Thermometers u. s. w., gegen Gifte und Arzneien klar erhellt. — Neptunismus und Vulkanismus sind zwei Einseitigkeiten, deren wohl keine

der unendlichen Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der hervorbringenden Natur genügend entspricht. — Im Gegensatz des rein mechanischen Princips zeigt der Neptunismus durch den in ihm waltenden Chemismus eine mehr dynamische Richtung. Dass alles Feste aus dem Flüssigen entsteht ist ein Bildungsprocess aller irdischen Formationen. Ob aber Präcipitation oder Crystallisation die einzigen diese vermittelnden Wege seien, ist eine noch zu beantwortende Frage. Im organischen Reiche entsteht festes aus dem flüssigen ohne Präcipitation und Crystallisation. Wenn die Erde ein organischer Körper, mit Leben begabt, mit Organen und organischen Systemen, welche bestimmten Functionen vorstehen, ausgerüstet ist, so müssen auf sie die Gesetze des organischen Bildungsprocesses eine wenigstens analoge Anwendung finden. Dieser aber ist seiner Natur nach weder plutonisch noch neptunisch. Die Entstehung der Gewebe ist das Werk der fortdauernden Entwickelung eines Urgewebes, der Primitivzellen, welche, in sich höchst einfach, aber der verschiedensten Bildungsformen fähig sind. Wenn die Geognosie, welche die Physiologie der Erde sein sollte, sich noch so weit im Rückstande gegen die Pflanzen- und Thierphysiologie befindet, so kommt dies daher, weil die Anatomie der Erde, die Oryktognosie, noch sehr unvollkommen ist und die Untersuchung nur erst in die Erdrinde, ihre Epidermialgebilde, eingedrungen, die Eingeweide und inneren Organe aber noch ganz unbekannt sind.“

Hygiene.

Mitten im Kriegsgetümmel, im Bivouac vor dem belagerten Torgau liegend, hatte Gräfe doch noch Zeit und Selbstüberwindung genug, um zu zeigen, wie die Prophylaxis von Krankheiten im Kriege selbst am meisten in Frage komme.

Als Frucht dieser Bestrebungen erschien seine Schrift *„Die Kunst sich vor Ansteckung der Epidemien“* zu sichern. Gräfe zeigte durch diese, dass es auch ihm gegeben sei, streng wissenschaftlich und doch allgemein verständlich zu schreiben. Auch heute verdient sie noch gelesen und beherzigt zu werden. Alles, was er sagt, ist echt praktisch. Mit den Worten Schiller's aus der Iphigenie:

„Nichts Süss'res giebt es als der Sonne Licht
Zu schau'n! Niemand verlanget nach da unten.“

leitet er die Schrift ein.

Er führt aus, dass eine Epidemie sich entweder durch Ansteckungsstoffe weiter verbreitet oder durch Ursachen, welche erstere selbst erzeugten. Will man sich vor Epidemien sichern, so muss man entweder jede Gelegenheit meiden, wo eine Mittheilung von Miasmen geschehen könne oder man muss die Empfindlichkeit zur Verarbeitung des Ansteckungsstoffes zu vermindern suchen. Die Annäherung an den Kranken muss mit Vorsicht geschehen. Man muss Angst, Unbehagen, Furcht vor der Gefahr bei den Krankheitsbesuchen scheuen, sie mindern als deprimirende

Gemüthsaffecte die Lebensthätigkeit, während muthiges Entgegentreten die Lebensbewegungen erhöhet und stählt. Nüchtern Kranke zu besuchen, ist bedenklich. Vorher wasche man Gesicht und Hände mit Weinessig, auch spüle man sich mit demselben den Mund aus, da die Säure derselben den Ansteckungsstoff zersetzt. Man nähere sich dem Kranken am Fussende des Bettes, wo derselbe weniger ausdünstet, und der ausgestossene Athem uns nicht unmittelbar trifft. Das Ueberbeugen über den Kopf der Leidenden ist am gefährlichsten, ebenso, wenn der Kranke die Bettdecke erhebt, indem sich die Ausdünstungen unter ihr ansammeln. Rathsam ist es, bei solcher Gelegenheit nicht zu athmen oder durch Oeffnung des Fensters, wenn es die Umstände erlauben, das Miasma zu verdünnen. Man öffne selbst bei Kühle öfter die Fenster, dieselbe wird den Kranken weniger als das Gift schaden. Gräfe liess in überfüllten Lazarethen alle Fenster ausheben, und die Sterblichkeit minderte sich gleich am ersten Tage um die Hälfte. Die befürchtete Erkältung trifft den bedeckten Kranken nicht. Auch bei grossen Zimmern müssen wenigstens einige Male die Fenster geöffnet werden. Heisse Zimmer taugen nie, weil sie die Ausdünstung vermehren; fleissiger Wechsel der Wäsche ist nothwendig. Nachtgeschirre müssen sofort entfernt werden, durch die Guyton-Morveaux'schen Räucherungen suche man die Miasmen zu verdünnen. Wenn man den Kranken angefasst, wasche man sich stets die Hände. Auch durch Kleidungsstücke, Wäsche, Trinkgeschirre wird der Ansteckungsstoff mitgetheilt. Am meisten haftet der Ansteckungsstoff in baumwollenen und wollenen Zeugen, besser als Auskochen ist daher Verbrennen derselben. Je gesünder der Körper, desto weniger können äussere Einflüsse schaden. Das psychische Verhalten ist von höchster Wichtigkeit. Anhaltende und schwere Kopfarbeiten müssen vermieden werden. Gut ist das fleissige Waschen des Kopfes mit kaltem Wasser. Gemüthsaffecte, welche eine angenehme Stimmung hervorbringen, müssen sorgsam gepflegt, erschöpfende und dringende Gemüthsaffecte gemieden werden; Uebung der körperlichen Kräfte ist gut; Mangel und Uebermaass des Schlafes ist abzuwenden. Die Ernährung sei zweckmässig und entsage man aller schwer verdaulichen Kost. Säuren, wie Essig und Citronensäure sind zu empfehlen. Ueberladung des Magens streng auszuweichen. Wein

verdient den Vorzug vor Liqueuren. Die Quantität richtet sich nach dem Getränke und der Individualität; denn den einen berauschen 2 Gläser Wein, während der andere ohne eine Wirkung zu verspüren 2 Flaschen trinkt. Man entsage Ausschweifungen aller Art. Die sorgfältigste Reinlichkeit erstrecke sich nicht nur auf die Umgebung, sondern auf den Körper selbst. Werden salzsaure Dämpfe nicht vertragen, so sorge man durch Räucherungen mit Weinessig. Sehr zu empfehlen sind laue Bäder, am besten vor dem Schlafengehen. Dr. Böhme in Berlin, durch die Gründlichkeit seines Wissens, wie durch die Liebe für seine Kunst gleich ausgezeichnet, machte die Erfahrung, dass leichte kleine Fontanellen auf beiden Armen von Fliegenpflastern mehrere Hundert, die sie trugen, vor Nervenfieber schützte.

Die Zeichen der erfolgten Ansteckung sind Ekel, der sich oft zum Erbrechen steigert und mit einem widrigen Frösteln begleitet ist; dann entsteht eine missmuthige Stimmung, Kopf- und Rückenschmerz; das Weisse im Auge ist etwas geröthet, der Schlaf wird unruhig. Zeigen sich diese Symptome, so ist das Beste ein Brechmittel. Es bringt eine Umstimmung des ganzen Nervensystems hervor. Viel wirkt dabei der über den ganzen Körper ausbrechende Schweiss. Dann brauche man ein warmes Bad, gehe zu Bett und nehme ein Pulver von 2 Gran Kampher und $^1/_2$ Gran Mohnsaft mit etwas Zucker. Zweimal verdankte Gräfe dieser Maassregel selbst seine Rettung. Sehr viele schützte er ebenfalls. Erfolgt trotzdem der Ausbruch der Krankheit, so hat sie jedes Mal einen milderen Verlauf.

XVI.

Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten.

Von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Die Chronik ist bestrebt alle Sünden der Menschheit auf die der reinen Gottesverehrung abtrünnig gewordenen Stämme zu concentriren, sie lässt deshalb auch dem unsittlichen Lebenswandel der Kainiden zu Liebe die Sündfluth insceniren; eine ähnliche, doch in anderer Form auftretende Strafe wird nun den Sodomitern für ihre Geschlechtsausschweifungen zu Theil.

Man ist noch heute geneigt, mehrere Sorten von unnatürlicher Ausübung des Coitus und des Geschlechtsverkehres überhaupt mit der Generalbenennung der „sodomitischen" zu bezeichnen, indess die Chronik doch nur von der daselbst geübten Päderastie spricht. Die in der Chronik dargestellte Strafe hängt mit der Umwandlung des fruchtbaren, vom Jordan durchströmten Thales Siddim in das todte Meer zusammen, bei welcher Gelegenheit nur Abrahams Neffe Lot sammt seinen zwei Töchtern gerettet worden. Dass man nach dem Wortlaute des Chronisten den Sodomitern nur die Päderastie vorwerfen kann, weist der ganze Hergang der Sache nach: Lot war kein Eingeborener von Siddim, sondern liess sich daselbst nur nieder, nachdem er sich von Abraham wegen der grossen Vermehrung der beiderseitigen Heerden getrennt hatte. Als nun die bewussten drei Fremdlinge, die Sara die Geburt eines Sohnes verkündet hatten, auch Lot besuchten, bestürmten auch die Eingeborenen Lot, er möge ihnen die Männer, behufs geschlechtlicher Benutzung derselben, ausliefern. Lot war zu sehr Gastfreund, um diesem Begehren Folge zu leisten und offerirte lieber den Sodo-

mitern seine zwei jungfräulichen Töchter, um selbe nach Landessitte gebrauchen zu lassen, welches Anerbieten aber nicht angenommen wurde. Dass also bei diesem Volksstamme jede Fortpflanzungsidee ertödtet war, zeigt sich klar aus dem Umstande, dass bei der herrschenden Päderastie der Männer man die fremden Mädchen weder zur Ausübung des natürlichen Beischlafes, noch zu päderastischen Zwecken annahm; die Ansicht, dass zu Siddim alle Art geschlechtlichen Unfugs betrieben wurde, wird durchaus vom Pentateuch nicht bewiesen, es ist nur ein Schluss der Späteren, da man annimmt, dass bei der seitens der Männer den Weibern angethanen Vernachlässigung die Letzteren auf sich selbst angewiesen, etwa unter einander mit Ihresgleichen sich irgendwie geschlechtlich abgaben.

Ob der alte hebräische Chronist die Geschichte Deukalions und Pyrrha's gekannt, die nach der Sündfluth bestrebt waren, irgendwie ein neues Geschlecht zu schaffen, weiss ich nicht, aber die Erzählung von Lot und seinen Töchtern nach der Umwandlung Siddims in's todte Meer hat insofern Aehnlichkeit mit der Deukalionmythe, als auch Lots Töchter ihre Handlungsweise mit dem Bestreben begründeten, das ausgestorbene Menschengeschlecht durch ein neues zu ersetzen. Mit dem Vater in einer Höhle wohnend verabredeten sie denselben zu berauschen und sich dann zu ihm zu legen, was sie auch nach dem Vorrange des Alters thaten. Beide lässt die Chronik nach einmaligem Coitus, und trotzdem Lot weder vom Niederlegen noch vom Aufstehen seiner Beischläferin wusste, schwanger werden und nennt sie Stammmütter der Moabiter und Ammoniter. Der Chronist geht gar nachsichtig hier zu Werke: er lässt den frommen alten Lot das sündige Siddim verlassen und die eigenen Töchter Lots einen verabscheuungswürdigeren Schritt mit ihrem Vater begehen, als es in Siddim geschah, und er hat merkwürdiger Weise kein Wort der Rüge oder der Entrüstung dafür —, freilich entstammte in weiblicher Linie die Dynastie Davids von Moab!

Einige Züge aus Abrahams Leben gibt die Chronik auch bei seinem Sohne Isaak wieder. So giebt der Letztere seine Gattin Rivka ebenfalls als Schwester aus, um sich vor Abimelech II. von Gerar zu schützen, in dessen Augen die Frau Gefallen gefunden. Als aber der Fürst einmal unbemerkt Zeuge war dessen, dass Isaak

mit der angeblichen Schwester so frei umging, wie es bei Geschwistern nicht vorzukommen pflegt, verbot er seinen Leuten, das Weib irgendwie zu beleidigen; der Chronist musste ja für Rivka's unbefleckten Ruf gleichfalls Sorge tragen!

Wie Sara war auch Rivka sehr lange unfruchtbar, bis sie endlich, nachdem Isaak inbrünstig zu Gott um Nachkommenschaft betete, Zwillinge gebar, deren Einer, Esow, sich zwei Kanaaniterinnen zu Frauen nahm, welche Ehe indess den Aeltern nicht etwa ihres polygamischen Charakters halber missfiel, sondern, weil die Weiber fremdem Stamme entsprossen waren. Schon Abraham war gegen eine Verbindung seines Sohnes mit einer stammverwandten Frau, der Abscheu der Israeliten gegen nicht stammverwandte eheliche Verbindungen datirt also schon von Abraham her. Als Beweis, dass Esow's Aeltern so dachten, gilt der Umstand, dass er, um seine Aeltern zu versöhnen, sich in der Tochter seines väterlichen Oheims, Ismael, ein drittes Weib nahm.

Sein Bruder Jakob lebte auch polygamisch, da er zwei Schwestern, ihm anverwandt, heirathete. Die ungeliebte Lea hörte nach der Geburt ihres vierten Sohnes auf zu gebären, indess die geliebte Rachel unfruchtbar blieb. Das von ihr an Jakob gestellte Begehren, ihr um jeden Preis Kinder zu schaffen, zeigt, welchen Werth die Weiber in polygamischen Ehen auf die erfolgreiche Fortpflanzung gelegt, und als es bei der Unfruchtbarkeit verblieb, wiederholte Rachel Sara's Beispiel; sie führte eine ihrer Mägde, Bilha, ihrem Gatten zu, von dem geschwängert sie „auf Rachels Knien" gebar, was so viel zu deuten hatte, dass die unfruchtbare Gebieterin die Kinder der Magd als ihre eigenen betrachten wollte.

Die seit der Geburt ihres vierten Sohnes unfruchtbare Lea wollte die Schwester auf gleiche Art ausspielen, indem auch sie ihrem Gatten ihre Magd zuführte, die gleichfalls gebar. So findet also die Fortpflanzungsidee in dem Wetteifer der beiden Rivalinnen ihren beredtesten Verfechter!

Charakteristisch ist die Scene zwischen den in puncto ehelichen Verkehres mit dem Gatten einander neidischen Schwestern, als die unfruchtbare Rachel von Lea Alraunen verlangt und der Schwester sagt: dafür mag mein Mann bei dir diese Nacht liegen. Daraus und aus dem Umstande, dass Lea dem Abends vom Felde heimkehrenden Jakob brühwarm ihren Anspruch auf ihn meldet

und auch von jetzt an wieder gebärt, lässt sich schliessen, dass sie von Jakob längere Zeit unbeachtet geblieben, wirft sie ja auch Rachel vor: „ist's nicht genug, dass Du mir meinen Mann genommen?“ Was die oben erwähnten Alraunen betrifft, so meint der Chronist darunter gelbe, apfelförmige, muskatnussgrosse und wohlriechende Früchte der Mandragora venalis, einer in Südeuropa und Palästina häufigen Staude, der noch heute abergläubische Araber eine Wirksamkeit in sexuellen Dingen zuschreiben, weshalb sie auch von Manchen Liebesapfel genannt wird. Ob Jakobs Frauen sie nur für solche hielten, lässt sich nicht nachweisen, so viel finden wir, dass nach dieser Zeit Lea wieder gebar, während Rachel eine Weile noch unfruchtbar blieb, bis sie endlich nach langer kinderloser Ehe einen Sohn gebar.

Vater Jakob hatte vorzügliche Kenntnisse in rebus generandi, speciell in der Physiologie der Zuchtwahl; dies beweist die Art, wie er seinen Schwiegervater um eine beträchtliche Menge von Kleinvieh zu übervortheilen wusste. Er hatte nämlich alle gefleckten Stücke zu erhalten. Um nun deren Nachwuchs zu vermehren, schälte er derart Ahornstäbe, dass an ihnen noch dunkle Streifen zurückblieben und stellte diese gesprenkelten Stäbe in die zur Tränkung des Kleinviehes benutzten Tröge; das brünstige Kleinvieh gebar allerhand gestreifte Junge. Selbstverständlich gebrauchte der erfahrene Jakob die Vorsicht, sich nur starke Exemplare so zu züchten, kurz, die Theorie des „Versehens während der Schwangerschaft“ feierte hier ihren Triumph.

Auch die schöne Rachel wusste Bescheid in sexuellen Dingen. Als sie mit ihrem Gatten das Vaterhaus verliess, hatte sie die Theraphim, ihres Vaters Hausgötzen, in den Sattelkorb des Kameeles gethan und sich darauf gesetzt; um den Vater von der Durchsuchung des Sattels abzuhalten, sagte sie ihm, dass sie ihrer Menstruation halber nicht aufstehen könne. Da wir nicht finden, dass Laban diesen Einwand nicht gewürdigt, so müssen wir schliessen, dass er sammt seinem Gefolge diesen „interessanten“ Umstand zu schätzen wusste.

Die Scheu der Israeliten vor der ehelichen Verbindung mit Nichthebräern, dieses mächtige Hinderniss der Rassenkreuzung ist — wie schon bemerkt — durchaus nicht Produkt der mosaischen Gesetzgebung; wir finden sie auch schon zu Jakobs Zeiten, als

seine Tochter Dina „ausging, um sich die Töchter des Landes Sichem anzusehen“ und sie bei dieser Gelegenheit vom Prinzen Schchem gewaltsam beschlafen und in sein Haus genommen wurde; sie dürfte damals 15 Jahre gezählt haben; der Verführer wollte sie zu seiner Gattin erheben, was Jakobs Söhne anscheinend unter der Bedingung zugeben wollten, dass die Landesbewohner, die Sichemiten, die Circumcision annehmen sollten, worauf sie sich ehelich mit ihnen verbinden würden. Dass die Sichemiten darauf eingingen, darf uns nicht Wunder nehmen, da auch die Phönizier und andere Völker des Alterthums nach Herodot die Beschneidung acceptirt hatten. Aber Dina's Brüder meinten es nicht ernst, da am dritten Tage nach der Beschneidung, als das Volk am schwächsten war, Simon und Levi an der Spitze Bewaffneter in die Stadt stürmten, die Männer erschlugen und die Weiber gefangen mit sich führten. Dass bei dieser Abneigung gegen die eheliche Vermischung und bei der Bestrafung der an Dina verübten Schmach nicht einzig und allein das moralische Gefühl vorwaltend gewesen, zeigt der Umstand, dass Dina's ältester Bruder Ruben es bald darnach nicht unter seiner Würde gefunden, seines Vaters Kebsweib Bilha zu beschlafen, was ihm der Patriarch gewaltig übel nahm. — Von den Kebsweibern später.

Vor Inslebentreten der mosaischen Gesetzgebung stossen wir noch auf eine eminente Einrichtung, die einen ausgesprochenen Factor der Fortpflanzungsidee gegeben, auf die im Hause Jehuda's zum ersten Male erwähnte „Leviratsehe“.

Jehuda hatte aus erster Ehe drei Söhne, deren ältester, Er, ein Weib Namens Thamar nahm. Von Er heisst es, dass er „in den Augen Gottes böse gewesen und deshalb von diesem getödtet worden sei.“ Die Commentatoren erklären diese Stelle dahin, dass er frühzeitig ohne Kinder gestorben und dass sein dies bedingt habendes Vergehen dasselbe gewesen sein soll, das nach ihm sein Bruder Onan begangen. Es sei dem nun wie immer gewesen, Jehuda gebot im Sinne der Leviratsehe nach dem kinderlosen Absterben Er's, dessen Bruder Onan die Schwagerehe mit der verwittweten Thamar einzugehen, „um seinem Bruder Samen erstehen zu lassen.“ Die Leviratsehe war somit der kräftigste Ausdruck des Fortpflanzungsbestrebens und erst in viel späterer Zeit wurde hier ein Dispens eingeführt.

Onan spielt übrigens auch sonst eine Rolle in der Geschichte des menschlichen Geschlechtslebens, eine Rolle, über deren Grösse und Tragweite man nicht urtheilen kann; ihm wird die Erfindung der nach ihm benannten Onanie zugeschrieben. Aber der Pentateuch spricht dies durchaus nicht klar aus; denn angeblich soll ja Onans älterer Bruder Er auch derselben Sünde — die Ausschweifung, die geschlechtliche Entartung wird von der Chronik als religiöses Vergehen betrachtet — verfallen gewesen sein, und dann giebt die Bibel Onans Handlungsweise durchaus nicht der Onanie entsprechend an. Da nämlich mit dem vom Vater an ihn gestellten Verlangen, die Schwägerin zu heirathen, um seinem Bruder Samen erstehen zu lassen, gleichzeitig gemeint war, dass Er's Erbe nicht Onan, sondern Thamars Kindern zu Gute käme, so liess Onan, so oft er zur Schwägerin einging, „den Samen zur Erde verderben, um seinem Bruder nicht Samen zu geben", was dem Ewigen gleichfalls missfiel und Onans Tod herbeiführte. Die Sache lässt nun nachstehender Bemerkung Raum:

Es liegt nämlich auf der Hand, dass Onans von der Bibel geschildertes Vergehen nicht der ihm zugeschriebenen Onanie im modernen Sinne entspricht; er wollte nur die Conception verhindern, indem er es nicht zur Ejaculation innerhalb Thamars Genitalien kommen liess, indess er den Coitus regelmässig ausübte. Dies kann man wohl Präventivcoitus, aber nicht Onanie nennen; man sieht aber auch, wie verabscheut dieser präventive Geschlechtsverkehr unter den fortpflanzungssüchtigen Israeliten gewesen sein muss, wenn der Chronist es zweimal betont, dass diese Sünde an ihren Vertretern von Gott mit dem Tode bestraft worden.

De jure hätte nun Thamar, nach Onans kinderlosem Tode Anspruch gehabt, den dritten Sohn Jehuda's zum Gatten zu verlangen, da er angeblich zu jung befunden wurde, um seinen Brüdern Samen zu geben, wurde sie als kinderlose Wittwe wieder in das Haus ihres Vaters zurückgeschickt.

Die Kinderlosigkeit der Frauen war ausser dem damit verbundenen materiellen Schaden — insofern sie mit dem Vermögen des Gatten nicht bedacht wurden — auch mit einem gewissen Grade von Beschämung verbunden, was die gekränkte Thamar bewog, sich auf eine raffinirte, hier nicht näher zu beschreibende Weise, ihren Anspruch auf Angehörigkeit zu Jehuda's Familie geltend

zu machen. Jehuda dürfte nämlich von Er's und Onans Treiben keine Kenntniss gehabt haben und suchte demzufolge die Ursache von Thamars Unfruchtbarkeit in Thamar selbst, so dass er seines dritten Sohnes Jugend nur als Vorwand gebrauchte, um sie nicht mit ihm zu vermählen. Auf die oben angedeutete Art wusste aber Thamar von ihrem Schwiegervater selbst geschwängert zu werden, was dieser anerkannte und aus welcher nichts weniger als klassischen Verbindung ein Zwillingspaar stammte. Dass der Chronist auch in diesem Falle, ebenso wie bei dem durchaus nicht gottgefälligen Vorgehen bei Moabs Zeugung, den Schleier gnädiger Nachsicht über das Vorgehen Jehudas und Thamars zieht, beruht theilweise darauf, dass eben dieser Verbindung das Haus Davids in männlicher Linie entstammte, andererseits wird damit das Thamar entzogene Recht an den dritten Gatten vergolten, somit der Fortpflanzungsidee auf die Beine geholfen.

Die diesbezüglichen Schicksale der Israeliten in Aegypten folgen bei Betrachtung der ägyptischen Verhältnisse.

Nach dem Auszuge aus Aegypten tritt die mosaische Gesetzgebung und mit ihr eine in jeder Beziehung neue Periode in Israels Geschichte auf.

Der Grundzug der mosaischen Gesetzgebung ist darin ausgeprägt, dass das „Gesetz" nicht nach menschlicher Weisheit, sondern auch nur wieder nach der Offenbarung des göttlichen Willens gegeben wird. Es wendet sich nicht an die Einsicht, entwickelt nicht Gründe, sondern fordert unbedingt Gehorsam. Gott herrscht über sein Volk durch das unwandelbare, keine Modifikationen zulassende Gesetz, welches das ganze öffentliche Leben und die häusliche Sitte durchdringt, aber seine Regierung leitet das Volk mittelst eines Heiligthums, von welchem alle in der Zeit nöthigen Verordnungen ausgehen und durch dessen streng geordnete Verfassung (Jost).

Sehen wir nun, inwiefern dieses Gesetz, welches sich in den Nimbus göttlicher Offenbarung hüllt und jeden Einfluss menschlicher Absichten von sich weist, unserem Thema gerecht worden.

Zwei Hauptzüge sind es, die uns hier am Markantesten entgegentreten: das Hineinziehen der Religion in's Geschlechtsleben und die speciell der mosaischen Gesetzgebung zukommenden Normen für den Geschlechtsverkehr, den ehelichen Umgang der Geschlechter selbst, während wir auf Schritt und Tritt noch einen

gemeinsamen Zug finden: strenge Fernhaltung aller götzendienerischen Sitten und Gebräuche der benachbarten Völker.

Der Ehebruch ist verboten, somit ist es nicht jede Art von Unkeuschheit, es wird eben nur das Gelüste nach der Gattin eines Anderen verboten, es wird also streng auf die Reinhaltung der häuslichen Fortpflanzung und auf die unverfälschte Abstammung geachtet.

Wenn wir uns an die Reihenfolge halten wollen, in der das Gesetz das geschlechtliche Leben regelt, so folgt jetzt die Bestimmung, dass man nicht auf Stufen auf einen dem Gottesdienste geweihten Altar steige, damit bei solcher Gelegenheit etwa die Genitalien durch die steigende Bewegung nicht entblösst würden. Diese Bestimmung hat nicht so sehr zum Zwecke, die öffentliche Sittlichkeit gegen den obscönen und verlockenden Anblick in Schutz zu nehmen, sondern ihre Spitze ist gegen die Nachbarvölker gerichtet, bei denen eben bei gottesdienstlichen Anlässen die Schamhaftigkeit auf's Gröblichste verletzt worden.

Für die Schonung der Frucht im Mutterleibe wird von Staats wegen insofern Sorge getragen, als bestimmt wird: „wenn Streitende ein schwangeres Weib stossen, dass ihr die Kinder abgehen, sie aber (die Mutter) kein Unfall trifft, tritt Geldstrafe ein" u. s. w.

Wenn Jemand eine Jungfrau, die noch nicht verlobt, verführte und sie beschlief, musste er sie zum Weibe nehmen. Diese Anordnung war für die Fortpflanzung ein mächtiger Hebel, da in solchem Falle der vollzogene Coitus allen etwaigen von der Seite der Aeltern gemachten Einwendungen gegen die Heirath des Paares die Spitze brach. Hingegen wurde eine schon Verlobte wegen Buhlerei gesteinigt und, war sie eine Priesterstochter, verbrannt.

Die Bestimmungen zur Eingehung der Ehe stiessen überhaupt nicht auf Schwierigkeiten.

Die Polygamie ist in dem Gesetze nicht verboten und die Auflösung der Ehe stösst durchaus nicht auf Schwierigkeiten.

Gefiel es Jemandem, eine seiner Mägde als Frau zu gebrauchen, so erhielt sie die mit „Kebsweib" zu identificirende Bezeichnung und die mit ihr erzeugten Kinder waren legitim; diese Kebsweiber konnten israelitischer Herkunft sein oder auch nicht; es waren dies meistens im Kriege erbeutete Weiber, die man heirathen, aber nicht nothzüchtigen durfte. (Forts. folgt.)

XVII.
Kritiken.

Allgemeine Medicin.

1. *Taschenbuch für die Krankenpflege in der Familie, im Hospital, in Gemeinde- und Armendienst, sowie im Kriege.* Herausgegeben vom Geh. Medicinalrath Dr. L. Pfeiffer in Weimar. Weimar. Herm. Böhlau 1883.

* Angezeigte Schrift, welche hervorragende Aerzte, wie den Herausgeber selbst, von Renz in Wildbad, Wolzendorff in Nassau, Meusel in Gotha u. A. zu Mitarbeitern zählt und im Auftrage der Grossherzogin von Weimar geschrieben wurde, handelt folgende Gegenstände ab: *das Krankenhaus, kleine Hülfsleistungen bei der Krankenpflege, Beobachtungen und Pflege bei einigen wichtigen inneren Erkrankungsformen, Pflege bei ansteckenden Krankheiten, Pflege bei den hauptsächlichsten Kinderkrankheiten, Pflege bei den hauptsächlichsten chronischen Krankheiten, Hauptmomente der Armen- und Gemeindepflege, Pflege bei Unglücksfällen, Verletzungen, nach Operationen und im Kriege, Anhang.* Der Zweck obigen Buches liegt so offen zu Tage, dass jedes Lob überflüssig ist.

Physiologie.

2. *Elemente der allgemeinen Physiologie* kurz und leicht fasslich dargestellt von W. Preyer, ord. Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts der Universität Jena. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) 1883.

* Nicht bloss der banausische, sondern auch der wissenschaftliche Specialismus drückten unserer Aera in den beiden letzten Decennien das Gepräge auf. In Folge dessen bekam die Einzelforschung die Prärogative, das Allgemeine wurde in den Hintergrund gedrängt. Auch die Physiologie musste diese Wandlung erfahren. Zahlreiche Lehrbücher der speciellen Physiologie erschienen, während die allgemeine, trotzdem Platner schon im vorigen Jahrhundert und Berthold in den zwanziger Jahren Lehrbücher derselben herausgaben, keine Pflege mehr fand. Der inzwischen eingetretene Rückgang des Specialismus, die Rehabilitation des Denkens statt des blossen Experiments und Beobachtens macht sich auch in dieser Beziehung bemerkbar. Als eine Frucht dieser Richtung begrüssen wir obige Schrift, welche in der That einem wahren Bedürfnisse abhilft und deren Lectüre für jeden Studenten der Medicin wie Arzt ein unumgängliches Bedürfniss ist, auf's Freudigste.

Geschichte der Medicin.

3. *Étude sur le serment d'Hippocrate* par le docteur Charpignon. Orléans Herluison, Libraire-Éditeur Paris, Librairie Germer-Baillère et C. 1881.

* In Frankreich findet, im Gegensatz zu Deutschland, das Studium des Hippokrates fortwährend die sorgsamste Pflege. Dies ist nur zu loben. Denn für den gründlichen, forschenden, ethischen und wahrhaft wissenschaft-

lichen Arzt wird die Hippokratische Sammlung stets dieselbe Bedeutung behalten, wie die Bibel für den Theologen. Unter den Hippokratischen Schriften hat aber der Eid von jeher die besondere Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen. Dies wird am besten dadurch illustrirt, dass über ihn allein 36 Einzelausgaben und Abhandlungen existiren, deren Verzeichniss sich bei Littré[1]) findet.

Die neueste Studie ist die oben angezeigte, der in derselben vorkommende Passus *οὐ τεμέω δὲ οἰδὲ μὴν λιθιῶντας* hat den Uebersetzern und Interpretatoren von jeher Schwierigkeiten gemacht. R. Moreau glaubte dies übersetzen zu müssen durch die Worte: „ich will selbst die an Steinen Leidenden nicht castriren"; ihm schlossen sich Gauthier und Malgaigne an. Auf der anderen Seite stehen Littré, René Briau und die deutschen Interpretatoren und Uebersetzer und erblicken in diesen Worten nicht ein Verbot der Castration, sondern des Steinschnitts. In obiger Schrift erklärt sich Verfasser für erstere Uebersetzung. Er motivirt seine Ansicht dadurch, dass er nachweist, wie zur Zeit des Hippokrates die Castration in Griechenland als ein Gewerbe betrieben wurde, um die Eunuchen nach Persien und Aegypten zu verkaufen. Hippokrates habe diese Operation als unmoralisch betrachtet und desshalb das Verbot in den Eid aufgenommen. Aber er verbot nicht bloss die Castration schlechtweg, sondern auch sie bei denen, welche an Steinen litten. Bei diesen wurde sie, wie Verf. annimmt, nicht als unmoralisch betrachtet, weil angenommen wurde, der Steinschnitt bewirke jedes Mal Impotenz und lasse es sich rechtfertigen, ganz unnütze Organe wegzunehmen. Da aber neben der ägyptischen Methode auch die indische in Griechenland geübt sei, die, indem sie die Ausspritzungscanäle nicht verletzte, keine Impotenz zur Folge habe, so hätte er das Verbot auch auf die ausgedehnt, welche an Steinen litten.

Verf. stützt seine Ansicht hauptsächlich darauf, dass *τέμνειν* nicht bloss schneiden, sondern zugleich auch castriren bedeute und zweitens auf den Zusammenhang, in dem diese Vorschrift zu dem Vorhergehenden und Folgenden stehe. Die Stelle lautet nämlich[2]): „Ich werde mein Leben in Unschuld und Reinheit verbringen. Ich werde nicht die Operation des Steinschnitts vollziehen, ich werde sie den Leuten überlassen, deren Metier dieses ist. Welches Haus ich auch betrete, ich werde es nur zum Nutzen der Kranken betreten" u. s. w. Denn offenbar werden hier moralische Vorschriften ertheilt; der Steinschnitt an sich sei nichts Unmoralisches, wohl aber die Castration, welche bloss zu dem Zwecke ausgeführt werde, Eunuchen zu machen.

So bestechend nun auch die Gründe des Verfassers sind, so können wir uns doch nicht seiner Ansicht anschliessen.

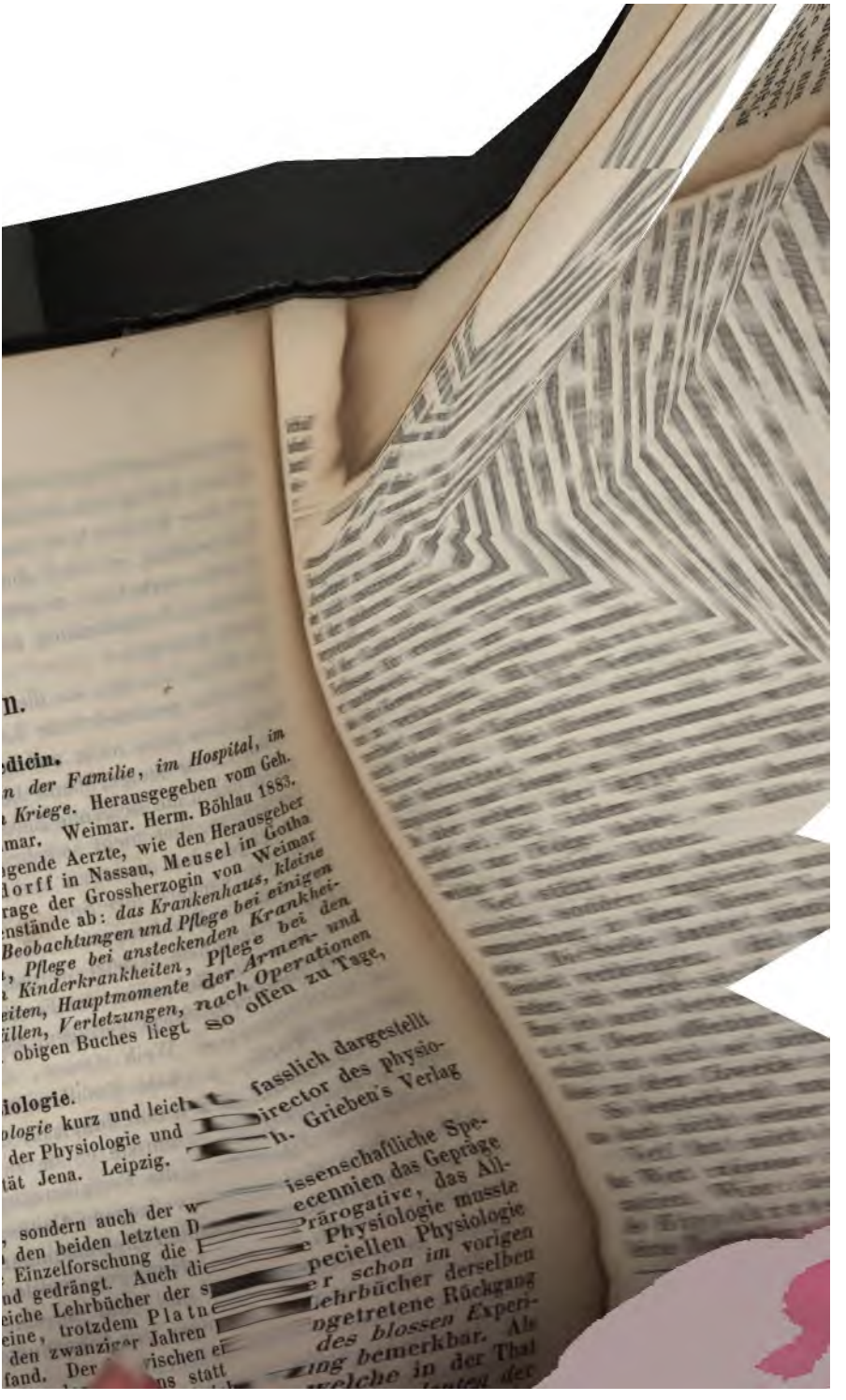
Verf. hat nicht den Beweis beigebracht, dass medicinische Schriftsteller das Wort *τέμνειν* in dem Sinne gebrauchen, der gleichbedeutend ist mit castriren. Wäre dies der Fall, so würden sowohl die ältesten Interpretatoren des Hippokrates Erotian, Galen und Herodot[3]), als auch der gelehrte Foësius[4]) dies in ihren bezüglichen Werken hervorgehoben haben,

1) Oeuvres complètes d'Hippocrate. Tome quatrième p. 626. Paris 1844.

2) Oeuvres complètes d'Hippocrate. Tome quatrième p. 630. Paris 1844: *„Ἁγνῶς δὲ καὶ ὁσίως διατηρήσω βίον τὸν ἐμὸν καὶ τέχνην τὴν ἐμήν. Οὐ τεμέω δὲ οὐδὲ μὴν λιθιῶντας, ἐκχωρήσω δὲ ἐργάτῃσιν ἀνδράσι πρήξιος τῆσδε. Ἐς οἰκίας δὲ ὁκόσας ἂν ἔσίω, ἐσελεύσομαι ἐπ' ὠφελείῃ καμνόντων."*

3) Erotiani Galeni et Herodoti Glossaria ad Hippocratem ex recensione Henrici Stephani graece et latine accesserunt emendationes Henrici Stephani Bartholomaei Eustachii Adrianae Heringae recensuit Frider. Franzius. Lipsiae 1780.

4) Oeconomia Hippocratis alphabeti serie distincta, in qua dictionum apud Hippocratem omnium praesertim obscurorum usus explicatur. Anutio Foësio auctore. Francofurdi. Anno 1588.



was nicht der Fall ist. Charpignon hat freilich nachgewiesen, dass nicht medicinische Schriftsteller wie Hesiodus und Herodotus das Wort τέμνειν mit vorgesetztem ἀπὸ oder ἐξ im Sinne von castriren gebrauchen, aber er ist uns den Beweis schuldig geblieben, dass τέμνειν allein in derselben Bedeutung angewendet wird. Ueberdies scheint es mir gesucht, wenn Hippokrates verboten hätte, die am Steine leidenden zu castriren, weil man sich zu Eunuchen gewiss gesunde und nicht kränkliche Menschen aussuchte.

Ganz anders liegt die Sache, wenn man den Passus so auffasst, wie die Mehrzahl der Interpretatoren ihn immer verstanden haben. Alle übrigen chirurgischen Operationen wurde den hippokratischen Aerzten auszuführen erlaubt, nur nicht der Steinschnitt. Und dieses aus dem Grunde, weil es auch jetzt noch in einigen Gegenden Griechenlands der Fall ist und aus Oppenheim's Buche[1]) hervorgeht, hierfür eine besondere Kaste von Menschen existirte, welche aus dem Steinschnitt ein Gewerbe machten. Hippokrates, welcher die Medicin von der Theologie freilich emancipirt hatte, wollte jedoch, wie aus unzähligen Stellen seiner Schriften hervorgeht, den hohen ethischen Charakter der Medicin beibehalten wissen und durchaus verhindern, dass dieselbe zu einem Gewerbe herabsinke. Da nun aber die Steinschneider weiter nichts als Gewerbsleute waren, wie aus den Worten „ἐργάτῃσιν ἀνδράσι πρήξιος τῆσδε" hervorgeht, so war es natürlich, den Aerzten diese Operation zu verbieten, damit sie mit denselben nicht in eine Kategorie gestellt wurden. Auch der gelehrte Meibom vertritt sie in seiner classischen Monographie.[2]) Dort sagt er S. 161: „Ad hanc vero classem lithotomi etiam pertinebant seu calcularii Medici. Hos tanquam veri Medici, sive Clinici, sive etiam Chirurgi nomine indignos et potius ministros, a veris Medicis Hippocrates separat artisque discipulum adigit ut omnes istorum operationes ejuret atque exercere nolle promittat, sed viris circa illas versatis, easque profitentibus, quique istis rebus particulatim navant operam, quidquid muneris ejus est, committere."

Uebrigens müssen wir hervorheben, dass der „Eid" selbst zu den Schriften gehört, dessen Ursprung durchaus nicht aufgeklärt ist und feststeht. Bereits Gruner[3]) hat in seiner vortrefflichen Abhandlung denjenigen Aerzten, welche alle den Eid dem Hippokrates zuschreiben, diejenigen gegenüber gestellt, welche ihn für untergeschoben erklärten und hebt unter ihnen Mercurialis hervor. Er dagegen schreibt ihn wegen des Stils und seines Inhalts dem Hippokrates selbst zu. Dagegen zweifelt Schulze an der Echtheit dieser Schrift.[4]) Ackermann[5]) jedoch zählt den Eid zu den echten Büchern. Littré in seiner oben erwähnten Ausgabe des Hippokrates ebenfalls. Petersen[6]) in seiner berühmten kritischen Schrift äussert sich folgendermaassen: „De Jurisjurandi et Legis origine et aetate judicium ferre nondum audeo", und Link[7]), welcher zuerst den Versuch machte, nach dem

1) Oppenheim, über den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte. Hamburg 1833.

2) Hippocratis magni orkos sive jusjurandum, recensitum et libro commentario illustratum a Joanne Henrico Meibomio. Lugduni Batavorum 1643.

3) Censura librorum Hippocraticorum qua veri a falsis integri a suppositis segregantur. Vratislaviae 1772. p. 41.

4) Historia medicinae. Studio Henrici Schulzii. Lipsiae 1728.

5) Institutiones historiae medicinae. Norimbergae 1792. p. 72.

6) Hippocratis nomine quae circumferuntur scripta ad temporis rationis disposuit Christianus Petersen in Gymnasio Hamburgensium Academico phil. clas. profes. p. Hamburgi 1839.

7) Link, über die Theorien in den Hippokratischen Schriften nebst Bemerkungen über die Echtheit dieser Schriften in Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin. 1814—1815.

Inhalte selbst die verschiedenen Schriften der Hippokratischen Sammlung zu gruppiren, enthält sich sogar jedes Urtheils über den „Eid". Sprengel[1]) dagegen ist der Ansicht, das Alter des Hippokratischen Eidschwurs sei gewiss nicht höher als in die Alexandrinischen Zeiten zu setzen, weil Apollo hier als medicinische Gottheit neben Hygiea und Panakeia angeführt, welches, wie er nachgewiesen, auf späteres Zeitalter schliessen lässt[2]), indem in den alten Zeiten Paeon und nicht Apollo als Gott der Heilkunde hingestellt wurde. Choulant muss diese Ansicht von Sprengel nicht gekannt haben; dagegen stellte er in unten angeführter Schrift die ganz neue Hypothese auf, der Eid sei vorhippokratischen Ursprungs. Wenn nun Sprengel desshalb an eine spätere Entstehung desselben denkt, weil in den alten Zeiten Paeon statt Apollo als Gott verehrt wurde, so stützt Choulant[3]) seine Ansicht auf den Widerspruch, der darin liege, wenn Hippokrates seinen Schülern die Geheimhaltung der mitgetheilten Lehren durch Eidschwur als heilige Pflicht auferlegt und sie durch Schriften allgemein bekannt machte. Choulant glaubt vielmehr, dass der Eid dieselbe Eidesformel sei, durch welche die aus dem Orden der Asklepiaden entlassenen Fremdlinge bei ihrer Entlassung mit einem feierlichen Eide sich verpflichteten, die Kunst frei auszuüben, aber nur in einem beschränkten Kreise sie zu lehren, nämlich nur den Nachkommen der eigenen Lehrer, den eigenen Kindern und den eingeschriebenen, durch den Schwur auf das ärztliche Gesetz gebundenen Schülern. Die aus diesem Orden entlassenen Aerzte, welche ausserhalb der Asklepiaia in den Städten ihre Kunst übten, hiessen bekanntlich Periodeuten. Panofka[4]) wies bereits nach, dass in der Vorstadt Kos ein berühmtes Asklepiaion sich befand, reich an Weihgeschenken, unter denen des Apelles Aphrodite glänzte und angefüllt mit Denksteinen der Genesenden, welche Hippokrates sorgfältig abgeschrieben und später Andern vorgetragen habe. Er beruft sich dabei auf das Zeugniss des Plinius. So widerstreitend nun die Ansichten Sprengel's und Choulant's sich gegenüber stehen, so scheint es mir doch, als wenn sie sich vereinigen lassen. Meine Ansicht ist folgende. Der eigentliche Ursprung des Eides ist gewiss vorhippokratisch und muss bei den Asklepiaden gesucht werden. In der ursprünglichen Eidesform hat vielleicht statt Apollo Paeon gestanden; da aber später die religiösen Anschauungen sich änderten, so hat Hippokrates vielleicht statt Paeon Apollo aufgenommen. Sprengel irrt darin, dass er den Eid in die Alexandrinische Zeit verlegt; er selbst hat nachgewiesen, dass man schon zu Solon's Zeiten zwischen Paeon und Apollo unterschied, dass also zu Hippokrates' Zeiten letzterer als Heilgott der Menschen verehrt wurde, während man in den ältesten Zeiten allerdings Paeon nur als den Arzt der Götter verehrte. Sprengel war daher nicht berechtigt, wegen des im Eide enthaltenen Wortes Apollo auf den alexandrinischen Ursprung des Eides zu schliessen: der Widerspruch, welchen Choulant eben darin findet, dass Hippokrates seine Schriften veröffentlicht und zugleich verboten habe, anderen als den dort citirten die Medicin zu lehren, verschwindet von selbst, wenn man bedenkt, welch ein Unterschied zwischen einem mündlichen und klinischen Unterricht und einer bloss aus Schriften gewonnenen Kenntniss besteht. Hippokrates hat daher wahrscheinlich den ursprünglich asklepiadischen Eid, seiner Zeit und Auffassung nach materiell und formell (für letzteres spricht der ionische Dialect) redigirt und ist er uns in derselben Weise überliefert. Dass aber Steinschneider zu seiner Zeit gewiss schon in Griechenland existirten, da Herodot bereits von ihrem Vorhandensein in Aegypten berichtet und dieses mit Griechenland in der eng-

1) K. Sprengel's Geschichte d. Chirurgie. Erster Theil. Halle 1805. S. 272.
2) Beiträge zur Geschichte der Medicin. St. 3. S. 10.
3) Historisch-literarisches Jahrbuch der deutschen Medicin von Choulant. Zweiter Jahrgang. Leipzig 1839. S. 114.
4) Asklepios und Asklepiaden. Berlin 1845.

sten Verbindung stand, steht wohl ganz ausser Frage. Ebenso ist es historisch erwiesen, dass die Steinschneider ihr Gewerbe oft auf die schnödeste Weise missbrauchten. Hippokrates, der die Medicin zu der Würde einer Wissenschaft und Kunst erhoben, musste alles daran liegen, sie auf diesem Standpunkte zu erhalten und desshalb musste er das Verbot des Steinschneidens den Aerzten zu einer heiligen Pflicht machen. Livius berichtet von bestochenen Lithotomen, welche den König Antiochus von Syrien an einem vorgeblichen Steine operirten, um ihn zu Tode zu martern. Wenn man alles das ermisst, so ist kein Grund vorhanden, von der einfachen, mit dem Inhalte des Textes ganz gut übereinstimmenden Uebersetzung des Wortes *τέμνειν* durch Schneiden abzusehen und darunter „Castriren" zu verstehen. Würde Charpignon die über den Eid verfasste Literatur zu Gebote gestanden haben, und hätte er die ganze Frage culturhistorisch aufgefasst, wir zweifeln nicht daran, dass er zu demselben Schlusse gelangt wäre als wir selbst.

4. *Contribution à l'histoire de la Taille et de la Castration* par le docteur Deshayes. Orléans. Imprimerie Puget et Co. 1882.

*Diese Schrift ist eine Analyse oder ein Referat der angezeigten von Charpignon. Wenn Verfasser auch in manchen Punkten, z. B. in der von letzterem aufgestellten Behauptung, dass die damals geübte Methode des Steinschnittes meistens zur Impotenz geführt hat, abweicht, so bekennt er sich doch im Ganzen zu dessen Ansicht. Die Broschüre erregt unser Interesse mehr in formeller als in materieller Hinsicht. Sie kann wegen der in ihr entwickelten Urbanität geradezu als ein Modell eines literarisch-polemischen Schriftstückes aufgestellt werden.

5. *The school of Salernum and historical sketch of mediaeval medicine* by H. E. Handerson, A. M., M. D. New York 1883.

*Die Salernitanische Schule, als die Wiege des medicinischen Unterrichts, hat von jeher die Aufmerksamkeit der Aerzte und Historiker in Anspruch genommen. Wenn nun sogar in dem materiell verschrieenen Amerika ein dortiger Arzt es unternimmt, eine historische Monographie über dieselbe zu verfassen, so ist dies wirklich als ein Zeichen der Zeit anzusehen. Denn es beweist, dass die praktischen Amerikaner zu begreifen anfangen, dass kein Arzt, der auf Gründlichkeit Anspruch machen will, der literarischen und historischen Kenntnisse der Medicin entrathen kann. Obige Schrift ist nichts weniger als eine Compilation über dieses Thema, wie sie sich in den meisten modernen Lehrbüchern der Geschichte der Medicin findet. Sie beruht auf gründlichen und genauen Quellenstudien. Dies ist um so mehr anzuerkennen, als die hierauf bezügliche Literatur in Amerika weit schwerer zu beschaffen ist als in den meisten Culturländern. Verf. hat es verstanden, bündig und übersichtlich die Hauptmomente und Persönlichkeiten der Salernitanischen Schule zu schildern und mit der grössten Gewissenhaftigkeit die bezüglichen Quellen anzugeben. Nur eins möchten wir moniren. Verf. ist der Ansicht, dass die Salernitanische Schule ihre Filiatur der von Monte Cassino verdanke. Die Gründe, wesshalb diese Ansicht eine falsche ist, haben wir schon früher ausführlich an einer andern Stelle entwickelt, so dass wir nur auf jene Abhandlung verweisen können.[1])

6. *Angelus Sala, sein Leben und seine Werke.* Von D. med. A. Blanck, Oberstabsarzt a. D. zu Schwerin. Schwerin 1883. G. Hilb's Buchdruckerei.

*Ueber Angelus Sala existirten in den bezüglichen Geschichtswerken nur dürftige, manchmal schwankende und unsichere Nachrichten. Der um

1) Historisch-kritische Bemerkungen über Dr. Th. Billroth's „kulturhistorische Studie", das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften an den Universitäten der deutschen Nation. Wien 1876. S. 10 u. f.

die medicinische Specialgeschichte Mecklenburgs wohl verdiente Verfasser, hat es unternommen, in vorliegender Gratulationsschrift, die nicht im Buchhandel erschien, nach den, in Schwerin im Geheimen- und Hauptarchiv aufbewahrten, Acten, dessen Leben und Wirken zu bearbeiten. Die Schrift beruht also auf genauen Quellenstudien und sind die vom Verf. gewonnenen Resultate in mancher Beziehung von den bisher angenommenen abweichend. Eine wichtige Lücke der medicinischen Geschichte Mecklenburgs ist damit aufgeklärt, wofür dem Verf. der Dank der Wissenschaft gebührt.

Journalistik.

7. *Medicinisch-chirurgisches Correspondenzblatt für Deutsch-Amerikanische Aerzte.* Herausgegeben und redigirt von Dr. Marcell Hartwig, Buffalo. Nr. 3. März 1883. Bd. 1.

* Dieses neu gegründete medicinische Journal bringt in vorliegender Nummer an Originalien die Abhandlungen von Dr. Julius Pohlmann über die Wirkungen des Pilocarpin, von Dr. Meisburger über künstliche Unterbrechung der Schwangerschaft und Castration, von Dr. Hartwig etwas über Enuresis nocturna et diurna, ausserdem Auszüge und Uebertragungen, bespricht die Fortschritte in den einzelnen Disciplinen und enthält die Rubriken: Gesellschaftsberichte, Bücher-Uebersicht, Redactionstisch, Miscellen. Der Inhalt legt Zeugniss ab von dem regen wissenschsaftlichen Leben der deutschen Aerzte in den Vereinigten Staaten.

8. *Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte.* Herausgegeben von Prof. Alb. Burckhardt-Merian und Dr. Bader in Basel. XIII. Jahrgang. 1883. 15. April. B. Schwabe. Verlagsbuchhandlung in Basel.

* Aus dem reichhaltigen Inhalt machen wir auf die Originalarbeit „über die antiseptische Wirkung des Salicylresorcinketons" von Dr. Paul Repond aufmerksam. Die beiden Herausgeber verstehen es, in ihrem Blatte die Interessen der praktischen Aerzte in jeder Beziehung zu befriedigen.

Medicinische Geographie.

9. *Die Krankheiten zu München in den Jahren 1880 und 1881* von Prof. Dr. Franz Seitz. Separatabdruck aus Nr. 51. Jahrgang 1882 des ärztlichen Intelligenzblattes. Verlag von Joh. Ant. Finsterlin. München.

* Diese Abhandlung schliesst sich in würdigster Weise den früheren, hier angezeigten, des rastlos thätigen, um die Geschichte der Medicin und medicinische Geographie, hochverdienten, Verfassers an.

10 *Generalbericht über das Medicinal- und Sanitätswesen im Regierungsbezirk Erfurt für die Jahre 1875—1880* von Dr. H. O. Richter, Regierungs- und Medicinalrath. (Nr. 4 der Correspondenzblätter des allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen. 1883).

* Vorliegende Monographie zeigt folgenden Inhalt: Geographische Lage, Flächeninhalt und Bevölkerungszahl im Allgemeinen, physiographische Skizze, allgemeine Bevölkerungsstatistik, bioloische Statistik, öffentlicher Gesundheitszustand, öffentliche Gesundheitspflege, öffentliche Krankenpflege und Wohlthätigkeitsanstalten, Medicinalpersonen, Anhang. Die Schrift kann in jeder Beziehung als das Muster einer medicinischen Topographie bezeichnet werden. Möchten doch recht viele Medicinalräthe dem anspornenden Beispiele des Verfassers folgen!

Specielle Pathologie und Therapie.

11. *Mittheilungen aus der Praxis.* Von Dr. Theodor Roth, Physicus a. D. in Eutin. Separatabdruck aus Betz's „Memorabilien" 1882. 4 Hefte. Der Ileus, das Kothbrechen. Ueber Erysipelas faciei.

* Erfreulicher Weise fährt der Eutiner Arzt Dr. Roth, der würdige Schüler Krukenberg's, Sprengel's und Naegele's, fort, die Erfahrungen seiner grossen ärztlichen Praxis, die sich auf einen Zeitraum von mehr denn fünfzig Jahren erstreckte, zur Kenntniss des ärztlichen Publikums zu bringen. Diese, nicht im Laboratorium und durch Vivisectionen gewonnenen, Resultate der Wirkungen mancher Arzneimittel, welche die jüngere Generation der Aerzte oft nicht kennt und die in den landläufigen Büchern über Arzneimittellehre, bekanntlich in der Regel von, die Arzneikunst nie praktisch ausübenden, Männern verfasst, nicht zu finden sind, verdienen um so mehr die Aufmerksamkeit, als uns von mehreren Seiten bereits die Versicherung zugegangen ist, wie nützlich sie sich auch anderen Aerzten, welche sich ihrer bedienten, bereits erwiesen haben. Dr. Roth gehört nicht zu den Schriftstellern, welche sich über ihre Erfolge am Krankenbette selbst etwas weiss machen und sich und Andere täuschen. Alle seine Beobachtungen sind mit der grössten Sorgfalt und Genauigkeit angestellt, und die von ihm gewonnenen Erfahrungen tragen alle den Stempel der Glaubwürdigkeit und Wahrheit an sich. Wir halten es daher für eine Pflicht, wiederholt auf die Schriften dieses trefflichen Veteranen der ärztlichen Kunst aufmerksam zu machen. In den über den „Ileus" handelnden Abhandlungen veröffentlicht Verf. die über diese Krankheit gesammelten Erfahrungen; das Cortonöl bewährte sich ihm in zahlreichen Fällen.

Beim Erysipelas faciei, das er eingehend erörtert, fand er niemals eine epidemische Verbreitung oder Contagiosität. Bei nicht hervortretender Contraindication als biliösen Unreinigkeiten der ersten Wege, Obstructionen u. s. w. benutzte er gegen dasselbe mit ausgezeichnetem Erfolge das von Wilkison empfohlenen Ammonium carbonicum.

12. *Mittheilungen aus der Praxis.* Von Dr. Theodor Roth, Physicus a. D. in Eutin. Separatabdruck aus Betz's „Memorabilien" 1882. 6. Heft. Ueber den Schwindel.

* Ausführlich und gründlich erörtert Verf. in dieser, sehr lesenswerthen Abhandlung seine Ansichten und Erfahrungen über den Schwindel. Mit grossem Erfolge bediente er sich der aqua Chlori und in anderen Fällen des acidum mur. bei entsprechender Regulirung der Diät und Berücksichtigung der ätiologischen Factoren. Ihn leitet hierbei der Gedanke, dass das Chlor und die Salzsäure bei venöser Blutturgescenz bewährte Mittel seien. Bei der oft zurückbleibenden Unsicherheit im Gleichgewichte des Körpers beseitigte die Reste des Schwindels in wenigen Tagen die tinct. nuc. vomic. Viermal täglich zu 20 Tropfen. Ausführliche Krankengeschichten belegen die Richtigkeit der Ansichten und Erfahrungen des Verfassers.

13. *Mittheilungen aus der Praxis.* Von Dr. Theodor Roth, Physicus a. D. in Eutin. Die Erschütterung des Körpers namentlich des Gehirns. Separatabdruck aus Betz's „Memorabilien" 1883. 1. Heft.

* Auf diese Studie — Roth theilt die Gehirnerschütterungen in drei Classen — halten wir uns gedrungen, die besondere Aufmerksamkeit der Leser zu lenken. Dieselbe ist nicht bloss sehr lehrreich, sondern auch dadurch ausgezeichnet, dass mehrere Leichenbefunde der unglücklich verlaufenen Fälle mitgetheilt werden.

14. *Therapeutische Notizen der deutschen Medicinalzeitung 1880—1882.* Herausgeber Dr. Julius Grosser. Berlin 1883. Verlag von Eugen Grosser.

* Der Form und dem Inhalt nach ist diese kleine Schrift, welche alle Fortschritte und Neuerungen auf dem Gebiete der Therapie in den angegebenen Jahren compendiös und höchst übersichtlich zusammenfasst, jedem praktischen Arzte auf's Wärmste zu empfehlen.

Augenheilkunde.

15. *Die Blindheit, ihre Entstehung und ihre Verhütung.* Von Dr. Hugo Magnus, Docent der Augenheilkunde an der Universität zu Breslau. Breslau. J. U. Kern's Verlag (Max Müller) 1883.

* Eine Monographie über Blindheit fehlte bis jetzt in der Literatur. Diese Lücke hat der Verfasser, durch seine übrigen zahlreichen Schriften über diese Disciplin rühmlichst bekannt, und als ophthalmiatrischer Historiker sehr viele heutige Ophthalmologen überragend, in ausgezeichneter Weise ausgefüllt. Dieses Werk ist wie alle Arbeiten, die der Feder des Verfassers entsprungen, mit der grössten Gründlichkeit, Genauigkeit und Wahrheitsliebe ausgearbeitet; dazu ist das Material so übersichtlich geordnet, dass die Lectüre ein wahres Vergnügen ist. Wir brauchen hier nicht auf die Wichtigkeit der Blindheit für den ganzen Staat aufmerksam zu machen. Wenn daher die Behörden die hier aufgestellten Rathschläge und Winke einer eingehenden Prüfung unterwerfen und denen entsprechende Maassregeln ergreifen, so zweifeln wir nicht daran, dass die Quote der Blindheit in den einzelnen Staaten abnehmen wird. Wie wenig Genaues man bisher über diesen Gegenstand wusste, da das vom Verfasser hier so kurz und bündig zusammengestellte und geordnete Material in verschiedenen Zeitschriften und Büchern zerstreut war, geht am besten daraus hervor, dass die Society for the prevention of Blindness, als der Druck der angezeigten Schrift schon begonnen, den Gegenstand zum Thema einer Preisarbeit gemacht hat. Doch möchten wir bezweifeln, dass irgend Jemand diese Frage noch besser lösen könnte, als Verfasser es gethan, so dass eine Prämiirung letzterem wohl in sicherer Aussicht stehen dürfte.

Hygiene.

16. *Krankheiten-Vernichtung, Nosophthoria. Hygienische Lehre der Entstehung, Verhütung und der Wege zur Ausrottung vieler der furchtbarsten Krankheiten.* Für Aerzte, Studirende und jeden Freund der Privatgemeinde und Volksgesundheitspflege von Aug. Theod. Stamm. Zweite allgemein verständliche und bereicherte Auflage. Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt 1881.

* Als im Jahre 1862 die erste Auflage vorliegenden Werkes erschien, war der Zeitpunkt, um damit einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen, kein opportuner. Denn es war die Aera der Blüthe des sogenannten „Liberalismus“ und der „naturwissenschaftlichen Schule“. Auf das culturhistorisch höchst interessante Wechselverhältniss das zwischen dieser politischen und wissenschaftlichen Strömung Statt findet, haben wir schon zu wiederholten Malen in unseren Schriften hingewiesen, dass wir es für überflüssig halten, hier darauf zurückzukommen. Wenn auch Niemand leugnete, dass beide Richtungen für die Politik wie Wissenschaft manchen Nutzen stiften würden, so konnte es doch Keinem entgehen, wie und warum endlich ein Fiasco sich geltend machen musste. Denn ein Liberalismus, welcher nur das laisser faire, laisser aller zum Schiboleth erhebt und das Individuum statt

des Staates glorificirt und ersterem statt letzterem die Hegemonie und Prärogative im socialen und politischen Leben erkämpfen will, ist kein Liberalismus, sondern im Grunde weiter nichts als ein krasser Egoismus, welcher bloss ein liberales Kleid angezogen, und eine naturwissenschaftliche Schule, die ihre Orthodoxie so auf die Spitze treibt, anzunehmen, bloss durch's Secirmesser, Vivisectionen und Mikroskop eine Reformation der Lehre vom Menschen schaffen zu können und den therapeutischen Nihilismus in's Leben rief, vermochte wohl eine Zeit lang die grosse Menge zu blenden, auf die Dauer aber ebenso wenig ihre Herrschaft zu behaupten. So ist es denn geschehen, was man längst voraussehen konnte. Fast gleichzeitig erfolgte der Bankerott und die Liquidation dieser beiden Strömungen. Die sogenannten Liberalen gingen an dem zähen Festklammern an die Manchestertheorie und dem von ihnen selbst heraufbeschworenen Culturkampf zu Grunde, die naturwissenschaftliche Schule an der Renaissance der Pathologia animata und der aufblühenden Hygiene. Der Austritt Bennigsen's aus der nationalliberalen Partei, der Listerismus und die Entdeckung der verschiedenen Bacillen sind Bankerottserklärungen dieser beiden Richtungen. Die Hygiene, welche früher einen Theil der allgemeinen Pathologie bildete, hatte sich in den übrigen Culturländern zu einer blühenden selbstständigen Wissenschaft entwickelt, während in Deutschland die allgemeine Pathologie und damit auch die Aetiologie durch die pathologische Anatomie zu Grunde gegangen war.

Stamm nun gebührt das Verdienst, damals, als die allgemeine Pathologie unglücklicher Weise ihre Metamorphose in mikroskopische pathologische Anatomie vollzog, ihren wichtigsten Theil, die Aetiologie, gerettet und sie zu einer neuen Wissenschaft, der Nosophthorie, umgeschaffen zu haben. Der Erfolg fehlte, wie es in Deutschland auch nicht anders zu erwarten war. Denn nur die deutsche Sprache bezeichnet mit dem Worte „es ist nicht weit her" den geringen Werth einer Sache oder einer Person, und spiegelt sich hier der Geist der deutschen Nation plastisch wieder, und Stamm war ja nicht weit her, sondern bloss ein Deutscher. Die Mehrzahl der Aerzte, Lehrer und Regierungen stand seinen verdienstvollen Bestrebungen fern und suchte ihn todtzuschweigen. Doch hat das vorurtheilslose Ausland um so dankbarer dieselben anerkannt, und die kleine Schaar der unsichtbaren medicinischen Kirche, welche jeden wahren Fortschritt, wenn er auch nicht mit diesem hochtönenden Namen die wissenschaftliche Arena betritt, mit Freude begrüsst und ihn unterstützt, hat auch den Stamm'schen Bestrebungen die vollsten Sympathieen entgegen gebracht. Dass eine zweite Auflage inzwischen erfolgen konnte und musste, zeigt am besten, dass die Stamm'schen Ziele jetzt in Deutschland auf keinen steinigen Boden gefallen sind, wie es denn bei dem Aufblühen der Hygiene bei uns auch nicht anders zu erwarten war. Der Inhalt des vortrefflichen, durchaus auf eigenen, höchst mühevollen und aufopfernden medicinisch-geographischen Untersuchungen gestützten Werkes gliedert sich folgendermaassen: *Die Entstehungsursachen und das Vernichten der Bubonenpest, die Entstehungsursachen und das Vernichten des gelben Fiebers, die Entstehungsursachen und die Vernichtungsmöglichkeit der ostindischen Cholera, die Entstehungsursachen und das Vernichten des typhösen Fiebers, die Vernichtungsmöglichkeit des epidemischen Kindbettfiebers, die Ausrottungsmöglichkeit der Pocken ohne jedes Impfen, die Fortschaffung des städtischen Immunditien und der Städtebau, die Solidarität des Menschengeschlechts in Betreff des körperlich-geistigen Elends und der Seuchen.* Wir bedauern keine Analyse des Werkes geben zu können, müssen aber auf's Dringendste die Lectüre desselben empfehlen, nicht bloss Aerzten und Lehrern, sondern auch Reichsboten und Abgeordneten. Hervorheben wollen wir noch, wie wohlthuend es ist, hier in Stamm einem Manne zu begegnen, welcher sich nicht scheut, den sogenannten Koryphäen und den falschen Götzen der Wissenschaft kühn entgegen zu treten und ihnen die Maske vom Gesicht zu reissen. Treffend sagt

er in dieser Beziehung: „Man nahm aber zum öffentlichen Nachtheile an, dass hervorragendes Wissen in einer medicinischen Zweigwissenschaft, auch zum maassgebenden Urtheil in der Epidemiologie, Krankheitsverhütung und Volksgesundheitspflege berechtigt, was doch tief irrig ist.“

Vor allen Dingen aber sollten die Bewohner Berlins beherzigen, was Seite 446, 568 u. f., 552 und 594 u. f. gesagt ist, damit Berlin auch in hygienischer Beziehung verdiene, die Reichshauptstadt zu sein.

Arzneimittellehre.

17. *Die Arzneimittel der Pharmakopoea Germanica, editio altera*, für die ärztliche Praxis übersichtlich zusammengestellt von Dr. Julius Grosser. Preis 60 Pfennige. Berlin 1883. Eugen Grosser.

* Die Pharmakopoea Germanica dürfte den meisten praktischen Aerzten ihres grossen Umfangs wegen als unbrauchbar erscheinen. Der strebsame Herausgeber der „Deutschen Medicinalzeitung“ hat sich daher um seine Collegen ein wahres Verdienst erworben, in obiger kleiner Schrift einen kurzen handlichen Auszug angefertigt zu haben, den jeder Arzt seinem Notizkalender beifügen kann. Derselbe ist das „Arzneibuch des deutschen Reiches“ in nuce und für jeden Praktiker unentbehrlich.

Pathologische Anatomie

18. *Zur Entwickelung der Myome des Uterus.* Von Ludwig Kleinwächter. Separatabdruck aus „Zeitschrift für Geburtshülfe und Gynäkologie. Band IX. Heft 1. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

* Die Meinungen über die Entwickelung der Myome sind bis auf diesen Augenblick auseinandergehend. Die Ansichten von Virchow, Förster und Klebs stehen sich hier gegenüber, ohne dass bis jetzt eine Einigung hat erzielt werden können. Verf. hat durch oben angezeigte Abhandlung, welche für den praktischen Arzt und Gynäkologen dasselbe Interesse wie für den pathologischen Anatomen und Mikroskopiker hat, die Frage der Lösung um Vieles näher gebracht. Nach seinen, mit grosser Accuratesse angestellten Untersuchungen entstehen die Myome aus Rundzellen, gehen in Faserzellen über, die allmählich den Charakter der Muskelzellen annehmen; nach und nach verschwindet das Gefässendothel der benachbarten Capillargefässe, und letztere gehen selbst zu Grunde. Der an den spindelförmigen Myomen sich stark verdünnende Muskelstiel würde als ein untergegangenes Capillargefäss aufgefasst werden müssen. Vortrefflich ausgeführte Kupfertafeln illustriren die Ansichten des Verfassers.

XVIII.
Miscellen.

---

a) Der Fürst Bismarck und Professor Lebert.

Wohl nur Wenigen dürfte es bekannt sein, dass Fürst Bismarck und der verstorbene Professor Lebert zu gleicher Zeit die Prima des Gymnasiums „zum grauen Kloster“ in Berlin besuchten. Letzterer [1]) erzählt in

1) Biographische Notizen und Uebersicht der von mir bekannt gemachten wissenschaftlichen Werke und kleinen Arbeiten von Hermann Lebert. Breslau. Verlag von Wilh. Gott. Korn. 1869.

seiner Autobiographie über den Fürsten Bismarck Folgendes: „In meinem letzten Jahre in Prima war ein junger Mann hineingekommen, mit dem ich sonst keinen Umgang hatte, da er ein Jahr später nach Prima und von einem anderen Gymnasium gekommen war, von welchem mir aber ein Wort erzählt wurde, welches mir sehr auffiel und mir später oft im Leben in Erinnerung kam. Dieses Wort war: „Jeder, der sagt, er kann etwas nicht, will es nicht“; dieser, sich schon damals seiner energischen Willenskraft klar bewusste Jüngling war der jetzige Bundeskanzler Graf Bismarck.“

Hier kann es heissen: ex ungue leonem!

---

b) Ueber das Alter der Syphilis in Japan

giebt Dr. B. Scheube in Leipzig interessante Mittheilungen im 3. Hefte des 91. Bandes des Virchow'schen Archivs 1883. Ein bis dahin in Europa unbekanntes Japanesisches Werk, welches den Titel hat „Dai-do-ru-shiu-ho“ und eine nach Classen geordnete Receptsammlung aus der Periode Dai-do bedeutet, ist um das Jahr 808 unserer Zeitrechnung verfasst. Während die Japaner ihre medicinischen Kenntnisse und ihre Cultur China schulden, ist dieses Buch autochthonen Ursprungs. Es wurde geschrieben, ehe Japan mit China inBerührung kam und bevor die dortige heimische Heilkunde durch die chinesische verdrängt wurde. Das Buch verdankt seine Entstehung dem Umstande, dass in der Periode Dai-do (806—810) der Kaiser Heizei-Tenuo seine beiden Leibärzte A-be Ma-nao und Idzu-mo Hiro-sada beauftragte, die noch vorhandenen Reste der heimischen Arzneikunst zu sammeln und aufzuzeichnen. Leider scheint es unbekannt geblieben zu sein. Denn erst zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde es aber unvollständig gedruckt und im Jahre 1827 fand ein gewisser Bude in einem Tempel der Provinz Bungo ein gut erhaltenes Manuscript und gab es heraus. Es ist gleich den beiden ältesten japanesischen Schriftwerken, dem Kojiki und Nihougi, in Yainato-Kotoba, der alten Sprache des japanesischen Volkes abgefasst, aber mit chinesischen Charakteren geschrieben. Das Buch zerfällt in 100 Kapitel. In ihnen sind 122 verschiedene Krankheiten, darunter die Syphilis, abgehandelt. Es werden der Bubo, der Schanker, das Oedema praeputii, der phagadinische Schanker, die Exantheme, die Knochen- und Gelenkaffectionen, die Rachengeschwüre und die schweren tertiären Erscheinungen kurz charakterisirt. Die Syphilis wird als eine specifische Krankheit dargestellt; nicht ersichtlich ist, ob sie für contagiös gehalten wurde. Die Arzneimittel, die angewendet wurden und aus Pflanzennamen bestehen, lassen sich jetzt schwerlich noch feststellen. Die Merkurialbehandlung scheint in Japan erst von den Europäern eingeführt zu sein.

XIX.

Resumé der historischen Abhandlung: „Spitäler und milde Stiftungen in Norwegen im Mittelalter".

Von

Dr. med. **A. L. Faye** in Christiania.

Indem der Verfasser erst kurz die Verhältnisse in der antiken Zeit mit Rücksicht auf die ärztliche Hülfe und allgemeine Versorgung der Armen bespricht, macht er auf den ungenügenden Standpunkt aufmerksam, in welcher diese Sache in der alten heidnischen Zeit, speciell in Rom mit seiner ausserordentlichen Entwickelung, sich befand.

Spitaleinrichtungen werden am frühesten bei den buddhistischen Tempeln in Indien erwähnt.

In Griechenland existirten an verschiedenen Orten, in Athen z. B., obwohl in bescheidenem Maassstabe, eine Art von Krankenhäusern — die sogenannten *ἰατρεῖα* — für die Armen; die hülflosen Greise wurden in die Gerokomien aufgenommen.

Am schlechtesten war doch, wie gesagt, der Zustand in Rom, wo eine geregelte Staatsversorgung der Armen fast ganz fehlte, wozu das eigenthümliche Verhältniss kam, dass die Stadt in langen Zeiten eines ausgebildeten Aerztenstandes entbehren musste. Oeffentliche Krankenhäuser wurden ganz vermisst, mit Ausnahme eines derartigen für die Vestalinnen.

Auf den grossen Landeigenthümern waren doch gewöhnlich besondere Krankenstuben — Valetudinarien — für die Sklaven eingerichtet.

In diesem allgemeinen Verhältniss machte jetzt die Einführung des Christenthums eine epochemachende Veränderung zum Besseren, indem die Kirche mit der Steigerung ihrer Macht eine Menge ver-

schiedener öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten aller Art und das nach einem Maassstabe, wozu die spätere Zeit kaum je etwas Aehnliches gesehen hat, errichtete.

Das weitere Verhältniss der Kirche zu der ärztlichen Kunst wird darnach besprochen; und Verfasser betont das Eigenthümliche darin, dass die Concilien das eine Mal nach dem anderen die damals so gewöhnliche Befassung der Geistlichen mit der Medicin streng verdammten, obwohl dieses doch von einem tiefgefühlten Drange und Nothwendigkeit hervorgangen war, weil ja überall — jedenfalls im Westen — die alte, weltliche, ärztliche Kunst zu Grunde gegangen war.

Die Verbote, welche doch theilweise in stattgefundenen Missbräuchen begründet waren, waren besonders auf die Chirurgie, deren Ausüber auf die gleiche Stufe mit Räubern gesetzt wurden, gerichtet. Sie halfen doch sehr wenig; und die Geistlichkeit blieb für lange Zeit nicht bloss der religiöse, sondern auch der medicinische Rathgeber des Volkes.

Im hohen Norden, meint der Verfasser, muss dasselbe Verhältniss auch stattgefunden haben, ungeachtet die Geschichte im Grossen nur Weniges davon zu berichten hat.

In der Bibliotheke des dänischen Erzbischofs, Johannes Grands († 1326) waren viele, selbst damals verhältnissmässig neue, medicinische Bücher vorhanden; in mehreren aufbewahrten Verzeichnissen von Büchern, die norwegischen Bischöfen zugehört haben, fehlen aber merkwürdiger Weise ganz medicinische Werke.

Ueberall sagt Verfasser, wo Klöster errichtet wurden, waren es doch gewiss die Mönche und Nonnen, welche hauptsächlich die Medicin ausübten.

Sehr früh begannen ausserdem auch die Klöster Hospitien auf manchen Stellen anzulegen, arme Reisende die Nacht über zu beherbergen und zuletzt auch öfters schwächliche, alternde und derartige elende Personen in lebenslängliche Verpflegung aufzunehmen.

Von manchen norwegischen Klöstern sind schriftliche Uebereinkünfte — die im Altnorwegischen sogenannten *„proventubref“* — mit sehr genauen Bestimmungen, was auf beiden Seiten geleistet werden sollte, aufbewahrt. Klosterhospitien, die in Dänemark viel älter als vom 13. Jahrhundert waren, werden auch in

Norwegen als sehr häufig vorkommend angenommen. Ausser diesen „Spitälern“, wie sie in Norwegen hiessen, wurden auch etwas ähnliche Anstalten, aber weniger reichlich ausgestattete sogenannte *„Sælehus“*, besonders auf den weiten, unwegsamen Gebirgsübergängen angelegt. Das erste wurde auf *„Dovrefjeld“* vom König Eystein im Anfang des 12. Jahrhunderts errichtet.

Diese Anstalten müssen ebenso wie die Hospitien als eine Art von religiösen Einrichtungen betrachtet werden, indem ganz weltliche Herbergen in Norwegen erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts, in Dänemark erst im 14., errichtet würden.

Darnach bespricht Verfasser die eigentlichen Spitäler Norwegens im Mittelalter, wovon die meisten nach der Mitte des 13. Jahrhunderts gebaut wurden.

Diese waren zweierlei Art: a) Gewöhnliche Pflegeanstalten für Arme — *almosohús, hospitale pauperum* — und b) Krankenhäuser, hauptsächlich für die Leprösen — *hospitale infirmorum, leprosorum*. Sie standen alle in genauer Verbindung mit der Kirche, waren aber ohne ärztliche Aufsicht, weil das Reich in dieser Periode im Allgemeinen keine ausgebildeten Aerzte hatte.

Indem Verfasser im nördlichen Theile des Landes beginnt und südwärts zieht, bespricht er folgende Stiftungen, die mit wenigen Ausnahmen alle in den Städten gelegen waren.

1. *Nidaros.*[1]) In dieser alten Hauptstadt Norwegens existirte schon am Ende des 12. Jahrhunderts ein Spital, das unter dem Erzbischof bei der heiligen Olafskirche stand. Das Spital, welches das älteste in Norwegen war, diente jedenfalls vom letzten Theil des 13. Jahrhunderts als eine Leproserie. Ihr späteres Schicksal ist unbekannt.

2. Eine Pflegeanstalt für schwächliche Männer und Frauen vom Erzbischof Jon und König Magnus Lagaböter — ca. 1270 — im Verein angelegt. Diese Stiftung ist unter verschiedenen Umwechselungen der Zeit erhalten worden und besteht noch jetzt. Im 17. Jahrhundert wurde das Spital vollständig reorganisirt; und kürzlich vor dieser Zeit werden „Spedalske“ (Leprösen) als hier aufgenommen erwähnt, was nach der Meinung des Verfassers erst geschah nach dem Untergange des vorigen Spitals.

1) Jetzt „Drontheim“.

Mit Aufnahme der Leprösen wurde im Jahre 1951 aufgehört, als damals eine neue Leproserie — „*Reitgjerdet*“ — errichtet wurde.

Das alte Spital ist jetzt in eine Pflegeanstalt für „alte, schwache Personen und unheilbare Kranke beiderlei Geschlechts“ und eine Irrenabtheilung, die dem Spitale schon im Jahre 1736 beigefügt wurde und wo jetzt ca. 80 Kranke aufgenommen werden können, getheilt.

1. *Bergen.* Die Alleheiligen- und Katharinaspitäler, etwas nach der Mitte des 13. Jahrhunderts angelegt. Diese Anstalten, die beide mit Kirchen verbunden waren, sollten zu einer Doppelstiftung vereinigt bleiben, wurden aber vermuthlicher Weise im Laufe der Zeit separirt. Sie dienten als Pflegeanstalten, die erste für 30 arme Männer, die zweite für 20 Frauen[1]) und hatten viele sehr genaue, kulturhistorisch interessante Bestimmungen für die Verpflegung und tägliche Lebensweise der Armen, für Abhaltung der Seelenmessen, Strafen u. s. w.

Mit der Zeit der Reformation wurde ein grosser Theil ihrer Vermögenheit sequestrirt; und wahrscheinlich ging das Allerheiligenspital in dieser Periode unter. Das Katharinenspital blieb indessen fortbestehen, kam aber — ca. 1570 — auf unbekannte Weise in die Hände des „deutschen Hansenkontoirs“ und ward dessen Armenhaus. Erst im Jahre 1781 kam es zu der Stadt zurück, die jetzt die Armenanstalt niederlegte und das Gebäude zu einer Freischule benutzte. In der allerjüngsten Zeit findet sich hier ein Taubstummeninstitut. (In einer Wandtafel steht noch jetzt geschrieben: „Das Kontorische T. Catherine Armen Haus 1709“.)

2. St. Jörgens Spital. Wird erst ausdrücklich in der letzteren Hälfte des 15. Jahrhunderts erwähnt, ist aber wahrscheinlich

---

1) Das Katharinaspital war ursprünglich zu einer Leproserie bestimmt, aber der Plan wurde geändert. Die „Spedalskhed“ war zweifellos viel älter in Norwegen, begann aber nicht unwahrscheinlich erst seit dieser Zeit sich so auszubreiten, dass man zu öffentlichen Veranstaltungen dagegen zu greifen sich genöthigt sah. Die steigende Kultur, geschweige denn die gewöhnliche Ansteckungsfurcht, machte wohl auch den Drang zu Leproserien mehr fühlbar. Jedenfalls ist es auffallend, dass jetzt binnen einer verhältnissmässig kurzen Zeit Leproserien an mehreren verschiedenen Stellen im Reiche gegründet wurden.

viel älter, nach der Vermuthung einzelner Historiker selbst vom ersten Anfange des 14. Jahrhunderts.[1])

Die älteste Geschichte des Spitals ist zwar somit unbekannt; aber es ist doch wahrscheinlich von dem Ursprung ab eine Leproserie gewesen[2]), obwohl es ganz bestimmt als solches erst im Jahre 1544 erwähnt wird. Im Jahre 1545 wurde die Stiftung bedeutend vergrössert und hat seitdem fortwährend bis auf unsere Zeit als eine Leproserie bestanden.

Fane. Etwas südlich von Bergen wurde hier auf dem Lande in den Jahren 1226—1228 eine Kirche und ein Spital mit fast vollständig klösterlichen Einrichtungen erbaut — *„Ecclesia et hospitale sanctae crucis de Fan"*. Im 15. oder 16. Jahrhundert ging das Spital unter; die sehr schöne Kirche aber ist bis auf unsere Tage stehen geblieben; vor etlichen Jahren wurde sie ganz restaurirt.

Halsnö. Auf dieser kleinen Insel im „Hardangerfjord" wird von der Mitte des 13. Jahrhunderts ein Heiligengeistkloster — *Monasterium Spiritus sancti de Halsnö* — erwähnt.[3])

Das Kloster stand lange Zeit im grossen Ansehen, wurde aber bei der Reformation vom König Christian III. sequestrirt.

Stavanger. Hier wurde ca. 1270 ein Spital vom König Magnus Lagaböter (s. der Lagenverbesserer) und Thorgils, Bischof der Stadt, im Verein gebaut. Dieses hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten und ist jetzt in ein gewöhnliches Krankenhaus, eine Abtheilung für Irren, im Jahre 1786 gegründet, und ein Arbeitshaus getheilt.

1. *Tunsberg.* In dieser Stadt legte der König Haakon der Alte schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein St. Stephans-Spital an. Es wurde später auch dem heiligen Jörgen (s. Georg) gewidmet und ist wahrscheinlich eine Leproserie vom Anfang

1) Professor Dr. Schönberg fasste es dagegen in einer Diskussion (1881) als eine „historische Fortsetzung des Alleheiligenspitals" auf.

2) Steht vielleicht in irgend einer Verbindung mit dem Uebergang des für Leprösen ursprünglich bestimmten Alleheiligenspitals zu einem gewöhnlichen Armenhause.

3) Dieser Orden, der im Jahre 1178 von Guido aus Montpellier gestiftet und dessen Regeln vom Pabste Innocenz III. 1198 bestätigt waren, hatte als seine hauptsächlichste Verpflichtung Kranken und Armen zu pflegen, weswegen Verfasser dieses auch noch ein paar andere Klöster mit denselben Ordensgelübden, nicht aber die gewöhnlichen, erwähnt.

ab gewesen. Die Stiftung bestand bis zum Jahre 1525, als es sequestrirt und ihre Güter weggegeben wurden.

2. St. Laurentii Armenstift, in den Jahren 1319—1320 von dem angesehenen Magnaten Biarne Audunssön gegründet. Es wurde unter einer allgemeinen Feuersbrunst im Jahre 1536 aufgebrannt, wurde aber wieder aufgebaut 1551. Nach einem neuen Feuer 1683 ward es dagegen wahrscheinlich nicht aufgebaut. Im Anfang des 18. Jahrhunderts wurde ein neues Armenstift, das den alten Namen Spital bekam und noch jetzt besteht, errichtet.

Konghelle.[1]) Vermuthlich war hier im Mittelalter eine Armenanstalt gelegen, die übrigens unbekannt ist. Nicht unwahrscheinlich stand diese alte Stiftung in irgend einer Verbindung mit einem Spital, das in der Stadt im 17. Jahrhundert erwähnt wird und noch jetzt besteht.

Varne.[2]) In der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde hier ein Spital des Johanniterordens, das einzige in Norwegen, gegründet. Bis zum Jahre 1308 war es eine Art Invalidenstift für den königlichen „Hird" (s. Hofstaat); später wurde es in ein gewöhnliches Klosterspital umgebildet. Im Jahre 1532 ward es vom König Friedrich I. sequestrirt, weil der Prior im Jahre voraus für Christian II. Partei genommen hatte, als dieser vertriebene König vergebens sein altes Reich zurück zu gewinnen versuchte.

Oslo.[3]) 1. St. Laurentii Armenstift, am Ende des 13. Jahrhunderts gegründet; bestand als solches bis 1532, als seine Eigenthümer vom König Friedrich I. weggegeben wurden.

2. Eine Leproserie, die aus derselben Zeit erwähnt wird; im Jahre 1530 ward sie in ein gewöhnliches Krankenhaus verwandelt, zufolge des Zurückganges der Elephantiasis („Spedalskhed") in diesen Gegenden.[4]) Ihr späteres

1) Eine Stadt in der früheren norwegischen, seit Mitte des 17. Jahrhunderts schwedischen Provinz „Bahus".

2) Etwas südöstlich von dem jetzigen Christiania.

3) Sehr alte Stadt, die im Jahre 1624 grösstentheils aufgebrannt wurde, wonach die neue Stadt Christiania vom König Christian IV. angelegt wurde. Oslo ist jetzt als eine Vorstadt mit Christiania verbunden.

4) Vergleiche auch hiermit die Aufhebung der Leproserie in Tunsberg aus derselben Zeit. — In unserer Zeit ist die „Spedalskhed" in Norwegen hauptsächlich an der westlichen Meeresküste vorherrschend.

Schicksal ist nicht sicher bekannt; Verfasser vermuthet, dass ein sogenanntes „altes Armenhaus“, das schon im Jahre 1629 in dem eben angelegten Christiania erwähnt wird, von Oslo stammt und wahrscheinlich eine Fortsetzung dieses Spitals ist. Das Armenhaus besteht noch jetzt.

3. Im Jahre 1308 errichtete König Haakon V. hier ein Spital für sein „Hird“ (Hofstaat). Hierdurch wurde die früher erwähnte Verbindung des Johanniterspitals mit dem Hofstaate aufgehoben. Die Geschichte dieses neuen Hirdspitals ist nicht bekannt; aber wahrscheinlich steht er in einer historischen Verbindung mit einer Armenanstalt, die in Oslo in der neueren Zeit bis weit im 19. Jahrhundert bestanden hat.

4. Mit Erlaubniss des Königs Christian III. wurde im Jahre 1538 ein am Ende des 13. Jahrhunderts gegründetes Franziskanerkloster in ein städtisches Spital, das fortwährend besteht, umgewandelt.

Im Jahre 1736 ward hiermit eine Abtheilung für Irre vereinigt; diese ist später mehrmals, das letzte Mal im Jahre 1865, erweitert worden.

5. Hofvind Spital, ein wenig ausser der Stadt, von unbekannter Anlegungszeit, mit einer Kirche verbunden — *„Ecclesia hospitalis beate Marie virginis dicti Hoffwinar“*. Es scheint nur für die Geistlichkeit der Domkirche in Oslo bestimmt gewesen zu sein. Nach der Annahme des Verfassers wurde das Spital später — vielleicht erst im 15. Jahrhundert — in die Stadt übersiedelt, wo es *„hospitale sacerdotium“* genannt wurde. Im Jahre 1395 versprach der Erzbischof Vinalde Henriksön in einem Hirtenbriefe „allen denjenigen aufrichtigen Bussfertigen, die auf bestimmten Feiertagen die Hospitalkirche besuchten oder in irgend einer Weise zu Hülfe kamen, 40 Tage Ablass“. — Bei der Reformation wurde das Spital niedergelegt.

Hamar. 1. In dieser Stadt in Mitte des Landes am schönen See Miösen lag eine St. Jörgens Kirche, die wie gewöhnlich mit einem Spital verbunden war. Dieses muss nach dem Verfasser — gegen Boeck und Danielsen[1]) — dann eine Leproserie gewesen sein, weil diese Anstalten im Norden am allerhäufigsten

1) In ihrem klassischen Werke: „Die Spedalskhed.“ Christiania 1847.

diesem Heiligen gewidmet waren. Das spätere Schicksal des Spitals ist übrigens unbekannt; die Kirche wurde angeblich etwas nach der Mitte des 16. Jahrhunderts durch eine Ueberschwemmung zerstört.

2. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts wird eine St. Antonskirche und etwas später ein St. Antonskloster[1]) erwähnt.

(Im Jahre 1403 kam ein Mönch Theodorik, der sich St. Antons Nuntius für Dänemark, Schweden und Norwegen nannte, nach dem berühmten Birgittinerkloster Wadstena in Schweden. Er führte mit sich verschiedene Reliquien vom heiligen Antonius[2]); und Jeder, der diese nur berührte, wurde nach seiner Versicherung von drei grossen Plagen, nämlich „dem heiligen Feuer, plötzlichem Tod und der fallenden Krankheit" unfehlbar verschont. „Das war über die ganze Welt wohl gekannt und geprüft ausser im Norden!")

Im Jahre 1500 siedelten mehrere St. Antonsbrüder nach einem leeren Nonnenkloster in Bergen, dessen Bewohnerinnen einige Zeit früher wegen unziemlicher Lebensweise vertrieben waren, über. 1528 wurden aber die St. Antonsmönche von demselben Schicksal getroffen — und von derselben Ursache.[3])

3. Ein Heiligengeistesspital wird am Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt, ist aber übrigens unbekannt.

---

1) Die Mitglieder des am Ende des 11. Jahrhunderts gestifteten Antoniusordens sollten nach ihren Gelübden ursprünglich nur die von *„Ignis sacer s. Antonii"* Angegriffenen verpflegen; später gaben sie sich doch mit Krankenpflege im Allgemeinen ab.

2) Der ägyptische Einsiedler, „der Patriarch der Mönche und Patron der Schweine" — im Jahre 356 gestorben.

3) Das Kloster mit allen seinen Herrlichkeiten wurde an einen weltlichen Magnaten, Vincenz Lunge, geschenkt.

Auf dem alten historischen Grunde steht jetzt eine grosse im Jahre 1849 für die Leprösen errichtete Kuranstalt, die den Namen des *„Lungegaardsspitals"* führt.

XX.

Ueber die Fortpflanzungsidee der Alten.

Von

Dr. **Moriz Wertner** in Wartberg in Ungarn.

(Schluss.)

Den mit einer Freien begangenen Ehebruch bestrafte das Gesetz mit dem Tode. Das Gesetz sorgte aber auch für die Beweise des Ehebruchs und für deren Darlegung. Wenn keine Zeugen vorhanden waren, musste man die Frau vor den Priester bringen, der nach mannigfachen Ceremonien ihr das „bittere Wasser" zu trinken gab, das im Falle der Schuld ihr die Hüfte schwindend und den Leib schwellend machte. Josephus hält die Wirkung für Hydrops, Michaelis für Hydrops ovarii, am ehesten lässt sich annehmen, dass dies Wasser irgend ein Abortivum gewesen.

Die widernatürliche Geschlechtsbefriedigung als Päderastie, Beiwohnung einem Viehe u. s. w. wird mit dem Tode bestraft. Ebenso streng ist aber auch der ausserehelichе Coitus, speciell die Prostitution, verboten. Dass hier besonders auf Priesterstöchter Gewicht gelegt wird, ebenso wie der Hohepriester nur eine Jungfrau, Priester im Allgemeinen keine Witwen, Geschiedenen, Prostituirten heirathen durften, dies Alles ist nur der Ausdruck der den Priestern und Leviten eingeräumten Kastenvorrechte. Wir dürfen diese Verbote nur als das nehmen, was heute der sogenannte „hohe" Adel unter „Mesalliance" versteht.

Anordnungen gegen die künstliche Fruchtabtreibung und gegen Kindesmord zu treffen, hält das Gesetz für überflüssig, da es die Einleitung zu diesen Schritten, die Buhlerei und den ausserehelichen Beischlaf verbietet oder im gegebenen Falle die Ehe gebieterisch eingehen lässt. Es entfallen also die heutigen diesbezüglichen häufigen Ursachen der genannten Verbrechen.

Die sociale Stellung der Bastarde ist nach dem Gesetze nur insofern angedeutet, als es ihnen die religiösen Rechte nimmt; da aber in einem theokratischen Staatswesen diese religiösen Rechte die Lebensbedingung des Bürgers ausmachen, so ist diese Bestimmung des Gesetzes für die Population nicht günstig aufzufassen.

Kindesabtreibung und Kindesmord sind in der altjüdischen Geschichte fast unbekannte Begriffe.

Die Ehe ist — kurz resumirt — ungemein erleichtert und auf's Strengste vor Entweihung geschützt. Der höchste Fluch, der den Juden treffen kann, enthält den Passus: „ein Weib wirst Du Dir nehmen und ein Anderer wird ihr beiwohnen."

Besondere Aufmerksamkeit schenkt das Gesetz dem Geschlechtsverkehre zwischen Verwandten, also der Blutschande und der Verwandtenehe.

Der eheliche Umgang ist verboten mit Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Enkel und Enkelin; ausserdem mit der Stiefmutter (selbst wenn sie geschieden oder Witwe), mit der Halbschwester (gleichviel ob legitim oder natürlich), mit der Schwester des Vaters oder der Mutter, mit der Schwiegertochter, Stieftochter, sowie es auch nicht erlaubt ist, gleichzeitig zwei Schwestern zu Gattinnen zu nehmen, was etwa durch die in Jakobs ehelichem Leben vorgekommenen, auf solchem Verhältnisse beruht habenden Unannehmlichkeiten motivirt wurde. Es ist also gesetzlich erlaubt, die Ehe zwischen Geschwisterkindern, die des Oheims mit seiner Nichte und geboten ist die Ehe mit der kinderlosen, verwitweten Schwägerin (Leviratsehe).

Der Löwenantheil der mosaischen Regelung des Geschlechtsverkehrs gebührt den Anordnungen, welche in Anbetracht des Zustandes der weiblichen Genitalien getroffen wurden; sie gipfeln alle in dem Grundsatze, dass das menstruirende Weib unrein sei.

Krieger meint, dass die Menstruation, so alt wie das Menschengeschlecht, auch seit Menschengedenken eine Aufmerksamkeit erregt hat, die, so lange der Mensch auf niedriger Culturstufe gestanden, nicht weit entfernt war von Abscheu. Die Ausscheidung aus den Genitalien galt für etwas Unreines und ebenso war das Weib unrein, so lange diese Ausscheidung dauerte. Er nimmt auch an, dass diese Anschauung bei wilden Völkern noch in vorhistorischer Zeit geherrscht habe. „Mit der steigenden Cultur hat der

Begriff des Unreinen, der der Menstruation beigelegt wurde, eine bestimmtere Form gewonnen und zur Entwickelung gewisser Sitten geführt, welche zum Theil noch heute in Gebrauch sind. Dieses gilt namentlich vom Orient, wo bei der grossen Neigung der Bewohner zur Unreinlichkeit und dem heissen Klima das Einschreiten der Gesetzgebung geradezu geboten sein mochte. Da aber die Gesetzgebung bei den orientalischen Völkern ursprünglich mit der Religion eng verbunden war, enthalten die erlassenen Vorschriften zugleich etwas wesentlich Rituelles, welches in der gebotenen Sühne durch Darbringung von Opfern seinen Gipfelpunkt erreicht."

Die Gesetzgebung Mosis geht diesbezüglich zu weit und schadet der Fortpflanzung; sie erklärt nicht nur die Menstruation allein als unrein, sondern auch das damit behaftete Weib, dessen Lager, Kleidung und jeden Menschen, der während dieser Zeit mit ihm in Berührung kommt oder mit einem Gegenstande, auf dem das Weib gelegen, gesessen oder den sie berührt hat.

„Wenn ein Weib ihres Leibes Blutfluss hat, die soll 7 Tage beiseite gethan werden: wer sie anrührt, der wird unrein sein bis auf den Abend."

Also wenn das Weib auch nur ein einziges Mal den Blutabgang bemerkt, bleibt sie doch 7 Tage hindurch unrein.

„Alles Lager darauf sie liegt, die ganze Zeit ihres Flusses soll sein wie das Lager ihrer Absonderung. Und Alles, worauf sie sitzt, wird unrein sein, gleich der Unreinlichkeit ihrer Absonderung."

Ist unbedingt übertrieben.

„Wird sie aber rein von ihrem Fluss, so soll sie sieben Tage zählen, darnach soll sie rein sein."

„Und am 8. Tage soll sie 2 Turteltauben oder 2 junge Tauben nehmen und zum Priester bringen vor die Thür der Stiftshütte."

„Und der Priester soll aus einer machen ein Sündopfer, aus der anderen ein Brandopfer und sie versöhnen vor dem Herrn über dem Fluss ihrer Unreinlichkeit."

Also volle 15 Tage muss das Weib, vom Eintritt der Menstruation angefangen, unrein sein!

Wenn sie Jemand aus Versehen während dieser Zeit beschläft, d. h. ohne Kenntniss ihres Zustandes, so verunreinigt ihn die Menstruation auch auf 7 Tage; geschieht es aber mit Absicht, so ist darauf die Strafe der Ausrottung gesetzt.

Für die Fortpflanzungsidee entschieden zu streng. Die Menstruation galt übrigens auch bei den alten Indern als verunreinigend.

Aber nicht nur die normale Menstruation war ein Hinderniss des geschlechtlichen Verkehres, es wurde auch jede ausser der Norm verlängerte Menstruation, jede krankhafte Blutausscheidung, langwierige Menorrhagie und die nach dem ersten Coitus entstandene Blutung aus dem Hymen denselben strengen Normen unterzogen.

„Wenn ein Weib aber ihren Blutfluss eine lange Zeit hat nicht allein zur gewöhnlichen Zeit, sondern auch über die gewöhnliche Zeit, so wird sie unrein sein, so lange sie fliesst; wie zur Zeit ihrer Absonderung, so soll sie auch hier unrein sein.“ — Es ist merkwürdig, wie das Gesetz in dieser Beziehung so streng verfügen konnte, da doch schon Sara die Conception als mit der Menstruation in Connex stehend erkannt und das Gesetz selbst sonst sehr für die Fortpflanzung plaidirt.

Die eingetretene Geburt war gleichfalls ein dem Coitus Zügel anlegendes Moment.

Wenn eine Frau einen Sohn geboren, so musste sie unrein sein 7 Tage wie in der Zeit der Menstruation; 33 Tage musste sie im Blute ihrer Reinigung bleiben (erst in den lochiis rubris, dann albis); wenn sie aber eine Tochter geboren, sollte sie zwei Wochen unrein sein wie zur Zeit ihrer Regeln und 66 Tage lang bleiben im Blute der Reinigung. Der Grund dieser Verdoppelung ist wahrscheinlich die Ansicht der Alten, dass die Zustände der Entbundenen beim weiblichen Kinde länger dauern.

Da in allen diesen Anordnungen überall nur von blutigen Genitalausscheidungen die Rede ist, so ist selbstverständlich eine anders geartete, als schleimige, eitrige u. dgl. (Leukorrhoe u. s. w.) kein Hinderniss des Coitus, was aber der Fortpflanzung keinen besondern Vortheil bietet, da solche Zustände gewöhnlich keinen günstigen Boden für die Conception bieten.

Aber auch eine Ausscheidung aus dem männlichen Gliede machte den Mann unrein (gleichviel ob darunter eine Urethritis specifica oder benigna zu verstehen ist), gleichviel, ob die Ausscheidung tropfend aus dem Gliede kam oder ob nur dessen Mündung verstopft war. Hier wird der Begriff der Verunreinigung

durch den Kranken noch strenger aufgefasst, da selbst derjenige, auf den der Kranke speit, verunreinigt wird und jedes Gefäss zerbrochen werden muss, das er berührt u. s. w.

Selbst die Pollution, der Samenabgang machte den Mann für einen Tag unrein und musste jedes Kleid und jedes Leder, worauf Sperma gefallen, in Wasser gewaschen werden.

Da beim Coitus es selbstverständlich zum Abgange von Sperma kommt, so macht der Coitus beide Betheiligte gleichfalls für einen Tag unrein und müssen sie sich deshalb baden.

Diese Bestimmungen wurden mit wenig Ausnahmen von den Israeliten strenge eingehalten und streng wurde das Ueberschreiten derselben bestraft. Die Chronik hat übrigens wenig Beispiele aufzuweisen, wo gegen das Gesetz in dieser Beziehung gehandelt wurde, und was ja erwähnt wird, fällt zumeist in die zweite Periode, die von der Gesetzgebung bis zum Verfalle des Königreichs Juda dauert. Dies ist übrigens die Periode des Anfangs, wo eben das Gesetz, der Ritus, noch nicht zu Fleisch nnd Blut geworden und oft durch das staatliche Interesse und das menschliche Königthum in Collision gerieth mit dem gegen die Strenge des Gesetzes sich auflehnenden Triebe der Leidenschaft und des Machtgefühles. In erster Linie glänzt hier die Dynastie des Hauses David. Der nichts weniger als gesetzlichen Verbindung Jehuda's mit seiner Schwiegertochter Thamar in männlicher Linie entsprossen, findet die Fortpflanzung dieses Hauses ein ebenbürtiges Nachspiel in der Ehe von Davids Urgrossvater Boas mit der Moabiterin Ruth, die durch Preisgeben ihrer Reize sich den Gatten erringt. David selbst begeht mit Bathseba, der Mutter seines Sohnes und Thronfolgers Salomo, einen Ehebruch und von den in seinem Hause geherrscht habenden Ansichten giebt das beste Beispiel die von seinem Sohne Amnon an dessen Stiefschwester Thamar verübte Entehrung, die schon deshalb ein Streiflicht auf die Zustände wirft, weil das Mädchen dem liebesdürstenden Bruder den Rath giebt, beim Vater um die Hand der Schwester anzuhalten; es könne die Möglichkeit obwalten, dass der König dazu einwillige!

Uebrigens hat das staatliche Interesse doch auch einen Lichtpunkt aufzuweisen; es ist dies der vom Gesetze ausgesprochene Wille, einen jüngst Verheiratheten im ersten Jahre seiner Ehe nicht zum Kriegsdienste einzuberufen, „auf dass er sich seines Weibes

erfreue"; es liegt auf der Hand, dass diese Bestimmung zu Gunsten der Population erlassen worden.

Da im Reiche Israel das Gesetz stark vernachlässigt worden, liegt die Vermuthung nahe, dass auch dessen Bestimmungen über die Fortpflanzung nicht mehr strenge eingehalten worden; hingegen gestalteten sich die Verhältnisse in dieser Beziehung in Juda günstiger, bis uns mit dem Verfalle dieses Reiches 588 v. Chr. jede positive Nachricht darüber abgeht, wie sich die Verhältnisse Israels in der babylonischen Gefangenschaft und unter der späteren persischen Oberherrschaft gestalteten.

Die für unser Thema mit dem Namen der dritten Periode belegte Zeit ist diejenige, wo nach Jost's klassischer Definition den Trümmern Jerusalems ein Geist entstieg, welcher frei von den Hüllen des Staates seinen Anhängern ein neues Leben einhauchte und Judenthum genannt wird. Diese Periode ist die eigentliche Zeit der Theokratie und der väterlichen Sitte des Hauses und der Familien. In ihr tritt die Absonderung der Israeliten von anderen Völkern am schärfsten hervor, was einerseits der Beschneidung zuzuschreiben war, welche zur Folge hatte, dass die Israeliten nur sehr selten ihre Töchter Unbeschnittenen zu Frauen gaben. Noch mehr aber schied das Gesetz und die Sitte die Israeliten vor anderen Völkern durch die Verbote von Rein und Unrein und die strenge gesetzliche Haltung des weiblichen Geschlechts.

In dieser Periode beginnt die Polygamie zu verschwinden, wie man auch nach der Rückkehr aus dem Exile alle Mischehen aufhob und die eidliche Verpflichtung einging, sich fern zu halten von jeder ehelichen Verbindung mit Nicht-Israeliten.

Den ersten Stoss erhält das strenge Festhalten an dem Gesetze in den sich zwischen den Sekten der Essäer, Pharisäer und Sadduzäer entwickelten Religionsspaltungen, von denen die Essäer der Fortpflanzungsidee offen den Krieg erklärten. In ihrer schon pessimistisch zu nennenden Weltanschauung, in ihren übertriebenen Ansprüchen an levitische Reinheit, welche zur Bedingung hatte die Vermeidung jeder Berührung mit Unreinem, ist die Ehelosigkeit der Essäer begründet, deren sich nur Wenige zur Ehe entschlossen, und auch nur dann, wenn die Frauen lange vorbereitet wurden, um sich einem Ordensbruder zuzugesellen. Den Abgang ersetzten sie theilweise durch Adoptiren von Kindern.

Der mit dem zügellosen Hause der Herodianer beginnende Sittenverfall musste auch für das Volk rückwirkend werden. Das Haus Herodes durfte seine esauitische Abkunft nicht verleugnen; in ihm finden wir Blutschande mit Verwandtenehe und anderen Entartungen gepaart, was sich auch an der mangelnden Vitalität seiner Glieder rächte.

Ausser der durch die Herodianer herbeigeführten Religions- und Sittenentartung verdankte Israel auch dieser Dynastie seinen endgiltigen von den Römern bewirkten politischen Untergang und damit seinen geschichtlichen Tod!

Zu anderen Völkern des Alterthums übergehend, finden wir von den kleineren Nationen, die keine besondere Rolle in der Geschichte gespielt, namentlich bei Herodot manche Andeutungen über ihre Fortpflanzungsverhältnisse. Der mangelhaften historischen Daten halber sind wir genöthigt, bei nicht genügend beleuchteten Perioden und Menschen aus dem Beispiele Einzelner auf die Gesammtheit zu schliessen.

Seine von den Lydiern entworfene Schilderung stimmt weder mit seinen eigenen Angaben immer überein, noch mit denjenigen, die aus früheren Perioden stammen.

Noch in fast mythischer Zeit finden wir in der Liste der Beherrscher Lydiens einen Andramytes angeführt, der nach Athenäus aus Weibern Eunuchen machte und sie statt Männer benutzte. Unter Jardanes, dem Vater der mit der Herkulesmythe verflochtenen schönen Omphale, wird von allgemeiner Zunahme der Ueppigkeit und der Sinnesausschweifungen gesprochen. Omphale selbst wird als Muster der Schamlosigkeit angeführt und bestrickte durch Wollust selbst einen Herkules derart, dass sie aus ihm fast ein Weib machte. Nun berichtet auf einmal Herodot, dass bei den Lydiern, wie überhaupt fast bei allen Barbaren, es selbst bei einem Manne für eine grosse Schande gilt, nackt gesehen zu werden, was also für diesbezügliche gesündere Anschauungen dieses Volkes spräche.[1]) Er widerspricht sich aber bald, indem er eine

1) Es ist nicht zu vergessen, dass Herodot (geb. 484 v. Chr. † um 425) sich bei dieser Angabe wahrscheinlich von der älteren Sitte der Hellenen beeinflussen liess, die sich in gleichem Sinne aussprach, während es später auch

Sitte der Lydier erwähnt, die nichts weniger als für deren Schamhaftigkeit spricht. Er sagt nämlich, dass bei dem Volke der Lydier sich alle Töchter preisgeben, um damit eine Mitgift zu erwerben und dass sie dies so lange thun, bis sie sich verheirathen, indem sie sich selbst ausstatten. Wie es also bei ihnen um die Fortpflanzungsidee gestanden, ist nach dieser Schilderung überflüssig zu sagen.

Etwas gesündere Ansichten giebt er von den Babyloniern, wo in jedem Dorfe einmal im Jahre Folgendes geschah: Wenn die Jungfrauen mannbar geworden — man nahm also auf die Geschlechtsreife Rücksicht —, so brachte man sie zusammen und führte sie dann alle an einen Platz; um sie herum stand eine Schaar von Männern. Der Herold liess dann eine Jungfrau nach der andern aufstehen und bot sie zum Kauf aus. Er begann zuerst mit der Schönsten, hernach, wenn diese um eine grosse Summe erstanden war, rief er die nächst Schönste aus, und so wurden sie auf die Heirath hin verkauft. Die heirathslustigen Babylonier nun, welche reich waren, überboten sich einander und suchten diejenigen zu kaufen, welche die schönsten waren; die Leute vom gemeinen Volk aber, die heirathen wollten und nach einer schönen Gestalt kein Verlangen trugen, empfingen das Geld und die hässlichen Jungfrauen. Denn wenn der Herold fertig war

---

bei diesen anders vorkommt. Seine den Lydiern günstige Beschreibung scheint überhaupt nur den Zweck zu haben, den Schritt eines schönen Weibes zu entschuldigen, der Gattin des letzten Heraklidenkönigs Kandaules. Dieser, ungemein in sein Weib verliebt, war im Glauben, das schönste Weib auf Erden zu besitzen und bemühte sich, dieser Ueberzeugung namentlich bei seinem Günstlinge Gyges, einem seiner Leibgarden, Raum zu schaffen, indem er ihn direct aufforderte, die Königin irgendwie nackt zu sehen, um sich so selbst ein Urtheil über ihre Reize zu schaffen. Gyges, vielleicht eine Falle in diesem Antrage erblickend, weicht unter anscheinend moralischer Entrüstung zurück, worauf der König es selbst einrichtet, dass Gyges die Königin in ihrem Schlafzimmer unbemerkt sieht, als sie sich entkleidet. Die Frau bemerkte ihn aber doch, stellte sich aber, als ob sie Nichts von der Sache wüsste. Tags darauf liess sie jedoch den Lauscher vor sich rufen und stellte ihm die Alternative, entweder den König zu tödten und mit ihrer Hand die Krone Lydiens zu empfangen oder aber sich selbst als Strafe für seine Neugierde tödten zu lassen. In diesem kategorischen aut aut that Gyges, was Viele noch heute thäten: er zog das reizende Weib seinem eigenen Untergange vor und bestieg so des Kandaules Ehebett und Thron um 689 v. Chr.

mit dem Verkauf der schönsten Jungfrauen, liess er dann die hässlichste vortreten oder eine, die etwa verkrüppelt war und bot sie zum Kauf aus, damit, wer da wolle, sie mit der geringsten Summe Geldes in die Ehe nehme, bis sie an Denjenigen kam, der sich zur geringsten Summe verstand: es kam aber dieses Geld von den schönen Mädchen und auf diese Weise waren es also die Schönen, welche die Hässlichen und Missgestalteten an den Mann brachten. Es war Niemandem gestattet, seine Tochter dem Manne zu geben, den er wollte und derjenige, der die Jungfrau gekauft hatte, durfte sie nicht ohne Bürgen heimführen, sondern musste Bürgen dafür stellen, dass er sie nicht bloss wie eine gekaufte Sklavin betrachten und mit ihr im Concubinat leben, sondern dass er sie wirklich heirathen wolle; nur dann konnte er sie heimführen; wenn sich aber das Paar auch dann nicht verstand, so verlangte das Gesetz die Zurückgabe des Geldes. Es stand auch Jedem frei, wer es wollte, aus einem anderen Dorfe zu kommen, um sich an dem Kaufe zu betheiligen. Dieses nach Herodot schöne Gesetz blieb jedoch nicht auf die Dauer in Geltung und artete es später in Prostitution aus.

Wir sehen also hier das vom Staate deutlich ausgesprochene Bestreben, der Fortpflanzung auf die Beine zu helfen und müssen unser volles Lob der praktischen Einrichtung zollen, die dafür Sorge trug, dass auch die hässlichen und missgestalteten Mädchen der Fortpflanzung ihren Tribut entrichteten.

Die von anderer Seite gegebenen Schilderungen der babylonischen Regenten lassen auf Nichts weniger als Sittenreinheit und höhere Auffassung des Geschlechtslebens schliessen. Noch in grauer Zeit wird die mythische Königin Semiramis als Einführerin der Lustdirnen und Eunuchen angeführt; sie selbst soll so lasciver Natur gewesen sein, dass sie ein Pferd bis zur Begierde zum Coitus geliebt haben soll. Ihr Sohn Ninias verbrachte sein ganzes Leben im Harem und unter dessen Bewohnern. Sein Enkel Aralius that auch das Seinige, um die Herrschaft des Weibergenusses zu befördern, ebenso dessen Enkel Armatrites, der nebenbei ein gewaltiger Trunkenbold gewesen. Sein Urenkel Altadas verprasste das von seinem tüchtigen Vater zusammengescharrte Vermögen in Gesellschaft von Lustdirnenschaaren, und sein Sohn Mamitus verschmähte dies Leben

hier und da auch nicht. Sardanapal[1]) endlich, der Letzte seines Hauses, setzte dem Werke die Krone auf, indem er, verabscheuenswerther denn ein Weib in seiner Verworfenheit, sein ganzes Leben hindurch in den Weibergemächern sich obscönen Vergnügungen hingab, weibliche Gewänder anlegte und im Kreise von faulen Dirnen und Verschnittenen manchmal auch weiblichen Beschäftigungen nachging, bis er sich auf die Kunde von der ihm drohenden Entthronung am Scheiterhaufen verbrannte. Zum Epitaph hatte er sich die Devise gewählt: „Esse, trinke, spiele oder hure, denn alles Uebrige taugt Nichts!“

Der Geschlechtsverkehr selbst mahnt bei den Babyloniern einigermaassen an die darüber bei den Juden gegoltenen Begriffe von Unreinheit. So oft nämlich ein Babylonier Umgang gepflogen mit seiner Frau, zündete er Weihrauch an und setzte sich daneben, die Frau that dasselbe auf der anderen Seite; sowie es aber Morgen geworden, badeten sich auch Beide, denn sie berührten kein Gefäss, ehe sie sich gebadet. Ebendasselbe thaten auch die Araber.

Trotz der oben geschilderten Sorge für die Verheirathung der Mädchen und für die Schaffung des Nachwuchses und trotzdem sie den Coitus für verunreinigend gehalten, befolgten die Babylonier doch eine Sitte, die durchaus nicht geeignet ist uns eine gute Meinung über die Reinheit ihrer Ehen beizubringen. Eine jede Frau des Landes musste, im Tempel der Aphrodite sitzend, einmal in ihrem Leben sich einem Fremden preisgeben. Viele Frauen nun, die es unter ihrer Würde hielten, sich unter die übrigen zu mengen, liessen sich in gedeckten Wagen nach dem Heiligthum fahren. Das Vorgehen daselbst schildert Herodot folgendermaassen: sie setzen sich in dem heiligen Hain der Aphrodite (die übrigens in Babylon Mylitta hiess) mit einem Kranz von Schnüren um das Haupt, die Einen kommen herzu während die Anderen weggehen. Schnurgerade Durchgänge nach allen Seiten hin ziehen sich durch die Frauen, durch welche Gänge die Fremden gehen und ihre Wahl treffen. Wenn sich nämlich eine Frau hier gesetzt hat, so entfernt sie sich nicht eher in ihre Wohnung, als bis einer der Fremden ihr ein Stück Silber in den Busen geworfen und dann, ausserhalb der geheiligten Stätte, mit ihr Umgang gepflogen hat.

1) Der historische Assur-likhus († 788 v. Chr.).

Bei dem Zuwerfen des Geldes hat er nur so viel zu sagen: fürwahr, ich rufe die Göttin Mylitta an. Das Silberstück mag so gross sein wie es will, denn man darf es nicht zurückweisen, dies wäre unerlaubt, weil das Silber ein geweihtes ist. Die Frau folgt dem, der ihr zuerst zugeworfen und darf keinen verschmähen. Wenn sie aber Umgang gepflogen und auf diese Weise mit der Göttin sich abgefunden hat, kehrt sie in ihre Wohnung zurück und von dieser Zeit wird man ihr noch so viel bieten können und sie wird sich nicht mehr dazu hergeben. Alle Diejenigen nun, welche auf Schönheit und Grösse Anspruch machen, kommen schnell weg, Diejenigen aber, welche hässlich sind, haben lange Zeit zu warten, bis sie das Gesetz zu erfüllen im Stande sind, manche warten drei und vier Jahre lang. (An einigen Orten in Cypern erwähnt Herodot auch eine ähnliche Sitte.) Trotz des hier figurirenden Silberstückes ist der ganze Vorgang doch keine Prostitution; es ist eine von betrügerischen Priestern geleitete Glaubensentartung, die unter der Maske göttlicher Influation den Priestern und deren Begünstigten die schönsten Weiber preisgiebt. Herodots Angabe, dass die Weiber so was nur einmal thaten, verdient keine Berücksichtigung.

Von den Massageten sagt er, dass ihr Coitus ganz öffentlich wie bei dem Kleinvieh geschieht. Ein jeder unter ihnen heirathet zwar ein Weib, aber im Allgemeinen herrscht Weibergemeinschaft. Gelüstet es nun einen Massageten nach einem Weibe, so lässt er zum Zeichen seines Gelüstes seinen Köcher vor seinem Wagen herabhängen und pflegt dann ungescheut mit ihr Umgang.

Von den Indern sagt er gleichfalls, dass ihre Begattung ganz öffentlich wie bei dem Kleinvieh geschehe. Das Sperma, welches sie den Weibern mittheilen, ist nicht, wie bei den übrigen Menschen, weiss, sondern schwarz, wie ihre Hautfarbe; ebenso ist der Same, den die Aethiopier von sich geben, von gleicher Farbe.

Die Agathyrsen (die gewöhnlich in die Gegenden des heutigen Siebenbürgens verlegt werden) pflegen gemeinschaftlich Umgang mit den Weibern; hier wird aber auch ein Grund genannt: damit Alle einander Brüder und Verwandte seien, die weder Neid noch Feindschaft wider einander hegen.

Die Eheeinrichtungen der Sauromaten waren der Fort-

pflanzung ungünstig: keine Jungfrau ging eine Ehe ein, bevor sie einen Feind erlegt hatte; so starben auch Manche von ihnen im Alter, ehe sie zu einer Ehe kamen, weil sie das Gesetz nicht erfüllen konnten.

Einer deutlich ausgesprochenen Fortpflanzungsidee begegnen wir bei der Schilderung der Sauromaten und Amazonen. Die letzteren, kriegerische Weiber etwa aus Aethiopien, wurden von den Hellenen besiegt und auf drei Schiffen entführt. Zur See machten aber die Weiber einen Angriff und tödteten die Männer; unkundig der Schifferei liessen sie sich von Wind und Wogen forttreiben und gelangten so an den mäotischen See ins Land der freien Skythen, welches sie plünderten. Die über die fremden Eindringlinge — die sie für Männer hielten — entrüsteten Skythen bekämpften die Amazonen und erkannten erst aus den im Kampfe Gefallenen, dass es Weiber waren. Sie beriethen sich nun mit einander und beschlossen, auf keine Weise diese Weiber zu tödten, sondern ihre eigenen jüngsten Männer zu denselben abzusenden, der Zahl nach eben so viele, als sie dachten, dass es Jene wären; die Männer sollten sich nahe den Amazonen lagern und Alles das thun, was Jene nur immer thun würden; verfolge man sie, so sollten sie in keinen Kampf sich einlassen, sondern die Flucht ergreifen, liesse man aber nach, so sollten sie wieder herankommen und ihr Lager in der Nähe aufschlagen. Diesen Entschluss fassten die Skythen, weil sie wünschten, Kinder von den Amazonen zu bekommen. Der Plan gelang auf eine hier zu viel Raum beanspruchende Weise und aus der Verbindung der Skythen mit den Amazonen stammen die Sauromaten.

Bei dem lybischen Volksstamme der Adyrmachiden mussten dem Könige die Jungfrauen, welche sich verheirathen wollten, vorgezeigt werden; diejenige aber, welche dem Könige am besten gefiel, wurde durch ihn um ihre Jungfrauschaft gebracht. Das jus primae noctis dürfte demgemäss jus adyrmachidicum heissen.

Die Nasamonen (gleichfalls Lybier, die in der Nähe der grossen Syrte oder des Golfs von Sidra zu suchen sind) hatten polygamisch-communale Einrichtungen. Ein Jeder hatte, üblicher Weise, viele Weiber und alle pflegten gemeinsam mit ihnen Umgang in ähnlicher Weise wie die Massageten; sie steckten nämlich einen Stab vor sich in die Erde und dann pflogen sie mit den

Weibern Umgang. Wenn aber ein Nasamone zum ersten Male eine Ehe einging, so war es Sitte, dass die Braut in der ersten Nacht mit allen Gästen der Reihe nach Umgang pflog und dass ein Jeder derselben, sowie er sie gebraucht hatte, ihr ein Geschenk gab, das er zu diesem Zwecke schon von Hause mitgebracht hatte.

Die gleichfalls lybischen Gyndanen hatten die Sitte, dass ihre Weiber alle um die Füsse viele Bänder von Fellen trugen, was aus folgender Ursache geschah: jedes Mal, wenn ein Weib Umgang gepflogen mit einem Manne, legte sie ein solches Band um ihre Füsse an; diejenige Frau nun, welche die meisten Bänder hatte, galt anerkannt für die beste, weil sie den meisten Männern zugesagt.

Die lybischen Auseer pflegten gemeinsam Umgang mit den Weibern, wohnten daher nicht mit ihnen zusammen und begatteten sich wie das Vieh. Wenn aber ein Weib ein Kind gebar und dieses heranwuchs, so kamen die Männer immer im dritten Monate zusammen und das Kind galt dann für Eigenthum desjenigen, dem es unter Allen am meisten glich.

Die hier von den nomadischen Lybiern entworfenen sexuellen Schilderungen bieten für die Entwickelung der Fortpflanzungsidee keinen günstigen Boden.

Von einem Theile der polygamischen Thrazier heisst es, dass sie ihre Jungfrauen nicht bewachten, sondern es ihnen überliessen umzugehen mit welchem Manne sie wollten; hingegen bewachten sie die Weiber gewaltig, wie sie auch mässige Lebensweise für das Höchste hielten. — Hier haben wir also schon bessere Ansichten.

Bei den Persern ist schon die Päderastie bekannt, die sie von den Hellenen gelernt haben mochten. Jeder von ihnen heirathete mehrere ordentliche Weiber, wozu noch ausser diesen vielmehr Kebsweiber kamen. Die Weiber kamen der Reihe nach an den Beischlaf.

Als Zeichen männlicher Tüchtigkeit galt bei den Persern neben der Tüchtigkeit im Kampfe auch der Umstand, wenn Einer viele Kinder aufzuweisen hatte; demjenigen aber, der die meisten aufzuweisen vermochte, wurden vom Könige alljährlich Geschenke geschickt; sie setzten die Stärke in die Menge. Diese Würdigung

der Nachkommenschaft ist ein mächtiger Factor zur Fortpflanzung gewesen.

In Persiens Dynastie der Achämeniden finden wir aber auch die Verwandten- und Geschwisterehe. Cambyses II. († 522), des grossen Cyrus Sohn, hatte zwei seiner Schwestern, Atossa und Meroë (?) zu Gattinnen, welche Ehen kinderlos blieben.[1]) Darius II. († 405) aus der jüngeren Linie heirathete seine Schwester Parysatis, von der er einige Kinder erhielt. Sein Sohn Artaxerxes II. († um 358) ging um einen Schritt weiter, indem er die eigene Tochter Amestris sich zur Gattin erkor, von der er aber keine Kinder erhielt, während sie ihrem früheren angeblichen Gatten Tiribazos zwei Kinder geboren haben soll. Eine andere seiner Töchter, Namens Atossa, die an ihren Bruder Ochus verlobt gewesen, nahm sich ebenfalls Artaxerxes zur Gattin; diese liebte er so sehr, dass er sie selbst nicht verschmähte, als ihr ganzer Leib mit Flecken bedeckt war. Auch diese Ehe blieb kinderlos.

Sein Neffe Arsames nahm sich seine Schwester Sisygambis zur Gemahlin, welcher Ehe mehrere Kinder entsprangen, darunter der letzte des Hauses Darius III. († 330), der sich gleichfalls seine Schwester Statira zur Gattin nahm, die ihm 5 Kinder geboren.

---

1) Vor Cambyses' Zeiten gab es bei den Persern keine Sitte sich mit der Schwester zu verheirathen, trotzdem griechische und römische Schriftsteller diese persische Sitte als sehr alt zu halten scheinen; im Zendavest kommt derlei nicht vor, sondern nur Empfehlungen im Vispered — einer Abtheilung des Zendavest — sich ein Weib aus der Verwandtschaft zu nehmen, was wohl dem Streben zuzuschreiben ist, die Familie rein zu erhalten vor Vermischung mit fremdem Blute; also Nichts weniger als für die Nachkunft erspriesslich. Als nun Cambyses in eine seiner Schwestern verliebt war und sie heirathen wollte, jedoch Etwas zu thun glaubte, was bisher nicht üblich war, berief er ein wahrscheinlich aus den Magiern entnommenes Richtercollegium zusammen und fragte, ob es ein Gesetz gebe, das die Geschwisterehe gestatte? Das Collegium erklärte recht pfiffig, dass wohl kein Gesetz zu finden sei, welches dem Bruder gestatte, die Schwester zu heirathen, aber es sei ein anderes Gesetz zu finden, wornach es dem Herrscher Persiens freistehe, zu thun, was er wolle. Auf diese Weise wurde das Verbot der Schwesterehe aufgehoben, damit die Richter für eine allenfallsige Nichtgutheissung der königlichen Laune nicht bestraft würden. So heirathete Cambyses zuerst die Atossa. Die zweite Schwester Meroë (?) hatte er in Aegypten durch einen Fusstritt getödtet, den er ihr, da sie schwanger war, beigebracht. Sie erlitt hierbei eine Frühgeburt.

Unter den Königen von Pontos hatte Mithradates VI. († 63 v. Chr.) gleichfalls unter Anderen seine Schwester Laodike die Aeltere zur Gemahlin, die ihm zwei Kinder geboren, von denen die Tochter Drypetine durch eine doppelte Zahnreihe entstellt war.

Die Geschwisterehe finden wir auch in Carien, wo König Mausolus II. († 378 v. Chr.) sich seine Schwester Artemisia zur Gattin nimmt, die ihn so wahnsinnig liebt, dass sie ihm nach seinem Tode das Weltwunder Mausoleum als Grabmal erbauen lässt, und aus Gram über den Verlust des Bruder-Gatten zwei Jahre später stirbt. Die Ehe war trotz der heissen Liebe kinderlos. Der Bruder dieses Paares Namens Hidrieus macht es auch nicht besser, er nimmt sich zur Gattin seine Schwester Ada, die ihm einen Sohn, Euromus, geboren.

Der Fürst von Adiabene, Namens Monobazos I. (genannt Bazeus), hatte zur Gattin unter Anderen auch seine Schwester Helene, die ihm zwei Söhne geboren, deren einen, Izates, er ausschliesslich geliebt, trotzdem er von andern Weibern auch Kinder erhalten hatte.

Die Aegyptier hatten die Circumcision angenommen, Herodot meint, dass sie sie der Reinlichkeit wegen ausübten.

Entgegen dem Fortpflanzungsbestreben finden wir hier in der 19. Dynastie ganz das Entgegengesetzte, das vom Pentateuch erwähnte Verbot, welches den Tod der jüdischen neugeborenen Knaben bewirken sollte. Freilich betraf diese Maassregel nicht die Aegypter selbst.

Mit der Fortpflanzung in Aegypten muss es nicht gut beschaffen gewesen sein, da das selbst aus der Blüthezeit des Volkes uns entworfene Bild der sittlichen Zustände nur äusserst desolate Verhältnisse aufweist. Auch hier finden wir die das Alterthum beherrschende, durch den Götzendienst und feile Priester geheiligte Sitte der Weiberpreisgebung ad majorem dei gloriam, eine Sitte, unter deren heiligem Deckmantel die heiligen Betrüger im Namen der Götter in des Isistempels schweigenden Hallen den höchsten Sinnengenuss in selbsterwählten weiblichen Reizen fanden. Hier hatte auch der Phalluscultus seinen Thron aufgeschlagen, hierzu gesellte sich die feile Prostitution; von welchen Anschauungen die Weiber und das ganze Ehe- und Geschlechtsleben durchdrungen war, zeugt die Geschichte von Potiphars Gattin und die vom

König Menephta — den Herodot Pheron nennt — erzählte, aus welch' letzterer Begebenheit die totale Lockerung des Ehelebens sich ergiebt.

Unter den Ptolemäern finden wir wieder einige Repräsentanten der Geschwisterehe. — Schon der zweite dieses Hauses, Ptolemäos II. († 246 v. Chr.), hatte seine Schwester Arsinoë zur Gattin und deshalb den Beinamen Philadelphos erhalten. Die Heirath erfolgte nach ägyptischer Sitte und der König liebte die Schwester-Gattin so sehr, dass er ihr zu Ehren nach ihrem Tode einen Tempel erbauen liess. Die Ehe blieb kinderlos.

Ptolemäos IV. († 204) nahm sich seine gleichfalls Arsinoë genannte Schwester zur Gattin (Andere nennen sie Eurydike), die ihm den einzigen Ptolemäos V. gebar.

Dessen Tochter (Ptolemäos' V.) Kleopatra war die Gattin ihrer eigenen zwei Brüder. Zuerst heirathete sie den älteren Ptolemäos VI. († 146), nach dessen Tode sie den jüngeren Ptolemäos VII. (Physkon) nahm. Dem ersten Gatten gebar sie drei Kinder, unter denen sich eine gleichfalls Kleopatra (die jüngere) genannte Tochter befand, die sich gleichfalls Ptolemäos VII. zur Gattin nahm! Die Mutter Kleopatra gebar ihrem Bruder Physkon einen einzigen Sohn, die Tochter Kleopatra (jun.) hingegen 6 Kinder, die wieder recht interessante Ehen eingingen.

Der älteste Sohn Ptolemäos VIII († 81) Lathyros heirathete zuerst seine ältere Schwester Kleopatra, von der er sich schied, um sich die zweite Schwester Seleuke zu nehmen. Die erste Ehe war kinderlos, aus der zweiten stammte eine Tochter.

Unter den Kindern von Ptolemäos XI. (Auletes) wird man ganz wirr. Der Sohn Ptolemäos XII. (Dionysos) heirathete zuerst die Schwester Kleopatra. Er ertrank im Nil 47 v. Chr., worauf die Wittwe den jüngeren Bruder Ptolemäos heirathete, der ausserdem noch eine andere Schwester, Arsinoë, geheirathet. Alle diese Ehen blieben kinderlos, wo doch Kleopatra von ihren römischen Liebhabern Cäsar und Antonius Kinder erhielt.

Ihr Sohn von Antonius, genannt Alexander, heirathete seine Zwillingsschwester Kleopatra, welche Ehe gleichfalls kinderlos gewesen, während Kleopatra dem Könige Juba II. von Numidien Kinder gebar.

Unter den Seleukiden, den Beherrschern Syriens, finden

wir Antiochos I., der seines Vaters Concubine, Stratonike, geheirathet (293 v. Chr.).

Unter den Kindern Antiochos III. († 188 v. Chr.) finden wir eine Geschwisterehe, indem der König seinem jüngeren Sohne Antiochos gebot, seine Schwester Laodike zu heirathen. Die Chronik erwähnt jedoch keiner dieser Ehe etwa entsprossener Kinder.

Auch unter den Kindern des grossen Epirotenkönigs Pyrrhos II. († 271 v. Chr.) war eine Geschwisterehe: sein Sohn Alexander II. heirathete seine Schwester Olympias, mit der er drei Kinder zeugte.

Der rothe Faden, der sich durch Ehe und Geschlechtsleben der Griechen gezogen, war ihr Aberglaube, ihre Götterlehre.

Wer könnte es leicht glauben — fragt ein Historiker des 18. Jahrhunderts — dass dieselben Griechen, so gut versehen mit klarem Sinne, so glücklich durchstrahlt von dem Lichte der Erkenntniss, so vortheilhaft ausgestattet mit Kunst und Wissenschaft, dass diese Griechen sich den gröbsten Irrthümern blind ergaben und die lächerlichen Gebilde der Phantasie für baare Münze nahmen. Ein Homer und Hesiod treten mit den Gebilden ihrer Einbildung auf und erzählen von einer Götterwelt, die sie sich selbst geschaffen oder doch nach eigener Art modellirt und die Ausgeburt der Erfindung wird zur weltbeherrschenden Macht!

Das Räthsel lässt sich am ehesten lösen, wenn wir uns vor Augen halten, dass diese Gottheiten von ihren Einführern menschliche Charaktere erhielten, dass sie denselben Schwächen unterlegen schienen, wie die Menschen selbst, und dass sie ebenso manchmal die Ehe brachen, alle Arten von Ausschweifungen begingen, hier und da logen, stahlen, und mit einem Worte, dass die Griechen die Entfernung des Menschlichen vom Göttlichen nicht in so transscendentale Weite schoben. Und diese Macht hatte Homers Glaube etwa nicht nur zu Beginn der Griechenzeit! Athen in seiner Blüthe, mit seinem Lyceum, seiner Akademie und seinem Areopage konnte sich nicht von diesen Phantomen emancipiren, denen ein Sokrates und ein Aristoteles zum Opfer fallen mussten.

So sehen wir denn, wie bei keinem anderen Volke des Alterthums, dass bei den Griechen der klassischen Periode das göttliche Element so eng mit Zeugung und Fortpflanzung vermengt worden, dass zuletzt die active Betheiligung der Gottheit beider Geschlechter

mit Sterblichen fast zur Tagesordnung geworden. Diese in Griechenland so fruchtbaren Boden gefunden habende Anschauung war von den nachhaltigsten Folgen begleitet, kam es ja mit der Zeit selbst dahin, dass man fast jeden verdienten Mann der Vergangenheit zum Abkömmlinge irgend eines Gottes machen musste und dass jede zweifelhafte Geburt durch willkürliches Aufdrängen eines Gottes als Vaters mit dem Stempel der höchsten Legitimität versehen wurde. Die Zahl dieser Fälle, deren Sage und pragmatische Zeit aufzuweisen haben, ist Legion und kann in diesen Zeilen Raumes halber nicht aufgeführt werden. [1]) Die Daten aus dem heroischen Zeitalter sind nicht sehr ergiebig zur Kenntniss der Fortpflanzungsidee. Im Allgemeinen herrschte Polygamie mit gewisser Beschränkung der Frauenrechte. Man hatte nämlich seit des Cekrops Zeiten (der ursprünglich ein König in Athen, später als Verbreiter ägyptischer Cultur in Griechenland betrachtet wurde) bloss eine einzige „rechtmässige" Gattin sich genommen, nachdem dieser König behauptete, dass bei den gemischten Ehen weder das Kind den Vater, noch der Vater das Kind kenne; aber man wusste sich zu helfen, indem man neben der rechtmässigen Gattin aus der Zahl der Sclavinnen „Kebsweiber" nahm, obwohl dies, wenn die rechtmässige Gattin schon Kinder geboren hatte, als eine Beleidigung für dieselbe angesehen wurde. Aus dieser Angabe dürfen wir schliessen, dass auch vom Anfange her auf die Fortpflanzung als Hauptzweck der Ehe gesehen worden und dass die Kebsweiber eben nur zur Garantie der Fortpflanzung genommen wurden. Das Nehmen der Kebsweiber wurde einigermaassen durch die Verfügung beeinträchtigt, dass die von diesen abstammenden Kinder im Verhältnisse zu denen der legitimen Gattin in der Erbberechtigung geschmälert wurden.

Das Eingehen der Ehe selbst war eben nicht zu sehr erleichtert. Fürstentöchter wurden in der mythischen Zeit meist nur glücklichen Siegern in Wettspielen als Preis zuertheilt, während im heroischen Zeitalter man sich die Frau durch Geschenke oder

1) Henninges in seinem Fundamentalwerke der alten Genealogie nimmt bei allen diesen Fällen die Intervention eines sterblichen Erzeugers an und kleidet ihn in die dem Gotte zugeschriebenen Attribute. So wird überall bei ihm aus Apollo ein Arzt, aus Neptun ein Schiffer, aus Merkur ein Kaufmann, aus Mars irgend ein Kriegsmann u. s. w. Die Sache hat einen Halt!

wirkliches Kaufgeld verschaffen musste; hier und da stossen wir auch auf im Rang- und Standesunterschiede begründete Hindernisse, während man es mit der Blutschande und der Verwandtenehe nicht genau nahm, gab ja Vater Zeus in seiner Ehe mit der Schwester Juno ein gutes Beispiel. Hingegen findet die Ehe des Oedipus mit seiner Mutter Jokaste ungetheilten Abscheu. Die aus der Zeit der Heroen hier und da gelegentlich des trojanischen Krieges und anderer mythischen Expeditionen auftauchenden Beispiele von Frauentreue und Charakter sind, wenn man die Dinge auf ihren wirklichen Werth zurückführen will, durchaus nicht geeignet, uns eine gute Meinung über den Sittenzustand dieses Zeitalters zu verschaffen. Denn einerseits schrumpft vor den Forschungen der heutigen Kritik die ganze Sage z. B. vom trojanischen Kriege auf die mühevollen und langwierigen Kämpfe der äolischen Atriden gegen die Dardaner zusammen, andererseits lässt es sich schwer glauben, dass die gewiss freiwillige Flucht der koketten schönen Helene an der Seite ihres Geliebten so viele Monarchen in Aufruhr gebracht haben soll und dies Alles bloss um die beleidigte Gattenehre zu rächen. Gueudeville sagt hier ganz treffend, dass man schwerlich glauben könne, dass Menelaus die Hülfe so vieler Nachbarn angerufen haben soll, um eine untreue Gattin zurück zu erhalten und dass die Bizarrerie der Fürsten noch weniger anzunehmen wäre, die ihre Länder verlassen haben sollten, um eine Verworfene ihres Geschlechts heimzuführen. Die einzige Entschuldigung, die man hier gelten lassen könnte, wäre wohl die, dass diese Fürsten deshalb so viel für die eheliche Treue wagten, um durch Bestrafen des Verführers in der Ferne jedem ähnlichen Versuche zu Hause im Vorhinein die Spitze zu bieten. Aber Agamemnon hätte wirklich klüger gethan zu Hause auf seine Klytämnestra zu achten, als Helenen nachzulaufen, er hätte sicherlich Ehre und Leben nicht verloren, und es ist sehr fraglich, ob Ulysses seine Penelope so keusch wieder gefunden, als er sie verlassen.

Es musste unbedingt in dieser Zeit oder doch zu Ende des heroischen Zeitalters eine Demoralisation eingetreten sein und man musste den Coitus nur als physisches Bedürfniss betrachtet haben, da Hesiod von einem „glattzüngigen Buhlengeschlechte“ spricht und die Behauptung aufstellt, dass, wer einem Weibe vertraut, der vertraut Betrügern, andererseits aber sehen wir, dass die poli-

tische Gesetzgebung sich sehr energisch der Fortpflanzungsidee annimmt, was immer nur aus dazu zwingenden Gründen geschah. Dass Ehebruch und seine verwandten Entartungen des Geschlechtslebens um diese Zeit florirten, geht auch daraus hervor, dass fast die ganze Geschichte des heroischen Zeitalters davon erfüllt ist. Stuprum, Blutschande und Verwandtenehe wechseln mit einander ab.

Das Eingreifen des Staates in diese Angelegenheiten hatte zum Zwecke: die Ehen in mannigfacher Weise zu befördern und dem Kinderreichthum sowie der Fortpflanzung überhaupt einen Werth beizulegen. Ob diese Anordnungen einzig und allein desolaten sittlichen Verhältnissen oder aber der Nothwendigkeit der religiösen oder Kriegsinteressen entsprungen waren, lässt sich im Allgemeinen nicht nachweisen. Von dieser Zeit an wurde die Abschliessung einer ordentlichen Ehe geschätzt und Ehelose genossen keines besonderen Ansehens; nur die Böotier und Lokrer machten hierin eine Ausnahme; hier galt es für eine Ehre, wenn ein Mädchen als Jungfrau starb. Man sollte sich eigentlich darüber wundern, dass im alten Griechenland überhaupt für die Fortpflanzung der Bewohner staatlich gesorgt worden, denn das Staatswesen war daselbst nach dem heroischen Zeitalter ein solches, welches eher das Gegentheilige erwarten liesse. „Die Griechen waren — wie Montesquieu und Gueudeville richtig bemerken — eine grosse Nation, welche aus Städten bestand, deren jede ihre eigene Regierung und Gesetzgebung hatte. An Eroberungen dachten sie lange Zeit nicht. In jeder Republik hatte der Gesetzgeber das Glück der Bürger im Innern und nach Aussen, eine Macht zum Zweck, die jener der benachbarten Städte an Tapferkeit, Zucht und Fertigkeit in kriegerischen Uebungen nicht nachstände. Auf einem kleinen Gebiet und bei grossem Wohlstande konnte die Zahl der Bürger leicht in dem Maasse zunehmen, dass sie ihnen selbst zur Last wurde. Daher gründeten sie auch unaufhörlich Colonien; sie vermietheten sich als Kriegsknechte und nichts wurde versäumt, was der übergrossen Vermehrung der Kinder vorbeugen konnte.“ So spricht Montesquieu. Da aber trotzdem für die Fortpflanzung gesorgt worden, so müssen wir annehmen, dass sich diese Zustände eben nur kurze Zeit gehalten, oder aber, dass man im Ausschweifen und Uebermuthe der Fortpflanzung geschadet.

Plato und Aristoteles waren in ihren Ansichten keine Förderer der Fortpflanzung. Ersterer setzte eine bestimmte Zahl der Bürger fest und wollte, dass man der Fortpflanzung, je nachdem es nöthig sei, durch die Motive der Ehre und der Schande und mit Hülfe des Rathes oder der Warnung der Greise Einhalt thue oder sie begünstige, ja, er wollte die Zahl der Ehen bestimmten Regeln unterworfen wissen, damit das Volk sich ergänze und erneuere, ohne dass die Republik überfüllt wird (Republik B. V).

Aristoteles in seiner Politik VII, 16 sagt: „Wenn das Gesetz des Landes die Aussetzung der Kinder verbietet, so muss man die Zahl derer einschränken, die ein Jeder zeugen darf.“ Hat man mehr Kinder, als die vom Gesetz bestimmte Zahl, so giebt er den Rath, die Leibesfrucht zu zerstören, ehe sie Lebenszeichen spüren lässt. Die Kreter thaten es.

Aber noch lange bevor Plato und Aristoteles dies sagten, hatte die Gesetzgebung Lykurgs für die Fortpflanzung in Sparta (um 820 v. Chr.) gesorgt.

Sein Bruder Polydektes, König in Sparta, war mit Hinterlassung einer schwangeren Gemahlin gestorben, die dem Schwager Lykurg sagen liess, dass sie zur Abtreibung ihrer Leibesfrucht bereit sei, wenn er ihre Hand und mit ihr die Krone annähme. Er ging anscheinend auf den Vorschlag ein, rieth aber der Frau, die Frucht nicht durch abtreibende Mittel zu schädigen, da dies ihrem eigenen Leibe Nachtheil brächte; so rettete er seinen Neffen, dem er getreulich den Thron anfangs verwaltet, später übergeben. Seine Fortpflanzungsgesetze waren von demselben Geiste durchweht, der seine gesammte Gesetzgebung auszeichnet, nämlich die Ausbildung und Erhaltung der kriegerischen Tüchtigkeit; so gebot er, dass die Mädchen durch Lauf, Kampf und gleicherlei Körperübungen sich stärken sollten. In seinen Augen war der Coitus eine Pflicht des Bürgers, dem Staate kraftvolle Männer zu geben. Er ermahnte die Jünglinge, sich von dem fortwährenden Umgange mit den Weibern zu enthalten, damit die Liebe ihren Reiz nicht verliere. Damit der Nachwuchs so kräftig als möglich ausfalle, durfte der Mann erst im 30., das Mädchen im 20. Lebensjahre heirathen. Wenn Bürger gar nicht heiratheten (Agamie), wurde darüber öffentliche Anklage gehalten, ebenso wenn die Ehe zu spät (Opsigamie) oder in unpassender Weise vor sich ging (Kakogamie).

Alles war somit auf eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft berechnet. Die Sache hatte aber ihre Fehler. Denn einerseits musste sie die Reinheit der Ehe brechen, „da es jedem kräftigen, schönen und tapferen Spartaner erlaubt war, sich eines Anderen Gatten für einige Nächte auszubitten, um die Familie mit seinem Blute zu veredeln", und da andererseits die schwachen und missgestalteten Kinder ausgesetzt wurden. Jede Zunft bestimmte nämlich durch eigene Leute, ob der Vater sein Kind erziehen solle oder nicht, in welch letzterem Falle man die Kinder in einer Höhle des Taygetos aussetzte.

Man sollte meinen, dass es Lykurg in seinem Streben, nur starken Nachwuchs zu erzielen, gleichgültig gewesen sein könnte, woher dieser Nachwuchs auch immer komme; es war aber nicht so und zu Sparta konnten rechtmässige Ehen nur zwischen Bürgern und Bürgerinnen eingegangen werden, so dass die Verheirathung des Königs Leonidas II. († 237) mit einer Asiatin genug Grund abgegeben, ihn des Thrones für verlustig zu erklären.

Die Gattin wurde zumeist aus der Blutsverwandtschaft gewählt (so heirathete Leonidas I., der Held der Thermopylen, die Tochter seines Bruders Kleomenes I.) und wurden Erbtöchter gezwungen sich zu verheirathen, wie dies bei Athen näher erörtert wird.

Entsprechend der allgemeinen Annahme, dass die Erzielung der Kinder immer ein Hauptzweck der Ehe sei, wurden bei fruchtbaren Ehen die Frauen sehr geachtet, indess bei unfruchtbaren die Ehescheidung als geboten betrachtet wurde. Wie sehr der Zweck der Ehe als Fortpflanzungsmittel und bei unfruchtbarer Ehe die Trennung derselben anerkannt waren, mögen die Könige Anaxandrides und Ariston beweisen.

Anaxandrides, der 15. König aus der Reihe der Agiden, hatte die Tochter seiner Schwester zur Frau, denn, wie schon erwähnt, zog man Verwandtenehen vor. Diese Ehe blieb, trotzdem die Gattin ihren Gemahl von Herzen liebte, wie es Herodot nöthig findet zu bemerken, doch kinderlos. Unter solchen Umständen liessen die Ephoren den König zu sich rufen und forderten ihn auf, der drohenden Gefahr, die für die Fortpflanzung seines Hauses bestand, dadurch auszuweichen, dass er sein Weib entlasse, da es keine Kinder gebäre und eine andere zu nehmen. Der König ging auf den Vorschlag nicht ein und vertheidigte die Schuldlosigkeit seiner

Gattin. Demzufolge beriethen sich nun die Ephoren mit den Greisen, und forderten den König auf sich noch eine zweite Frau zu nehmen, die ihm Kinder gebären könne, und so kam es, dass Anaxandrides — entgegen spartanischer Sitte — der Fortpflanzungsidee halber zwei Frauen hatte.[1])

König Ariston war schon zum zweiten Male verheirathet, ohne Erben erhalten zu haben; er nahm sich nun, weil er sich bewusst war, selbst nicht daran schuld zu sein, auf eine listige Weise die schöne Frau eines Freundes zur dritten Gattin und entliess die zweite. Die dritte Frau gebar ihm nach geringer Zeit, und wie Herodot angiebt, noch vor Ablauf der zehn Monate einen Sohn. Ariston sass eben in einer Ephorenversammlung, als ihm einer seiner Sclaven die Meldung brachte, dass ihm ein Sohn geboren. Da er aber die Zeit wusste, sagt Herodot, in der er das Weib heimgeführt und an den Fingern die Monate abzählte, behauptete er mit einem Eide, dass dies nicht sein Sohn sein könne. Trotzdem er später diesen Ausspruch bereute, hatte die Sache doch für diesen Sohn Demaratos und für Sparta überhaupt grosse politische Bedeutung. Auf des Demaratos Anfrage bei der jedenfalls einzig competenten Quelle, bei seiner Mutter, gab diese die Möglichkeit zu, dass sie durch das Eingreifen eines Gottes sich in der Person Aristons gelegentlich eines Coitus geirrt haben könne, legte aber das Hauptgewicht auf Aristons Unkenntniss der Schwangerschaftsmonate; denn, sagt sie, die Weiber gebären auch nach 9 Monaten und selbst nach sieben und nicht alle vollenden 10 Monate. Demaratos war nach 7 Monaten geboren (was auch von Eurystheus von Mycenä, einem Enkel des Perseus erzählt wird) und hatte Ariston selbst nicht lange Zeit hernach anerkannt, dass ihm jenes Wort aus Unkunde entfallen.

1) In nicht langer Zeit gebar die zweite Frau den nachmaligen König Kleomenes I. († 488); aber auch die bisher unfruchtbare erste ward schwanger. Als aber die Verwandten der Zweiten, an diese Schwangerschaft nicht glaubend, die Königin beschuldigten, dass sie nur ein Kind unterschieben wolle, so setzten sich, als die Zeit der Geburt herannahen sollte, die Ephoren um die kreisende Königin und bewachten sie. Sie gebar den Dorieus, der als König von Sicilien 512 starb. Bald nach diesem gebar sie den Helden von Thermopylä, Leonidas I. († 480) und noch einen Sohn, Namens Kleombrotos. Die zweite Gattin des Anaxandrides gebar ausser dem Thronerben Kleomenes in der Folge nicht mehr.

Lykurgs Gesetze konnten sich nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit auf die Dauer behaupten; ein Extrem bringt mit der Zeit das andere hervor, und so finden wir, dass mit dem kriegerischen Auftreten der Spartaner und dem damit bedingten Verkehre mit anderen Völkern auch die Sitten- und Ehereinheit leidet.

Schon die Messenierkriege brachten eine eigenthümliche Erscheinung auf dem Gebiete der Ehe und Fortpflanzung zu Tage. Zum Kampfe gegen Messenien ausgezogen, hatten die spartanischen Krieger einen eidlichen Bund unter einander geschlossen, nicht früher in ihr Vaterland zurückzukehren, als bis sie den Tod ihres tapferen Königs Teleklos gerächt hätten. Nun sandten die spartanischen Frauen, deren ganze männliche Garde nur aus Greisen und Kindern bestand, Abgeordnete an das Heer, die dasselbe erinnern sollten, die Sorge für die Fortpflanzung nicht ganz zu vergessen und sobald als möglich nach Hause zu kommen. Dieser Deputation wurde insofern gewillfahrt, als man 50 rüstige, junge Krieger mit dem Auftrage nach Hause schickte, für die Fortpflanzung Spartas im Vereine mit seinen Frauen und Jungfrauen nach Möglichkeit zu wirken; wie es auch streng befolgt worden.

Mit dem Auftreten des Luxus gegenüber den einfachen Sitten Lykurgs trat auch Sittenverfall ein; König Agis II. († 399) anerkannte nicht mehr seinen Sohn Leotychides, da die Königin, seine Gemahlin, des Ehebruchs verdächtig gefunden war und im Zeitalter des Aristoteles war zu Sparta Ehebruch und fast Weibergemeinschaft alltäglich.

Die Gesetzgebung Solons in Athen (594 v. Chr.) hatte zum Zweck, dem Sittenverfall vorzubeugen und war eben nicht sehr von der Fortpflanzungsidee durchweht. Solon erlaubte die Tödtung des im Ehebruche Ertappten, er fand es für angezeigt, die Prostitution öffentlich gutzuheissen, um der Befriedigung des ausserehelichen Geschlechtstriebes einen Weg zu bahnen und befahl den Männern, ihren Gattinnen wenigstens dreimal des Monats beizuwohnen. Wenn man nun von Athen auch nicht ganz zugeben darf, dass es, was Sittenreinheit betrifft, auf der Höhe seiner sonstigen Stellung sich befand, wenn auch daselbst das „höhere“ Prostituirtenwesen in Form der Hetären geblüht, so lässt sich doch nicht leugnen, dass bei aller Geschlechtsausschweifung doch noch immer ein ästhetisches Moment, das menschlich Schöne, vor Augen

gehalten wurde, bis auch dieses mit dem politischen Falle verschwunden.

In Athen wurden die Mädchen schon in ihrem 14. Lebensjahre verheirathet. Zur Vollbürtigkeit der Kinder gehörte die Abstammung von bürgerlichen Eltern beider Geschlechter; indess war die Ehe mit Fremden nicht verboten.

In der Verwandtschaft wurde als Ehehinderniss betrachtet die Abstammung von derselben Mutter. Man durfte also in Athen seine Halbschwester vom Vater aus heirathen, nicht aber die von der Mutter aus. So war Kimon (um 465) mit seiner väterlichen Halbschwester Elpinike kinderlos vermählt. Dieser Gebrauch stammt übrigens aus den ältesten Zeiten auch anderer Völker her (selbst bei Abraham soll dies der Fall gewesen sein). Montesquieu behauptet, dass diese Bestimmung der Erbschaft halber eingeführt wurde. Ich glaube eher, dass man damit Inzesten vorbeugen wollte; denn bei der väterlichen Halbschwester war der Inzest nie so zu befürchten, als bei der mütterlichen, wo die Blutsverwandtschaft ausser allem Zweifel vorhanden war. (In Sparta war es nach Philon und Strabo umgekehrt.)

Von Pisistratos († 527) wird erzählt, dass, als er aus Politik die Tochter des Megakles geheirathet hatte, er mit dieser den Coitus nicht nach normaler Weise ausgeübt, um keine Kinder von ihr zu erhalten.

Eine besondere Einrichtung bestand in Athen für die Verheirathung der Erbtöchter; hier sorgte man von Staatswegen für deren Verheirathung. Nach Solon musste der nächste ledige Verwandte sie zur Frau nehmen oder ihr die Heirath ermöglichen.

Concubinate waren erlaubt; die Ehescheidung war keinen Schwierigkeiten unterworfen.

Gewisse Stellen, z. B. die der Staatsredner, konnten nur von Verheiratheten erlangt werden. Das Vorhandensein von Kindern gab der Frau eine vortheilhafte Stellung.

Die Aussetzung der Kinder geschah meistens am Kynosarges; hier wurden oft die ausgesetzten Kinder durch Andere aufgehoben und erzogen.

In Theben hingegen wurde die Aussetzung der Kinder mit dem Tode bestraft. Konnte Jemand aus Armuth sein Kind nicht

erziehen, so wurde es gerichtlich einem Reichen übergeben, der dann das Kind zu seinem Sclaven benutzen durfte.

Gleich beim Eintritt in die Geschichte Roms weiss die Sage die Gründung der Weltbeherrscherin mit den seinerzeitigen Ansichten über Fortpflanzung in Einklang zu bringen, ja sie motivirt sie damit.

Ein ehrgeiziger Thronräuber stösst seinen Bruder vom Throne, tödtet dessen Sohn und steckt des Beraubten Tochter — um jeder Nachkommenschaft von dieser Seite auszuweichen — in einen der Göttin Vesta geweihten, mit ewiger Keuschheit verbundenen Orden. Das Mädchen hat die Wahl, die für ihr Leben kostbare aber gebrechliche Blume der Jungfrauschaft zu bewahren oder den Tod zu erleiden. In dieser Alternative siegt die Schwäche des Weibes; die Prinzessin ist der Ansicht, dass die Jungfrauschaft ein Schatz sei, der erst dann an Werth gewinnt, wenn er verloren wird —, kurz, sie gebärt Zwillinge.

Die blinde Religion der Zeit ist ihr günstig; die Epoche, wo die Gottheit so weit Mensch geworden, dass sie sich zur Fortpflanzung der Menschen erniedrigte und von den Reizen sterblicher weiblicher Schönheit sich fesseln liess, wo die geschlechtliche Verbindung mit einem Gotte die Schande und den Charakter der Sünde vom unerlaubten Geschlechtsverkehre nahm und die Gefallenen vielmehr mit dem Nimbus der Verherrlichung umgab, diese Zeit war, wie gesagt, Rhea Silvia günstig; sie fand es für gut, Gott Mars die Vaterschaft ihrer Söhne zuzuschieben, deren Einer Roms erster König geworden.

Unter den die Stadt vom Anfang an bevölkernden, sich aus den zweifelhaftesten Elementen der Umgebung ergänzenden Bewohnern sehen wir als erste und Hauptsorge: die Bestrebung nach Nachkommenschaft, da ihnen das weibliche Geschlecht mangelte. Wo es sich um eine so wichtige Frage handelt, verschwindet jedes internationale Recht. Sie luden die benachbarten Sabiner sammt ihren Töchtern ein und verheiratheten sich gewaltsam mit den Sabinermädchen ohne irgendwelche Ceremonien. Die Einsprache der sabinischen Eltern wurde durch das Eingreifen der zufriedenen jungen Römerinnen behoben und so galt die erste Eroberung des jungen Römerstaates der Fortpflanzungsidee!

Romulus machte es allen Bürgern ausserdem zur Pflicht, sämmtliche männliche Kinder und die ältesten Töchter aufzuziehen. Waren die Kinder hässlich und missgestaltet, so erlaubte er sie auszusetzen, nachdem man sie den nächsten fünf Nachbarn gezeigt. Er erlaubte nicht ein Kind unter drei Jahren zu tödten und vermittelte auf diese Weise das Gesetz, welches den Vätern das Recht über Leben und Tod ihrer Kinder verlieh, mit jenem, welches später die Aussetzung untersagte. Im Jahre Roms 277 trat ein Gesetz in Kraft, welches den Bürgern befahl zu heirathen und ihre sämmtlichen Kinder zu erziehen. Man sieht daraus — sagt Montesquieu — dass der Gebrauch das Romulus'sche Gesetz, das die jüngeren Töchter auszusetzen erlaubte, noch mehr eingeschränkt hatte.

Was das Zwölftafelgesetz über die Aussetzung der Kinder im Jahre 301 bestimmte, ist nicht bekannt. Cicero vergleicht das Volkstribunat mit einem missgestalteten Kinde nach dem Zwölftafelgesetze, das gleich nach seiner Geburt erstickt wird. Hieraus dürfen wir schliessen, dass nicht verunstaltete Kinder am Leben blieben und dass das Zwölftafelgesetz an den diesbezüglichen Verfügungen von Romulus nichts geändert.

Betreffs der Ehescheidung und der Verstossung bei den Römern finden wir folgendes:

Romulus erlaubte dem Manne seine Frau zu verstossen, wenn sie einen Ehebruch begangen, Gift gemischt oder Schlüssel verfälscht hatte. Diese Bestimmung lässt also die Verstossung nur in äusserst gravirenden Umständen zu und bricht dem etwaigen Missfallen oder Abwechslungsgelüste von vorneherein die Spitze. Den Frauen selbst verlieh er aber nicht das Recht, den Mann zu verlassen.

Das Zwölftafelgesetz änderte an der Sache insofern, als es auch den Frauen das Recht verlieh, den Mann zu verlassen, es musste also dies Gesetz die von Romulus festgesetzten Ursachen der Verstossung oder des Verlassens vermehrt haben.

Die Befugniss zur Scheidung dürfte ein Ausfluss des Verstossungsgesetzes gewesen sein. Das Gesetz verlangte nicht, dass man Ursachen der Scheidung angebe, meistens war es aber die Unfruchtbarkeit der Frau, die dazu führte.

Früh hat sich bei den Römern ein auf nüchterner, dem Luxus

und seinen Auswüchsen fremder Lebensweise basirender cultureller Standpunkt eingebürgert, dessen Ausfluss das Verachten der Polygamie und die hohe Keuschheit einer Lukretia, sowie die That des Vaters, der die entehrte Tochter tödtet, sind. — Aber schon fast der Beginn des römischen Staatslebens zeigt uns Verordnungen, die der Fortpflanzung nicht günstig sind: es sind dies die zwischen Adel und Nichtadel gesetzten Eheverbote, sowie die gleichen, zwischen römischen Bürgern und Nichtbürgern, sowie mit Latinern und Fremden, und die insgesammt erst spät aufgehoben wurden.

Mit der wachsenden Grösse der politischen Stärke Roms machten sich diese Uebelstände geltend. „Unaufhörlich in Thätigkeit, Anstrengung und gewaltsamer Aufregung, nutzten sie sich ab wie eine Waffe, die man beständig braucht und da sie zudem alle Völker zu Grunde richteten, arbeiteten sie an ihrem eigenen Untergange."

Zur Beseitigung dessen schlossen sie Bundesgenossenschaften, denen das jus connubii mit Römern gegeben wurde, sie suchten sich auch Bürger aus der Sclavenehe anzuschaffen u. s. w. und schon frühe waren sie auch gezwungen Bestimmungen über die Fortpflanzung der eigenen Gattung zu treffen, wozu abermals die mit Aufreibung einhergegangene Grösse beitrug.

Aber es trat noch ein anderes Moment hier auf.

Jedes Volk, wenn es einen gewissen Höhepunkt erreicht, beginnt nach diesem seinem Verfalle entgegen zu eilen und in der Regel sind es die während der Glanzperiode empfangenen Eindrücke, die es zum Verfalle führen.

Umgeben vom Nimbus unerhörter Machtstellung, den Raub geniessend von fast allen Völkern des Erdballs, gruben sich die Römer dadurch ihr Grab, dass sie, je höher sie in ihrer Glanzepoche stiegen, um so mehr sich von der alten nüchternen, bloss dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Lebensweise entfremdeten und mit fremden Schätzen auch fremde Sitten und fremden Luxus annahmen. — „In dem Grade als die Republik auf dem Wege der Eroberungen fremdes Gut usurpirte, nahm sie die Beute der Besiegten, sie öffnete sich durch Waffen die Quellen und die Canäle des Reichthums und sie wurde gewissermaassen ein Universalreservoir aller Güter, die Natur und Kunst in's All ausgestreut. Rom verfehlte nicht, sich dadurch verderben zu lassen. Die be-

scheidene Kleidung, die frugale Lebensweise, die Einfachheit der Wohnung, kurz, alle diese republikanischen Vorzüge begannen der Vergnügungssucht u. s. f. zu weichen.“

Bei keinem einzigen Volke des Alterthums finden wir, dass zur Beförderung der Fortpflanzung so viel staatliche Intervention nöthig gewesen wäre wie bei den Römern während ihres Sittenverfalles.

Abgesehen davon, dass schon die ältesten ihrer Gesetze in dieser Hinsicht verfügt hatten, mussten Senat und Volk zu allen Zeiten die Bürger zum Eingehen der Ehe aufgemuntert haben. Das ganze Ehewesen wurde unter die Controle der Censoren gestellt, die je nach den Bedürfnissen der Republik theils durch Androhungen der Schande, theils durch Bestrafungen die Bürger so sehr als thunlich zur Ehe aufforderten. Dies beweist jene Rede, welche der Censor Metellus Numidicus dem Volke hielt: „Wenn man die Frauen entbehren könnte, würden wir uns von diesem Uebel befreien; nachdem aber die Natur es so eingerichtet hat, dass wir weder ohne Frauen glücklich leben noch ohne sie sein können, so müssen wir in erster Linie auf unsere Erhaltung bedacht sein, nicht aber auf die flüchtige Befriedigung unserer sinnlichen Begierden!“

Woher aber überhaupt dies zur Nothwendigkeit geworden? und woher die Abneigung gegen die Ehe gestammt?

Dies findet seine Beantwortung in dem beispiellosen Sittenverderben, das gegen das Ende der römischen Republik und mit dem Anfange des Kaiserreichs nicht nur über Rom, sondern fast über die gesammte alte Welt hereinbrach und worin die Entartung der geschlechtlichen Verhältnisse eine Hauptrolle spielte.

„Die Menschen waren mit Genüssen aller Art übersättigt; es überkam sie ein Uebelbefinden, eine Stimmung ging durch die Welt, wie es im westöstlichen Divan heisst:

Perser nennen's Bidamagbuden,
Deutsche sagen Katzenjammer.“

Der Sittenverfall versetzte auch den Censoren ihren Todesstoss und sie konnten ihrem Berufe, dem Verfalle vorzubeugen oder ihn ganz zu heben nicht mehr nachkommen. Die Bürgerkriege, die Triumvirate, die Proscriptionen hatten Rom mehr geschwächt als jeder übrige bisherige Krieg. Nur wenige Bürger

waren geblieben und die meisten dieser waren unbeweibt (gelegentlich der von Cäsar angeordneten Zählung nach dem Bürgerkriege waren nur 150,000 Familienväter nachweisbar).

Diesem letzteren Uebelstande wollte Cäsar und nach ihm Augustus dadurch abhelfen, dass sie die Censur wieder in's Leben riefen und selbst deren Agenden übernahmen.

Cäsar setzte für diejenigen, die viele Kinder hatten, Belohnungen fest; er verbot den über 45 Jahre zählenden Frauen, die weder Gatten noch Kinder hatten, sich mit Edelsteinen zu schmücken oder sich in einer Sänfte tragen zu lassen, er griff die Ehelosigkeit also von der Seite der weiblichen Eitelkeit an.

Augusts diesbezügliche Verordnungen gingen der Sache noch stärker zu Leibe.

Er setzte neue Strafen für die Gegner der Ehe fest und erhob hingegen die Belohnungen für die Familienväter. Tacitus nennt diese Gesetze die julischen, aber in dem Sinne, als ob dieselben mit den alten Senats-, Volks- und Censoren-Erlässen verschmolzen worden wären.

Augusts Anordnungen stiessen auf viele Schwierigkeiten und die römischen Ritter begehrten von ihm deren Zurücknahme.

Wie hoch aber der Kaiser die Nothwendigkeit seiner diesbezüglichen Verfügungen angeschlagen, beweist sein den Bittstellern gegenüber eingeschlagenes Verhalten am deutlichsten.

Er liess die Ledigen sich auf der einen, die Verheiratheten auf der anderen Seite aufstellen und zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen der Deputation erschienen weit mehr Ledige als Ehemänner, worauf der Monarch Nachstehendes beiläufig sagte: „Was soll aus Stadt und Staat werden, wenn Krankheiten und Kriege so viel Bürger dahinraffen und keine Ehen geschlossen werden. Die Stadt besteht doch nicht allein aus Häusern, Hallen und öffentlichen Plätzen, sondern aus Menschen. Die Zeiten sind vorüber, wo — wie es uns aus alten Mären entgegenklingt — Menschen aus der Erde emporwachsen, die statt Euch sich um das Nöthige sorgen werden! Ihr bleibt ja nicht deshalb ledig, damit Ihr allein leben könnt; hat ja doch Jeder unter Euch seine Tisch- und Bettgenossin und Ihr sucht Eure Befriedigung eben in der Unordnung. Wollt Ihr mit Hinweis auf Vesta's Jungfrauen etwa mir von einem ähnlichen Keuschheitsverhältnisse der Männer sprechen?

Gut! Dann seid Ihr aber ebenso wie die Vestalinnen zu bestrafen, wenn Ihr die Gesetze der Keuschheit brecht! Auch seid Ihr in gleichem Maasse schlechte Bürger, indem Ihr mit solchem Beispiele vorangeht, gleichviel ob Ihr Nachahmer findet oder nicht. Ich verfolge den Bestand der Republik; dies ist mein Hauptbestreben. Ich habe die Bestrafungen der Ungehorsamen erhöht und was die Belohnungen der Willigen betrifft, weiss ich nicht, ob die Tugend jemals höheren Lohn gefunden. Tausende von Menschen haben um geringeren Preis schon ihr Leben auf's Spiel gesetzt und Ihr solltet neben solcher Belohnung nicht wollen ein Weib nehmen und Kinder erziehen?" — Also nahm es Augustus sehr ernst.

Er brachte die „Lex Julia" (nach den damals fungirt habenden Consuln auch „Pappia-Poppaea" genannt) in Wirksamkeit und welche Dimensionen die Ehelosigkeit angenommen, erhellt aus dem Umstande, dass nach Dion beide Consuln, die im selben Jahre fungirten, frauen- und kinderlos waren.

Das Gesetz des Augustus war eigentlich eine Sammlung der bisher in dieser Hinsicht erlassenen und sind dessen Hauptbestimmungen beiläufig in Folgendem wiedergegeben:

Schon früher wurden, als die Republik an Bürgermangel litt, alle jene Rechte, die nur dem Alter gebührten, auf die Ehemänner und Väter zahlreicher Familie übertragen; manche dieser Rechte wurden ausschliesslich an die Ehe gebunden, abgesehen von der Fruchtbarkeit derselben, dies war das Recht der Ehegatten; mehr Rechte wurden indess denen verliehen, die Kinder hatten, und am meisten denjenigen, die drei oder mehr Kinder aufzuweisen hatten. Man darf diese drei Abstufungen mit einander nicht verwechseln. Es gab Vorrechte, an denen Ehegatten unter allen Umständen Theil nahmen, z. B. ein besonderer Sitz im Theater, und es gab solche, deren sie nur theilhaftig wurden, wenn solche, die Kinder hatten, sie ihnen nicht entzogen.

Diese Vorrechte erstreckten sich sehr weit. Verheirathete Männer, die die meisten Kinder hatten, wurden immer vorgezogen, sowohl in der Bewerbung um Ehrenämter als in der Ausübung derselben. Dem Konsul, der die meisten Kinder hatte, wurde zuerst die Ehre der Fasces zu Theil, er konnte sich unter den Provinzen eine nach Gutdünken auswählen; der am meisten mit Kindern gesegnete Senator stand auf der Liste der Senatoren obenan

und gab sein Votum im Senate als erster ab. Man konnte in Rom selbst vor dem gesetzlich bestimmten Alter zu obrigkeitlichen Aemtern gelangen, da für jedes Kind ein Jahr erlassen wurde. Wer drei Kinder hatte, war von allen persönlichen Abgaben frei. Freigeborene Frauen, welche drei, und Freigelassene, welche vier Kinder hatten, wurden dadurch jener beständigen Vormundschaft enthoben, worunter sie nach älteren römischen Gesetzen gestanden.

Es gab aber auch Strafen gegen die Ehelosigkeit. Unverheirathete konnten von Fremden nicht zu Erben eingesetzt werden, und die, welche verheirathet waren, aber keine Kinder hatten, empfingen nur die Hälfte der ihnen ausgesetzten Vermächtnisse. Plutarch sagt deshalb, dass die Römer nicht heiratheten, um Erben zu erhalten, sondern um selbst zu erben.

Wenn ein Mann seine Frau aus anderen Ursachen als im Dienste der Republik verliess, so konnte er sie nicht beerben.

Das Gesetz gestattete nach dem Tode des Mannes oder der Frau dem überlebenden Theile 2 Jahre, um sich wieder zu verheirathen und $1\frac{1}{2}$ Jahr im Falle der Ehescheidung. Väter, die ihre Kinder nicht verheirathen oder ihren Töchtern keine Mitgift geben wollten, wurden obrigkeitlich dazu gezwungen. Man durfte keine Verlobung halten, wenn die Heirath länger als 2 Jahre hinausgeschoben werden sollte, und konnte also, da ein Mädchen erst mit 12 Jahren heirathen durfte, sie vor dem zehnten nicht verloben. Das Gesetz wollte also nicht, dass man unnützer Weise unter dem Vorwande der Verlobung die Vorrechte der Verheiratheten geniesse.

Ein Mann von 60 Jahren durfte keine Frau von 50 heirathen. Da man den Verheiratheten so bedeutende Vorrechte verliehen, wollte das Gesetz solche Ehen nicht gestatten, die für die Fortpflanzung keine Aussichten boten. Aus demselben Grunde erklärte der calvisische Senatsbeschluss die Ehe einer Frau von mehr als 50 mit einem Manne unter 60 für ungleich, so dass eine 50jährige Frau nicht heirathen konnte, ohne gesetzlich bestraft zu werden. Tiberius schärfte noch die Strenge der pappischen Gesetze dadurch, dass er jedem Manne von 60 Jahren verbot, eine Frau unter 50 zu ehelichen, so dass also ein 60jähriger Mann überhaupt nicht heirathen durfte, allein Claudius hob diese letztere Verordnung wieder auf.

Augustus that für die Zwecke der Fortpflanzung noch mehr, indem er selbst die Rang- und Standesunterschiede bezüglich der Ehe aufhob und somit diese unnützen Beschränkungen aus dem Wege räumte. Er erlaubte allen Freigeborenen — mit Ausnahme der Senatoren — freigelassene Mädchen zu heirathen.

Das pappische Gesetz untersagte den Senatoren die Ehe mit freigelassenen Weibern, sowie mit solchen, die öffentlich auf dem Theater aufgetreten waren, und zur Zeit Ulpians war es Freigeborenen nicht erlaubt, Weiber zu heirathen, die einen schlechten Lebenswandel geführt, die die Schaubühne betreten hatten oder die durch ein öffentliches Gericht verurtheilt wurden. Montesquieu meint, dass dies durch irgend einen späteren Senatsbeschluss festgestellt wurde, da man zur Zeit der Republik keine solchen Gesetze gegeben, weil die Censoren in diesen Beziehungen den Unordnungen, sowie sie sich zeigten, abhalfen oder ihnen von vornherein vorbeugten.

Constantin setzte diese Beschränkung fort. Er verbot nicht nur den Senatoren das Eingehen solcher Ehen, sondern allen Personen, die einen ausgezeichneten Rang im Staate bekleideten, gedachte aber aller derer nicht, die einem geringeren Stande angehörten. So wurde es im Laufe der Jahre Regel, dass nur solche Freigeborene jene Ehen schliessen durften, auf die das Gesetz Constantins keinen Bezug hatte. Endlich hob Justinian auch Constantins Gesetz auf, indem er Leuten jeglichen Standes erlaubte, diese verpönten Ehen einzugehen.

Dass diese Beschränkungen der Fortpflanzung nicht günstig sein konnten, schliesst Montesquieu daraus, dass wahrscheinlich die sich gegen das gesetzliche Verbot solcherweise Verheirathenden mit denselben Strafen belegt wurden, wie die Unverheiratheten. Solche Ehen — da sie durchaus keine bürgerlichen Vortheile brachten — wurden daher nicht oft geschlossen. Es wurde wohl hier und dort bei Einzelnen eine ausnahmsweise Begünstigung gegeben, aber im Ganzen genommen war die Institution doch der Fortpflanzung feindlich.

Zur Charakteristik des eminent fortpflanzungsfreundlichen pappischen Gesetzes diene noch dessen Bestimmung, dass wenn Jemandem ein Legat unter der Bedingung zufiel, dass er nicht heirathe, oder wenn ein Patron seinem Freigelassenen den Schwur

abnahm, nicht heirathen und keine Kinder zeugen zu wollen, eine solche Bedingung oder ein solcher Eid für nichtig erklärt wurde.

Resumiren wir nun die bisher mitgetheilten Daten, so ergeben sich hieraus folgende Schlussfolgerungen:

1. Der Fortpflanzungsbegriff, die Fortpflanzungsidee ist als Ausfluss beginnender Cultur zu betrachten und hat zur Ehe, als zu einer Errungenschaft schon entwickelter Cultur geführt.

2. Der Urtypus der Ehe war die Polygamie, die sich fast bis zum Ende der alten Zeit als dominirende Aeusserung des ehelichen Lebens erweist.

Die Polygamie hat der Moral nicht geschadet.

Man ist zumeist gewohnt, die Polygamie mit der Ausschweifung, mit dem schrankenlosen Waltenlassen des Geschlechtstriebes zu identificiren; es ist dem aber nicht so, denn die Polygamie unterschied sich von der Ausschweifung dadurch, dass sie dem Manne doch auch eheliche Pflichten auferlegt und wenn man schon durchaus in Folge ihres leichten Wechsels und der durch sie gebotenen bequemen Auswahl der Frauen als Gelegenheitsmacherin zur öfteren Befriedigung des Geschlechtstriebes, also auch gewissermaassen als einen Grad der Ausschweifung betrachten will, so war sie doch nur eine Ausschweifung auf eigenem, legitimem Gebiete, während raffinirte Sittenverderbniss sich am liebsten auf fremdem Gehege bewegte, da sie nicht allein den Sinnesrausch suchte, sondern in den durch das Betreten fremder, verbotener Pfade bedingten Gefahren und Versuchungen naturgemäss auch einen geistigen Kitzel fand.

Die Polygamie hat der Sittlichkeit durchaus nicht geschadet, da sie bei nüchternen Völkern nur die legitime Befriedigung des sich natürlich manifestirenden Geschlechtstriebes war. Wir sehen dies darin bestätigt, dass jene Völker, die sonst die Polygamie nicht gescheut, sobald die Zunahme der Cultur den Frauen die Morgenröthe einer richtigeren Erkenntniss ihrer natürlichen und socialen Stellung gebracht, zwar nicht die Polygamie de jure, aber de facto einschlafen liessen und dass wir den grössten Sittenverfall durchaus nicht in polygamischer Zeit, sondern viel später finden.

Sowie man Körper und Geist durch Tätigkeit ausbilden kann,

so lassen sich vielleicht Triebe abstumpfen, ganz gewiss aber durch raffinirten Reiz dahin bringen, dass sie excessiv sowohl in quantitativer als in qualitativer Hinsicht gesteigert werden. So lange sich nun die Völker mit der natürlichen Befriedigung des normalen Geschlechtstriebes begnügten und sie dabei die Fortpflanzungsidee vor Augen hatten, war selbst die in der Polygamie erfolgte Befriedigung durchaus keine Entsittlichung und fand sie in vielen Fällen eben in dem Fortpflanzungsbestreben ihre Entschuldigung. Als aber jene Zeit angebrochen, wo mit der Befriedigung der Triebe in excentrischer Weise raffinirter Sport getrieben wurde, wo man den Trieb künstlich hervorrief und sich nicht mehr mit dessen naturgemässem Einstellen begnügte, war ja nicht allein der Polygamie, sondern auch der Fortpflanzungsidee der Boden genommen.

Die Polygamie führte nothwendiger Weise zur Abschliessung der Frauen, dadurch entfiel nun ein Factor, der in der Monogamie von Bedeutung ist; die Abschliessung verhinderte nämlich den Anblick fremder Weiber und machte also selten Diebe; sie machte aber auch minder begehrlich nach fremden Weibern, da die diesbezüglichen, in der Monogamie gelegenen Motive, als Missfallen der einen Frau, Gewohnheit, Sättigung, Krankheit, Wochenbett, Menstruation u. s. w. durch von ihrer Mehrzahl bedingte Abwechslung und Auswahl der Frauen aufgehoben wurden.

Die Polygamie war der Apostel der Fortpflanzungsidee. Sie existirte bei den Juden schon in vormosaischer Zeit selbst bei jenen ersten Patriarchen, von denen es die Bibel nicht anführt und verschwand mit Errichtung des eigentlich theokratischen Staatswesens nach dem Exile.[1])

1) Interessant ist, was ein neuerer Verfechter der Polygamie für seine Ideen in's Treffen führt.

Man ist nach ihm sogar genöthigt, darin zwei nützliche Seiten zu erkennen, eine moralische und eine politische. Der moralische Nutzen der Polygamie bestand darin, dass ihre Befolger, indem sie die Liebesbegierden nach allen ihren Richtungen legitim befriedigen konnten (indem sie es wenigstens ihrer Meinung nach legitim fanden), nicht genöthigt waren, verbotene Wege zu gehen und die unerlaubten Vermischungen des Herzens und des Körpers inficirten nicht die Gesellschaft. Die politisch-nützliche Seite lag in der Vervielfältigung der Individuen und als nothwendige Folge dessen in der Vermehrung und dem Anwachsen des Staates.

3. Das Hineinziehen des göttlichen Elements in das Geschlechtsleben war im Ganzen genommen der Fortpflanzungsidee günstig; aber die hier gewaltet habenden Motive und Auffassungen waren bei verschiedenen Völkern von verschiedener Bedeutung.

Die Monogamie giebt Anlass zu zweien, diesen beiden Vortheilen direct entgegentretenden Hindernissen. Die Verpflichtung, sich an eine einzige Frau zu binden, ist oft die unschuldige Ursache von verbrecherischen Seitensprüngen, die man in der Liebe begeht, und die Monogamie verhindert auch, dass die Zahl der Bürger so gross sei als sie es sein könnte. Dem gegenüber liessen sich nun zwei Fragen aufwerfen.

ad 1) Ob die erlaubte Polygamie vor unerlaubten Verbindungen schützen könne?

ad 2) Sind die natürlichen Kinder nicht der richtige Zuschuss von Individuen und darf man die Liebesfrüchte, welche die geächtete Venus über die Gesellschaft schüttet, nicht auch in dieser Richtung veranschlagen?

Diese Einwürfe entmuthigen unseren Autor aber nicht.

Verf. will gern zugeben, dass zur Zeit der Corruption, in der er gelebt, die Polygamie schwerlich ein Mittel gegen die Unenthaltsamkeit sei; er hält es sogar für wahrscheinlich, dass, wenn man zu seinen Zeiten die Polygamie eingeführt hätte, die Mädchenjäger und Wüstlinge Nichts davon profitirt hätten, da Jeder unter ihnen eine Maitresse lieber hatte als ein Dutzend Gattinnen; dies Alles stösst aber seine Thesen nicht um; er behauptet, dass die Polygamie, geschützt durch die Autorität des Gesetzes, den Lauf und die Herrschaft der Schamlosigkeit aufhalten könnte.

Was den Vortheil betrifft, den die Mehrzahl der Weiber dem Staate brächte, so hat die dagegen oben erwähnte Einsprache an seiner Ueberzeugung auch Nichts geändert. Denn abgesehen von allen indirecten Tödtungen, positiven und negativen Morden, die sich fast ebenso oft ereignen, als die Ehre über die Natur triumphirt, abgesehen davon, dass die natürlichen Kinder einen Makel auf ihrer Stirn tragen, der ihr Leben lang währt, und den selbst der hohe Rang des Vaters nicht verwischen kann, abgesehen davon, dass sie durch ihre Zurücksetzung vor den legitimen Kindern dem Staate gewissermaassen zur Verunstaltung gereichen: sind nach Verf. Meinung diese Früchte verbotener Liebe — wenn sie auch alle reif werden — doch nicht von so grosser Anzahl, als die eines Ehebaumes von mehreren Zweigen.

Verf. betrachtet in den Worten der Schrift „Wachset und vermehret Euch" keine Segnung, sondern ein Gebot und findet nicht genug Worte der Anerkennung für Lamech, der zuerst diesem Gebote praktisch nachgekommen.

Verf. ereifert sich bei Vertheidigung der Polygamie so sehr, dass er selbst folgende Batterie spielen lässt:

Er behauptet, dass die Monogamie die Bekehrung der Ungläubigen verhindert. Wenn die Missionäre mit der Vollmacht ausgerüstet worden wären, von der Monogamie zu dispensiren — wie man davon einmal in Rom und einmal in Deutschland Gebrauch gemacht hat in besonderen Fällen — so hält

Bei den Juden wurde das göttliche Element insofern hineingezogen, als das Fortpflanzen als gottgefälliges Werk und gewissermaassen als Vollstrecker göttlicher Verheissung betrachtet worden. Die Fortpflanzung wurde zwar mit von der Religion gesetzten Schranken umgeben, war aber durchaus nicht mit der Religion verknüpft und dadurch unterscheiden sich wesentlich die Juden von den diesbezüglichen Anschauungen anderer, namentlich orientalischer Völker.

Hier, bei Babyloniern, Assyrern u. s. f. wurde das Geschlechtsleben in Form der schon beschriebenen Opfer als wesentlicher Bestandtheil der Religion erklärt und musste, als in den Händen von betrügerischen Priestern gelegen, leicht zur Ausschweifung entarten und der Fortpflanzungsidee schaden.

---

er es für wahrscheinlich, dass die Türken und andere Mohammedaner für die Lehren des Christenthums viel empfänglicher gewesen wären. Von so viel Weibern, als man haben will, auf eine einzige reducirt werden, findet er als ein gewaltiges Hinderniss, selbst eine Wahrheit zu erkennen. Die Polygamie ist ein zu starkes Band, als dass es sich so leicht lösen liesse. Verf. citirt ein Beispiel aus dem 16. Jahrhundert.

Ein mohammedanischer Kaiser, vielleicht derjenige, der zu seinen Zeiten am ehesten dazu berufen sein konnte, über Menschen zu herrschen, hatte einige Lust Christ zu werden. Auf die Kunde dieser seiner Gesinnung waren die Diener des Propheten natürlich gleich bereit ihren Glauben zu vertheidigen. Sie bewaffneten sich mit ihrem theologischen Rappiere, kämpften und wandten schliesslich glücklich den drohenden Streich ab.

Zwei Vernunftsgründe waren es vorzüglich, die es verhinderten, dass die christliche Religion gesiegt, einer dieser Gründe sprach zum Geist, der andere zum Herzen. Sie sagten, dass ihm — dem Kaiser — die christliche Religion vorschreiben werde, Mysterien zu glauben, von denen er nie Etwas verstehen werde und dass sie ihn verpflichten werde nur eine einzige Frau zu heirathen.

Es hat stark den Anschein — fährt Verf. fort —, dass der letztere Grund mächtiger war als der erste; denn Diejenigen, die in der Lehre von der Polygamie erzogen sind und sie dann praktisch verfolgen, machen sich eine erschreckende Vorstellung von der christlichen Lehre über diesen Punkt, und wenn man diesem mohammedanischen Herrscher auch gesagt hätte, dass diese christliche Regel die Fürsten Europas eben nicht zu sehr incommodirt, weil sie sich fast alle davon dispensiren — wohl nicht in der Form, als ob sie mehrere Frauen heiratheten, sondern indem sie sich zahlreiche Maitressen halten — hätte er diese Bestimmung trotzdem hart gefunden, denn es ist schliesslich doch eine grosse Differenz zwischen dem, wenn man eine Sache conform mit seiner Religion betreiben kann oder wenn man sie nur mit Verletzung der Religionsgesetze begehen darf.

Bei den Griechen und Römern wurde in dieser Beziehung das non plus ultra des Hineinziehens des göttlichen Elements in's Geschlechtsleben erzielt. Man stellte sich die Gottheit als activ eingreifend vor, was in socialer Hinsicht bemerklich ist. Es wurden nämlich dadurch theilweise zweifelhafte Geburten mit dem Nimbus der Legitimität umgeben, andererseits konnte das Vorgeben göttlicher Abstammung für manche verdienstvolle Männer bahnbrechend gewesen sein.

4) Eine besondere Erscheinung von 3/4 Theilen des Alterthums ist die Verwandtschaftsehe, deren stärkster Ausdruck in der ausschliesslich dem Alterthume zukommenden Geschwisterehe zu suchen ist.

Sie wurde theilweise aus falschen religiösen Ansichten, theils aus Unkenntniss ihrer hygienischen Nachtheile, theils aus potenzirter Sinnenlust eingegangen und war der Fortpflanzungsidee äusserst ungünstig.

Die Geschwisterehe wird schon bei Kain angedeutet; Blutschande und Verwandtenehe kommt in vormosaischer Periode öfters vor, bis Moses all' dies streng verbietet. So wird Abraham als Gatte seiner Nichte oder Halbschwester genannt, sein Bruder Nachor ist Gatte einer Nichte, Amram, der Vater Mosis, ist Gatte seiner Vaterschwester u. s. w.

Montesquieu ist der Ansicht, dass die Ehen zwischen Blutsverwandten aus dem Grunde verboten wurden, um die natürliche Schamhaftigkeit im Hause zu erhalten, da bei dem ausgesprochen patriarchalischen Leben der Alten die Familien in engerem Connexe noch zusammengelebt, dass aber auch in dieser Beziehung manche Bestimmungen den jeweiligen Localverhältnissen angepasst wurden, wie die Ehe unter Geschwisterkindern, Halbgeschwistern u. s. f.

Heutzutage ist im Allgemeinen die Schädlichkeit der Ehen zwischen Blutsverwandten in Bezug auf den Gesundheitszustand der Nachkommenschaft ein thatsächlich constatirtes, obschon physiologisch nicht erklärtes Factum. Diese Ehen geben nach den Erfahrungen hervorragender Beobachter sehr ungünstige Verhältnisse des Gesundheitszustandes der Nachkommenschaft. Man führt als besonders häufig dies betreffend beobachtete Folgen an: Mangel an Vitalität oder das Absterben der Kinder vor oder bald nach der

Geburt bedingt, häufig Nervenkrankheiten, Epilepsie und Idiotismus, weniger häufig Scrophulose und deren Folgezustände, endlich will man bei solchen Ehen gänzliche Unfruchtbarkeit, verringerte Conceptionsfähigkeit, Frühgeburten und Monstrositäten bemerkt haben (Pichler).

Möglich, dass die so oft von den biblischen Frauen erwähnte Unfruchtbarkeit der Ehe mit verwandten Männern zuzuschreiben ist.

Da wir die ganze Gesetzgebung Mosis als Ausdruck ihrer Zeit annehmen müssen und die Bestimmungen derselben eben nur den damaligen Orts- und Zeitverhältnissen angepasst sind, so dürften die mosaischen Anordnungen gegen Blutschande und Verwandtenehe dem von Montesquieu ausgesprochenen Grunde ihre Entstehung verdankt haben, da vor der Consolidirung des staatlichen Lebens das familiäre Zusammensein in üppigster Blüthe stand.

Die Ehe zwischen Blutsverwandten wird von Moses nur den Geschwisterkindern gegenseitig gestattet, — und darf der Oheim seine Nichte, gleichviel ob Bruders- oder Schwestertochter, heirathen; hingegen darf der Neffe seine Tante nicht zur Frau nehmen.

Was die Geschwisterkinderehe betrifft, so ist ihr der Vorwurf der nahen Blutsabstammung weniger zu machen als der Ehe zwischen Oheim und Nichte. Der genealogisch-physisch nicht nachweisbare Grund, aus welchem merkwürdiger Weise die Ehe zwischen Neffe und Tante verboten ist, wird nach scharfsinnigen Deutlern darin gesucht, dass im ersten Falle der Gatte als gleichzeitiger Oheim der Frau, als um eine Generation höher stehend, die Herrschaft über die Gattin mit doppeltem Rechte führen darf und selbst bei handgreiflicher Auseinandersetzung dieser Oberherrlichkeit keinen Verstoss gegen die dem Alter oder dem Verwandtschaftsverhältnisse schuldige Ehrfurcht begeht, während der Neffe, als um eine Generation jünger, bei thätlicher Beleidigung der Gattin sich gegen die Tante auflehnt. Die Sache ist nicht ohne, mir imponirt aber das Missverhältniss, das zwischen Mann und Weib in diesem Falle in puncto Zeugungskraft besteht und welches wahrscheinlich den Grund zu diesem Verbote gelegt.

Die Leviratsehe ist nicht als Verwandtenehe zu betrachten, wohl aber als starker Ausdruck der altjüdischen Fortpflanzungsidee.

Am üppigsten blüht die Geschwisterehe im Hause der persischen Achämeniden und der ägyptischen Ptolemäer. Mit einigen

Beschränkungen ist sie auch in Griechenland zu treffen, während sie sich in Rom nicht nachweisen lässt. Die Mehrzahl der in diesen Blättern namentlich angeführten Fälle von Geschwisterehen war kinderlos.

5. Ausserehelliche Verbindungen waren — bei den Juden ausgenommen — bei den Alten im Allgemeinen der Fortpflanzung günstig, da die Gesellschaft nicht zu streng darüber urtheilte.

6. Das Scheiden und die Auflösung der Ehe stiessen im Alterthume auf wenig oder keinerlei Schwierigkeiten, und da Scheiden oder Auflösen der Ehe meistens durch Unfruchtbarkeit der Frau bedingt war, so musste die Leichtigkeit des Ehewechsels der Fortpflanzung einen günstigen Factor bieten.

7. Bei den Juden finden wir die Rassenkreuzung am schwächsten vertreten, sie scheint aber im Allgemeinen nur sehr spärlich an der Fortpflanzung der Alten mitgewirkt zu haben

8. Bei den Juden finden wir den stärksten Ausdruck der Fortpflanzungsidee und die geringsten diesbezüglichen staatlichen Anordnungen. Bei den Römern ist dieses Verhältniss umgekehrt.

9. Wo die Nothwendigkeit staatlicher Anordnungen im Interesse der Fortpflanzung eingetreten, war Sittenverfall und übermässige Inanspruchnahme der Nationalkraft daran schuld.

Die Republik war der Fortpflanzung günstiger als die Monarchie und die zur Einzelherrschaft überhaupt führenden Zeiten. Dies zeigt sich am klarsten in Rom, wo die Gesetze zur Hebung der Fortpflanzung zur Zeit der Republik genügten, die durch Kriege entstandenen Lücken auszufüllen, während sie kurz vor und während der Kaiserzeit Lücken auszufüllen hatten, unter denen die durch Krieg gesetzten die kleinsten waren.

In der Republik war das Bestreben dahin gerichtet, sich durch Verdienste für die Gesammtheit bemerkbar zu machen; dazu war aber das Leuchtenlassen männlicher Tugenden nöthig. Sobald sich aber Tendenzen bemerkbar machten oder sich gar anfingen Bahn zu brechen, die die Macht in die Hände Einzelner oder eines Einzigen gebracht, namentlich aber in schon entwickelter Monarchie, concentrirte sich das Bestreben der Menschen darin, sich die Gunst des einzelnen Machthabers zu erringen. Hier war schon die Concurrenz grösser und es traten Laster, Verbrechen und alle Arten von Unsitte in den Kampf ein.

10. Der Fortpflanzung direct feindliche Schritte können wir den Alten nur in wenigen Fällen nachweisen.

Als glänzendstes Beispiel stossen wir hier auf das seitens der Aegypter den Juden gegenüber eingeschlagene Vorgehen.

Präventiver Geschlechtsverkehr wird von Jehuda's Söhnen und von Pisistratos erwähnt.

Kindesabtreibung kennt die jüdische Chronik nicht, hingegen war sie am meisten zu Rom zur Zeit des Sittenverderbnisses und unter den Kaisern auf der Tagesordnung.

Der Sittenverfall hatte nämlich in Rom nicht nur einen Abscheu gegen die Ehe, sondern auch eine seitens der Frauen bisher nicht bekannte Unsitte herbeigeführt: die Kindesabtreibung.

Dass bei diesem Verfahren nur solche Ursachen maassgebend waren, die aus zerrütteten sittlichen Verhältnissen resultiren, beweist schon der Umstand, dass die Schriftsteller, denen wir die diesbezüglichen Daten verdanken, gleichfalls nicht im Stande sind, andere Motive anzuführen.

Während die Kindesabtreibung im früheren Rom nur auf's Allergeheimste ausgeübt worden, breitete sie sich unter der Sittenverderbniss in so erschreckendem Maasse aus, dass man davon wie von einer selbstverständlichen Sache redete.

Manche Frauen wollten hierdurch die Spuren irgend eines ungesetzlichen Liebesverhältnisses vertilgen, andere wollten ihrer ausschweifenden Lebensweise durch langanhaltende Schwangerschaft keinen Einhalt gewähren und am häufigsten finden wir, dass sie durch die Abtreibung der Leibesfrucht jenen Veränderungen die Spitze brechen wollten, denen der Körper durch Schwangerschaft und Entbindung ausgesetzt wird. Da bei den Römern das Weib schon in seinem 25—30. Lebensjahre für alt gehalten wurde, müssen wir annehmen, dass das zuletzt angeführte Motiv am häufigsten den Anlass zu der der Fortpflanzungsidee feindlichen Kindesabtreibung gegeben. Ovid deutet mit aller Bestimmtheit auf dieses Motiv, indem er sagt, dass die Frauen deshalb ihre Leibesfrucht abtreiben, dass sie am Unterleib weder Runzeln noch die sogenannten Schwangerschaftsnarben erhielten (ut careat rugarum crimine venter). Aulus Gellius führt diesen durch Ovid nur angedeuteten Gedanken vollständiger vor (noct. attic. lib. 12, cap. 1): „glaubst Du denn, dass die Natur den Frauen die Brust bloss als Zier ver-

liehen und nicht deshalb, damit sie dem Kinde als erste Nahrungsquelle diene?! Es giebt wohl, leider! genug Weiber, die diese erste Nährquelle des Menschen versiegen lassen oder verstopfen und nicht auf jene Gefahr achten, die mit der Vertreibung der Milch einhergeht; denn viele meinen, dass ihre Schönheit sonst Abbruch erleiden würde. Dies ist eine ebenso unvernünftige That, als jene, wodurch viele Andere ihre Leibesfrucht abtreiben, damit ihr Körper durch das Tragen der Frucht und durch die darauf folgende Geburt seine Schönheit nicht einbüsse" u. s. f.

Martial betont ebenfalls die Scheu der Römerinnen vor den Schwangerschaftsnarben und erwähnt, dass sie zu deren künstlicher Verheimlichung Bohnenmehl gebrauchten.

Bei Ovid stossen wir auf sehr viele die Kinderabtreibung berührende Daten. Von ihm aus wissen wir, dass die Frauen unter sich den Eid abnahmen, dass keine Einzige unter ihnen mehr mit ihrem Gatten geschlechtlich verkehre und dass sie die schon concipirten Früchte durch Abtreibung vernichten sollen. Auch von seiner Geliebten Corinna klagt er, dass sie ihre Leibesfrucht leichtsinnig abgetrieben und dass sie in Folge dessen in Lebensgefahr geschwebt. Er erkennt im Allgemeinen die mit der Kinderabtreibung einhergehenden Gefahren folgendermaassen an:

> At tenerae faciunt, sed non impune, puellae
> Saepe, suos utero quae necat, ipsa perit
> Ipsa perit, ferturque toro resoluta capillos
> Et clamant: „Merito" qui modo cumque vident.

Mit dem Geschäfte des Kinderabtreibens waren die „Sagae" betraut, eine Gattung übelbeleumundeter Weiber, wie dies Plautus mit Daten belegt.

Nachdem nach den ältesten römischen Gesetzen es dem freien Willen des Vaters überlassen ward, mit seinen neugeborenen Kindern nach Gutdünken zu verfahren und nachdem selbst deren Tödtung eine Zeit hindurch wenigstens geduldet wurde, konnte man gegen die Tödtung der Kinder vor ihrer Geburt um so weniger Einwände erheben. Aber trotzdem die Kindesabtreibung unter solchen Umständen nicht bestraft worden, finden wir sie doch nur im Glanzpunkte des Sittenverfalls, zur beginnenden Kaiserzeit, in erschreckendem Maasse grassiren. Hier stossen wir schon auf gegen sie gerichtete Gesetze, z. B. „qui abortioni poculum dant, etsi dolo

non faciant, tamen quia mali exempli res est humiliores ad metallum, honestiores in insulam, amissa parte bonorum relegantur. Quod si eo (poculo) mulier aut homo perierit, summo supplicio afficiuntur.“

Dies Gesetz trat aber nicht in praktische Anwendung, weil seine Ausführung um so schwerer wurde, nachdem der kaiserliche Hof selbst mit bösem Beispiele voranging. Hierauf bezieht sich Juvenals folgender Vers:

Cum tot abortivis fecundam Iulia vulvam
Solveret, et patruo similes effunderet offas.

Diese Julia war nämlich Titus Tochter und ihres Oheims, Domitians, Geliebte, durch den sie öfter zur Kindesabtreibung genöthigt wurde.

Der Kindesmord ist bei den Juden unbekannt gewesen, bei den Römern war er eine Zeit lang gesetzlich erlaubt, später geduldet, bei anderen Völkern des Alterthums, namentlich bei den Griechen, nahm dessen Stelle die dem Alterthum ausschliesslich zukommende Eigenthümlichkeit: die Aussetzung der Kinder, ein.

Auf den ersten Anblick scheint die Aussetzung der Kinder der Fortpflanzung ungünstig gewesen zu sein; näher betrachtet erhält sie aber vom Standpunkte gedeihlicher Nationalentwickelung eine mildere Beurtheilung, wenn wir erwägen, dass sich die Aussetzung zumeist auf missgestaltete und schwache Kinder erstreckte.

XXI.

Johann Friedrich Dieffenbach.

Literatur.

Nonnulla de regeneratione et transplantatione; diss. inauguralis. Herbipoli, typis Richterianis. 1822. gr. 8. Rec.: Rust, *kritisches Repertorium für Heilkunde.* Bd. 7. 1825. H. S. 116. — *Die Transfusion des Blutes und die Infusion der Arzneien in die Blutgefässe;* historisch und in Rücksicht auf die praktische Heilkunde bearbeitet. Berlin, bei Th. Chr. Fr. Enslin. 1828. gr. 8. Rec.: Hecker, lit. Annalen der Heilkunde. Bd. 10. 1828. Febr. Art. 12. S. 237—44; Pierer, allg. med. Annalen, 1828. Juni S. 747—53; Hufeland, Bibliothek der Heilk. Bd. 61. 1829. März. S. 154—66: Mémorial des Hôpit. du Midi. T. 2. 1830. No. 1. Janv. p. 26—34, No. 2. (No. 14). Févr. p. 92—98, No. 4 (No. 16) Avril p. 229—44. Leipzig. Lit. Zeit. 1828. Th. 2. August 2. Nr. 198. S. 1578—79; *Summ. d. Med.* 1828. Bd. 1 Art. 210, S. 168, Bd. 3 Art. 805, S. 491 u. 1829, Bd. 3. Art. 1091, S. 684. — *Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden.* Berlin, bei Th. Chr. Fr. Enslin. 1829. 30. gr. 8. 2 Thle., nebst 21 Steindrucken. Rec.: Hecker, lit. Annalen der Heilk. Bd. 13. 1829. Jan. Art. 7. S. 56—61, Bd. 18. 1830. Bd. 4. Dec. Art. 8. S. 466—78; Rust, *Kritisches Repertor. f. Heilk.* Bd. 21. 1829. H. 2. S. 210—14; *Medic. chirur. Zeit.* 1829. Bd. 2. Nr. 27. S. 5—15; Pierer, allg. med. Annalen 1829. Febr. S. 196—204; *Journal gén. de Méd.* T. 20. 1839. Juill. p. 408—22; *La Clinique* T. 1. 1829. Sept. No. 11. p. 63; *Edinb. med. and. surgical Journal,* Vol. 32. 1829. No. 101. Oct. Art. 3. p. 390—403. — Summ. d. Med. 1828. Bd. 3. — Kritischer Anzeiger. Art. 9. S. 132, 33, 1829. Bd. 3. Art. 1187. S. 719 u. 1830. Bd. 3. Abth. 2. Art. 833. S. 758. 59; *Leip. Lit. Zeit.* 1829. Nr. 158. Juli; Med. chirurg. Zeit. 1831. Bd. No. 10. S. 161—76. — Chirurg. Kpft. H. 56. 1831. Taf. 51. — *Journal complém.* Tom. 38. Cah. 150. Décemb. 1830. p. 193—206, Cah. 151. Janv. 1831. p. 271—96; Pierer, med. Zeit. 1831, Nr. 42. S. 668, 69, S. 744—49 u. S. 757—60; *Gött. G. Anzeig.* 1832. Nr. 129. S. 1285—88; Casper, *Repert.* d. Heilk. Bd. 30. 1832. H. 2. Art. 6, S. 153—72; *Froriep,* Notiz. Bd. 41. 1834. Jul. Nr. 7. S. 111—12; Hecker, *Annalen* d. Heilk. Bd. 30. 1834. H. 2. Octb. Art. 6. S. 216—29; Casper, Wochenschrift f. Heilk. Bd. 3. 1834. Nr. 30. S. 488; *Berl. med. Centralzeit.* 1834, Nr. 51; Kleinert, Repert. d. Journ. 1837. Decbr. S. 174; Graefe u. Walther, Journal für Chir. Bd. 22. Hft. 2. 1835. Art. 5. S. 300—51; Linke, Sammlung für Ohrenheilkunde. Samml. 1. 1836. Art. 8. S. 182. 83; *Med.-chirurgische* Pfennigbibliothek. Bd. 6. 1836. Lief. 35. 36. Art. 1. S. 3—25; *Heidelberg. Jahrbücher* f. Literat. 1838. Bd. 2. Febr. Nr. 12. Englisch: Surgical observations on the restoration of the nose and on the removal of polypi and others tumours of the nostries, translated from the german by *John Stevenson Buschnan,* with the history and physiology of rhinoplastic operations, notes and additions. Lond. F. S. Highley; Dublin, Hodges and Smith; Edinb., Maclachlan and Stewart. 1833. 8. Mit Abbildungen. Rec.: London med. Gazette. Vol. 13, P. 3. Dec. 1833. No. 314. p. 370—73. Schmidt's Jahrbücher 1834. B. VII. S. 217. — *Ueber den organischen Ersatz.* Besonderer Abdruck aus

Rust's Handbuch der Chirurgie. Berlin, bei Th. Fr. Enslin. 1831. gr. 8; Rec.: Arch. gén. de Méd. T. 27, 1831. Décembr. p. 562; neue Auflage ebendaselbst 1838. gr. 8. Rec.: Heidelberg. Jahrb. f. Lit. 1838. H. 2. Febr. Nr. 12. — *Physiologisch-chirurgische Beobachtungen bei Cholera-Kranken. Eine vom Institut de France gekrönte Preisschrift* (vom Könige von Preussen mit der goldenen Medaille für Kunst u. Wissenschaft belohnt). Abgedr. aus Berl. Cholera-Archiv 1832. Rec.: Pierer, med. Zeit. 1832. Nr. 30, S. 469—74. Nr. 32, S. 511; Summ. d. Med. Bd. 1. 1832. S. 323—26; Bluff, Leistungen d. Medic. Bd. 1. 1832. S. 166—67; Froriep, Notizen. Bd. 32. 1831. Decbr. Nr. 10; Hecker, Annalen d. Heilk. Bd. 22. 1832. Hft. 2. Febr. Art. 1. S. 129—41; Kleinert, Extrab. Choler. oriental. Hft. 3. Nr. 50. 7832. S. 785—89. — *Zweite vermehrte* Aufl. *Güstrow* bei Fr. Opitz. 1834. gr. 8. Rec.: *Gött. Gel. Anz.* 1834. St. 56. S. 559—60; Jen. Lit. Zeit. 7835. Erzbl. Nr. 52. *Französisch:* Gérardin u. Paul Gaimard, Lettres du Choléra-morbus en Russie. Edition 2. Paris 1832. 8. — *Italienisch:* Osservazioni fisiologiche chirurgiche fatte sopra i cholerosi. Pavia, libreria della Minerva di Laudoni. 1835. 8. — *Anleitung zur Krankenwartung*, Berlin. Verl. von Aug. Hirschwald. 1832. gr. 12. Rec.: Hecker, Annalen d. Heilkunde. Bd. 21. 1831. Hft. 4. Dec. Art. 8. S. 487—90; Pierer, med. Zeit. 1832. Nr. 6 u. 21. Jan. S. 92. 93; Bluff, Leistungen d. Med. Bd. 1. 1832, S. 365; *Hall. Lit. Zeit.* 1833. Nr. 69; Hufeland, Biblioth. d. Heilk. Bd. 70. 1833. Nr. 2. Aug. S. 119 und 126; *Med. chirurg. Zeit.* Ergzbl. 37. 1834. Nr. 942. S. 160. — *Dänisch: Anvisning til Sygepleien. Oversat rf. L. E. Whitte. Med en Fortale of. O. Bang. Kjöbenh. den Gyldendalske Boghandlings Forlag.* 1833. — *Vorträge in der chirurgischen Klinik der königlichen Charité zu Berlin.* Gehalten und herausgegeben von C. Th. Meier. Rep. 4. Berlin. Alexander Duncker. 1840. Rec.: Schmidt's Jahrbücher. Bd. 31. S. 136.

La chirurgie von Dieffenbach — par Charles Philipps. 1. Partie. Avec IV. pl. gr. 8. 1840. — Rec.: Schmidt'sche Jahrbücher. Bd. 27. S. 372.

Ueber die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln. Mit 20 lithographirten Taf. Lex. 8. Berlin 1841. Förstner.

Die Heilung des Stotterns durch eine neue chirurgische Operation. Ein Sendschreiben an das Institut von Frankreich. Mit 4 lithographirten Tafeln. gr. 8. Ebend. 1841. Rec.: Schmidt'sche Jahrbücher Bd. 21. S. 136.

Ueber das Schielen und die Heilung derselben durch die Operation. Mit 3 Tafeln Abbildungen. gr. 8. Ebend. 1842. Rec.: Schmidt's Jahrbücher. Bd. 40. S. 239.

Die operative Chirurgie in 2 Bd. Leipzig 1844—47. Brockhaus.

Dieffenbach's *chirurgische Leistungen in Wien, dargestellt in ihren Erfolgen von* Gerhard von Breuning. Wien 1841. Bei Braumüller und Seidel.

Der Aether gegen den Schmerz. 1847.

Dieffenbach gab heraus: J. F. Henkel, Anleitung zum chirurgischen Verbande, umgearbeitet und mit vielen Zusätzen versehen von J. C. Stark. Von neuem bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt. Berlin bei Reimer; er schrieb Vorreden zu: 1) H. E. Fritze, Miniatur-Armamentarium. Berlin 1836. 2) H. E. Fritze, ebendas. 1838. 3) Ed. Zeis, Handbuch der plastischen Chirurgie, ebend. 1838. Er übersetzte: 1) Ph. Roux, über die Staphylorraphie; aus dem Französischen mit Anmerkungen. 1826. gr. 8. nebst 2 Steindrucken. 2) M. de Serres, über die Augen der Insecten; aus dem Französischen, ebend. 1826. gr. 8. mit 3 Steindrucken.

Abhandlungen und Aufsätze wurden von ihm veröffentlicht: im encyclopädischen Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften. Bd. XXXII. Strabismus. S. 376—471. — *Transplantationsversuche bei Thieren* in Graefe und Walther's Journal der Chirurgie. Bd. 6. 1824. H. 1. Art. 7. S. 122—35. — *Ueberpflanzungen völlig getrennter Hautstücke bei einer Frau und Wiederanheilung einer grösstentheils abgehauenen Wange.* H. 3. ebend.

S. 482—86. — *Fall einer merkwürdigen Verletzung des Mastdarms.* Ebd. Bd. 9. 1826. S. 142—46. — Ueber Ph. Roux's Schrift *sur la staphylorraphie* und *Schilderung eines Originalfalls* von Operation der Gaumennaht in Rust's u. Casper's kritischem Repertorium für Heilkunde. Bd. 14. 1826. S. 417—23. — *Fall einer völligen gelungenen Vereinigung einer angeborenen Spaltung des Gaumensegels durch die Gaumennaht* in Hecker's lit. Annalen d. Heilk. Bd. 6. 1826. Novbr. S. 305—14. — *Ueber die Verschliessung d. Afters*, ebend. 1826. Jan. S. 31—35. — *Beiträge zur Gaumennaht*, ebend. Febr. S. 145—65. Bd. 8. 1827. Juli. S. 343—46. Aug. S. 450—55. Bd. 10. 1828. März. S. 322—32. — *Ueber die Behandlung der Harnröhrenverengerung durch den Schnitt*, ebend. Bd. 4. 1826. Febr. S. 165—69. — *Ueber das Gaumensegel des Menschen und der Säugethiere*, ebend. März. S. 289—317. — *Einige Fälle von Kopfverletzungen*, ebend. Bd. 7. 1827. S. 359. 60. — *Die abgeänderte umschlungene Naht, als schnelles Heilmittel bei Gesichtswunden*, ebend. Bd. 8. 1827. Juni. S. 129—41. — *Ueber das Abschneiden der Unterbindungsfäden nahe am Knoten* in Rust's Magazin für Heilkunde, *Fall von Exstirpation eines Ovariums mit glücklichem Erfolg.* Rust's Magazin. Bd. XXV, *Fall von Exarticulation des Oberschenkels*, ebend. Bd. 24. 1827. S. 335—43; *über die Exstirpation krankhaft vergrösserter Ovarien*, ebend. Bd. 25. 1827. Hft. 2. S. 349—74. — *Neue Methode der Lippenbildung*, ebend. S. 383. 84. — *Ueber eine neue und leichte Methode* der Wiederherstellung der eingefallenen Nasen aus den Trümmern der alten, ebend. Bd. 28. 1828. H. 1. Art. 4. S. 105—10. — *Gelungene Heilung eines Wolfsrachens* durch die Hasenschartenoperation und die Gaumennaht, ebend. Bd. 29. 1829. H. 3. S. 491—517. — *Physiologische Untersuchungen über die Transfusion des Blutes*, ebend. Bd. 30. 1829. H. 1. S. 3—81. — *Beiträge zur Gaumennaht*, ebend. H. 2. Art. 10. S. 276—91. — *Neue Heilmethode des Ectropium*, ebend. H. 3. 1830. Art. 7. S. 438—41 u. S. 485—86. — Frühzeitige Entwickelung eines neunzehnmonatlichen menstruirten Mädchens in Meckels Archiv für Anatomie und Physiologie. 1827. H. 3. Art. 7. S. 367—68. — *Beobachtungen über die Infusion* verschiedener Substanzen (Narcotin, Salzsäure, Opium, Brom, Luft, selensaures Natrium) an Thieren, ebend. 1829. Nr. 12. Art. 2. S. 9—30. *Einige Bemerkungen aus und über Paris* in Casper's Wochenschrift. 1835. p. 7. — Ein Fall von Blepharoplastik in Ammon's Zeitschrift für Ophthal. 1835. Bd. 1. p. 468. — *In der medicinischen Vereinszeitung* erschienen folgende Abhandlungen: *Ueber die Heilung der Blasenscheidefisteln und Zerreissungen der Blase und Scheide* (1836), *über Mutterkränze und Radicalcur des Scheiden- und Gebärmuttervorfalls* (1836), *über die Zerreissung des Dammes bei Frauen* (1837), *über die Durchschneidung des musculus sternocleido mastoideus zur Heilung des schiefen Halses* (1838), *über die Heilung des angeborenen Schielens mittelst Durchschneidung des inneren geraden Augenmuskels* (1839), *Heilung einer veralteten Luxation des Oberarms mittelst der Durchschneidung der musculi: pectoralis major, latissimus dorsi, teres major und teres minor* (1839), *Heilung von Strabismus convergens mittelst Durchschneidung des musculus rectus internus des rechten Auges* (1840), *Notiz über die Operation des Stotterns* (1841), *Durchschneidung der Gesichtsmuskeln bei chronischem Gesichtskrampf* (1841), *über halbseitige Gesichtslähmung und Durchschneidung der Muskeln der gesunden Gesichtshautarterie* (1841), *über die Heilung der ptosis des oberen Augenlides, mittelst Durchschneidung des Musculus orbicularis palpebrarum* (1841). — Dieffenbach *schrieb folgende Recensionen:* in Hecker's *literarischen Annalen.* Bd. 4. 1826. S. 491—555, über Brechet. 2) In Rust's u. Casper's kritisch. Repertorium für Heilkunde. Bd. 17. 1827. H. 1. S. 32—52 über Schwerdt. Bd. 19. 1828. H. 3. Art. 5. S. 428—42 über Boer, Bd. 20. 1828. H. 2. S. 311—13 über Oettinger. S. 313—15 über Löper und Boey. H. 3. S. 399—404 über Eric Svitzer.

Ausserdem soll D. Biographien über Dupuytren und Larrey und in der Spener'schen und Voss'schen Zeitung einige Aufsätze über Pferde und Fahren veröffentlicht haben. Ob diese „on dit" aber wahr sind, haben wir nicht constatiren können, da es uns nicht gelang, uns in den Besitz dieser Abhandlungen zu versetzen. Mit Fricke und Oppenheim war er Herausgeber der ersten beiden Jahrgänge der *„Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Berücksichtigung der Hospitalpraxis und ausländischen Literatur"*. Bildniss: del. Krüger, litograph. Oldermann. Berlin bei den Geb. Gropius. 1829. gr. Fol.; del. Krüger, sculpsit Friedrich Bolt, 1831 vor Rust's Magazin der Heilk., auch einzeln, in Quartformat, Berlin bei G. Reimer.

Nomen, omen! Ein altes Sprichwort und zugleich ein Wahrwort! Denn der Mann, dessen Lebensbild wir hier jetzt vorführen wollen, stellte in der That einen tiefen Bach dar, dessen die deutsche Chirurgie bedurfte, um zu einem majestätischen Flusse sich zu entwickeln. Der Name Dieffenbach ist daher mit der classischen deutschen Chirurgie so innig verwachsen, dass man sich diese ohne ihn gar nicht denken kann.

Wir tragen daher kein Bedenken, Alles in Allem genommen, Dieffenbach für den ersten deutschen Chirurgen zu erklären.

Der grösste der Apostel des Evangeliums der conservativen und plastischen Chirurgie, welche man beinahe als ein Monopol der deutschen Chirurgie bezeichnen kann und der grösste deutsche Philosoph Kant, den man wohl mehrere Decennien todtschweigen konnte, auf den man aber jetzt allseitig zurückkommt, der Philosoph des kategorischen Imperativs der Pflicht und des Gewissens, sie beide, ewig herrschende, unsterbliche Fürsten und Könige ihrer Wissenschaft und Kunst, wurden beide in Königsberg geboren. War das ein Zufall? „Es giebt keinen Zufall!"

Johann Friedrich Dieffenbach erblickte daselbst, 1. Februar 1794, das Licht der Welt. Sein Vater, Magister der Philosophie der Universität Rostock und dort anfänglich als Lehrer wirkend, wurde später als solcher an die Stadtschule von Königsberg versetzt. Seine Gattin war die Tochter des bekannten Dichters Kosegarten, berühmt durch sein Epos Jukunde und Professor der Geschichte in Greifswald. Die Familie stammt ursprünglich aus Süddeutschland. Das Wort „Dieffenbach" ist ein vom Althochdeutschen tiuf und bach herstammendes und bezeichnet seiner Etymologie nach ursprünglich einen Ort, nicht eine Person. Es kommen in Deutschland sehr viele Dieffenbachs vor. Der Ahn

unseres Dieffenbach ist Nikolaus Dieffenbach. Er erscheint 1641 als Pfarrer zu Langen und Egelsbach und hatte einen Sohn Johann Georg Dieffenbach. Als die Franzosen die Pfalz verwüsteten, wurde er von seiner Pfarre verjagt und wieder angestellt in Korsbach, diesseits des Rheins, wo er 1719 starb. Er hatte 13 Kinder; der jüngere von ihm, Johann Friedrich, war der Stammhalter der jüngeren Linie. Er war Kaufmann in Darmstadt und starb 1744. Sein ältester Sohn Adam Gerhard Balthasar Dieffenbach starb als Pfarrer in Niedermoos 1779. Er hatte sechs Söhne. Von diesen war sein Sohn Konrad Philipp der Vater unseres Dieffenbach.

Die Dieffenbach's repräsentiren somit eine der zahlreichen deutschen Gelehrtenfamilien und schon mehrere hatten sich um die Wissenschaft und Kunst sehr verdient gemacht. Lorenz D., ein Sohn Johann Georg Dieffenbach's hatte sich nicht bloss als Dichter und Romanschriftsteller einen Namen erworben, sondern glänzte auch zugleich als anerkannte Autorität auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachkunde, so dass Prichard ihn für den ersten Kenner der Celtischen Sprachen hielt. Ernst Dieffenbach, von Haus aus Arzt, erwarb sich grossen Ruhm als Reisender und Ethnolog. Alle aber, und es war hier wieder als wenn sich alle die Talente der ganzen Familie bei ihm wie in einem Brennpunkte concentriren sollten, übertraf unser Johann Friedrich Dieffenbach.

Derselbe zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch eine lebhafte Phantasie und leichtes Auffassungsvermögen aus. An seiner Mutter hing er mit schwärmerischer Liebe, und hatte diese auf seine geistige Entwicklung den grössten Einfluss.

Auf dem Gymnasium zu Rostock, das er drei Jahre besuchte, erhielt er seine classische Bildung. Mit 14 Jahren war er schon Primaner. Nach absolvirten Gymnasialstudien bezog er im 16. Jahre die Universität Rostock, um Theologie zu studiren. Wie viele theologische Collegien er hörte, geht aus den Worten in der kleinen, seiner Inauguraldissertation angehängten, Selbstbiographie hervor, dass es zu weitläufig sein würde, wenn er alle theologischen Collegien aufzählen wollte. Doch beschränkte er sich nicht auf sie, sondern trieb umfassende humanistische Studien. So hörte er Logik bei Beck, Geschichte bei Pries, Naturgeschichte, Physik und Anthropologie bei Link. Von Rostock wandte er sich nach

Greifswald. Hier hörte er Kosegarten über die Rede des Demosthenes „de corona“ und über die Geschichte der Griechen.

Der Befreiungskrieg, welcher zündend auf die ganze damalige Jugend der Universitäten einwirkte, veranlasste ihn, seine theologischen Studien aufzugeben und als Mitkämpfer am grossen Werke sich zu betheiligen. Er trat unter die reitenden Jäger.

Die aus dem Felde an seinen Schwager Bühring, den Mann seiner einzigen Schwester Philippine und an seine Tante Friederike Dühr, Schwester seiner Mutter und Frau des Conrectors Dühr in Stargard gerichteten Briefe, geben uns ein so getreues Bild von Dieffenbach's Charakter und seinen Eigenthümlichkeiten, dass wir uns nicht enthalten können, hier einige abdrucken zu lassen.

In einem Briefe beschreibt er die Umzingelung Lübeck's durch die Mecklenburger, Schweden und Pommern:

„Kaum graute es, so erfuhren wir, dass heute gewiss angegriffen würde, worüber Alles erfreut war, doch wurde uns zugleich ein schrecklicher Befehl bekannt gemacht, wir sollten nämlich alle unsere Kleidung, Mäntel u. s. w. ablegen und unsere Staatsuniformen anlegen, weil der Kronprinz uns anführen und uns mustern würde. Das war ein Wirrwarr! Denkt Euch im Halbdunkel mitten auf freiem Felde, vom Wachen und Frieren ganz steif, sich allmählich anzuziehen, den Mantelsack auszupacken und das andere wieder hinein zu thun. Es geschah und binnen einer Stunde sass alles prächtig angekleidet auf dem Rosse und rückte vor. — Jetzt schickte der Kronprinz einen Parlamentär hinein mit der Botschaft, die Dänen sollten sogleich die Stadt räumen. Er brachte die Antwort: heute nicht, aber morgen früh. Da entbrannte sein Zorn, er liess jetzt befehlen, die Stadt unverzüglich zu räumen, sonst würde er noch heute Abend Alles über die Klinge springen lassen. Das fruchtete. Die Dänen verliessen sogleich die Stadt. Es war Nachmittags und wir glaubten in die Stadt, vor der wir so lange gewacht, hinein zu können, vor der wir so lange gefroren und so manches Ungemach ausgestanden, doch wir mussten uns das Maul davor wischen und links vor der Stadt vorbei marschiren, die Schweden gingen hinein und pflegten sich einen guten Tag. Dann Einrücken in Holstein, passirten Oldesloe, Segeberg, Neumünster und verfolgten die Dänen, die uns bei Sehstädt erwarteten und ein Treffen lieferten. Der Rittmeister hat mir einen kleinen Braunen, den ich erbeutet, geschenkt, ich will ihm meinem Schwager Bühring mitbringen. Mein guter Forstner ist stark blessirt; wie wir im Kartäschenfeuer still hielten, ritt ich hervor, um ihn zu verbinden, da ich immer Essig und Binden bei mir habe. Doch der Lieutenant Willich befahl mir, an meinen Platz zu reiten.“

Am 10. Jan. 1814 schreibt er an seine Tante vom Dorfe Muhr, eine halbe Meile von der Festung Rendsburg:

„Gleich nach dem ersten Waffenstillstand im Frühjahr gingen die Feindseligkeiten wieder an. Schreckliche Strapazen. Gott weiss es am besten, was wir, von Natur und Eltern Verzärtelten ausgestanden haben, im regnigten Herbst alle 4 Stunden 2 Stunden lang im freien Felde Posten zu halten, in stockfinstern, stürmischen regnigten Nächten auf einem spitzen Hügel den tückischen Franzosen gegenüber, wo man nichts sehen, nichts hören konnte,

sondern bloss aus der Bewegung der Ohren seines treuen Pferdes seine Annäherung warten. Fast täglich Gefechte. General Walmoden griff mit 3000 Engländern 16,000 Mann an. Von der Masse zurückgedrängt. Da griffen wir mit unsern 500 Jägern ein, die Feinde flohen und unser war das Schlachtfeld. Der vierte Theil getödtet. Wer für's Vaterland ficht, wen freie Wahl bewog, Alles, Alles, was ihm auf Erden theuer war, eine liebende Mutter, eine geliebte Schwester, theure Anverwandte u. s. w. zu verlassen, dem scheint das Leichenfeld kein Feld des Jammers, nein, ein reiches Saatfeld Gottes. — Zwar sterbe ich nicht gern; ich mag gern leben, doch der Wille des Höchsten geschehe. — Ich hasse den Feind, ich verfolge ihn mit blutiger Rache, doch sinkt er flehend in den Staub, dann kenne ich Erbarmen, fort ist die Rache, ich strecke das Schwert über ihn und schütze ihn mit Gefahr des Lebens vor der blutigen Wuth der Kameraden. Verdorben hat mich der Soldatenstand wahrhaftig nicht, das ist die Meinung des grossen Haufens, der in ihm Gelegenheit zu 1000 Schlechtigkeiten findet; wer gut ist, ist gerade da am besten, wo er am meisten Gelegenheit zum Sündigen hat."

Aus Blechen, 40 Meilen von Paris, 24. März 1814, klagt er über die grossen Entbehrungen und Strapazen.

„Doch seine Ehre würde zu sehr darunter leiden, ich würde daheim nicht geachtet werden, wenn ich Krankheitshalber nach den Weibern zum Spinnrocken zurückkehrte."

Doch am 7. Mai 1814 finden wir ihn wieder in Rostock und schreibt er:

„Das Werk ist ja vollendet, desshalb fühle ich nicht den Beruf in mir, noch ein halbes Jahr als Paradesoldat einherzuziehen, desshalb ging ich ehrenvoll nach Hause, d. h. nach der Heimath, nicht war es mir vergönnt, wieder einzugehen in den glücklichen Cirkel unserer kleinen glücklichen Familie. Ach, ich verlor am grossen feierlichen Tage unseres Uebergangs über den Rhein — meine Mutter! Die Nachricht erhielt ich erst einen Monat später, vor der Festung Jülich, welche wir belagerten. In Rostock kam mir keine Mutter entgegen, keine Mutter schloss den lang entbehrten, heiss Geliebten in ihre Arme. Am andern Morgen sah ich meine Schwester und grenzenlos war ihre Freude, wenn gleich herber Schmerz sich darin mischte. Doch ich kam ja an Geist und Körper unverdorben zurück, bereichert durch einen Schatz von Erfahrungen, ruhig und männlich in meinem Innern, bin an Alles gewöhnt, kann Tage und Nächte wachen, hungern und dursten, schwitzen und doch nicht heiss sein, in strenger Kälte nackend gehen und doch nicht frieren, mich mit Männern zu Fuss und zu Ross schlagen und dem Tod in's Angesicht schauen. Seht, das habe ich Alles gelernt und das ist wahrhaftig mehr werth, als alles menschliche Wissen, mehr werth, als alle Gelehrsamkeit eines grossen Professors, der schnackt von Dingen in der Welt und kam nie hinter den Büchern heraus. Was hätte Mutter das Leben geholfen, wenn ich verstümmelt, ohne Arm oder Bein nach Hause gekommen wäre? Ihr Tod ist beneidenswerth gegen das Leben mancher Mütter, die ihr einziges Kind als Krüppel wieder erblicken. Wäre das Leben ihr denn nicht ein tausendfacher Tod gewesen? Todt sein ist ja auch nicht aus der Welt sein, wir kommen ja alle dahin, es ist ja nur eine grosse Reise in ein anderes Land, ich kann ja zu ihr beten und wohl dem, der noch beten kann. Ich habe oft gefehlt, doch welcher Sohn thut das nicht, nie entsprang mein Unrecht aus bösem Herzen, nur unglückliche Hitze verleitete mich dazu; auf meinen Knien mit heissen Thränen bat ich ja immer wieder ab und darum kann ich mich auch beruhigen, ich hätte ja gern das Herz aus dem Leibe geschnitten und es ihr gegeben; doch dem sei nun genug. Meines Fortkommens wegen bin ich unbesorgt. Prediger zu werden dünkt mich eine Kleinigkeit. Morgen über acht Tage will ich hier predigen, das macht viel Auf-

sehen, vom grünen Rock in den schwarzen, vom Säbel zur Bibel und vom Ross auf die Kanzel, so muss es auch sein. Alles muss Einer können und Alle Eins."

Inzwischen mochte er eingesehen haben, dass die Theologie nicht der Beruf seines Herzens sei. Denn schon im Dec. schreibt er von Königsberg, wohin er sich gewendet:

„Ich studire schon seit meiner Ankunft Medicin. Ja, die Medicin ist auf Grund der Theologie gebaut und eine herrliche Wissenschaft. Schon auf meiner Reise war ich auf's Reine mit mir gekommen, hatte mich fest bestimmt, meine Studien zu ändern. So kam es denn, dass ich dem Onkel, als er mich zum Courmachen bei der hohen Geistlichkeit ermahnte, antwortete: Onkel, kann nicht Theologe bleiben, ich will Medicin studiren. Das thue, antwortete er,' und melde dich. Damit war die Sache abgemacht. Die Collegien fingen einige Tage darauf an und jetzt habe ich beinahe schon einen vierteljährigen Cursus mit Lust und Liebe durchgemacht, habe schon den Ekel überwunden, da ich einen buckligen Selbstmörder seciren sah."

Mit dem grössten Fleisse gab er sich nun in Königsberg den medicinischen Studien hin. Er sah bald zur grossen Befriedigung ein, dass er jetzt in's rechte Fahrwasser gekommen sei. Er hörte bei Schweizer Botanik, Kryptogamie und Zoologie, bei Hagen Experimentalchemie, bei Burdach Anatomie und Physiologie, bei Sachs Methodologie, Biologie, Nosologie und allgemeine Therapie, bei Baer[1]) Anatomie und vergleichende Anatomie, bei Elsner allgemeine Pathologie und Materia medica, bei Elsner jun. specielle Pathologie und Syphilis, bei Unger Veterinärkunde, allgemeine und specielle Chirurgie, Ophthalmologie, Psychiatrie und chirurgische Klinik.

Daneben versäumte er aber ebensowenig die Ausbildung seines Körpers; mit demselben Eifer gab er sich allen gymnastischen Uebungen hin.

Hören wir, wie er selbst sich hierüber auslässt.

„Nur ein grosser Staat wirkt kräftigend zurück auf seine Bürger, hegt und pflegt ein vaterländisches treues Gemüth. So ist es mir ergangen, wohl heisse ich noch Student, ich lebe hier in hundertfachen Verhältnissen und allem möglichen Zusammenhange, da ich das Vertrauen Vieler geniesse. So dirigire ich hier die grosse Schwimmschule. In der muss ein Deutscher Mann werden und dazu früh der Grund gelegt sein; die meisten Männer tragen nur diesen Namen als unverdienten Ehrentitel. Begierig fragt Ihr lieben Frauen: Fritzing, wie viel bringt das ein? Der Mann fragt nach etwas Höherem, ihm gilt nur der innere Werth, die Ehre, ihm ist's genug, wenn er etwas Vaterländisches errungen. So frag ich nicht: Was gebt Ihr mir, Ihr Herren des

1) „Es ist mir immer eine angenehme Erinnerung gewesen, dass der später als Operateur so berühmte Dieffenbach im ersten Jahre meines Docententhums mein Zuhörer war. Er war ein eifriger Anatom." Selbstbiographie von Dr. Karl Ernst von Baer. Petersburg 1866.

Magistrats, wenn ich eine öffentliche Schwimmschule errichte. — Mir ist die Liebe zu einem andern Wesen noch immer fern. Umhertummeln in der grossen Welt und mit Frauen des ersten Rangs hat mich keineswegs zum grossen Weltmann gemacht, der ich nicht werden will. Meine Einfachheit darf mich nicht verlassen, doch bin ich tiefer gedrungen als die meisten im Erkennen des Herzens. Wohl habe ich schon öfters im Leben nähere Bekanntschaften gehabt, auch hier, aber glücklich, dass ich des Herzens Tiefen so bald erspähte, dass ich durch ausgebreitete Bekanntschaften, durch leise Anklänge Manches entdeckte, was mir wichtig war. Ich muss gestehen, dass ich jetzt als junger Mann nur ängstlich an die Ehe denke, die mir einst so herrlich und heilig erschien, jetzt, da sie ein Phantom geworden. Nur eine reine Ehe kenne ich, die von meiner Schwester und Bühring. Sonst lügen hier die braunen Augen wie die blauen, in die man wie in einen glatten Wasserspiegel sieht. Wenn ich doch nur ein stilles Veilchen wüsste, sagt mir, wo blüht das? Ich glaubte mitunter solches gefunden zu haben. Aber dann irrte ich immer, denn die Mediciner sind klug."

Nach fast vierjährigem fleissigem Studium hatten seine Verhältnisse sich sehr glücklich dort gestaltet. Er ist mit 500 Thaler Gehalt, freier Wohnung und freier Feuerung Prosector an der Universität geworden.

„Der Prosector ist prakticirender Arzt", schreibt er, „als Anatom muss er jedes Stäubchen des Körpers kennen. Daher ist ihm auch die Chirurgie meistens eigen (wenigstens soll sie mir es werden), und daher geschehen die meisten grossen Operationen von ihm. Hier sind nur 18 promovirte Aerzte bei einer Bevölkerung von 70—80,000 Menschen. Ich kenne hier einen alten Doctor, dem seine Praxis ihm jährlich 8000 Thaler einbringt und ewig kann der nicht leben und mit dem Tode zerfällt sein Reich. Meine Lage ist in ökonomischer Hinsicht eine beschränkte, aber wer in dem Treiben und Wogen des Lebens gestählt ist, wer dem Tode zu Wasser und zu Lande oft in's Angesicht geblickt, dem sind Unannehmlichkeiten das, was Gebirge für die Rundung der Erde sind, nämlich Sandkörner."

Die Liebe aber, welche sein Herz beschlich und über die er im Anfang seines Aufenthalts noch gespottet hatte, gab plötzlich seinem Schicksale eine ganz andere Wendung. Gott Amor lässt sich eben nicht spotten, Seine Rache bleibt nie aus, und auch Dieffenbach sollte sie erfahren. Eine verheirathete Frau, Namens Motherby, war der Gegenstand seiner jugendlichen, leidenschaftlichen Liebe. Wie dieselbe ihn ergriffen und damit endigte, ihn von Königsberg fortzutreiben, zeigen die folgenden Briefe:

„Meine theure Friederike!"

„Seit vorgestern ist mir der härteste Schlag des Schicksals gegen mich bekannt. Ich bin ein armer, armer Mensch, ich habe mein letztes Blut, mein letztes Herzensblut vergossen. Hier war meine Krone, mein Scepter, mein Ehrenkleid. Ich liebte sie, wie ich nie wieder ein Weib lieben kann und und opferte für sie ein Weib und Kinder auf. Ich liesse mir die Glieder aus den Gelenken nach einander abnehmen und wollt' wahnsinnig betteln auf einem Karren durch die Strassen gezogen werden, wenn mir nur das Gefühl der Liebe geblieben und ich sie behalte. Zum Wahnsinn und zur Gotteslästerung,

zu schauderhaften Verwünschungen, zum Hass gegen Alles, zum Selbstmorde beinah riss es mich fort und doch lebe ich und will es und wenn es mir auch noch so schwer wird."

Seine Entfernung von Königsberg war allerdings das Einzige, was ihn retten konnte und so begab er sich denn nach Bonn, das durch Walther eine mächtige Anziehungskraft auf ihn ausübte. Am 5. Juni 1820 schreibt er von dort:

„Meine geliebte Schwester!"

„Staunet Ihr nicht, dass ich hier bin, von fernem Norden an das westliche Ende des Vaterlandes, um Ruhe zu finden, die ich nicht finde? Vierthalb Jahre habe ich in Königsberg Medicin studirt, in den ersten Jahren viel gelernt, doch in den letzten anderthalb wenig gethan, Ereignisse anderer deutschen Universitäten, zogen auch Königsberg, besonders auch mich mit in's Spiel. So gerieth ich in tausend Weitläufigkeiten und Untersuchungen. Welch unbedeutenden Ausgang das genommen wisst Ihr! Und endlich jenes Verhältniss, das früh ohne Noth und Qual so viele Sorge machte. Aber gerade das war es, was mich am Leben erhielt, meine Erhalterin, meine verehrte Freundin, die geistvollste, gebildetste, verehrteste Frau der ganzen Stadt, vor der alle knien, die wachte über mein Leben, tröstete und liebte mich, dass sie selbst in den Tod für mich gegangen wäre. Dass ein solches Verhältniss rein war, sein musste, ergiebt sich von selbst, da auch Niemand ein Eintrag geschah, aber Ihr habt ihr zu danken, denn ohne sie wäre ich nicht mehr. Sie war meine geistvolle Lehrerin und Bildnerin, und ich ging und liess sie im Todeskampf und brachte mich dem Verschmachtungstode nahe. So stark waren wir beide, aber wir wählten diesen entfernten Ort, damit mich nicht etwa die Lust übermannte und ich von einer minder entfernten Universität zu ihr zurückeilte. Ihre Briefe sind meine einzige Labsal auf dieser öden Welt für mich gewesen. Ich reiste also hierher, in Verzweiflung schied ich von ihr, in Thränen gebadet, um mich mit aller Wuth wieder auf die Wissenschaft zu werfen. Auch in Königsberg hatte ich das letzte halbe Jahr wieder tüchtig gearbeitet und mich besonders auf die höhere Chirurgie gelegt, denn zur Chirurgie bin ich geboren. Meine technische und mechanische Fertigkeit der Finger lässt mich mit der Tüchtigkeit eines alten Meisters jede Operation machen. Vierzehn Tage vor meinem Abgange machte ich noch ein tolles Wagestück auf eigene Hand. Die Stadt und die Freunde schrien Tags darauf, als es bekannt wurde: das sieht Dir ähnlich! Mein Vorturner, Vorschwimmer und Fechter war ein schöner, grosser, kräftiger junger Mann, der seit frühester Kindheit drei grosse Drüsen, wie Wallnüsse am Halse hatte, die ganz verhärtet waren. Aerzte hatten ihn oft gesehen und der Gefährlichkeit wegen standen sie von dem Unternehmen der Wegnahme ab. Da er mich sehr liebte und als seinen Meister hochachtete, sagte ich: Junge, ich werde Dich operiren. Zeit und Stunde ward bestimmt, 3 Chirurgen bestellte ich zu Gehülfen; er ward hingelegt, ich machte einen langen Schnitt vom Kinn bis zum Halse, fasste die Dinger warm heraus, bei der dritten, die von Pulsadern umschlungen war, wurde eine zerschnitten, das Blut spritzte in Strömen heraus, die andern bebten und unterstützten mich, ich fand das blutende Gefäss, fasste es mit der Zange, vereinigte die Wunde und die erste glückliche Operation gab mir Muth zur andern. Vorgestern habe ich in aller Stille zwei Stunden von hier einem alten Mann den Staar operirt und wahrscheinlich wird er ganz gut sehen. So etwas geschieht heimlich, wenn Andere dergleichen auch wagten, wie viel mehr Unglück würde noch geschehen. — Wo ich auch sein werde, Praxis werde ich gewiss überall bekommen; eine eigene Sympathie, die ihren Grund in der Wahrhaftigkeit meiner Theilnahme hat, zieht alle Leidenden zu mir hin. In Königsberg schluchzte das ganze Klinikum, als ich ging und auch hier lieben mich alle Kranken. Vergessen

habe ich eben zu erzählen, dass ich in namhaften Aufzuge das Geleit aus Königsberg bekam; alle Studenten, zu Pferde und zu Wagen, holten mich von meiner Wohnung ab und gaben mir eine Meile das Geleite. Solche Auszeichnung hatte in dem Grade Keiner erfahren; mehr todt als lebendig saß ich in einem mit Füchsen bespannten Wagen. Die treuesten Freunde in deutscher Tracht waren zur Seite und so war auch der ganze Zug gekleidet.'

In Bonn gab er sich alle mögliche Mühe seinen Schmerz zu vergessen.

Unter Walther widmete er sich jetzt mit voller Hingebung seiner Lieblingswissenschaft.

Ausserdem besuchte er die Vorlesungen von August Wilhelm von Schlegel, hörte Physiologie und Therapie bei Nasse, bei Harless Materia medica und allgemeine Pathologie, bei Stein Geburtshülfe, bei Bischoff Medicina forensis und bei Krimer Zoochemie.

Innige Freundschaft schloss er mit dem in vieler Hinsicht geistig ihm so nahe stehenden Heine.

Es war das keine blosse Studentenbekanntschaft, sondern eine Freundschaft für's ganze Leben.

Als im Jahre 1846 Heine bereits von den ersten Symptomen eines Rückenmarksleidens ergriffen wurde, fasste er den Entschluss, nach Hamburg zu reisen, und von dort seinen Jugendfreund Dieffenbach, welcher damals bereits die höchste Staffel seines Ruhmes erklommen hatte, zu consultiren.

Welch' ein grosses Vertrauen er zu diesem hatte, geht aus einem Briefe Heine's an Lassalle hervor.

Dort schreibt er: „Dieffenbach's Freundschaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit, nimm dich in Acht, mich gar zu sehr zu molestiren, denn der heilende Gott ist mein Freund."

Aber Heine war bekanntlich seiner scharfen Zunge wegen aus dem ganzen Königreich Preussen ausgewiesen. Der Kerker hätte ihm in Aussicht gestanden, würde er, ohne begnadigt zu sein, es gewagt haben, die preussische Grenze zu überschreiten.

Da Alexander von Humboldt damals allmächtig beim König Friedrich Wilhelm IV. war und Heine in Paris aufgesucht hatte, so glaubte Letzterer durch Ersteres Vermittelung freies Geleit erhalten zu können.

Aber die Bemühung Humboldt's, welcher Heine schrieb, er habe mit Wärme gehandelt und des Königs guter Wille, der

rotz der schändlichen Spottgedichte auf Preussen für die Heine'chen Gedichte eine unverwüstliche Vorliebe hegte, waren vergebich. Die Polizei war mächtiger als der König.

Heine musste darauf verzichten, den Rath seines alten Freunes einzuholen und noch fünf Jahre später, als Schreiber dieser eilen ein halbes Jahr in Paris lebte und viel mit Heine verehrte[1]), sprach er zu wiederholten Malen sein Bedauern darüber us, dass es ihm nicht vergönnt gewesen sei, Dieffenbach zu onsultiren.

Ob selbst dieser ihn hätte heilen können, ist freilich eine anere Frage.

Heine hatte überdies gar kein Vertrauen zu den damaligen anzösischen medicinischen Koryphäen.

Nachdem Dieffenbach ein und ein halbes Jahr in Bonn elebt, ohne seine Liebe verschmerzen zu können, glückte es ihm, uf Empfehlung von Walther, eine Stelle als ärztlicher Reiseegleiter bei einer reichen blinden Russin zu erhalten.

Es war dies die Gattin des berühmten Russen Rostoptschin, elcher Moskau in Brand steckte.

Wäre dieselbe eine liebenswürdige Frau gewesen, so hätte ieffenbach nichts Erwünschteres passiren können, da dies Verältniss ihm die schöne Gelegenheit gab, die französische Medicin ennen zu lernen.

So besuchte er denn in Paris auch die Vorlesungen von Duuytren, Boyer, Larrey und Magendie und in Montpellier ie von Delpech und Lallemand.

Aber bei aller Geduld, welche Dieffenbach in hohem Grade esass, gestaltete sein Verhältniss zu der Russin sich von Tage zu age unleidlicher.

Dieselbe litt an beständigen Wuthausbrüchen und in einem iner aus Paris datirten Briefe nennt er sie einen „blinden isbär".

„Gestern frug mich ihr Neffe, der Graf Rostoptschin: Comment se rte la tante, est-elle fachée? oui, monsieur le comte, ce matin elle y a eu e grande eruption. Mon Dieu, vous parlez d'elle comme du mont Vesuve; i, oui, vous avez raison, c'est un vulcan, mais son feu ne s'use jamais. ais, docteur, dites moi, ne veut elle pas bientôt mourir? Ou ne peut pas vre sans fin."

1) Erinnerungen an Heinrich Heine von Heinrich Rohlfs. Gartenube 1862.

Später schreibt er:

„Es lebt sich unter den Grossen, trotz alles Glanzes, nicht gemüthlich, und wiewohl der Arzt selbst bei diesen sehr hoch steht, Prinzen und Prinzessinnen ziemlich freundlich zu mir sind, so vermag mich dies doch nicht für die Entfernung von meinen Liebsten zu entschädigen.“

Was er selbst gewünscht, geschah endlich, die alte Russin kündigte ihm auf.

„Ich übergehe“, bemerkt er, „die Demüthigungen, die ich bei diesem Scheusal erfahren musste. Jetzt habe ich vor der Hand mit dem alten Teufel nichts zu thun und wenn sie mir nichts giebt, so bleibt mir nur übrig, sie zu verklagen.“

Dieffenbach war bei seinem lebhaften Temperamente und seiner jugendlichen Begeisterung für alles Schöne und Wahre von dem griechischen Freiheitskrieg auf's Mächtigste ergriffen worden. Gleich beim Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Türken und Griechen hat er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, seine Hülfe den Griechen anzubieten; er hatte zu diesem Zwecke das Neugriechische erlernt, ja, wie man aus folgendem Briefe sieht, hatte er seine Begeisterung auch seinen Freunden mitgetheilt.

So schrieb ihm der Hülfsprediger Krummacher:

„Ich gehe nach Griechenland. Hast Du wohl gelesen, wie die 600 dort sich einen ganzen Tag mit 9000 Türken geschlagen und sich erst zurückgezogen als die übrig gebliebenen 300 alle verwundet waren. Ach Gott, wer hat die verbunden? An Allem ist Ueberfluss, nur Aerzte fehlen. Die Freiheit muss siegen, mir gilt's gleichviel, ob's preussische oder deutsche, amerikanische oder griechische Freiheit ist, aber von den allen dünkt mich die letzte doch die beste. Ich bin gesund, habe Muth, weiss auch in der Gefahr zu denken und zu handeln und bin der Chirurgie so mächtig, dass ich Vielen dort heilbringend sein kann. Aber wie hinkommen ohne das Nöthige; acht Friedrichs'dor ist Alles, was ich jetzt zusammengebracht habe und von meinem Schwager bekomme ich erst Michaelis etwas wieder. Nun frage ich Dich, lieber Bruder, ob es in Frankfurt nicht Verbindungen mit Griechenland giebt, und ob nicht ein Haus für einen hohen und heiligen, rein menschenfreundlichen Zweck eine Summe Geldes vorstreckt. Höchst unglücklich wäre ich, scheiterte das Vornehmen an dieser Klippe.“

Die fortwährend an D. zehrende unglückliche Liebe mochte auch mit Schuld haben an seinem festen Entschlusse, sich Griechenland zu weihen.

Wenn es nicht dazu kam, so verdankt Deutschland und die ganze Welt es der edlen Frau Motherby, mit der er fortwährend in Correspondenz gestanden und der er auch seinen Entschluss mitgetheilt.

Sie scheute sich nicht, den weiten Weg von Königsberg nach Marseille im Fluge zu durcheilen und Dieffenbach zu überreden, seinen Entschluss aufzugeben und nach Deutschland zurückzukehren.

Und so finden wir ihn denn im Jahre 1822 in Würzburg. Fleissig mit physiologischen Experimenten sich beschäftigend, schrieb er dort seine vorzügliche, Philipp von Walther gewidmete Inauguraldissertation *„Nonnulla de regeneratione et transplantatione"*, die schon weissagte, was die Chirurgie von ihm zu erwarten habe, legte sein Facultätsexamen ab und promovirte zum Doctor.

Er wandte sich dann nach Berlin, um dort sein Staatsexamen zu machen und liess sich sofort, nach Absolvirung desselben, als praktischer Arzt daselbst nieder.

Seine damalige Lage ersehen wir am besten aus einem Briefe vom 13. Juli 1823 an seine Tante:

„Endlich das Staatsexamen als letztes überstanden! Für Geld ist hier Alles und auf's Beste zu haben, umsonst und aus Gefälligkeit nichts. Meine Praxis mehrt sich, doch geschieht die meiste Behandlung nur, um Ruf zu bekommen, denn bis jetzt habe ich noch keinen Heller eingenommen. Seid nur ruhig, meine Lieben, es wird mir schon glücken, nur Geduld, ich habe immer ganz unvernünftiges Glück in meiner Praxis und bin ein kühner Operateur."

Aus diesem Briefe erfährt man, dass er Mittelstrasse Nr. 54, also im Centrum der Stadt wohnte.

In demselben Jahre widerfuhr ihm das grosse Unglück, seine heissgeliebte Schwester Philippine zu verlieren.

Seiner Tante schliesst er sich nun um so enger an und sucht sie zu bewegen mit ihrer Familie nach Berlin zu ziehen.

„Da Gott mir die Schwester genommen hat, seid Ihr mir noch viel näher gerückt und wir müssen in der That bei einander leben; nur hier in dieser grossen Stadt können wir Alle zusammen bestehen."

Das folgende Jahr sollte verhängnissvoll und entscheidend für Dieffenbach werden. Er heirathete seine vielgeliebte Freundin.

„Zürnt mir nicht, Ihr Theuren, dass ich nicht schon zuvor um Euren Segen, um den ich jetzt bitte, flehte und ändert nichts in Eurer Liebe zu mir. Müsst Ihr Euch doch vielmehr freuen, dass mein umherschweifender Sinn durch ein geliebtes Weib mehr an Boden und Haus gefesselt ist und keine weit aussehende Pläne mich mehr in die Ferne locken werden. Mein Weib ist nicht jung, nicht schön, nicht reich; aber eben weil ihr dieses Alles abgeht, werdet Ihr um so gewisser überzeugt sein, dass ich sie liebe. Dagegen besitzt sie einen unendlichen Reichthum an Güte des Herzens, eine köstliche Bildung, also Güter, die nie zu verlieren sind. Mit Nahrungssorgen hoffe ich auch nicht kämpfen zu dürfen, da ich jetzt schon immer mehr erwerbe und meine Frau ein Einkommen von mehreren hundert Thalern bezieht. Dass es mir in meiner ärztlichen Praxis wohl geht, wirst Du schon daraus ersehen, dass ich noch hier bin. Würde ich denn so toll sein, in einem Orte zu bleiben, an dem ich nichts erwürbe? oder dies zu hoffen hätte. Eine Praxis, die den Mann überreichlich ernährt, bildet sich erst nach 3—6 Jahren; in der ersten Zeit geht es immer schwach mit der Einnahme, die mit der Arbeit in gar keinem Verhältnisse steht. Ich habe hier wirklich schon ziemlichen Ruf und bin mehrere Male zu benachbarten Städten zu chirurgischen Operationen gerufen, selbst von einigen hiesigen inneren Aerzten nach Köpenik zu

einer Bruchoperation in der Nacht citirt. Es war aber schon Brand in den Gedärmen, wie ich erkannte, und klüglich unterliess ich die Operation."

Dass in dem einen Jahre seine Praxis sich erheblich verbessert haben musste, beweist sein Umzug von der Mittelstrasse, dem Quartier latin, nach der Jägerstrasse Nr. 48, Bel Etage, dem Sitze der begüterten Bourgeoisie.

Andere Hoffnungen Dieffenbach's erfüllten sich nicht. Grosser Unterschied der Jahre wird in der Ehe nie durch die glänzendsten Eigenschaften des Herzens und Geistes von der einen oder der andern Seite aufgewogen. Trotzdem, dass Dieffenbach die Geliebte seiner Jugend geheirathet und am Ziele aller seiner Wünsche zu stehen glaubte, war die Ehe keine glückliche und wurde schon nach einigen Jahren durch die Gerichte getrennt.

Die Ideale der Jugend erleiden meistens Schiffbruch im von Felsen und Klippen durchsäeten Meere des prosaischen Lebens und an der Hydra des Neides und der Verleumdung. Denn selten nur sind die Hercules, denen es gelingt, der Hydra das letzte Haupt abzuschlagen und es tief in die Erde zu vergraben. Die Träume des Lenzes gehen bloss bei den Wenigsten in Erfüllung, nur eine verschwindend kleine Minorität erfährt an sich die Bestätigung des Dichterwortes: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle", und sicherlich sind diejenigen die glücklichsten und die Lieblinge der Götter, welche im Mai ihres Lebens dahingerafft werden!

Sollte Dieffenbach das so heiss erstrebte häusliche Glück nun auf den ersten Wurf nicht zu Theil werden, musste er ebenso darauf verzichten, anfänglich von der „Zunft" sich anerkannt zu sehen, so waren seine Erfolge in seiner Praxis und in der Wissenschaft desto grösser.

Obgleich er seine ärztliche Laufbahn insofern unter höchst ungünstigen Umständen begann, als Gräfe und Rust, beide hervorragende Koryphäen der Wundarzneikunst bereits im Zenithe des Ruhms standen, als allseitiges Vertrauen besitzende Aerzte und die letzte wundärztliche Instanz anerkannt waren und durch ihre Stellung als officiell angestellte Professoren der jungen, rasch zur Blüthe gelangten und die alten Akademien überstrahlenden, Universität einen Glorienschein um sich verbreiteten, welcher dem einfach praktischen Arzte Dieffenbach gänzlich abging, so gelang es diesem doch in

kurzer Zeit, neben diesen beiden nicht bloss genannt, sondern vom Volke, nicht von der armen und reichen plebs, sondern von dem Volke, von dem es mit Recht heisst: Volkesstimme, Gottesstimme! sogar bevorzugt zu werden.

In kurzer Zeit war er für Berlin und Umgegend der Operateur κατ' ἐξοχήν, aber nicht der zerstörende, verstümmelnde, sondern der wiederherstellende.

Was Heim für die innere Medicin, das war in jener Zeit Dieffenbach für die Chirurgie, mit einem Worte, der populärste Chirurg und dazu beliebt bei Reich und Arm. Während Gräfe und Rust durch ihre staatliche Stellung einen wesentlichen Vorschub ihrer wissenschaftlichen Carriere erhielten, erblicken wir bei Dieffenbach das Umgekehrte. Er war auf sich selbst angewiesen, ihm fehlten die Stelzen und Kothurne der Staatsdocentenstellung.

Dieffenbach bestätigt abermals das historische Gesetz der deutschen Medicin, dass die grössten Aerzte und Wundärzte nicht innerhalb, sondern ausserhalb der Zunft sich entwickelten, nicht aus den Kreisen der Universität, sondern aus dem Kreise der praktischen Aerzte hervorgingen. Wissenschaft und Kunst gedeihen nun einmal nicht im Schulstaube der Pedanterie und in der Pedanterie des Schulstaubes, sie bedürfen des, stets neues geistiges Blut erzeugenden, Sauerstoffs der Freiheit.

Dieffenbach, der bei aller seiner Bescheidenheit sehr gut seinen eigenen Werth erkannte, konnte sich daher nicht entschliessen, die abhängige Stellung eines Privatdocenten der Chirurgie anzutreten, dem, wie bekannt, es bis zu diesem Augenblick verboten ist, eine Klinik zu halten, um den officiellen Lehrern keine Concurrenz zu bereiten. Die auf dem Gebiete der Politik als die radicalsten Freiheitsstürmer bekannten Koryphäen traten bekanntlich noch vor einigen Jahren für diesen antiquirten Zopf als eine heilsame historische Institution in die Schranken.

Als die Regierung ihm 1830 eine Abtheilung auf der Charité übertrug, 1832 ihn zum ausserordentlichen Professor der Chirurgie ernannte, ohne dass er die übliche Carriere eingeschlagen hatte, erreicht er nur halb das Ziel, nach dem er so lange gerungen.

Seine Docentencarriere war aber, wie leicht zu erwarten — denn von jetzt an hatte er den Kampf mit der Hydra des Neides, des

Hasses und der Verleumdungen seiner Collegen zu bestehen —, eine sehr dornenreiche; denn was er selbst eben am Sehnlichsten wünschte und das Ziel aller seiner Wünsche war, hielt man ihm auf eine schnöde und unberechtigte Weise vor, die Klinik. Es wird stets ein dunkler Flecken der Handlungsweise der damaligen preussischen Regierung bleiben, ein chirurgisches Genie so lange haben betteln gehen zu lassen und ihm hartnäckig und mit einer einer besseren Sache würdigeren Widerstandsfähigkeit die Mittel versagt zu haben, welche allein fähig waren, D. in den Stand zu setzen, seine segensreiche Wirksamkeit in vollem Umfange entfalten zu können.

Aber von jeher war es Preussens Unglück, für Wissenschaft und Kunst nicht den empfänglichen Sinn zu haben, den es für Politik und Kriegswesen hatte. Niemals wurde Preussen das Glück zu Theil, einen Münchhausen, wie Hannover ihn hatte, der Göttingen zur ersten Universität der Welt erhob, zu besitzen, niemals hat es erkannt, dass ein Genie auch auf diesem Gebiete mehr leistet, als ein ganzes Colleg von Geheimräthen und Biedermännern. Vor wie nach beherrscht der Korporalstock in Preussen die Wissenschaft und Kunst. Daher die geringen Triumphe Preussens auf diesem Gebiete. Dem dominirenden Unterofficiersgeiste geht jedes wahre Verständniss hierfür ab, und die zur Consultation herbeigezogenen Experten leisten nicht das, was ein gottbegnadeter Mäcenas vermag.

So sehr Dieffenbach von dem Neide der Zunft- und Handwerksgelehrten seines engeren Vaterlandes zu leiden hatte, so wohl that es seinem Herzen, im Auslande die höchste Anerkennung zu finden. Sein Aufenthalt in Paris 1834 war für ihn in jeder Beziehung eine Ovation. In seinem Aufsatze „Einige Bemerkungen aus und über Paris“ (Casper's Wochenschrift 1835, S. 7) erzählt er, wie er in der Pitié seine Methode der Blepharoplastik ausgeführt und welchen Effect dieselbe auf die Franzosen ausgeübt habe: „Die lauten Aeusserungen der Billigung,“ bemerkt er, „so vieler anwesender Kenner, vor allem aber die des berühmten Meisters in der Kunst, Lisfranc's, über diese Operation, machten diesen Augenblick zu einem des bedeutendsten und schönsten meines Lebens.“

Man sollte es nicht für möglich halten, wie man neben Ehren-

Rust, der weiter nichts als ein recht guter Wundarzt der alten Schule, aber fast aller Initiative und alles Genies baar war, Dieffenbach, das grösste chirurgische Genie, das Deutschland hervorgebracht hat, schmachten lassen konnte. Wie sehr dies aber als ein Wurm an seinem Herzen nagte, beweist ein am 11. Sept. 1840 von Wien aus geschriebener Brief:

„Heute," schreibt er, „sind es drei Wochen eines wahrhaft glücklichen Aufenthalts in dieser einzigen Stadt. Es lebt sich hier doch dreimal leichter und lustiger als in Paris. Wir alle sind von einer ungeheuren Heiterkeit durchdrungen, Wanderungen durch die volkreichen, mit den schönsten Läden gezierten Strassen, Landpartien und Gesellschaften wechseln mit einander ab. Ja, die Wiener sind ein gutes, harmloses Völkchen, sie sind so gut zu uns und das erstreckt sich bis auf unsere Sprache, welche sie so schön wie vom Burgtheater nennen. Wir dagegen versichern, dass wir ihr Wienerisch gar lieblich finden. Sonntag früh machte ich die Operation des schiefen Halses an dem zwölfjährigen Mossig, wozu ich ein Dutzend Aerzte eingeladen hatte. Mein Assistent ist der Dr. Breuning, früher ein treuer Anhänger in Berlin und hier praktischer Arzt. Ich stiess das Messer in den Hals und Ruck in einer Secunde war der starre Muskel unter der Haut durchschnitten, die erste Operation dieser Art, welche in Wien geschehen. Niemand hat das hier je gemacht, ich habe die Operation in Berlin über hundert Mal ausgeführt. Sie sehen also, man ist hier nicht sehr weit. Die auffallendste Operation ist an einem vor wenigen Tagen hier angelangten Ingenieurofficier gemacht. Der junge Mann hatte die Nase verloren. Unter dem Erstaunen vieler Aerzte setzte ich ihm eine Nase an, und der Himmel ist dem Armen und mir so günstig gewesen, dass heute, am 4. Tage nach der Operation, schon alle Nadeln, Nähte und Pflaster entfernt und die Nase festsitzt. Diese Reise ist ein höchster Triumph, der um so grösser ist, als die Preussen hier die verhassteste Nation auf der Welt sind. Dies gestehen die guten Wiener ein, ja sie lieben die Franzosen im Vergleich zu uns. Ich bin jetzt das Gespräch des Tages. Was mich glücklich macht, ist nicht geschmeichelte Eitelkeit, nicht das Bewusstsein der herkulischen Ueberlegenheit über den ganzen hiesigen Stand, sondern das Bewusstsein, ein Plätzchen auf diesem Erdenrund zu wissen, in dem ich glücklich und zufrieden im Kreise meiner Theueren, Vormittags in einer glänzenden Kaiserstadt, Nachmittags in einer bezaubernden Natur, meine Tage hinbringen könnte, wenn das Vaterland fortfährt, mich auf eine so schnöde und undankbare Weise zu behandeln. Erhalte ich keine Klinik in Berlin, so gehe ich Ostern hierher als praktischer Arzt."

Der kurz darauf erfolgte Tod Gräfe's verschaffte Dieffenbach endlich die so sehnlichst gewünschte Klinik.

Ein Jahr darauf übernahm er auch dessen Stelle in der Redaction und Herausgabe des encyklopädischen Wörterbuchs. Er verfasste für dasselbe, das schon seiner Vollendung entgegenschritt, nur die eine Abhandlung über „das Schielen".

Wie ganz anders wäre das Schicksal der deutschen Chirurgie wohl geworden, wenn Gräfe nicht gestorben, Dieffenbach nach Wien ausgewandert und die Klinik nicht erhalten hätte!

Sicherlich wäre Wien dann statt Berlin die Metropole der deutschen Chirurgie geworden!

Von jetzt an floss das Leben Dieffenbach's in ruhigem Geleise dahin, doch in rastloser Thätigkeit, welche er nur durch verschiedene Berufs- wie Erholungsreisen unterbrach.

Die zweite Ehe, welche er mit der Tochter des Arztes Heidegger aus Freienwalde geschlossen hatte, brachte ihm denn auch das von ihm so heiss ersehnte Familienglück; die Ehe war nämlich eine äusserst glückliche, der auch der Kindersegen nicht fehlte, da seine Gattin ihn mit einem Sohne und einer Tochter beschenkte.

In den vierziger Jahren gehörte Dieffenbach in Berlin wohl zu den bekanntesten Persönlichkeiten.

Die wegen ihres Witzes und Humors berühmten Berliner Jungen, an ihrer Spitze natürlich die Schusterjungen, sangen auf der Strasse:

Wer kennt nicht Dr. Dieffenbach,
Den Doctor der Doctoren,
Er schneidet Arm und Beine ab,
Macht neue Nas' und Ohren.

Unter den damaligen Studenten circulirte folgendes Gedicht über die Examinationscommission:

Kömmst du glücklich um die Ecken,
Bleibst du doch im Kothe stecken,
Kommst du durch den Dieffenbach,
Frisst dich doch der Wolf hernach.

(Eck und Dieffenbach vertraten das humane, Koth und Wolf das rigorose Element derselben.)

D.'s Lebensweise war eine durchaus geregelte. Von 9 Uhr Morgens bis Mittags durcheilte er in einem Cabriolette die Strassen Berlins, mit unglaublicher Geschwindigkeit seine Besuche erledigend. Dann fuhr er nach der Klinik, wo er seine Vorlesungen den Studenten und jungen Aerzten hielt. Um 3 Uhr kam er nach Hause und konnte höchstens eine halbe Stunde für's Essen hergeben. Denn die Sprechstunde mit manchmal Hunderten von Patienten nahm ihn bis gegen Abend in Anspruch, hierauf wurden wieder Krankenbesuche gemacht. Darauf erst konnte er sich einige Erholung gönnen. Selbstredend kam es dann noch häufig vor, dass er in der Nacht zu Verunglückten oder schwer erkrankten Patienten geholt wurde.

Diese enormen Ansprüche, die an ihn gemacht wurden, ver-
hen seinem Wesen eine grosse Raschheit. Er war ein Feind
ler Umstände und Redensarten. Freundlich und liebevoll gegen
e ärmsten Leute, konnte er gegen prätentiöse vornehme Patienten
rade das Gegentheil sein. Mit den meisten berühmten Männern
nd er in freundschaftlichem Verkehr, so auch mit Alexander
n Humboldt, mit dem holländischen Naturforscher von Sie-
old und vorzüglich mit Schönlein, mit dem er bereits seit
n dreissiger Jahren in Correspondenz stand.

Culturhistorisch ist in dieser Beziehung ein Brief Schön-
in's an ihn, von Würzburg aus, im Jahre 1832 geschrieben.
an nimmt gewöhnlich an, politische Umtriebe, denen er sich hin-
geben, hätten Schönlein aus Würzburg fortgetrieben.

Diese Meinung wird durch jenen Brief widerlegt. Schönlein
hreibt dort, dass man ihn von Würzburg entfernen wolle, poli-
che Motive lägen nicht zu Grunde.

„Die wahren Gründe," schreibt Schönlein, „sind vielmehr der Neid
r Münchner Hochschule und Ringseis' religiöser Fanatismus. Die Regie-
ng hat mir die Stelle eines Regierungsrathes mit Gehaltserhöhung ange-
gen, einen Antrag, den ich mit der Erklärung abgewiesen habe, dass ich
i dem Lehrfache beharren wolle. Auf diese Erklärung sehe ich täglich
angsmaassregeln entgegen und dass man mich mit Gewalt von meinem
sten entfernen will."

Er bittet Dieffenbach nun, für ihn in Berlin das Terrain
sondiren, da Rust ihn vor einigen Jahren besucht und ihn
ch eingeladen habe. Er würde sich gern damit begnügen, eine
theilung auf der Charité zu erhalten, mit der Aussicht, eine
dicinische Klinik eröffnen zu dürfen. Auch wegen seiner spe-
llen Pathologie und Therapie wäre der Aufenthalt in Berlin für
n wünschenswerth, weil seine Collegienhefte ohne sein Wissen
d Willen von seinen Schülern herausgegeben sind.

Schönlein flüchtete bekanntlich bald von Würzburg und
rde nach Zürich berufen. Als Bartels 1839 in Berlin ge-
rben, wendet sich Schönlein abermals an Dieffenbach,
klärt sich bereit, Bartels' Stelle einzunehmen, weil die Epide-
en der religiösen Wirren ihm das Leben in Zürich verleideten.
hönlein wurde denn auch noch in demselben Jahre berufen,
d sicher ist anzunehmen, dass Dieffenbach viel dazu beige-
gen hat.

Lag es doch in seinem Charakter, wenn er für sich selbst

auch wenig ausrichten konnte, desto mehr für seine Freunde zu thun und zu wirken.

Die Berufung Schönlein's an die Berliner Facultät war für die dortige Universität aber von denselben heilsamen Folgen, als die in den nächsten Jahren stattfindende Ernennung Dieffenbach's zum ordentlichen Professor und Director der Universitätsklinik. Wenn in den vierziger Jahren die medicinische Facultät Berlins den Glanz aller übrigen überstrahlt, so kam dies hauptsächlich auf Rechnung des Dreigestirns Johannes Müller, Dieffenbach und Schönlein.

Es möchte wenige Gelehrte gegeben haben, bei denen die Gelehrsamkeit und alle die Eigenschaften, welche jedem Gelehrten, sei er nun ein Titan oder eine Pygmäe, einen bestimmten Typus in seinem ganzen Aeussern und Auftreten aufdrücken, so in den Hintergrund traten als bei Dieffenbach.

Bei keinem der chirurgischen Classiker macht sich ein solcher Abscheu gegen die blosse Schablone der Schule, gegen das mechanische Handwerk, gegen die sich überhebende, bloss ihrer selbst willen existirende, nichts Positives schaffende, Naturwissenschaft geltend als bei Dieffenbach.

Den dritten und vierten Theil seiner Untersuchungen schliesst er mit den Worten:

„Möge derselbe bei echten Kennern der Chirurgie eine wohlwollende Beurtheilung finden! Es ist keine Schrift für den Instrumentenmacher, Maschinenbauer oder Methodenformer. Für die Freunde der alten Manège schreibe ich überhaupt nicht. Wer aber in diesen Zeilen Nützlichkeit und Einfachheit bei einander findet, der hat mich verstanden."

An einer andern Stelle, welche nicht minder bezeichnend ist, sagt er:

„Wird auch hier wieder der schwer geharnischte Chirurg vergebens nach vielen Instrumenten, Maschinen, Bandagen, nach neuen Pflastern und Salben suchen und desshalb dies Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen, so wird vielleicht ein Anderer, mehr Freund der Einfachheit, meinen Versuchen einige beifällige Aufmerksamkeit schenken und Einiges der Nachahmung werth halten."

Wie er die Chirurgie aller früheren Grausamkeiten zu entkleiden und sie zur menschlichsten aller Wissenschaften zu machen sich bestrebte, so trat bei ihm auch der Mensch in des Wortes edelster Bedeutung in den Vordergrund, der Arzt, der Chirurg, der kühne, glückliche Operateur, der Gelehrte, der seine Schüler magisch fesselnde Professor, sie alle treten in den Hintergrund vor Dieffenbach, dem Menschen.

Unwillkürlich musste Jeder, der das Glück hatte, ihn kennen zu lernen, an das Wort des alten Römers denken: „homo sum, nihil humani abs me alienum puto".

Liebe und Humanität bildeten die Basis des Charakters von Dieffenbach.

Bezeichnend für ihn und ihn gänzlich von den jetzt modernen Zionswächtern absondernd, ist folgender Ausspruch:

„Der Unglückliche, welcher die Nase verloren hat, findet kein Mitleid, am wenigsten bei den Frömmlern, Homöopathen und Heuchlern; denn schnell fertig mit dem Worte heisst es: „ist des Mitleides unwerth, denn der Mensch hat sein Unglück selbst verschuldet," als wenn die Meisten mit Nasen unschuldiger wären. Es wird auch von der Welt nicht weiter untersucht, ob die Nase verloren ging, weil ein Balken darauf fiel, oder ob Skropheln oder ob Syphilis sie zerstörte."

Darf man sich wundern, dass das schöne Geschlecht einen so frühen und entscheidenden Einfluss auf sein Schicksal hatte? Darf man sich wundern, dass er auch in der Liebe von Verirrungen sich nicht frei hielt? War die Liebe nicht von jeher blind? Sollte ihr gegenüber Dieffenbach der einzig Sehende geblieben sein, war es nicht natürlich, dass er auch hier das *„homo sum"* erfahren musste?

Ja, Dieffenbach hat viel geliebt, und desshalb möge ihm viel verziehen sein.

Wie er rastlos an der Vervollkommnung seiner Wissenschaft und Kunst arbeitete, wie er täglich sich aufopferte, der leidenden Menschheit ein Segen- und Hülfespender zu sein, wie er nichts unterliess, seinen Geist täglich mit neuen Kenntnissen zu verbessern und zu schärfen und sein Gemüth weicher und milder zu stimmen, anstatt dass Andere in ihrem Glück abstumpfen und ihr Herz täglich kleiner werden und atrophisch dahin schwinden sehen, den Gebrechen und Drangsalen ihrer Mitmenschen gegenüber; ebenso unterliess er es nie, auch seinem Körper die, zur Gesundheit nothwendige, Diät und Gymnastik angedeihen zu lassen.

Von Jugend auf hatte Dieffenbach alle Leibesübungen mit einer wahren Leidenschaft cultivirt, und seine unübertroffene chirurgische Dexterität und Geschicklichkeit rührt sicher davon her, dass er es für seine Pflicht hielt, seinen Körper in's Einzelne hinab ebenso auszubilden als seine Seelenkräfte; ebenso hielt er es hernach mit seinen Patienten.

Ein Meister im Schlittschuhlaufen war er es hauptsächlich in

Berlin, der zur Weiterverbreitung dieser, so wenig cultivirten gesunden Bewegung beitrug. Dieselbe Liebhaberei hatte er für Reiten und Schwimmen. Sogar alte dicke Herren unter seinen Patienten mussten reiten und schwimmen lernen.

Charakteristisch für ihn war der Ausspruch, jeder Mensch müsste irgend eine gesunde Passion haben.

Die Harmonie aber, welche dem ganzen Menschen Dieffenbach aufgeprägt ist, bewirkt, dass dieselbe auf jeden, auch auf den, welcher nicht blind für seine Fehler ist, einen solchen sympathischen Eindruck hervorbringt.

Diese Harmonie äussert sich auch bei seinen Passionen. Dieselben erstrecken sich stets auf das Lebendige.

Obgleich der Kunstsinn Dieffenbach beherrscht, und er selbst ein geborenes Künstlergenie ist, so wäre es ein Widerspruch in seinem Charakter gewesen, wenn er für eine todte Kunst wie für Poesie, Malerei oder Skulptur sich hätte begeistern können.

Seine Liebhaberei waren daher schöne Pferde. Er pflegte zu sagen, ein schönes Pferd wäre das schönste Geschöpf auf Erden. So machte ihm denn das grösste Vergnügen das Operiren bei Pferden, welche den Schweif schief trugen oder klemmten, und wohl nie hat ein Thierarzt so rasch und sicher den subcutanen Schnitt der betreffenden Sehnen vollführt. Lächelnd wird gewiss mancher Patient, der nur leicht erkrankt war, daran gedacht haben, wie Dieffenbach als Antwort auf seine Klagen antwortete:

„Bitte, zeigen Sie mir erst Ihre schönen Pferde, nachher wollen wir von Krankheiten sprechen.“

Leider werden solche geflügelte Worte von Meistern besser dem Gedächtnisse der Schüler eingeprägt und später nachgeahmt, als ihre Tugenden.

Wir zeigten bei Heim, wie dessen letzter kostbarer Schreibtisch so oft die Veranlassung gewesen, Aerzte zum Luxus mit ihren Schreibtischen zu verleiten.

Auch obiges geflügelte Wort Dieffenbach's hat mehrere Aerzte, namentlich Landärzte, verführt, ihn in diesem Punkte zu copiren.

Wir haben manchmal Gelegenheit gehabt, uns davon zu überzeugen. Als ich mit einem Landarzte einmal eine Consultation hatte und mit ihm das Haus des Patienten betrat, erkundigte sich

ser zu meinem Erstaunen auch zuerst nach den Pferden und hen des Bauern und lud mich ein, dieselben einer Ocularin-ection zu unterwerfen.

Als ich ihm nachher freundschaftlich desshalb Vorstellungen chte, erhielt ich zur Antwort:

„Das habe ich von Dieffenbach angenommen, der pflegte es auch zu machen.“

Jener Arzt hatte im Uebrigen aber nicht das Atom einer effenbach'schen Ader.

Mit Lessing theilte Dieffenbach dessen Abneigung gegen sik. Auch Theater, Kartenspiel und lange Diners wie Salonge-lschaften waren ihm ein Greuel. Er lebte gut, aber äusserst mässig.

Wie sehr er sich freute, wenn competente Richter seine Ver-enste würdigten und anerkannten, so unangenehm waren ihm hmeicheleien und lange Reden bei Zweckessen. Als er einmal n einem, ihm zu Ehren veranstalteten, grossen Zweckessen er-hr, floh er mit seiner Familie nach Potsdam und freute sich den nzen Tag, den Reden und Schmeicheleien entgangen zu sein.

Seine Erholung und Ausspannung suchte er nur in seiner milie. An seinen beiden Kindern, der ältesten Tochter Sophie d dem ein Jahr jüngeren Knaben hatte er eine unendliche Freude d bewachte deren körperliches und geistiges Wohl auf eine so gstliche und sorgfältige Weise, wie man es bei einem so kühnen perateur nicht hätte erwarten sollen.

Um sie körperlich abzuhärten, mussten auch sie alle Leibes-ungen, Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten und chten erlernen.

Wenn seine Frau oder die Kinder erkrankten, so vermochte es nie, sie selbst zu behandeln und ihnen etwas zu verordnen; ts wurde ein befreundeter Arzt zu Rathe gezogen.

Wenn man bedenkt, welch' colossale Praxis er hatte, wie er iniken und Vorlesungen halten musste, dann wird man es be-ndern, dass er noch Zeit zur Schriftstellerei fand und in der rzen Spanne des Lebens literarisch noch so viel leistete. Auch Kritiker hat er sich in Recensionen versucht, doch bald mochte erkennen, dass es besser sei, anstatt literarisch für einzelne cher sein kritisches Talent zu verwerthen, Kritik im grossen l, d. h. praktisch zur Vervollkommnung der ganzen Chirurgie

zu treiben. Er stellte daher seine literarische Bücherkritik bald ein. Die von ihm hinterlassenen Proben legen Zeugniss von seiner hohen Befähigung ab.

Dass aber Dieffenbach die glänzenden Resultate seiner operativen Praxis ebenso sehr seinem edlen, guten, von Humanität überströmenden Herzen als seiner technischen Virtuosität verdankt, mögen einige Fälle aus seiner Praxis beweisen, welche er in seiner operativen Chirurgie Band II, Seite 489 erzählt und von denen er sagt, dass sie ihm in Bezug auf die Schwierigkeiten, unter denen sie verrichtet wurden, die liebsten sind, und er sich geradezu als Retter des Lebens dreier Menschen ansieht:

„Eine sechszigjährige redliche Bürgersfrau litt seit acht Tagen an einer Einklemmung eines linken Cruralbruches von der Grösse eines halben Hühnereies, welchen ein Arzt vergeblich hatte reponiren wollen. Am achten Tage wurde ich gerufen, als ich eben meine Krankenbesuche anfangen wollte. Ich eilte sogleich zu dieser Patientin. An der Thür des Hauses empfing mich die Tochter mit den Worten, die Mutter habe sich anders besonnen, wolle mich nicht sehen und sich nicht schneiden lassen. Da rückte ich näher; aber das unfreundliche Fräulein vertrat mir den Weg und sagte mit barschen Worten: ihre Mutter solle nicht geschnitten werden, sie habe gehört, ich schneide so gern. Ich kehrte mich nicht daran, sondern drang in's Zimmer. Da rief das Mädchen mit drohender Geberde, indem es sich beschirmend vor dem Bette der Mutter aufstellte, wenn der Bruder nur erst da wäre, der würde mir etwas Anderes zeigen, d. h. der sollte mich hinaus werfen. Ich behielt meine ganze Ruhe, und das alte Mütterchen erlaubte mir nun, den Bruch anzufassen, aber nicht mehr. Da trat der Grobian, der Bruder ein und schrie ein Mal über das andere, hier wird nicht geopferirt (Berlinisch); genug, ich musste abziehen, da alle Vorstellungen nichts halfen. Plötzlich fiel mir ein, zwei Frauen, welchen ich früher eingeklemmte Brüche operirt hatte, und welche nicht weit davon wohnten, zu meiner Unterstützung herbei zu holen. Darüber verstrich eine halbe Stunde. Von ihnen und einem Assistenten begleitet, betrat ich abermals das ärmliche Hofstübchen. Ein feierlicher Zug im Gesichte der Alten, eine grössere Ruhe in den Zügen der Kinder fiel mir sogleich auf. Ich will sterben, sagte das Mütterchen, ich habe so eben das heilige Abendmahl genossen. Jetzt traten die beiden bisher stummen Zeugen geretteten Lebens an das Krankenbett und hoben gleichzeitig die Röcke in die Höhe und sagten mit erhobener Stimme: „Da seht, er hat uns auch den Bruch curirt, es ist eine wahre Kleinigkeit, es thut nicht weh!“ Nun nickte die Alte mit dem Kopfe und sagte, „so soll man mit ihr machen, was man will“, und die Kinder: „Wenn Ihr wollt Mutter, dann thut es!“ Schnell war ein Operationstisch aufgebaut und die Kranke darauf gelegt, die Hände von den Frauen gehalten. Nachdem die Weichtheile durchschnitten waren, gelangte ich auf den Bruchsack, welcher stellenweise verdünnt war, so dass die darin enthaltene Flüssigkeit durchschimmerte. Beim Eröffnen flossen einige Drachmen eines gelben klaren Wassers aus, der Sack enthielt zuerst eine kleine, harte, zolllange Netzpartie, unter welcher eine kleine, rundliche, bläulich-braune Dünndarmschlinge hervorsah. Ich incidirte das Gimbernat'sche Band, brachte den Darm zurück und schnitt das Netzstück vor dem Schenkelringe ab. Die Wunde wurde mit Charpie ausgefüllt und darüber Heftpflasterstreifen gelegt. Augenblicklich fühlte sich die Kranke erleichtert und bei der gewöhnlichen Behandlung war dieselbe noch vor Ablauf der vierten Woche vollkommen hergestellt.

Der zweite Fall war durch Umstände anderer Art schwierig. An einem Feiertage, Abends nach 11 Uhr, wurde ich nach einem grossen Hause zu einem 25jährigen Dienstmädchen mit einem eingeklemmten, sehr kleinen, linken Schenkelbruch gerufen. Schon seit ein paar Tagen hatte das periodische Erbrechen gedauert und an diesem Tage waren die Schmerzen im Leibe unerträglich, die Kranke lag in einem Verschlage unter der Treppe, neben der Küche, und ein altes Weib, eine Lampe in der einen Hand, eine Tasse Chamillenthee in der andern, stand vor ihr. „Ach, helfen Sie mir," rief das arme Mädchen ein Mal über das andere. Ich fragte nach der Herrschaft, die war in Gesellschaft, nach irgend einer anderen Hülfe — Alles war aus. Ich suchte in der Nähe einen Chirurgen oder nur einen Barbier, Alles umsonst. Die Kranke in die Klinik zu bringen war nicht ausführbar. Die Operation bis zum andern Tag aufzuschieben, hielt ich bei der Kleinheit des Schenkelbruchs für gewissenlos, und ich beschloss, sie unter allen Umständen sogleich zu machen. Die Schwierigkeiten waren aber nicht geringe. Die Kranke lag so hoch im Verschlage, welcher nur einen Eingang von der Breite einer halben Thür hatte, dass ich erst einen Unterbau machen musste, um hoch genug zu stehen. Ich zog nun die Patientin gegen die Oeffnung in der Bretterwand und liess das alte Weib die Lampe hoch über den Kopf halten, denn nur so bekam ich ein wenig Licht. In dem Augenblick, wo ich den Schnitt über die haselnussgrosse Geschwulst machte und die Kranke durch Gestöhn ihren Schmerz ausdrückte, stürzte das alte Weib mit einem gellenden Schrei zu Boden. Finstere Nacht umgab mich, ich tappte nach einem Feuerzeuge umher und fand dies endlich nach Angabe des Mädchens. Die Lampe wurde wieder angezündet, zum Glück ein Endchen Licht aufgefunden und die Ohnmächtige mit Donnerworten und kaltem Wasser zum Leben zurückgerufen. Dann kletterte ich wieder auf meinen erhabenen Standpunkt zurück und setzte die Operation fort. Der Bruchsack enthielt weniger blutiges Wasser, die nussgrosse Darmfalte war mit Blutgerinsel bedeckt und von braunschwarzer Farbe, doch fest. Nach Incision des Gimbernal'schen Bandes gelang die Reposition, dann verband ich die Wunde mit Charpie und Pflaster. Am andern Tage wurde ein Aderlass gemacht, da die Schmerzen im Bauche fortdauerten. Ricinusöl war die angegebene Arznei. Das junge Mädchen war nach drei Wochen hergestellt.

Vor einer Reihe von Jahren, als sich an einem späten Winterabende der berühmte französische Arzt und Reisende Gaimard in traulicher Unterhaltung bei mir befand, führte mein Diener drei mit Schnee bedeckte Personen ein. Die Kranke, eine 28jährige Bauersfrau, stützte sich auf ihre Begleiter, einen Bauernknecht und eine alte Frau und stöhnte dabei auf die jämmerlichste Weise. Jene Alte, eine Hebamme, erzählte nun, dass die junge Frau seit drei Tagen an einem eingeklemmten Bruche leide und unaufhörlich gebrochen hat. „Ich weiss, was dies zu bedeuten hat," fuhr sie fort, „und da unser Doctor auch keine Hülfe wusste, legte ich die Frau in einen Schlitten und fuhr von unserm eine Meile entfernten Dorfe noch diese Nacht zu Ihnen." Ich befand mich wirklich zwischen zwei sehr ungleichen Personen, einer verständigen Hebamme und einer sehr unvernünftigen Patientin. Letztere erklärte unter lautem Geheul, sie wolle sich nicht anfassen lassen und ich solle ihr ein Recept verschreiben. Endlich verstand sie sich zu einer Untersuchung. Es war ein kleiner, harter, neuer Cruralbruch an der linken Seite von der Grösse einer grossen Haselnuss, bei der Berührung äusserst schmerzhaft und unmöglich zurückzubringen. Jetzt erst begriff Gaimard, was vorging und meinte, das wäre eine affaire bien drôle. Nachdem ich der auf dem Sopha liegenden Patientin ihren Zustand erläutert hatte, schrie sie, sie wolle wieder nach Hause und nicht das Geringste mit sich vornehmen lassen. Alle meine Vernunftgründe scheiterten an der Halsstarrigkeit der Person, welche mir mit Bestimmtheit erklärte, sie wolle lieber sterben, als sich in dem ihr angebotenen Zimmer oder in ihrem Wohnorte operiren lassen. Doch innigst

überzeugt, sie dem gewissen Tode Preis zu geben, wenn ich die Operation nicht machte, nahm ich meine Zuflucht zur List. „Fürchten Sie einen Aderlass?“ fragte ich. „Nein,“ antwortete sie, „obgleich ich noch nie zur Ader gelassen bin.“ „Desto besser,“ antwortete ich. Hierauf besah ich den Arm. Die Adern sind zu klein, da geht es nicht, meinte ich. Am Fuss, da war es ebenso; aber hier auf dem Bauch, da hülfe es am besten. Die Hebamme wurde mit einer Schaale, als wäre Blut aufzufangen, angestellt und schnell machte ich den Hautschnitt. Die Kranke war jetzt ruhig und wartete immer auf das kommende Blut. Ohne Schwierigkeit legte ich den Bruchsack bloss und eröffnete ihn. Der Sack enthielt etwas blutiges Wasser und eine kleine, nussgrosse, dunkelgefärbte Darmpartie, welche ich nach Erweiterung des Schenkelringes zurückbrachte. Dann wurde die Wunde verbunden, die Kranke nach ihrem Willen in den Schlitten gelegt und noch in Begleitung eines Wundarztes unmittelbar nach der Operation in ihr Dorf zurückgefahren. Beim Abschiede sagte sie: „Ich bin doch wohl operirt.“ So gelang mir also die Erhaltung einer jungen, gesunden Frau, der Mutter von fünf Kindern. Später dankte sie mir als ihrem Lebensretter.“

Diese Fälle beweisen am besten, dass Dieffenbach's operative Chirurgie identisch war mit praktischem Christenthume.

In den Sommerferien liebte er es, mit seiner ganzen Familie zu verreisen. Er konnte sich aber nicht zu der modernen Reisemanier mittelst der Post und Eisenbahn entschliessen. Es wurde nach guter alter Sitte, wie es jetzt seit einigen Jahren in England wieder zur feinsten „Fashion“ gehört, ein eigner Reisewagen gemiethet, und in demselben, hochbepackt, die Reise angetreten. So nur meinte er in aller Ruhe die Schönheiten der Natur geniessen zu können. In dieser Weise wurden Wien, München, Paris, Petersburg, Kopenhagen und Hamburg besucht. Neu erquickt an Körper und Geist kehrte er von jeder Reise zurück, und bildeten die Erinnerungen an sie das Gespräch des Winters in seiner Familie.

Nur die im Jahre 1843 nach Petersburg unternommene Reise sollte unangenehme Erinnerungen und Eindrücke bei Dieffenbach zurücklassen. Da die ihm dort widerfahrene Behandlung einen Schlagschatten auf Russlands Verhältnisse wirft, und zeigt, warum die jetzigen Zustände mit innerer Natur-Nothwendigkeit sich entwickeln mussten und uns ferner vorführt, wie die Corruption die höchsten Stände dort damals schon ergriffen hatte, können wir uns nicht enthalten, ausführlich über jene Reise zu berichten.

Gegen seine Absicht war er wegen einer Klumpfussoperation an dem jungen Herzog von Leuchtenberg über zwei Monate in Petersburg aufgehalten; als Dank für die gelungene Operation und als Entschädigung für seine verlorene Zeit erhielt er einen

Orden und eine Tabaksdose. Als er nach Berlin zurückkehrte, tröstete ihn sein Freund, der berühmte Maler K. mit der Bemerkung: „Lieber Dieffenbach, mir schenkte mal der Kaiser eine reich mit Diamanten besetzte Uhr und sollte dieselbe mir von Petersburg zugeschickt werden. Diese habe ich erhalten.“ Dabei zeigte er Dieffenbach eine einfache Uhr. So hatte sich diese Uhr durch das Weiterreisen bei Hofe verwandelt.

Dieffenbach, der, könnte man sagen, für Alles Sinn hatte, ging der Erwerbssinn vollständig ab. So lange Rust und Gräfe lebten, hatten diese schon ihrer staatlichen Stellung wegen, welche leider in Deutschland immmer entscheidend ist, fast stets den Ausschlag giebt, oft auch das leuchtendste Genie verdunkelt und in den Schatten drängt, die Crême und Elite der Gesellschaft zu ihren Patienten. Dieffenbach, der Arzt des Volks, hatte freilich eine weit bedeutendere chirurgische Praxis, lohnend war sie ebenso wenig, wie später die des ihm an Geist und Gemüth so ähnlichen Wilms. Dieffenbach kannte kein anderes Streben, als seiner Familie eine unabhängige Existenz zu begründen. Reichthümer zu erjagen, widerstand ihm. Umgekehrt aber musste sein für Wahrheit und Recht so empfindliches Gemüth durch die ihm in Petersburg widerfahrene Behandlung empört werden. Als er dem Arzte Dr. Claude, der ihm dort assistirte, die ihm widerfahrene Behandlung mitgetheilt, entschuldigte sich dieser in einem vom 27. Oct. 1843 datirten Briefe über das Dieffenbach angethanene Unrecht. Er hat bei dem Grafen Schuwalow das Gespräch auf Dieffenbach gebracht. Der Kaiser Nikolaus hat kein Honorar bezahlt, weil er geglaubt, der Herzog von Leuchtenberg werde zahlen und umgekehrt. Schuwalow hat ihm versichert, dass das Geld jetzt schon in Dieffenbach's Händen sein müsse und zwar 1000 Dukaten; ebenso spricht Dr. Claude sein Missfallen darüber aus, dass man Dieffenbach bloss den St. Annenorden gegeben, während man Horace Vernet für ein Bild, das Allen missfällt, den Annenorden mit Brillanten zuerkannt. Dagegen meldet er zugleich, dass Fürst Walkonsky aufgebracht darüber gewesen, dass Dieffenbach den Empfang des Ordens statt mit einem Dankschreiben zu beantworten, nur mit einem reçu bescheinigt habe.

Die 1000 Dukaten kamen selbstredend nicht in Dieffenbach's Hände.

Am 7. April 1844 ertheilt Dr. Claude an Dieffenbach brieflich den Rath, sich auf Custine's Wort berufend, „*on ne pense pas dans ce pays, parce qu'on n'ose rien dire*", dem Herzog von Leuchtenberg auf seiner Durchreise nach Berlin einen Brief zu schreiben.

Auch dieser hat keinen Erfolg.

Wie viel die Eifersucht der Petersburger Aerzte bei der Nichthonorirung im Spiele gewesen, lässt sich nicht entscheiden, dass sie mitgewirkt, geht aus einem Briefe A. von Gerstemeyer's aus Riga vom 1. April 1845 hervor.

Dort heisst es:

„Ich habe bei meiner vorjährigen Anwesenheit in Petersburg erfahren, dass Ihnen dort kein anderes Schicksal als allen ausgezeichneten Männern besonders Ihres Berufs zu Theil geworden, nämlich von den dortigen Herren Collegen herzlich beneidet und demnach gelegentlich verleumdet zu werden."

Kurz, als nach dem Tode Dieffenbach's dessen Wittwe wegen des rückständigen Honorars sich an den Minister des russischen Hauses Walkonsky wandte, den Kaiser zu veranlassen, dasselbe auszubezahlen, erhielt sie mit folgenden Worten eine abschlägige Antwort:

„Sa Majesté Imperiale n'a pas jugé convenable d'acceder à cette demande par la raison que Monsieur Dieffenbach a été suffisement recompensé de ses sorts."

In der That ein kaiserliches Honorar für die, an einem kaiserlichen Prinzen mit Glück vollzogene, Operation eines Klumpfusses — ein Orden und eine Schnupftabaksdose. Prosit!

Heutzutage, wo das deutsche Reich die Macht über Frieden oder Krieg in seinen Händen hält, würde dies wohl nicht möglich gewesen sein, und Dieffenbach hätte wohl keinen Anstand genommen, auf diplomatischem Wege sich sein Recht zu verschaffen.

Von sonstigen Ereignissen in Dieffenbach's Leben heben wir hervor, dass das Institut de France im Jahre 1842 ihm den Monthyon'schen Preis mit 3000 Francs übersandte, dafür, dass er zuerst mit Erfolg an einem lebenden Menschen die Schieloperation vollzogen.

Unter Assistenz von Dr. Stosch und Jüngken operirte er die Königin Elisabeth von Preussen mit Glück an einem eingeklemmten Cruralbruche.

Seine „*physiologisch-chirurgischen Beobachtungen*" bei Cholerakranken brachten ihm ebenfalls den Monthyon'schen Preis von

1000 Francs ein; vom König Friedrich Wilhelm III. erhielt er dafür die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst.

Unter seinen ärztlichen Freunden stand Stromeyer ihm an Gesinnung und Aehnlichkeit in den Bestrebungen am nächsten.

Stromeyer und Dieffenbach verhalten sich zu einander wie Gedanke und That. Es war kein Zufall, dass dies chirurgische Dioskurenpaar zu Coätanen machte und durch beider Bemühungen die deutsche Chirurgie zu ihrem höchsten Glanzpunkte emporgehoben wurde.

Dieffenbach verwandelte die Stromeyer'sche Idee in die That und förderte dadurch ebenso sehr seinen eigenen Ruhm als den seines Freundes.

Bis zu Dieffenbach's Tode trübte nichts die Freundschaft dieser beiden chirurgischen Heroen, und es ist rührend, wie kraftvoll Dieffenbach für Stromeyer in die Arena tritt.

In seinem berühmten Werke *„Ueber die Durchschneidung der Sehnen und Muskeln"* schreibt er in der Vorrede:

„Es hat sich leider auf dem Schlachtfelde der subcutanen Orthopädie eine voreilige, leichtfüssige Avantgarde gezeigt, welche die Ehre des vortheilhaften Augenblicks zu erfreibeutern sucht; bald greift sie Stromeyer und mich mit directen, auch indirecten Prioritäts- oder Verbesserungsschüssen an; dann vergisst sie uns wieder oder sucht uns aneinander zu hetzen; sie erscheint auf jedem Terrain und thut sich bald in medicinischen, bald in politischen Blättern auf. Wie wenig diese Kriegsleute sich um den Gründer der subcutanen Orthopädie gekümmert haben, beweist am besten, dass fast alle Strohmeyer schreiben; sie haben also nicht einmal den Titel seines schönen Buches angesehen, welches heisst: Louis Stromeyer's Beiträge zur operativen Orthopädie."

Unter Stromeyer werden wir Näheres über ihr gegenseitiges Verhältniss mittheilen. Dieffenbach müsste kein so eminentes Genie gewesen sein, wenn er nicht eine Menge von Feinden und Verleumdern besessen hätte.

Noch während seiner Lebenszeit circulirte in Berlin, selbst in Studentenkreisen, die Legende, als ob er schwach in der Anatomie sei. Und doch hätte Jeder, welcher nur ein paar Mal seine Klinik besucht hätte, sich davon überzeugen können, dass die genaue und exacte Kenntniss der Gewebe, welche sein heilendes Messer durchschnitt, seiner Kühnheit, Sicherheit und Geschicklichkeit, mit der er dasselbe führte, gleichkam.

Wie hätte es bei einem ehemaligen Prosector und bei einem Manne, dessen Wissenschaft und Kunst zugleich seine Religion war, anders sein können!

Wenn der Neid und die Verleumdung gewöhnlich sich darin gefallen, einem Menschen Fehler und Laster anzudichten, welche er gar nicht besitzt oder kleine Fehler zu grossen aufzubauschen, so hatte Dieffenbach das noch grössere Unglück, dass seine Feinde versuchten, gerade seine hervorragenden, ihm eigenen Vorzüge nicht bloss gänzlich ihm abzusprechen, sondern als gänzlich ihm mangelnd und fehlend zu imputiren.

Statt seine minutiösen anatomischen Kenntnisse, wie sie sich bei vielen Chirurgen sicherlich nicht finden, zu rühmen, gefiel man sich darin, ihm mangelnde anatomische Kenntnisse aufzumutzen.

Wie sehr man ihn beneidete, geht aus Zeis', 15 Jahre nach Dieffenbach's Tode geschriebenen Worten hervor (die Geschichte und Literatur der plastischen Chirurgie. Leipzig 1862, S. XIV):

„Es liegt in der Natur der Sache, dass ich in diesem Buche sehr häufig Dieffenbach's Namen nennen und seine Verdienste hervorheben muss. Auch schon in meinem Handbuche der plastischen Chirurgie habe *ich dies* gethan und bin desshalb von andern Seiten, besonders von Serre, sehr hart getadelt worden, als ob ich Dieffenbach zu viel Ehre erwiesen hätte. Serre schien zu glauben, ich sei ein Schüler Dieffenbach's gewesen und habe nur auf dessen Veranlassung eine Lobrede auf ihn geschrieben. Ich bemerke aber, dass ich niemals Dieffenbach's Schüler war, wohl aber viele Jahre hindurch bis zu seinem Tode in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden habe. Ich bin somit jederzeit gänzlich unabhängig von ihm gewesen und habe ihm damals eben nur so viel Ehre angedeihen lassen, als ihm meiner vollen Ueberzeugung nach gebührte. Das Gleiche thue ich auch jetzt. Vermag doch selbst das Ausland nicht zu leugnen, dass Dieffenbach's Verdienste um die plastische Chirurgie grösser sind als die irgend eines andern Chirurgen."

Man hat ihm sogar, was damals für einen Gelehrten noch für Schande galt, jetzt aber bekanntlich keiner Koryphäe übel genommen wird, eine mangelhafte historisch-medicinische Bildung vorgeworfen und, wie man sich euphemistisch ausdrückte, es ihm sehr verdacht, dass er so „Manchen seiner Vorgänger nicht kenne", und doch konnte Jeder, welcher nur einen oberflächlichen Blick in seine Schriften werfen wollte, sich davon überzeugen, wie Dieffenbach nicht bloss die Geschichte seiner Wissenschaft vollständig in succum et sanguinem vertirt, sondern sogar als chirurgischer Geschichtsforscher sich nicht unbedeutende Verdienste erworben hatte.

Obgleich er trotz seiner sparsam zugemessenen Zeit viele Jahre an seinem vorletzten Werke der *„operativen Chirurgie"* arbeitete, so hat man dies nie für möglich gehalten, sondern immer nur davon wie von einem „on dit" gesprochen.

Ja, als dann endlich das Werk das Tageslicht erblickte, gingen der Neid und die Verleumdung so weit, das Gerücht zu colportiren, Dieffenbach sei nicht der Verfasser desselben. Und doch zeigt jedes Wort dieses Buches in Form und Inhalt das Gepräge seines eigenthümlichen Geistes.

Als diese Verleumdung zu Ohren Dieffenbach's kam, machte er dem Geschwätze dadurch ein dauerndes Ende, dass er das noch vorhandene, von seiner eigenen Hand geschriebene, Manuscript der Hirschwald'schen Buchhandlung schenkte und es dort zu Jedermanns Einsicht niederlegte und das öffentlich bekannt machte.

Kurz, auf alle mögliche Weise suchten seine Feinde ihn zu verleumden. Da es ihnen nicht gelang, ihn wissenschaftlich verkleinern zu können, schämte man sich nicht, seinen Charakter anzugreifen und das Gerücht zu colportiren, als wenn bei Dieffenbach nur der Chirurg und die Virtuosität, der Mensch nichts gelte. Es war abermals das Gegentheil der wahren Sachlage. Aber bei den Neidhämmeln hatte sich auch diese Legende festgesetzt.

Hervorheben müssen wir, was bei Gelehrten ja bekanntlich eine Seltenheit, Dieffenbach's Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, die durch nichts mehr documentirt wird als durch sein Verhalten dem trefflichen Zeis gegenüber. Hören wir dessen eigne Stimme. (Die Literatur und Geschichte der plastischen Chirurgie. Leipzig 1862, S. 237):

„Zu wiederholten Malen hatte mich von Ammon dazu aufgefordert, und ermuntert, Alles das, was damals über plastische Chirurgie zerstreut vorhanden war, zu einem Ganzen zusammen zu arbeiten, somit ein Handbuch darüber zu schreiben. Lange hatte ich nicht den Muth dazu und meinte, dass diese Arbeit Dieffenbach zukäme, dem ich nicht vorgreifen wollte. Als dieser mir aber 1836 selbst dazu zuredete und mir seine thätige Mitwirkung versprach, ging ich frisch an's Werk, worauf mein Buch 1838 erschien. Dieffenbach hatte mir versprochen, mir seine neuesten Operationsverfahren mittheilen zu wollen, damit ich sie meinem Buche einverleiben könnte, aber immer kam es nicht dazu, selbst wenn ich zu diesem Zwecke nach Berlin reiste. Und doch hielt er Wort, denn als mein Buch in Berlin gedruckt wurde, schaltete er ganze Seiten ein, welche die Beschreibung seiner damals neuesten Verfahren enthielten, ohne dass sie mir vorher im Manuscript vorgelegen hatten. Dies konnte mir natürlich nur lieb sein. Dieffenbach spricht hier überall in der dritten Person, so dass man glauben müsste, ich hätte es geschrieben und bezog sich dabei an vielen Stellen (S. 314, 318, 321, 334, 338, 390) auf die fünfte Abtheilung seiner chirurgischen Erfahrungen, welche, wie er damals beabsichtigte, gleichzeitig mit meinem Handbuche erscheinen sollten. Daher sind auch alle Citate ohne Angabe der Seitenzahl. Aber diese fünfte Abtheilung ist nie herausgekommen, und es gehört daher zu den literarischen Curiositäten, dass ein Buch, welches niemals erschienen ist, so oft und mit solcher Bestimmtheit citirt worden ist."

Als ich vor 12 Jahren einen Aufruf an die Gelehrten Deutschlands erliess, mich bei Abfassung meiner *„Geschichte der deutschen Medicin"* gefälligst mit Schriftstücken, Briefen u. s. w. unterstützen zu wollen, erhielt ich von dem, nunmehr auch bereits verstorbenen, Geheimen Sanitätsrath Dr. Behrend folgenden Brief vom 10. April 1872, dem Eröffnungstage des deutschen Chirurgencongresses:

„Auf Ihren in den „Schmidt'schen Jahrbüchern" erlassenen Ruf sende ich Ihnen einliegend zwei eigenhändige, kostbare Schriftstücke meines verewigten, unsterblichen Lehrers und Meisters Dieffenbach, den vergessen zu machen sich mancher kleine Geist nur zu sehr hat angelegen sein lassen. Der eine Brief an mich bekundet die Bescheidenheit des grössten deutschen Chirurgen, selbst jüngeren Aerzten gegenüber, in schwer lösbaren Fragen, welche nicht ganz und gar, selbst von einem Dieffenbach'schen Grand, entschieden werden können. Das zweite, über meine Wenigkeit sprechende Document, das Niemand missdeuten oder etwa gar für eine Reclame ansehen wird, wie solche für mich nach 40jähriger Berufsarbeit als ein Unglück zu erachten wäre, bekundet unzweideutig den Werth, welchen mein unvergesslicher Chef auf den Mannescharakter des Arztes legte, gegenüber der landläufigen Meinung von seiner legereté in solchen Dingen. Dass wir augenblicklich keinen gleichen Mann in Deutschland besitzen, hat mir der Chirurgencongress recht deutlich abermals gezeigt."

Selbst der Wiener Lehrer Billroth nimmt keinem Anstand, in seinem Buche *„das Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften"* ihn bloss zu den „modernen deutschen Chirurgen mit gleich anfangs vorwiegend praktischer Richtung" zu rechnen.

Mit Genugthuung aber constatiren wir, dass die Zahl der Feinde und Neider Dieffenbach's nur verschwindend klein war gegen die seiner Freunde und Anhänger. Wie es immer der Fall, rekrutirte sich erstere nur aus den Reihen der engeren hochverehrten Collegen, der Handwerksgelehrten, der banausischen Jünger Aeskulap's und denjenigen bornirten journalistischen Elementen, bei denen der Wunsch nach Berühmtheit und Unsterblichkeit im umgekehrten Verhältnisse zu ihren Talenten steht. Die Mehrzahl der praktischen Aerzte, nicht bloss Berlins, sondern der ganzen Welt, die wahren medicinischen Gelehrten, die Elite der Aristokratie des Geistes und die Intelligenz des Volkes erkannten sein Genie, gleich gross im Gebiete der Wissenschaft wie des Menschlichen, beugten sich vor demselben und sahen zu ihm als einem gottbegnadeten Heros hinauf.

Konnte er selbstredend als Classiker keine Schule machen, so hat er doch vortreffliche Schüler erzogen und wird sie durch seine Schriften erziehen, so lange es eine deutsche Chirurgie giebt. Sein

Verhältniss zu seinen Assistenten war stets ein cordiales und freundschaftliches. Wir nennen unter diesen Behrend, Angelstein, Holthoff, Reiche, Völker, Ribbentrop, Jacobson, Fritze Böhm und Hildebrandt. Sie nicht bloss zu guten und tüchtigen, sondern auch zu humanen Aerzten zu erziehen, liess er sich stets angelegen sein. Er pflegte oft zu sagen: „erst kommt die Wissenschaft, dann das Geld von selbst.“ Behrend legte später sein bekanntes Institut an und schwang sich zu einer Koryphäe auf diesem Gebiete auf; Holthoff, welcher vor 11 Jahren starb, hatte Dieffenbach's älteste Tochter geheirathet; er war ein vortrefflicher Assistent und ein braver Mensch. Jakobson starb früh. Fritze machte sich bekannt durch seine Akiurgie. Böhm gelangte zu Ruf durch sein Werk über das Schielen und die blaue Brille. Alle diese verehrten Dieffenbach als ihren Vater.

Ich selbst betrachte es als ein grosses Glück, Dieffenbach persönlich gekannt und sein Schüler gewesen zu sein. Als ich im Jahre 1846, also vor 37 Jahren in Berlin studirte, hatte er ein Publikum angekündigt über Wunden. Als ich zu ihm ging, es zu belegen, empfing er mich mit ausgesuchter, aber durchaus nicht affectirter Höflichkeit. Ich musste neben ihm auf sein Sopha mich niederlassen. Als ich ihm mein Anliegen vortrug, erwiederte er mit der grössten Liebenswürdigkeit, dass er allerdings das Colleg angekündigt, weil er als ordentlicher Professor verpflichtet sei, jedes Semester ein Publikum anzukündigen, dass seine Zeit es ihm aber nicht erlaube, es auszuführen, wenn ich aber Vergnügen fände, seine Klinik zu besuchen, so möchte ich davon einen beliebigen Gebrauch machen. Er wie Schönlein gehörten damals zu den wenigen Professoren, welche keinen Cerberus, gewöhnlich Pylorus genannt, vor ihren Auditorien resp. Kliniken aufstellten. Wie contrastirte sein Benehmen gegen das seines Collegen Jüngken! Als ich zu diesem, welcher sehr elegant in der Bel-Etage unter den Linden wohnte, kam, seine Brüche und Verrenkungen zu belegen, glaubte ich einen Göttinger Professor vor mir zu sehen. Jüngken war wirklich der personificirte geheimräthliche Gott oder der gottähnliche Geheimrath. Mit pythischer Miene verkündete er mir, dass, wenn ich später ein Testat über das Publikum haben wollte, ich zugleich jetzt sein ganzes Colleg über specielle Chirurgie belegen müsste. Als ich ihm antwortete, ich verzichtete darauf,

verzog sich auf eine widrige Weise sein Gesicht und der nackte Adam kam zum Vorschein. Möglicher Weise haben in dem Augenblicke auch die vier Fontanellen, welche er, einem on dit gemäss, an der Wade und dem Arme trug, etwas stärker gezogen. Dort der Mensch im edelsten Typus, hier die Carricatur eines deutschen Professors!

Wenige Menschen haben von vornherein einen so sympathischen Eindruck auf mich gemacht als Dieffenbach. Noch jetzt schwebt sein Bild mir deutlich vor Augen. Er war von mittler Statur, stark und kräftig und doch zugleich grazil gebaut. Auf den ersten Blick frappirte sein schöner länglicher, etwas schmaler Kopf mit der hohen Stirn und die beinahe reckteckigen Stirnwinkel; dieselben sind von dünnen, flachliegenden, nicht in die Höhe stehenden Haaren bedeckt. Trotzdem wird der Eindruck der Stirn dadurch erhöht. Buschige, stark behaarte Augenbrauen trennen die Stirn von dem entschlossenen Augenpaar, aus denen Ruhe, Sicherheit und Energie, gepaart mit Milde und Sanftmuth Einem entgegenstrahlen. Denselben Eindruck macht die scharfgeschnittene, griechische Nase, sie erscheint beinahe wie ein scharfes Messer; auf den zarten, fest geschlossenen Lippen spiegelt sich die ideale Richtung und etwas Geheimnissvolles. Es ist, als wenn sie sagen wollten, ich habe bereits gesprochen, aber das Beste habe ich noch zu sagen. Das hübsch geformte, anmuthige Kinn, weder zu spitz noch zu rund, steht zum Ganzen in der schönsten Harmonie. Der etwas zurückgebogene Kopf zeugt von Selbstvertrauen und Entschlossenheit des Charakters. Männlichkeit, Muth, Genialität und ein warmes, liebevolles Herz, das sind die Eindrücke, welche Dieffenbach's Gesicht bei Jedem hervorbringen. Eine sanfte, man könnte sagen, versteckte, schwärmerische Melancholie liegt aber über seiner ganzen Erscheinung ausgegossen.

Hervorheben müssen wir noch den vorzüglichen Stil Dieffenbach's, der seinem ganzen Menschen entspricht.

Damals galt auch in voller Bedeutung das bekannte Wort Büffon's. Seitdem aber in der Aera der Fälschungen, wo es sogar nöthig war, eigene Gesetze gegen die Verfälschungen der nothwendigsten Lebensmittel zu erlassen, in allen grösseren Städten eigene Stilverbesserungsanstalten bestehen, in denen dem Manuscript des Schriftstellers ein einigermaassen orthographisch und stilistisch richtiges Kleid angezogen wird, hat man keine Garantie mehr, ob

ein gedrucktes Buch in jeder Beziehung das geistige Eigenthum des Verfassers ist. Denn die Form ist fast ebenso wichtig als der Inhalt. Dieffenbach's Wunsch, ein Buch in der Manier Richter's zu schreiben, ging in Erfüllung. Auch seine Schriften könnten als Stilmuster in den Schulen gelesen werden, obschon man zuweilen, aber selten etwas Feile und Glätte ungern vermisst.

Als nun am 11. November 1847 Dieffenbach plötzlich und unvermuthet hinweggerafft wurde, da trauerte nicht bloss Berlin, nein, Deutschland und ganz Europa.

Nun erst wurde es Jedem klar, was die Menschheit, was die Wissenschaft, was die Kunst an Dieffenbach verloren habe. Da war ebenso allgemein die Trauer, als allgemein die Anerkennung, und selbst der blasse Neid und die Verleumdung verstummten. Nur einige Stimmen der Presse werde ich hier anführen, bloss als Zeichen der wirklichen, unverfälschten, öffentlichen Meinung.

„Wenige wie er", heisst es in der gelesensten Berliner Zeitung, „haben den Glanz eines weltberühmten Namens mit der anziehenden Kraft persönlicher Liebenswürdigkeit, wenige wie er die Strenge eines blutigen Berufs mit der freundlichen Milde des geselligen Lebens zu vereinigen verstanden. In jedem Hause, vom Palast des Königs bis zur Hütte des Proletariers gekannt, sah Jeder in ihm einen zwar nicht erwünschten, aber im Fall des Unglücks zu Gebote stehenden Freund in der Noth. Wer seinem Wagen begegnete, dankte Gott, dass er ihn nicht brauchte und konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass eben ein leidender Mensch eine schwere Operation überstanden oder sie zu erwarten habe. Sein Antlitz war so fröhlich, als ob seine Hand Blumen streute, statt des schneidenden Messers eines Operateurs. Berlin liebte in ihm gleichsam eine städtische Eigenschaft. Der Geschichte der Menschheit angehören ist die Unsterblichkeit des Einzelnen, geistig nach dem Tode fortwirken ist die Auferstehung aus dem Grabe in ihrem wahren Verdienst, mit Gerechtigkeit von der Nachwelt gewürdigt werden, ist die Verklärung und Himmelfahrt des entrückten Genies. D. hat sich in diesem Sinne die Unsterblichkeit errungen, die Auferstehung gesichert und das Recht zur Verklärung erworben. Ewige Ruhe seinem Staube, ewiges Leben seinem Geiste."

Dr. Ascherson giebt seinem und Berlins Schmerz in folgenden Worten Ausdruck:

„Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten unserer Stadt ist wieder dahin geschwunden. Es lebt wohl Niemand in unseren Mauern, wie hoch oder tief er auf der Stufenleiter der bürgerlichen Gesellschaft stehen möge, der ihn nicht kannte, der ihm nicht die Heilung, die Rettung eines Verwandten oder lieben Bekannten verdankte. Es giebt aber auf dem ganzen Erdball, so weit die Sonne europäischer Cultur und Wissenschaft ihre Strahlen sendet, gewiss keinen Arzt, dem nicht Dieffenbach's Name als der eines der grössten Meister bekannt und verehrungswürdig wäre. Die Kürze des zugemessenen Raumes gestattet nicht, von seiner hinreissenden Liebenswürdigkeit, von dem Zauber seiner Rede in Wort und Schriften, seiner Herzensgüte, seiner Uneigennützigkeit, von der Gerechtigkeit, mit der er jedes fremde Verdienst aus dem Schatten hervorzog, von seinen Triumphzügen in fremde

Länder, von der Schaar ausländischer Aerzte, die, seinen Lehren horchend, zu den Füssen seines Lehrstuhls sassen, anders als in dieser Andeutung zu sprechen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, dass Handgeschicklichkeit, wie bei anderen Operateuren so auch bei Dieffenbach, das Hauptverdienst gewesen. Er besass sie allerdings und in hohem Grade, aber sie war die geringste von den Eigenschaften, mit denen ihn die Natur zum grossen Wundarzt ausrüstete. Wie Raphael der grösste Maler, so wäre D. einer der grössten Operateurs geworden, auch wenn er unglücklicher Weise ohne Hände geboren worden wäre. Er besass im höchsten Grade die seltene Eigenschaft des Muths, der Geistesgegenwart, der Consequenz, die vor dem unvermeidlichen Mittel nicht zurückbebt, wenn sie den Zweck erreichen will und jener Barmherzigen Härte, die, unbekümmert um Schmerz und Blutung, zur Lebensrettung führt. Was ihn aber vor allen, auch den grössten Wundärzten seiner Zeit, auszeichnete, war seine unerschöpfliche, dem Augenblick zu Gebote stehende, Erfindungsgabe. Was er leistete war originell und mit dem Stempel der Genialität bezeichnet. Er durfte Alles wagen, weil ihm in den reichen Hülfsquellen seines Geistes gegen jeden unvorhergesehenen Fall das Mittel im voraus verbürgt war. Oft erinnerte seine einfache Lösung von Schwierigkeiten, die den Vorgängern unübersteiglich gewesen, an das Ei des Columbus. Einfach waren seine Methoden, einfach seine Hülfsmittel. Mit einem Federmesser und einigen Stecknadeln hat er die staunenswerthen Meisterwerke seiner Kunst vollführt. Es ist bezeichnend für seinen Charakter, dass seine Vorliebe und seine Erfindungsgabe sich nie den verstümmelnden Operationen, sondern nur den lebensrettenden und nur denen zugewandt hat, die durch Hebung einer Entstellung oder eines Gebrechens wohlthun, ohne Verlust. Wir können hier eine Operation nicht näher bezeichnen, eine der gefährlichsten und schwierigsten, durch welche er viele hundert Menschenleben gerettet und noch weniger angeben, aus wie vieler Herzen gerade für seine Leistungen auf diesem Gebiete der Dank für ihn zum Himmel emporsteigt. Aber offenkundig ist es, in welchem bis dahin unerhörten Grade er seine Thätigkeit den verschönernden Operationen zugewandt hat. Mochte er eine solche selbst erfunden haben oder eine von Anderen erfundene aufnehmen, in wenigen Wochen konnte man die von ihm Operirten nach Hunderten zählen. Die Operation des Schielens hat er seiner eigenen Angabe nach mehr als 3000 Mal gemacht. Das Feld, auf dem er sich mit der grössten Liebe und dem glänzendsten Erfolge bewegte, war die plastische Chirurgie oder die Wiederherstellung verlorener oder verstümmelter Theile des menschlichen Körpers, besonders des Angesichts. Hier, wo er die Theile des Gesichts, wie der Bildhauer den Ton behandelte und umformte, zeigte er sich in seiner ganzen Grösse, und indem die Leistungen seiner Vorgänger gegen die seinigen verschwinden, kann man ihn als den Schöpfer dieses so wohlthätigen Zweigs der Heilkunde bezeichnen. Anderer zahllosen Operationen nicht zu gedenken hat er fast 200 Unglückliche durch Bildung einer neuen Nase der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben, darunter jene zum Scheusal entstellte junge polnische Dame, bei der er das ganze Gesicht neubilden musste und die als das Mädchen mit dem Todtenkopfe eine Zeit lang die Aufmerksamkeit der Stadt, ja sogar öffentliche Aufläufe verursachte. Diese Operationen sind es vorzugsweise, die seinen Ruf über die Grenzen unseres Welttheils getragen haben. Seine Erfolge rührten hauptsächlich daher, dass er die Natur stets als Führerin annahm, dass seine Operationspläne immer auf eine genaue, durch Studien, Beobachtung, oft durch geniale Inspiration erlangte Kenntniss der Lebensgesetze gegründet waren: Niemand vor ihm hat den Grundsatz, die Chirurgie nur auf die Physiologie zu gründen, so beharrlich geübt. Ein echter Sohn der Zeit, hat er die Herrschaft des Geistes über die Materie in seiner Wissenschaft stets durch Beispiel und Wort vertheidigt und ihr dadurch für Jahrhunderte den Stempel des Genius aufgedrückt. Dies muss uns bei seinem frühzeitigen Hinscheiden einigen Trost geben; wie Unersetzliches auch mit

ihm in die Gruft gesenkt wird, Unschätzbares hat er uns hinterlassen in seinen Lehren, seinen Schriften, besonders in der zum Glück vollendeten operativen Chirurgie. Als Schöpfer einer neuen Aera in seiner Kunst dürfen wir ihn glücklicher preisen, als den grossen Todten, der ihm nur wenige Tage vorangegangen ist, die uns als letzten jener Meister erschien, die ihre Kunst dem Edlen und Heiligen gewidmet haben. Mendelssohn war die Abendröthe der ernsten Musik, Dieffenbach die Morgenröthe der operativen Chirurgie."

De la Pierre führt uns Dieffenbach's Tod in folgendem ergreifendem Bilde vor:

„Schöne und wahre Worte hat man wiederholt in allen Tagesblättern gelesen über Leben und Wirken des verklärten Meisters; doch sind wir es Allen, die um ihn trauern schuldig, auch über des Ausserordentlichen ausserordentliches Ende Wahres zu berichten. Schon den Dank von drei Operirten im Herzen trat D. am 11. Nov. Mittags 2 Uhr freundlich und froh wie er war, in die Säle seiner Klinik, um die Kranken zu begrüssen, die in banger Angst und fester Hoffnung seiner harrten. Unter diesen war auch ein greiser Prediger, der in Ehrfurcht sein Haupt beugte vor dem Manne, dessen glückliche Hand ihm durch Befreiung von einem bösartigen Uebel den Lebensabend zu einem glücklichen machen sollte. Dieffenbach sprach ihm Muth ein und der Greis wartete gestärkt auf den Augenblick, wo man ihn in den Operationssaal rufen würde. Die Vorlesung begann bei der gespanntesten Aufmerksamkeit zahlreicher Zuhörer mit dem Vorstellen eines zwei Tage zuvor operirten jungen Mannes, dessen Leben ernst bedroht durch eine Blutadergeschwulst D. mit glücklichem sicherm Griffe dem Tode entrissen hatte. In die Freude über den besten Erfolg der Operation stimmte das volle Auditorium ein und lauschte alsdann seinem Vortrage über Vorkommen und Gefährlichkeit des genannten Leidens. Das Wichtigste war erörtert, da tritt D. heran zum Kranken, nimmt beglückwünschend seine Hand und fordert die Aerzte der Anstalt auf, mit der Nachbehandlung wie bisher fortzufahren. Bei seinem letzten Worte: „wir machen die Umschläge weiter," setzte er sich und es wird ein Zeichen gegeben, das Bett hinaus zu tragen, damit der Prediger auf der Stelle operirt würde. Dieser tritt das Auge in Furcht und Vertrauen auf D. gerichtet, in den Saal, alle Zuhörer sind gespannt auf die Worte, mit denen Dieffenbach, wie er pflegte, die Operation einleiten würde. Doch die gespannteste Aufmerksamkeit verwandelte sich plötzlich in das furchtbarste Entsetzen. Dieffenbach ist todt. Ernst und kalt sind seine Züge, das edle Haupt liegt schwer auf den Schultern eines neben ihm sitzenden Arztes. Die Nächsten springen hinzu, um durch Lösung des Anzugs die vermeintliche Ohnmacht vorüber zu führen. In demselben Augenblicke sind die Kleider von seinen Armen gerissen, nein, es ist keine Ohnmacht, 2 Lanzetten dringen in seine Adern und es fliesst das Blut nicht mehr! Jetzt stürzt Alles von den Sitzen herbei mit dem Schmerzensruf, er ist todt. In einem Augenblick liegt er entblösst in den Armen seiner Schüler und Alles drängt sich um ihn. Glühender Siegellack wird auf seine Brust geträufelt, sie reiben, sie bürsten in krampfhafter Verzweiflung den geliebten Lehrer. Blutig werden seine Glieder. Kaltes Wasser wird auf die Herzgrube gespritzt, mit einer Feder der Kehlkopf gereizt. Aether wird vorgehalten, Aether auf die Brust gegossen. Alles, Alles ist vergebens. Jetzt klammert sich der letzte Gedanke der hinsterbenden Hoffnung an ein heisses Bad. Im Nu haben seine Schüler Wasser und eine Wanne herbeigetragen, der theure Leib wird schnell hineingesenkt, man bürstet, man reibt ihn auf's Neue; kein Lebenszeichen mehr, kein Athemzug, kein Zucken — er ist dahin. Vor 20 Minuten trat er mit freundlichem Gruss vor seine harrenden Schüler. In Entsetzen und hülflos hatte der greise Priester das Auditorium verlassen und wir trugen verwaist die Leiche des Geliebten aus dem Saal."

(Forts. Bd. VII, H. 1.)

XXII.
Kritiken.

Geschichte und Journalistik.

1. *Gerhard van Swieten.* Biographischer Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Oesterreich von Willibald Müller. Mit dem Bildnisse van Swietens. Wien 1883. Wilhelm Braumüller.

Unstreitig gab es im verflossenen Jahrhunderte in Oesterreich keinen Mann, der mächtiger in die wissenschaftliche Neubildung des Geistesleben eingriff, als van Swieten, der den so arg verblassten Ruhm der Wiener Universität wieder auffrischte und dadurch der eigentliche Begründer der Wiener medicinischen Schule wurde. Es war daher thatsächlich, wie dies Verfasser auch in der Vorrede hervorhebt, die Einlösung einer Ehrenschuld, die Verdienste, die sich van Swieten um die Wissenschaft und speciell um die Medicin in Oesterreich erwarb, der Nachwelt in die Erinnerung zurückzurufen und dem berühmten Manne ein literarisches Denkmal zu setzen. Verfasser liefert uns nicht eine trockene Biographie, sondern schildert uns in gründlicher und zugleich kritischer Weise die Wirksamkeit van Swietens als Reformator der Wiener Universität, als Präfect der Hofbibliothek sowie als Censor. Wir erhalten ein lebendiges Bild der Zeit, in der van Swieten eine nicht geringe Rolle spielte, die darin bestand, das medicinische Studium auf die Höhe seiner Zeit zu bringen und, als ihm dies gelang, trotz seinem lauteren katholischen Bewusstsein, den dominirenden Einfluss der Societas Jesu nicht nur zu brechen, sondern den Orden wo möglich zu zertreten. Leider erlebte der Mann dieses sein Ziel nicht mehr. Da Verfasser kein Arzt ist, so hält er sich bezüglich van Swieten als Arzt und medicinischer Schriftsteller an Hecker's Geschichte der neueren Heilkunde, trotzdem aber rechnen wir seine Arbeit zu den werthvollen Beiträgen der Geschichte der Medicin des XVIII. Jahrhunderts. Der Werth vorliegender Schrift wird namentlich durch die Unparteilichkeit derselben erhöht. Verfasser würdigt van Swieten's Vorzüge und dessen Bedeutung, scheut sich aber auch nicht, dessen

Schattenseiten zu erwähnen. Zu einer der letzteren möchten wir theilweise van Swieten's Wirksamkeit als Censor zählen, als welcher er sogar einige Werke Lessing's auf den Index setzte. Liebevoll behandelt Verfasser das wahrhaft freundschaftliche Verhältniss zwischen van Swieten und seiner Kaiserin, der grossen Maria Theresia, ein Verhältniss, wie es heute zwischen Regenten und Leibarzt kaum zu finden sein dürfte. Niemand, der die Schrift gelesen, wird sie unbefriedigt aus der Hand legen. Geziert ist dieselbe durch eine ausgezeichnete Radirung, van Swieten's Portrait. Kleinwächter.

2. *Geschichte der deutschen Medicin* von Heinrich Rohlfs in Wiesbaden. Dritte Abtheilung: die chirurgischen Classiker Deutschlands, erstes Hälfte. Leipzig. Verlag von C. L. Hirschfeld. 1883.

* Den Lesern des *„Archivs"* wird obiges Buch nichts Neues, allen Uebrigen aber sehr viel desselben bieten und hoffentlich dazu beitragen, viele Irrthümer und falsche Meinungen zu beseitigen. Wie die beiden ersten Bände des Werkes beruht es auf genauen und sorgfältigen Quellenstudien.

3. *Deutsche Medicinalzeitung.* Centralblatt für die Gesammtinteressen der medicinischen Praxis. Herausgegeben von Dr. Julius Grosser, prakt. Arzt in Prenzlau. IV. Jahrgang.

* Auch dieser Jahrgang schliesst sich, so weit er vorliegt, in würdigster Weise seinen Vorgängern an. In kurzer Zeit hat sich obige Zeitschrift zu den gelesensten medicinischen Blättern emporgeschwungen, trotz der Unzahl, an der die medicinische Literatur Deutschlands, sagen wir es offen, leidet. Denn eine Verminderung der periodischen Blätter würde offenbar die Qualität der übrig bleibenden heben. Bereits im Jahre 1867 besprachen wir in der *„Deutschen Klinik"* die Schäden der periodischen medicinischen Presse. Eine kleine Besserung ist seitdem eingetreten. Vor wie nach aber giebt die medicinische Revolverpresse, oft von sehr bornirten, in ihrer ärztlichen Carriere verunglückten, Redacteuren geleitet, den Ton an und bemüht sich, den sogenannten Koryphäen die Schleppe tragend und Schildknappendienste verrichtend, die Gunst der praktischen Aerzte zu erschleichen. Diesem Treiben gegenüber verdient es wirklich Anerkennung, dass der verdiente Herausgeber Dr. Grosser, selbst praktischer Arzt, ein Blatt gründete, das, von jeder Clique und Coterie unabhängig, lediglich die Interessen des praktischen Arztes, sowohl in wissenschaftlicher Beziehung als in Bezug auf Standesangelegenheiten wahren sollte. Diese Aufgabe hat er in durchaus anzuerkennender Weise gelöst. „Nur ein Bettler weiss wie einem Bettler zu Muthe ist", sagt Lessing. Ebenso gut könnte man sagen, nur ein praktischer Arzt

weiss, was einem praktischen Arzte frommt. Es war daher sehr natürlich, dass obiges Blatt sich in so kurzer Zeit die Gunst der praktischen Aerzte erwarb. Auch in diesem Jahrgang tritt der Herausgeber den Anmassungen der medicinischen Revolverpresse kühn entgegen und scheut sich nicht, diejenigen Koryphäen zu stigmatisiren, die sich nicht schämten, den Geheimmittelschwindel zu begünstigen. Den praktischen Aerzten, welche sich von dem Dogma der Schule emancipirten, öffnet es aber bereitwilligst seine Spalten. Die Abhandlung *„Wie sollen wir unsere Verwundeten behandeln?“* von Dr. Roggemann in Delmenhorst ist ein kleines kritisches Cabinetsstück und sollte von jedem Lister-Schwärmer gelesen und beherzigt werden. Die deutsche Chirurgie wird dann bald zur Einfachheit ihrer grössten Meister, eines Dieffenbach und Stromeyer zurückkehren und Lister, der chirurgische Brown des 19. Jahrhunderts, ein überwundener Standpunkt sein!

UNIV. OF MICHIGAN,

MAY 21 1912

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.